NEUESTE WELTKUNDE

Digitized by Google

HE LIBRARY
olleal Collection

Digitized by Google

THE LIBRARY

Periodical Collection
CLASS

BOOK

Digitized by Google

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Neunter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

1834:9-12

Dritter Band, siebenter bis neunter Theil.

Neunter Theil.

Aarau 1834.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der dramatischen Kunst befremdende Regeln und Eigenthümlichkeiten bei den Hindus.

Erster Artikel.

Es ist nicht zu verwundern, daß der hindustanischen und der Sanskrit-Literatur Studium, einigen ausgezeichneten Personen einen eifrigen, leidenschaftlichen, ausschließlichen Enthusiasmus eingeprägt. Nicht blos ist dies Studium schwierig und neu; man ist kaum auch in seine Tiefe gedrungen, so gewahrt man überall schon Größe, Majestät, Unermeßlichkeit.

Zeit, Raum, Zukunft, Vergangenheit, Alles ist unbegrenzt. Nirgends stellen der Einbildungskraft sich Schranken dar. Die Geschichte hat nirgends ihre Meilensteine ausgestellt. Die hindustanische Chronologie mißt die Zeit nur Jahrtausendweise. Wissenschaft, Aberglaube, Poesie verliert sich in einem Horizont, wo das Auge rastlos umherirrt, ohne irgend einen festen Ruhepunkt zu entdecken.

Die Morgenländer haben nur Träumereien. Aber sie sind erhaben. Sie spähen nach den Attributen Dessen, der Ewigkeit ist. Sie versuchen, dieser Attribute sich zu bemächtigen, durch die Kunst sie anschaulich zu machen. Ihrer Literatur Gebäude ist eine wirkliche Fantasmagorie, ein ewiger Somnam-

467931

Digitized by Google

bulismus, ein unermeßlicher Traum, dessen Quelle jedoch in der Wirklichkeit ist, der jenes dem menschlichen Herzen eigenthümliche Gefühl des Unendlichen, entwickelt und erhöhet.

Eine tiefempfundene Natürlichkeit, die reinste, die keuscheste Wahrheit, entsprießt oft dem Schooße so geheimnißvoller Dünste. Der Wahrheit strahlende Gestalt erscheint oft unter den tausend Falten des Sinnbildes, wie die Sonne den dunkeln Schleier zerreißt, den dichtes Gewölk vor ihr ausgebreitet hat.

Vor der Klarheit der europäischen gesunden Vernunft, sind alle diese alten Hirngespinnste Asiens wie auf einen Zauberschlag verschwunden. Aber dieser gesunde Verstand, Frucht vieler Jahrhunderte, Ergebniß ihrer langsamen Arbeit, letzter Ausdruck ihres beständigen Strebens, hatte seine Wiege in der großartigen, umschleierten, schwebenden Poesie der Urzeit.

Was man ehemals „Wissenschaft“ nannte, ist Narrheit und Lüge geworden. Aber was wir jetzt Wissenschaft nennen, war im Keime enthalten in jener falschen, lügnerischen Wissenschaft.

Die asiatischen Träumereien, früher wie Nebel den ganzen zivilisirten Gesichtskreis bedeckend, sind als befruchtender Regen herabgeflossen, und haben die griechische Verstandeskraft geweckt. Ihr Prisma ist vernichtet. Die Hindus befinden sich nicht mehr an der Welt-Zivilisation Spitze. Man sieht sie nicht mehr, wie vor Pythagoras, hoch über alle gegenwärtigen und zukünftigen Schickungen der Menschheit erhaben.

Die Hand der Zeit, des europäischen Wissens Geduld, hat dieses prächtigen Gewebes Faden zer-

rissen. Einige gelehrte deutsche Professoren, einige junge Indien bewohnende Briten, haben mit der nothwendigen Beharrlichkeit sich bewaffnet, um in unbekannte Regionen zu dringen, eine Landschaft, handelnde Personen, einzelne Umstände zu betrachten, die keine Aehnlichkeit haben mit dem, was die europäische Welt ihnen darzubieten vermag.

An der Spitze dieser unermüdlichen Forscher, denen der Poesie Gefühl nicht immer geraubt worden durch die Länge ihrer vorläufig nothwendigen Arbeiten, befinden sich Männer wie Schlegel, Bopp, W. Jones und Hayman Wilson, Sekretär der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, gegenwärtig Professor des Sanskrit, auf der Universität Oxford.

Der letztgenannte hat Europa mit dem Dasein einer oft begeisterten, beinahe immer durch ihre Lauterkeit und Zierlichkeit merkwürdigen Sanskrit-Literatur vertraut gemacht. In dieser neuen Welt, in dieser Sphäre, von der die Leser eines Horaz und Aristoteles nicht die mindeste Ahnung gehabt, ist Aberglaube freilich vorherrschend, doch wird er sehr gemildert durch reiche Einbildungskraft. Er zeigt sich unter den angenehmsten, reizendsten Formen allein, überspannt, schmelzend, sprühend, geistersehend; doch rein, friedlich, wie aufgelöset in Dunst und Duft, keinesweges bemühet menschliche Leichname übereinander zu häufen, sondern Glaubensmeinungen zu begründen, und mit zierlichen, ergreifenden, verführerischen Formen sie zu bekleiden.

Die schönste hindustanische Poesie reicht nicht über die christliche Aera hinaus.

Schon hatte William Jones, dieser leichte,

durchdringende, thätige Geist, uns benachrichtigt, daß die hindustanische Nation ihr volksthümliches Drama habe. „Sakuntala," elegisch-dramatische Skizze, deren rührende Schönheit Tasso's Hirtengedichten, wie den einfachen Szenen von Sophokles zur Seite gestellt werden kann, war eine unerwartete Offenbarung für Europa.

In seine Fußstapfen trat Professor Taylor, von Bombay, der durch Uebersetzung und Herausgabe eines Buches, betitelt: „Aufgang des intellektuellen Mondes," bewies, daß dies metaphysische Drama, im Mittelalter von Scholastikern erfunden, den Indiern längst bekannt war.

„Prabodha Schandrodhaga" hat in der That eine auffallende Aehnlichkeit mit den altfranzösischen und altenglischen geistlichen Stücken, in denen man, beim Aufrollen des Vorhangs, Dame Vernunft auf einem Throne sitzend erblickt, gegen Unwissenheit beweisführend, und die menschliche Seele wiegend, die der ewige Vater in ihre ersten Windeln gelegt.

Ein Werk höherer Art, „Malati und Madhawa," wurde sodann von Colebrooke zergliedert, der den literarischen Theil dem philologischen seiner Arbeit unterordnete, und sich vorzüglich damit beschäftigte, die verlornen Regeln der Sanskrit- und Prakrit-Prosodie wieder zu erspähen. Wie Sakuntala, gehört dies letzte Stück zu denen, die von religiösem Ritus eingegeben, in einer beinahe geistlichen Sphäre sich bewegen, Werke, die halb Hymne halb Idylle sind, die etwas vom Pastor Fido und von Athalia haben.

Alle andere Gattungen dramatischer Hindu-Poesie

waren uns unbekannt, bis endlich Hayman Wilson dieſe Schätze entdeckte. Durch ihn können wir jetzt eben ſo genau das indiſche Drama, als das europäiſche des 16. und 17. Jahrhunderts, beurtheilen.

In Indien, wie in Griechenland, waren heroiſche Fabel und Dichtkunſt Bruder und Schweſter. Die dramatiſche Begeiſterung Bawabuti's und Kalidaſa's entſprießt, gleich der des Sophokles, aus den Höhen des religiöſen Gedankens. Wie in Griechenland, ſind es Ereigniſſe heroiſcher Tradition, Liebes-Abenteuer, Kriege, Rivalitäten, Wuth-Ausbrüche, Thaten von Halbgöttern, deren der Dichter ſich bemächtigt, und die er in ſeinem Drama ausbeutet. Wie ebenfalls in Griechenland iſt das Drama nicht eine profane Beluſtigung, ſondern etwas Geheiligtes, ein weſentlicher Theil des frommen Ritus ſelbſt.

Nicht wie bei uns in 20 räuchrigen Sälen, beim Schimmer einiger Lampen, mit von langem Gebrauch beſchmutzten und abgetragenen Gewändern, umfluthet von den Ausdünſtungen von tauſend mehr oder weniger angeregten Perſonen, fanden die Vorſtellungen ſtatt, ſondern bei großen Feſten, ein oder zweimal jährlich, wenn es darum zu thun war, einen Tempel einzuweihen, den Jahrestag eines glücklichen Ereigniſſes, einer Eroberung, der Einnahme einer Stadt, der Geburt eines Prinzen, zu feiern.

Von allen Seiten des Landes ſtrömte alsdann Volk herbei, um Zeuge einer ſolchen feierlichen Darſtellung zu ſein. Auf großen Plätzen, in den innern Palaſthöfen, unter freiem Himmel, am hellen Tage, in Mitte einer unüberſehbaren, von Ehrfurcht durch-

drungenen Volksmenge, wurden die in Rede stehenden Stücke gespielt. Die Könige liehen dazu ihre Wagen, ihre Waffen, ihre Diener, ihre Kleider, um den Glanz so ausserordentlicher Vorstellungen zu erhöhen. Bei allen Völkern übrigens hat etwas Aehnliches sich ereignet. Man erinnert in Europa sich noch der Zeit, wo die Feier der christlichen Mysterien 5 bis 6 Tage dauerte, und mit großem Pomp begangen wurde.

Daß eine lyrische, tiefergreifende, majestätische Poesie dergleichen Vorstellungen eingegeben, hat nichts Erstaunliches mehr. Aber daß die Theorie dieses Dramas verfeinert, zersplittert, in eine unendliche Mannigfaltigkeit metaphysischer Abtheilungen geschieden worden durch der Kritiker sinnreiche Nachforschung; daß alle Erfindungen der europäischen Redekunst, die man den Spitzfindigkeiten der Kasuisten verdankt, neben den brahmanischen, von den Aristoteles zu Dekan gebrauchten Klügeleien, in Nichts versinken, das möchte man in Frankreich und England schwerlich glauben, und sich vielleicht nie zu erklären vermögen.

Nichts ist indessen wahrer. Die Griechen hatten schon ziemlich zarte Unterscheidungen aufgestellt. Die der Hindus rühren her von unglaublichen Künsteleien, erstrecken sich bis zu den verwaschensten Schattirungen, und man gewahrt nicht ohne Erstaunen, in welchem Spinnegewebe diese Marivaux der Aesthetik ihre beinahe unfühlbaren Sandkörner zu wiegen sich bemühen.

Nach der Sanskrit-Kritik, hat jede szenische Darstellung den Zweck, zugleich zu vergnügen und zu

unterrichten. Das hieß von einer unbestreitbaren Basis, von einem sehr wahren Gesichtspunkt ausgehen. Aber vor Erreichung dieses Ziels, haben wir mehr als einen Umschweif zu machen, mehr als eine Abweichung auf dem intellektuellen Wege zu verfolgen.

Wie der Tonsetzer seine musikalischen Laute, wie der Maler die auf seinem Farbenbrett vertheilten Schattirungen verwendet, so auch hat der dramatische Schriftsteller zu seiner Verfügung eine gewisse Zahl Elemente, Anregungen und Hebel, die der Kritiker sehr wissenschaftlich in zwei Klassen, die Bawas und die Rasas, scheidet.

Die Bawas sind gewisse Bedingungen des Geistes und Körpers, die verschiedene Umgestaltungen in der Organisation und in der Denkkraft einer Person nach sich ziehen. Es sind eigentlich intellektuelle und physische Milderungen, die den Zuschauern die von der Person selbst erlittenen Anregungen mittheilen.

Wenn diese Milderung gewöhnlich und dauernd ist, staltet sie den Menschen von Grund aus um. Sie wird ein Theil seines Daseins, eine Neigung, ein Geschmack, eine Nothwendigkeit: sie verwandelt sich in Rasas. Es gibt Umstände, wo die Rasas und die Bawas sich verschmelzen. Im Allgemeinen aber sind die Bawas nichts als Zufälligkeiten des moralischen und physischen Lebens, während die Rasas Leidenschaften werden.

„Das ist," wird man sagen, „eine sinnreich genug bewerkstelligte Unterabtheilung und Zergliederung. Indessen sehen wir nicht ein, welche genaue Bezie-

hung statt findet zwischen dieser metaphysischen Arbeit und dem Drama."....

Ein wenig Geduld. Die Hindu-Kritik hat ihr Seiden-Gewebe, ihr Luftnetz noch nicht beendet. Der Bawa kann dauerhaft sein, oder vorübergehend. Der Sathaige Bawa, oder die sich fortsetzende und verlängernde Gemüths-Bewegung, ist neunerlei Art. Der Wyabihari Bawa ist drei und dreißigerlei Art. Diese vorübergehenden Anregungen, diese Tasten des dramatischen Klaviers, diese Schattirungen der von dem Dichter gebrauchten Farbenleiter sind: Rausch — Stammeln — Uebereilung — Folgerung — Niedergeschlagenheit — Krankheit — Teufels-Besessenheit — Vergnügens-Uebermaß — Hunger — Durst — Zerstreuung — Geistes-Zusammendrängung — Schlaflust — Handlungs-Ungewißheit — und endlich (was dem indischen Genie vollkommen angemessen ist) Tod.

Wir mögen nicht eintreten in die Einzelnheiten der zahlreichen Unter-Abtheilungen, die neue Klassen in dieser zweiten Klasse der Bawas feststellen. Denn es gibt noch viele Zugehörungen (Wibawas), Präliminarien (Anubawas) und selbst Entfernungen (Satuikabawas), die beinahe kein Ende haben. Wenn irgend ein Pondit es unternähme, was wir jetzt schreiben zu lesen, würde seine Verachtnng über unsere Unwissenheit eben so groß sein, als die Verwirrung, worin wir die 33 Gemüths-Bewegungen von verschiedenen Klassen gelassen, ihm Stoff zu einem mitleidigen Gelächter darbieten dürfte.

Die Rasas haben nothwendigerweise etwas bestimmteres. Sie sind Freude, Liebe, Wuth, Zärt-

lichkeit, Heldenmuth, Einfalt, Erſtaunen, Abſcheu. Es war dem Schauſpieldichter vergönnt, jeder dieſer Leidenſchaften ein Drama zu entnehmen, mit Ausnahme des Abſcheues, der von den Hindu-Poeten nie als Text gebraucht worden.

Gott weiß, welch' einen herrlichen Anblick ein Trauerſpiel, begründet „auf das Gefühl, welches zurückſtoßende Dinge, unangenehme Gerüche, ſchlechter Geſchmack und beſchimpfende Worte eingeflößt,“ dargeboten hätte. Solches wenigſtens iſt die Erklärung des Abſcheues, gegeben von den dortigen Kritikern. Wahr iſt es jedoch, daß man einzelne Szenen dem Ausdruck dieſer Empfindung gewidmet hat. Von ſolcher Tendenz iſt unter andern ein Dialog des Weni Sankara. Zwei Dämone begegnen ſich im Himmel, wo ſie ſich mit Verwünſchungen, Flüchen und Schande überhäufen.

Indiens ſinnbildliches Genie, hat jeden obiger Eindrücke unter einer eigenthümlichen Farbe, wie einer beſonderen Gottheit geweihet, dargeſtellt. Die Liebe, in Wiſchnu verſinnlicht, iſt von dunkelblauer Farbe. Die Heiterkeit iſt weiß, und Rama iſt ihr Patron. Die Zärtlichkeit iſt blaßroth, und ſteht Rudra zu. Die Wuth iſt roth, und gehört Sakra. Der Heldenmuth iſt grau, und hängt ab von Waruna. Das Entſetzen iſt ſchwarz, und iſt Yama eigen. Der Abſcheu iſt blaßblau, und wird Mahakala zugeſchrieben. Das Erſtaunen iſt gelb, und iſt Brahmas Theil. Die Ruhe hat keinen Gott.

Es iſt befremdend genug, daß jede Gemüths-Bewegung, auf welche ein hinduiſches Stück ſich beziehet, ihre eigene Farbe hat, die ſolchergeſtalt ihm als

Fahne dient, dergestalt, daß dies Drama, betitelt „Malati und Madawa," unter dem Schutze der dunkelblauen Farbe, die der Liebe (Singara) gewidmet ist, sich zeigt; während das Drama „Wira Scheritra" ganz dem Heldenmuthe, und das „Uttara Rama Scheritra," unter blaßrother Farbe, der Zärtlichkeit, folglich dem Gott Rudra, zugehört. Diese drei Stücke sind von Bawabuti, was beweiset, daß die von uns angedeuteten zarten Unterabtheilungen mehr sind als Theorien, weil sie von der Dichter Talent selbst in Ausübung gestellt worden.

Nach Klassifizirung der Gemüths-Bewegungen ihres Dramas, haben die Indier demselben anatomischen Verfahren auch ihre Helden und Heldinnen unterzogen. Alle Menschen-Gattungen, vom Bettler bis zum König, alle Dämonen und alle Götter, in ihren unendlichen Unter-Abtheilungen, finden in dem Hindu-Drama ihren Platz.

Man verlangt von ihnen nur, daß sie ihren Stand wohl bewahren, daß jede szenische Dichtung ihren, mit dem vorgeschriebenen Plan und desselben Schattirungen in Uebereinstimmung stehenden, Helden habe: Gott, Halbgott, übernatürliches Wesen in den großen Trauerspielen; tugendhafter Sterblicher, vom Himmel Erwählter in einigen der Geschichte, der Fabel, oder der bloßen Einbildungskraft des Verfassers entlehnten Stücken.

„Es gibt 48 Arten ein Held zu sein," sagt der Sanskrit-Kritiker, „und betrachtet man diese 48 Arten unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten der Unsterblichkeit, des beschränkten Lebens, oder des himmlischen Ursprungs, so findet man deren 144."

Die Heldinnen sind beinahe auf derselben Linie: himmlische Nimphen, Bräute von Halbgöttern, Frauen von Heiligen, oder heilige Frauen (zwei Klassen, welche die Kritiker mit vieler Sorgfalt unterscheiden), wie wenn die Frau eines Heiligen immer der des Sokrates ähnlich sein, und eine heilige Frau immer einen Teufel zum Mann haben müßte. Musen, die im Himmel singen, Gottheiten der Wälder und der Schatten, werden ebenfalls zum Drama erster Klasse zugelassen. In den blos ersonnenen Stücken figuriren Buhlerinnen und Prinzessinnen, und in den Intrigue-Dramen sieht man alle Bewohnerinnen des Harems in Eifersucht, Schönheit, Grazie und Zierlichkeit sich um den Preis bewerben.

Man weiß, wie die alten Kasuisten die Attribute der Gottheit bestimmt, und in Unter-Abtheilungen geschieden haben. Die Theologen der Hindu-Kritik sind nicht weniger spitzfindig, nicht weniger scharfsüchtig, nicht weniger umsichtsvoll in ihren Sezirungen. Theilen wir die vollständige Zergliederung der Heldin mit, wie der Sanskrit-Dichter sie begreift.

Sie braucht zwanzig Anankaras, nicht mehr und nicht weniger. Die Anankaras sind die Reize und Verführungskünste der Frauen. Die Europäerinnen können dazu nur ein Kontingent von fünf Reizen stellen, nämlich: 1. Schönheit, 2. Jugend, 3. Glanz, 4. Gleichmuth, 5. Treue. Die Sanskrit-Dichter verlangen von ihrer Nagika oder Heldin ausserdem noch gewisse Zartheiten der Gemüths-Bewegung oder der Gefallsucht, die wir in unsere literarische Gesetzbücher bisher nicht aufgenommen.

Sie muß der Reihe nach aussprechen: Bawa,

erste Bewegung einer erwachenden, liebesuchenden Seele; Hawa, steigende Bewegung, Zittern, Bläße, plötzliches Erröthen; Hela, Drang eines seinem Gebieter sich überlassenden Herzens; Lila, halbspöttelnde Heiterkeit, welche die Bewegungen, den Gang, die Betheuerungen eines Liebhabers nachahmt; Wilada, Ausdruck eines Verlangens, der sich im Blick, in der bebenden Stimme, in der Bewegungen Heftigkeit verräth; Wischitti, Nichtachtung der Welt, Zerstreutheit, durch Leidenschaft erzeugtes Dahinträumen; Wibrahma, Selbst-Vernachläßigung, der Handlungen Inkoherenz, Selbstvergessen und Vernachläßigung alles Putzes; Kilia-Kinschitam, Ungewißheit, Aufregung, Gemisch von Zorn und Zärtlichkeit, von Freude und Verdruß; Mottaytan, stummer Ausdruck gegenseitiger Liebe; Kuttamitan, Ziererei des Geliebten Liebkosungen abzulehnen; Wikrita, sich verstellende Scham und Bescheidenheit, welche die feurigsten Wünsche im Grunde des Herzens verbirgt; endlich Lolitan, der letzte Punkt, der entscheidende Zweck dieses großen, mehr zergliederten Romans, als die Karte von Tendre, der den Metaphysikern der indischen Liebe zu nicht gemeiner Ehre gereicht. Lolitan ist der Triumph, das Entfalten der Seele und der Sinne, der glückliche Augenblick, der mit dem Vergnügen, das man gewährt und empfängt, sich schmückt, wo man seine Reize erhöhet, um stärker noch geliebt zu sein, um mehr noch zu gefallen, um den Rausch zu vermehren und zu verlängern, in den man selbst versenkt ist.

Solches ist die Heldin. Hat man sie bewundert, umringt von ihren 20 Anakaras oder Manieren lie-

benswürdig zu sein, braucht der Held nicht weniger Eigenschaften, um den Forderungen der hindustanischen Kunstrichter zu entsprechen. Er muß vor Allem einen Freund oder einen Vertrauten haben, wie die Heldin ihre Vertraute oder Theilnehmerin, gewöhnlich ihre Milchschwester, hat.

Um den Helden gruppiren sich seine Höflinge, seine Offiziere, seine Minister und seine Diener, wie um die Heldin ihre Ehrendamen und ihre Freundinnen. Der Held hat nothwendigerweise einen Gegner und einen Nebenbuhler. Man findet in vielen Dramen (was jedoch keine unumgängliche oder erforderliche Nothwendigkeit der Aufgabe ist) religiöse Frauen, die einen Heuchlerinnen, die andern lächerliche Geschöpfe, neben einigen unterrichteten und tugendhaften Personen. Es gibt weibliche Tartüffen, Richelieux und Sullys. Eine bewunderungswürdige Rolle in Malati und Madawa ist die einer alten Priesterin, die ein ganzes Königreich durch ihren Verstand rettet.

Unter diesen Sonderbarkeiten sticht eine noch größere hervor. Von allen bekannten Völkern ist das hindustanische das einzige, dessen Drama vielsprachig ist. Seine Hauptpersonen drücken sich nicht aus in der gewöhnlichen, sondern in der gelehrten Sprache. Allen religiösen, moralischen und poetischen Ideen beigesellt, schreibt dies Drama, Sohn der Sanskrit-Epopee, seinen Helden die Sprache der Brahmanen zu, deren nie das Volk sich bedient, und die ein reiches, musikalisches Instrument ist.

Die Heldin bedient sich des reinen Prakrit, einer noch sanftern, sehr verweichlichten Mundart, die ungefähr dieselbe Beziehung hat mit dem Sanskrit, als

das Italienische mit dem Lateinischen. Ihre Frauen und ihre Freundinnen reden eine gemeinere Sprache, deren Wurzel Prakrit ist. Krämer und andere untergeordnete Personen sprechen eine Art Kauderwelsch, das, dürfte man einigen Schriftstellern Glauben beimessen, nach den verschiedenen Gewerben oder Handwerken, seine eigenthümliche Betonung haben würde. In Wirklichkeit gibt es darin jedoch nur drei oder vier Unter-Abtheilungen, was unsers Erachtens mehr als genug ist. Welchen Eindruck müßte auf uns ein Schauspiel machen, das in 4 oder 5 untermischten Sprachen oder Mundarten geschrieben wäre?

Es scheint uns, daß kein Erörterer, selbst Wilson nicht, das Geheimniß dieser Sonderbarkeit begriffen und erklärt. Sollte ihr Beweggrund nicht der in Indien so tief eingewurzelte Kastengeist sein? Nach der Anordnung, die jeden Stand und jede Race inner unübersteiglichen Grenzen beschränkte, sollte der Sudra nicht begreifen, was der Brahman sagte, eben so wenig, als der verfluchte Tschandala der Unterhaltung des Sudra sich beigesellen durfte.

Man denke sich danach, was eine Vorstellung sein mußte, wo die Zuschauer nur d a s verstanden, was von Personen ihres Standes gesprochen wurde. Des Stückes Ueberrest war für sie eine Pantomime, deren Sinn sie nach den Angaben entzifferten, den gewisse Szenen ihnen dargeboten. Nur die Brahmanen, der wissenschaftlichen Sprache alleinige Inhaber, und mit der gewöhnlichen Mundart vertraut, hatten den Schlüssel zu der ganzen dramatischen Darstellung.

Neben dem Helden und der Heldin erblicken wir zwei andere nothwendige Personen: die eine ist W i t a,

und erinnert, mit milderen, angenehmeren Farben, an den Schmarotzer der griechischen Stücke. Er ist Mann von gutem Ton, der zu singen, zu lachen, zu trinken versteht; ein hinduischer Champcenetz und la Chapelle. Er spielt Guitarra und kann treffliche Triller schlagen. Sein Gewerbe besteht darin, keins zu haben, sich bei reichen Leuten einzunisten, sie zu belustigen, und von ihnen sich nähren zu lassen. Er ist nicht verächtlich, weil er seine Knechtschaft mit einer gewissen leichten und zierlichen Würde zu bekleiden versteht.

Widuschaka ist eine andere hindustanische Schöpfung. Zwischen dem Gracioso der Spanier und dem Clown der Engländer mitten innestehend, ist er eine Art Sancho Pansa, mit albernen Sprichwörtchen um sich werfend, und sich mit Fleiß der Lächerlichkeit preisgebend, wenn sein alleiniger Gott, sein Bauch, dabei seine Rechnung findet. Gefälliger und leichtzugewinnender Merkur aller Verliebten, die um seine Vermittelung sich bewerben, ist er ganz dem Kultus der Sinne ergeben, dabei aber gewöhnlich ein guter Teufel, ein lachender Freund, zu dem man Vertrauen haben kann.

Oft ist er wirklich bewunderungswürdig in Mitte großer tragischer Szenen. Seines Erachtens verzögern alle erhabenen Gesinnungs- und Empfindungs-Explosionen die Zeit des Mittagessens, was für ihn ein großes Uebel ist. Sie schaden dem Normal-Zustande des Magens, indem sie köstliche Gerichte der Gefahr aussetzen, zu verderben, was für den Widuschaka das schrecklichste, haaremporsträubendste Unglück ist.

Jedes Sanskritstück hat sein Vorspiel, nicht wie bei Euripides und Plautus einen unwahrscheinlichen, wenig natürlichen Monolog, sondern einen Dialog, dessen Erfindung zugleich einfach und treffend ist.

Der Direktor erscheint auf der Bühne, mit einem Schauspieler oder einer Schauspielerin. Er deutet vorläufig den Inhalt dessen an, was dargestellt werden soll. Er macht den Zuschauer mit des Dichters Gedanken vertraut. Es ist eine regelmäßige Vorrede. Man weiß danach, welches die Schauspieler sein werden, auf welcher geschichtlichen Basis das Drama beruhet, wer des Werkes Verfasser ist, und welches der Ausstellung einzelne Umstände sind.

Unsers Erachtens ist solch Verfahren vernünftiger, als das in Europa gebräuchliche. Man sehe nur wie viel Mühe der Schriftsteller sich geben, welchen Martern er seinen Verstand unterwerfen muß, in welche Unwahrscheinlichkeiten er geräth, um die einzelnen der Handlung vorangegangenen Umstände begreiflich zu machen.

In unserm Leben, wie es ist, sind Vorreden überflüssig. Man braucht nicht seine ganze vergangene Geschichte zu erzählen, wie die meisten Personen, die Sophokles, Euripides, und ihre Nachahmer Racine, Corneille und Voltaire zur Auseinandersetzung ihrer Stücke gebraucht. Mit Hilfe des hindustanischen Vorspiels, entwickelt sich Alles eben so einfach als verständlich. Das vollständige Gemälde dessen, was man zu wissen braucht, um medias in res einzutreten, wird durch den Theater-Vorsteher selbst entwickelt. Man braucht dem Drama nur noch zu vergönnen rasch fortzuschreiten.

Auf dieſe Einleitung, deren die alten engliſchen Dichter, unter andern Shakſpear, ſehr geſchickt ſich bedient, folgt immer ein kurzes Gebet, eine Anrufung, die bei keinem Stücke fehlen darf, weil der Karakter der Hindu-Dramas vor Allem religiös iſt. Das eigentliche Stück beginnt ſodann. Es ſcheidet ſich in Szenen und Aufzüge, wie die unſrigen. Der letzten kann es bis zehn geben; die meiſten Dramen haben deren jedoch nur 5 oder 6.

Die Ein- und Austritte ſind wie bei uns, jedoch mit einer einzigen Ausnahme. Auf beiden Seiten der Bühne befinden ſich zwei Einführer, die dem Stücke übrigens fremd ſind, und die nichts weiter zu thun haben, als daß ſie den Zuſchauern die eintretenden Perſonen anmelden.

Dergleichen dramatiſchen Kammerdiener, Zeugen der ſonderbaren Natürlichkeit, die bei dieſen Dichtungen ſich geltend gemacht, würden in Europa nicht wenig Erſtaunen erregen. Sie erinnern uns an jenes niederländiſche Gemälde, einen Mann darſtellend, der einen Bär tanzen lehrt. In der wohlwollenden Abſicht, daß man über der Perſonen Aehnlichkeit ſich nicht täuſche, hatte der Maler unter jede derſelben geſchrieben: „dies iſt der Bär; dies iſt der Mann.“

Neben ſolcher beinahe kindiſchen Einfalt, findet man wirklich bewunderungswürdige Züge der durchdachteſten Geſchicklichkeit. Nie greift die Handlung eines Aufzuges der eines andern zuvor. Alle Begebenheiten zeichnen ſich vollkommen. Alle Karakter bleiben ihrer erſten Entwickelung getreu. Das Werk ſtockt nicht, um wieder anzufangen, und beginnt

nicht, um zu stocken, wie der Fall nur in zu vielen europäischen Trauerspielen eintritt.

Die Hindus haben ebenfalls, wie die Römer, ihr valete und plaudite. Ein kurzes, von der Hauptperson gesprochenes Gebet, beendet das Werk, dessen letzte Worte den Wunsch des Schauspielers für Glück und Wohlergehen aller Anwesenden ausdrücken.

Man sieht, was Großes, Poetisches, Edles in einer solchen religiösen, volksthümlichen Vorstellung war, die nur zu Zeiten öffentlicher Belustigungen, oder bei großen nationalen Feierlichkeiten, gegeben wurde. Es war eine gewisse Heiligkeit, eine tiefe Verehrung verbunden mit dem Sanskrit, der Hauptsprache der in diesen Stücken auftretenden Helden.

Man spielte sie in der Jahreszeit, die besonders der Gottheit gewidmet war, unter deren Schutz der Dichter sich begeben. Man wohnte nicht einer augenblicklichen Aufregung wegen dem Schauspiel bei, oder um ein Mittel gegen Langeweile und Verdruß zu finden. Mah sah nicht den Anschlagzettel hundertmal den Titel desselben Stückes anzeigen. Jedes Drama hatte nur eine einzige Vorstellung.

An dem feierlichen Tage derselben strömte man von allen Seiten herbei, um großen und vergnügenden Lektionen beizuwohnen. Jedermann war durchdrungen von Glaube, von Religion, von einem Gefühl ererbter Ehrfurcht für solche religiösen Zeremonien, und was unverständlich blieb für das Volk in einem Theile des Dramas, gesellte vielleicht eine um so feierlichere Schattirung der frommen und fürchtenden Achtung bei, wovon alle Zuschauer erfüllt waren.

Leicht bemerkt man bis hierher die häufigen Beziehungen zwiſchen dem indiſchen und dem griechiſchen Drama. Dies letzte iſt ganz enthalten in dem umfaſſenderen, ſpitzfindigeren, weniger regelmäßigen aber fruchtbareren Sanſkrit-Drama, das einer minder gelehrten Kunſt unterworfen, dennoch von einer mehr metaphyſiſchen Philoſophie beherrſcht wird.

Der Chor und die Tänze der griechiſchen Tragödien ſind auch in den Hindu-Stücken vorhanden, als weſentliche Theile, nicht als Nebendinge, als innig verſchlungen mit dem eigentlichen Weſen und dem Grunde der Sache. Neben der Natya, oder der mit Worten untermiſchten Pantomime, ſtellt ſich, nach des Landes Kritikern, die Nritya, oder einfache Pantomime, und die Nritta, oder Tanzkunſt, die Siwa, nach denſelben halb religiöſen halb literariſchen Schriftſtellern, in zwei neue Arten, die Tandara und die Laſya, geſchieden.

Führen wir noch einige Meinungen dieſer Kritiker an. Sie vermögen eine Idee zu geben von der geiſtigen Ziviliſation, der wir gegenwärtiges Studium widmen.

Da es in einem Drama darum zu thun iſt, den Leidenſchaften, dem Geſchmack, den Karaktern, den Geſinnungen einen Körper und eine Form zu geben, begreift der indiſche Kritiker alle Dichtungen dieſer Art, alles was das Drama bildet, unter einer einzigen Bezeichnung. „Es iſt,“ ſagt er, „die Kunſt der Form (rupaka, von dem Worte rupa, Form). „Wir ſcheiden ſie, fügt er hinzu, in zehn Klaſſen.“

Die, welche unvollſtändige oder untergeordnete

Formen erzeugen, nennen sich Uparupakas, und theilen sich in 18 Gattungen, die genau zu beschreiben oder zu zergliedern überflüssig ist. Nataka ist das eigentliche Drama, im Allgemeinen heilig oder geschichtlich, obgleich die alten Verfasser an diese Regel sich nicht gebunden, die von den neuern Kritikern als unumgängliche Nothwendigkeit betrachtet wird.

In allen Ländern hat die angebliche Strenge der literarischen Formen sich vermehrt, nicht im Verhältniß des wirklichen Verdienstes der Schriftsteller, sondern im Gegentheil mit der fortschreitenden Hinfälligkeit der Intelligenz. Gleichviel ob der Text des Nataka gänzlich erdichtet, geschichtlich oder mythologisch ist, muß der Held immer von hoher oder göttlicher Herkunft sein. Eine alleinige Leidenschaft edler Art muß das Ganze überschweben. Man verlangt daß der Plan einfach, die Umstände wahrscheinlich, wohl verkettet, der Ursachen und Wirkungen Folge richtig angedeutet seien.

„Es ist vor Allem nothwendig," sagt ein Kritiker (der Verfasser des Sahitya Derpana), „daß die Entwickelung aus dem Schooße der Schilderung emporkeime, wie die Pflanze ihrem Saamenkorn entsteigt."

Die Wortfügung muß klar, zierlich und geschmückt sein. Das Drama muß wenigstens fünf, höchstens zehn Aufzüge haben. Handlungs-Einheit ist ihm anbefohlen. Daß die Szene immer an demselben Orte sein müsse, ist nicht einmal angedeutet. Es ist wahrscheinlich, daß, wie bei allen ursprünglichen Schaubühnen, Direktor und Schauspieler der Einbildungs-

kraft des Publikums dies unermeßliche Bereich überlieſſen, das jetzt ſo überraſchend, jedoch auf Koſten der Kunſt, von dem Maſchinenmeiſter und dem Trachten-Erfinder ausgefüllt wird. Die Zeit-Einheit iſt des Dichters Gutdünken überlaſſen. Oft, wie in den ſpaniſchen Stücken, iſt ein Aufzug ein Tag. Manchmal auch verſtreicht ein Zeitraum von 10 oder 15 Jahren in den Zwiſchenakten.

Wenn das Hindu-Drama in gewiſſen Punkten mit der helleniſchen Strenge verwandt iſt, wenn es, hinſichts der Gegenſtände Feierlichkeit und des religiöſen Ernſtes der Tragödie des Euripides und Sophokles nahe kommt, ſteht es auch, durch ſeine große Geſchmeidigkeit, mit dem eigentlichen romantiſchen Drama in Beziehung. Seine erſte Auffaſſung hat etwas von der freien, leichten Komedie, wie die ſpaniſchen Dichter ſie erfunden, wie die engliſchen Poeten des 16. Jahrhunderts mit ſo vielem Erfolg ſie in Ausführung gebracht.

Warum macht man auf die Stücke Shakſpears und Calderons die Titel Tragödie und Komedie anwendbar, die doch nur bei den Griechen, und bei ihren Nachahmern, den Römern, Sinn hatten? Sie ſchieden das menſchliche Leben in zwei Hälften, wovon die eine ernſt und furchtbar, die andere komiſch, lächerlich und leicht war.

Unſere ſo gemiſchte, ſo mannigfache, ſo ſeltſame Welt, in der es nicht einer tragiſchen Handlung an ſeiner lächerlichen, albernen Seite gebricht, in der alle Schwächen und Kleinlichkeiten unter einem ernſten Geſichtspunkte betrachtet werden können; dieſe ſo vielfältige, unendliche Welt, mit ihren wechſeln-

den Farben, ihren Proteus-Formen, Gold verbergend unterm Bettlergewande, und Trauer unter Heiterkeit, hatte sich zersetzt in dem Schmelztigel jener großen Chemiker der Verstandeskraft, der griechischen Dichter und Sophisten.

Hindus, Spanier, Engländer des Mittelalters dagegen, haben sie in ihrem ganzen Umfange, und wie sie ist, angenommen. Solches ist das Gewebe der menschlichen Bestimmung: ein Gold- und ein Stahlfaden, das Größte, wie das Schlechteste, Stärke und Schwäche, mit einem Worte der Mensch, ein Erdwurm und ein Theil der göttlichen Seele.

Dies Spiel des Glücks, des Zufalls, der Leidenschaften und der Karakter, die Spanier habe es mit mehr Wahrheit, Grazie und Leichtigkeit wiedergegeben, als die übrigen Nationen, während die Briten es mit tiefer Beobachtung der Mannigfaltigkeiten des menschlichen Karakters dargestellt.

Was man am meisten bei den Hindus bemerkt, und was am meisten in Uebereinstimmung steht mit der Sittenmilde und der elegischen, träumerischen Neigung dieses Volkes, ist das Bedürfniß, zu starke Schattirungen zu verwaschen, des Lebens Ereignisse wie eine Art ungeheure Fantasmagorie darzustellen, die kaum würdig ist, den Weisen einen Augenblick zu beschäftigen.

Was die Europäer eine tragische Wirkung nennen, ist den Indiern im höchsten Grade verhaßt. Umstände und Lagen die das Herz beengen, Thränen entreissen, die Zuschauer beben machen, und so mächtig zum Rufe eines Schriftstellers beitragen, würden bei einem dramatischen Dichter an den Gangesufern

als Vergehen gegen guten Geschmack wie gegen die Menschheit betrachtet werden.

Er darf Seinesgleichen und sich selbst nicht einer solchen Marter unterziehen. Er besudelt die Bühne nie mit Blut, und wenn es ja der Begebenheiten Gang erfordert, daß eine seiner Personen getödtet werde, verbietet ihm ein strenges Gesetz, diesen Tod dem Publikum, das ihn nur errathen darf, anzukündigen.

Nach demselben Grundsatze verbannt man vom Theater Alles, was Abscheu oder Haß erregen kann: Die gegen einen Feind geschleuderte Verwünschung, Herausforderung zum Kampf, Herabwürdigung jeder Art, Einnahme und Plünderung der Städte, Pest und große nationale Uebel.

In einer untergeordnetern Ideen-Sphäre ist die dramatische Muse dieses Landes nicht minder strengen Vorschriften unterzogen. Es ist den auftretenden Personen verboten zu beissen, zu kratzen, zu essen, zu schlafen, sich zu baden, sich zu küssen, sich zu salben; einiger andern Verbote nicht zu gedenken, die zu nackt sind, als daß wir sie andeuten könnten.

Schicklichkeit in dem Hindu-System erstreckt sich, wie man sieht, nicht allein auf äusseres Begehen und auf Worte, sondern auch auf jene Scham der Seele, auf jene Blüte zarter Empfindsamkeit, die von unsern Schriftstellern so wenig geachtet wird, wenn sie, um die Bühne der zivilisirtesten Länder der Erde zu verpesten, allen Gassenschmutz, alle Anzüglichkeiten verworfener Orte, alle Abscheu und Entsetzen erregende Ereignisse geltend zu machen sich bemühen.

Waren die Vorstellungen auch selten, wurde dennoch das Publikum durch der Dramen Länge befriedigt. Wallenstein und Don Carlos von Schiller, die beiden längsten uns bekannten Stücke, sind nichts, im Vergleich mit den indischen. Mrischakati enthält so viel Stoff als drei Trauerspiele Aeschyls. Was auch W. Jones sagen mag, ist es doch nicht wahrscheinlich, daß die dramatischen Schriftsteller Indiens so zahlreich gewesen, als er behauptet. Wir können nicht umhin, mit Wilson vorauszusetzen, daß wenn die Uparupakas, oder untergeordneten Dramen, auch in Menge vorhanden sind, die Rupakas, oder die eigentlichen großen Stücke nicht über sechszig sich belaufen.

Die lächerlichen oder grotesken Dialoge, die von den hindustanischen Gauklern, welche das Land in allen Richtungen durchwandern, erfunden werden, bieten uns noch ziemlich erkenntliche Spuren der Werke zweiten Ranges dar, von denen ohne Zweifel die Zeit eine große Menge vernichtet hat.

Don Pedro's Regierungs-Verfahren in Portugal, und das päbstliche Manifest gegen dasselbe.

Lisboa, Portugals Hauptstadt, erhebt sich wie ein Amphitheater auf sieben Hügeln, nahe an der Mündung des Tago in den atlantischen Ozean. Der prächtige Fluß bildet hier eine Art See von 80,000 Fuß Umfang, worin ganze Flotten vor Anker geben, oder sich bewegen können, ohne von den Kanonen, längs der Küste, beunruhigt zu werden. Weiter unten verengt der Tago sich wieder, zwischen Belem und dem alten Thurm, wonach er in das offene Meer sich ergießt. Beide Ufer sind hier mit Batterien bedeckt, und des Flußes Eingang wird durch ein verborgenes Felsenriff, Os Cachopos genannt, verschlossen.

Vom Tago aus gesehen, gewährt Lissabon den imposantesten, majestätischsten und malerischsten Anblick, den man sich denken kann. Dringt man dagegen in das Innere der Stadt, so zeigt sich Alles in einer ganz andern Gestalt. Würde ein Reisender plötzlich mit verbundenen Augen, und ohne zu wissen, wo er wäre, hierherversetzt, dürfte er glauben, mehrere zusammenhängende, mit Klöstern überladene Dörfer zu durchschreiten.

Die Kirchen sind größtentheils übel gebauet, von barbarischem Geschmack, mit Thürmen und Karnießen überladen, ohne alle Regelmäßigkeit, und von den allerseltsamsten Formen. In den Straßen wimmelt es von alten und jungen, von blinden und lahmen,

von stummen und verstümmelten Bettlern, die ihre Unförmlichkeiten, ihre beständig offenen Wunden mit Wohlbehagen Federmanns Blicken darbieten. Nirgends kann man zurückstoßendere, mit mehr Ungeziefer bedeckte, in stinkendere Lumpen gehüllte, zudringlichere und beharrlichere Elende sehen, als in Portugal.

Je genauer man Lissabon kennt, um so abscheulicher findet man es. Auf jedem Schritte stößt man auf ansteigende, oder steil sich hinabsenkende Gassen. Mehr als einmal glaubt man sich in Gefahr, in den Tago zu stürzen, oder in mit Unrath, mit todten Hunden und Katzen angefüllte Gruben zu gerathen, die überall offen sind, und einen unerträglichen Gestank verbreiten.

Es ist unmöglich, an irgend einem Orte eine größere Menge mit Schmutz hochangefüllter Winkelgäßchen zu finden. Alle diese Schlupfwinkel werden von Menschen bevölkert, die aus einer Räuberhöle, oder aus einem Spital entronnen zu sein scheinen. Zwischen ihnen hindurch schleichen, mit geheimnißvoller Miene, einige alte Hexen, die dem Pöbel wahrsagen, und die zugleich Mittel gegen alle möglichen Uebel und Krankheiten verkaufen.

Wahr ist es, die Neustadt ist mit größerer Ordnung gebauet. Einige Straßen sind schnurgrads, unter andern die Gold- (rua de oro), Silber- (da Prata) und August-Straße, worin man mehrere recht hübsche Kaufladen bemerkt. Aber hat man die Reiterstatue Josephs I gesehen, die den Handelsplatz schmückt, hat man den Rocio, die von einem herrlichen Dom gekrönte Kirche des Herzens Jesu, das

Kloster Belem, den Palast Necessidades, die Bank, das Mauthhaus, das indische Gebäude, das Marine-Zeughaus und die Bibliothek besucht, so hat man, wenn auch nichts besonders Merkwürdiges, dennoch Alles gesehen, was in Portugals Hauptstadt nur irgend beachtet zu werden verdient.

Es ist schwer, sich einen entsprechenden Begriff zu machen von dem beständigen Glanze der Sonne, und von ihrer drückenden Hitze in diesem Lande. Nicht leicht kann man davor sich bergen, weil ihr Einfluß überall sich fühlbar macht. Selten zeigt sich Gewölk am Himmel. Nebel ist gänzlich unbekannt. Zudem gibt es hier keine Tannenhaine wie bei den Villa's des klassischen Italiens, keine hohen Pappel-Alleen, oder dicht verschränkte Kastanienbäume, wie in den herrlichen Ebenen der Lombardei. Die alleinigen Gebüsche, welche man in der Nähe von Lissabon gewahrt, bestehen aus verkrüppelten Stämmen, aus niedrigen Orangen- oder traurigen Oelbäumen, nirgends sieht man Schäfer oder Schäferinnen, höchstens daß ein verirrter Reisender unter ihrem Halbschatten ruhet, ohne die Erquickung zu finden, welche er gesucht.

„Bald nach meiner Ankunft in Lissabon" erzählt ein Reisender, der im Mai d. J. sich daselbst aufgehalten, „begab ich mich nach dem Palast Marialva, um dem Großprior einen Besuch abzustatten. Am Eingange standen zwei schmutzige zweirädrige Kariolen, die mich vermuthen liessen, ich habe mich verirrt, und befinde mich im Hofe eines Posthauses. In meiner Voraussetzung wurde ich noch mehr bestärkt durch einige hier und da aufgeworfene Misthaufen, und durch eine Sau, die aus dem Haupteingange mit

ihren Jungen uns entgegeneilte, indem sie und ihre Familie ein herzzerreissendes Gegrunz ausstießen. Mit vieler Mühe gelangten wir durch diese Sippschaft bis zur Treppe.

„Der von der Sau und ihren Jungen verursachte Lärm hatte uns als Ankündigung gedient, was wir daraus erkannten, daß der Großprior, in Begleitung seines Neffen, eines alten Priesters, und mehrerer Livreybedienten, uns entgegenkam. Der erste empfing uns mit vieler Würde und Höflichkeit, und führte uns durch alle Theile seines Palastes. Er scheint eine ganz besondere Vorliebe zu haben für Stutz- Sand- und andere Uhren jeder Art, wenigstens zählte ich zehn Schlaguhren in seinem Schlafzimmer, deren Tiktak weithin vernehmbar war.

„In Mitte eines alterthümlich ausgeschmückten Sales stand ein mit seltenen und merkwürdigen Gegenständen bedeckter Tisch, den man eigends hingestellt zu haben schien, um die Blicke der Besucher anzuziehen. Die meisten darauf befindlichen Gegenstände waren von Schildkröte oder Elfenbein. Wir bemerkten mehrere Kreuze, kleine Schiffe, Schächtelchen, ꝛc., Alles sehr stark nach Kampher riechend.

„Während wir diese Kleinigkeiten betrachteten, indem wir uns die Nase mit unsern Schnupftüchern zuhielten, trat der ehemalige Vizekönig von Algarvien, mit einem goldgestickten Rocke bekleidet, in den Saal. Es war gerade Gesellschaftstag zu Marialva. Der Vizekönig sprach der Reihe nach, oder bunt durcheinander, portugiesisch, spanisch, italienisch und französisch. Aber was er sprach, hatte weder Tiefe noch besonderen Sinn. Er schien sich nur mit Oberfläch-

lichkeiten beschäftigen zu können, und sagte durchaus nichts, was irgend interessant gewesen wäre. a

Lissabon ist bei alledem eine große, starkbelebte Stadt. In des Hafens Nähe wimmelt es von Menschen. Mehr als 50,000 Personen drängen und schieben sich hier unaufhörlich durcheinander. Freilich sind die meisten arbeitenden Individuen Fremde, doch scheint ihr Beispiel auch auf die Portugiesen zu wirken, die hier viel beweglicher und thätiger sind, als in den übrigen Stadttheilen, wo man fast nichts als Müßiggänger bemerkt.

Seit Eröffnung der Kortes-Sitzungen scheint überhaupt mehr Regsamkeit in Lissabon's Bevölkerung gekommen zu sein. Man äussert ziemlich lebhaftes Interesse für oder wider ihre Berathungen. Don Pedro's Dekret, wegen Aufhebung der Klöster, hat großes Aufsehen erregt, und erfreut sich bei weitem nicht des allgemeinen Beifalls, den man davon erwartet zu haben schien.

Das über diesen Punkt erlassene Manifest des Pabsts, dem Se. Heiligkeit die Form einer Anrede an das geheime Konsistorium gegeben, und das in dem ganzen Portugal, man kann sich leicht denken, durch wen, zu vielen tausend Exemplaren verbreitet worden, trägt einerseits zur triftigen Besorgniß, anderseits zum steigenden Mißvergnügen das seinige bei. Theilen wir dies merkwürdige Aktenstück, das man als Valetzeichen eines zu Ende gehenden Zeitpunkts betrachten kann, in treuer Uebersetzung mit:

„Ehrwürdige Brüder. Indem wir, in unserer geistlichen Sorgfalt, das Begehen der zu Lissabon gegen Ende vorigen Jahres eingesetzten Regierung Euch

ins Gedächtniß zurückrufen, können wir nicht umhin, Euch zu erinnern, mit welchem Schmerze wir am 30. September 1833 den eifrigen Wunsch ausgesprochen, Eurer Versammlung irgend eine tröstliche Mittheilung für uns und für Euch, die Ihr so viel Antheil an unserm Schmerze nehmet, geben zu können. Wahrlich, es war nicht ohne Ursach, daß wir uns schmeichelten, unser Erwarten nicht gänzlich getäuscht zu sehen, indem wir an die Beschwerden dachten, die wir so laut gegen dieses Begehen hörbar gemacht, wie an die „Langmuth", womit wir bis jetzt gewartet, daß unsere Vorstellungen aufgenommen würden.

„Aber Ihr könnet beurtheilen, wie weit entfernt wir sind, Euch etwas unsern Wünschen und unsern Hoffnungen entsprechendes ankündigen zu können, wenn Ihr über Alles nachdenket, was seit dieser Zeit geschehen ist, und noch geschiehet, durch diese Regierung selbst, wie über die immer wachsende Kühnheit der „Boshaften", die, durch verbrecherische Angriffe, wie man weiß, nur zu sehr auf gänzliche Vernichtung der katholischen Religion hinstreben.

„Darum, ehrwürdige Brüder, sind wir genöthigt, Euch von Neuem zu unterhalten von unserm Schmerze, der um so lebhafter ist, weil seine Ursachen um so drohender geworden. Obgleich wir kaum mit Worten die Bekümmerniß Euch ausdrücken können, wovon wir durchdrungen sind, indem wir diese Kirche bald Konfiszirung und Versteigerung der heiligsten Gegenstände, und ihres Eigenthums jeder Art betrauern sehen; bald die Verschließung oder die Bemächtigung mit bewaffneter Hand der berühmtesten Tempel, so-

wohl durch die Zuströmung der Gläubigen, als durch des Kultus Pomp; bald die Vertreibung aus dem Heiligthum der ehrwürdigsten Priester, wovon die Einen verbannt, die Andern in die strengsten Kerker eingesperrt werden, indem man zugleich die heiligsten und nützlichsten Anstalten abschafft; endlich „kaum glaubliche Dinge", wovon die einen entsetzlicher als die andern sind. Und um das Maß des Unglücks voll zu machen, während diese Kirche sie erduldet, sieht sie des Trostes dessen sich beraubt, der bei so großen Uebeln von uns beauftragt war, ihr denselben zu ertheilen. Denn Ihr wisset, daß man gewaltsam aus Portugal die Person vertrieben, die unsern Nuntius vertrat, welcher selbst genöthigt worden, sich zu entfernen.

„Wie beklagenswerth nun auch diese Uebel seien, die wir mit der betrübten Kirche von Portugal beweinen müssen, gibt es deren doch einige, die in einem noch höheren Grade unsern Schmerz erregen, nämlich diejenigen, welche nicht bloß Verachtung heiliger Gegenstände und Personen betreffen, wie Beleidigung des apostolischen Stuhles, sondern die auch die Rechte verletzen, welche allein der „geistlichen Macht" zuständig sind; diejenigen, welche die göttliche Konstitution der Kirche selbst beeinträchtigen, so daß nicht ein einziger von der Religion geheiligter Gegenstand übrig bleibt, der von profanen Händen nicht besudelt worden.

„In diese Kategorie gehört unter andern sowohl die ungesetzliche Institution eines neuen Gerichtes, das beauftragt worden, eine sogenannte „allgemeine Reform" der geistlichen Angelegenheiten

zu bewerkstelligen: als Eintreibung des Pfarrei-Einkommens durch weltliche Behörde, ohne Rücksicht auf die Nothwendigkeit der kanonischen Anstalt, eben so die ungesetzlichen Rügen, welche von demselben Gerichte denjenigen auferlegt worden, die sich geweigert haben, eine von Laien übertragene geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben, und die gemachte Erfahrung, um den bischöflichen Sitz in Portugal zu erhalten, und das profane Gesetz, wodurch man den Kirchen-Vorstehern einschärft, die Ausübung der heiligen Amtspflichten, wie die Ertheilung der Sakramente nur denjenigen zu erlauben, die von der Regierung dazu die vorläufige Bewilligung erhalten; und dies andere Gesetz, wodurch man die berühmte Kirche der Himmelfahrt der glückseligen Jungfrau Maria, der Ehre des Patriarchats beraubt, zu welcher Ehre sie durch unsern heiligsten Vorgänger Klemens XI erhoben worden, aus Achtung gegen den König Johann V, der um die christliche Welt sich so sehr verdient gemacht, endlich durch das Dekret, das ohne Unterschied alle Klöster, alle geistlichen Kollegien und Pfleghäuser auflöset, und ihre Einkünfte zum „Besten der Nation" konfiszirt, um so ungerechteres und schwerer Vorwürfe würdigeres Gesetz, weil es, um unaufmerksame Geister zu täuschen, mit dem betrügerischen Schleier angeblicher Beweggründe bedeckt worden.

„Wir wollen, ehrwürdige Brüder, von dem diesem Gesetze vorangestellten Berichte sprechen, der so falsche und verbrecherische Angaben enthält, daß es unmöglich sein würde, etwas schimpflicheres gegen die geistlichen Orden, etwas Unwahreres, etwas mehr mit den unangreiflichen Denkmälern der

Kirchengeschichte, wie mit der öffentlichen Meinung selbst in Widerspruch stehendes, etwas mehr der Religion und ihren heiligen Anstalten entgegengesetztes zu sagen.

„Wir können nicht genug alle die Beängstigungen aussprechen, wovon unsere Seele bedrückt wird beim Anblick einer so großen Umwälzung katholischer Anstalten. Einerseits würden wir es bedauern, mit „Strenge“ verfahren zu müssen. Aber anderseits betrachten wir den bereits so sehr verwandelten Zustand der Religion in diesem Königreiche, wo die guten Hirten vergebens sich bemühen, dem „Uebel“ Einhalt zu thun; in diesem Königreiche, wo ehemals „Frömmigkeit und Heiligkeit der Disziplin,“ wo treue Anhänglichkeit und Dahingebung für des heiligen Petrus Stuhl so feurig und glänzend waren, und wir begreifen, daß es nicht mehr genügend ist, das Unglück der Kirche zu beweinen, sondern daß man alle Kraft aufbieten müsse, davon sie zu befreien.

„Wir flehen zum Himmel, damit kein Beweggrund, keine menschliche Neigung bei uns über unsere „Pflicht“ die Oberhand behalte. Wir flehen zum Himmel, daß man uns nie den Vorwurf machen könne, die Freiheit der Kirche verrathen, und schmählicherweise die Sache der Religion und „Gottes“ verlassen zu haben. Wir flehen zum Himmel, daß die Besorgniß einer „schrecklichen Reibung,“ oder einer drohenden Gefahr, uns nicht verhindern, solche Maßregeln zu ergreifen, die uns zur Würde des heiligen Stuhles und zur Vertheidigung der Kirche am entsprechendsten scheinen werden.

„Wir erklären selbst laut und öffentlich, daß wir uns glücklich schätzen würden, wenn wir, gleich den

Apoſteln, etwas für die gerechte Sache zu leiden hätten. Ausgeſtattet, wie wir hoffen, mit jenem Muthe, der von „oben“ kommt, erheben wir von Neuem unſere Hirtenſtimme, um mit apoſtoliſcher Freiheit die uns anvertraute Rolle zu erfüllen.

„Demzufolge tadeln wir nicht allein wiederholt, wir verdammen auch, und erklären für Null und nichtig alle Dekrete beſagter Regierung, welche zur Verletzung der Rechte und der Macht der Religion, der Kirche und des apoſtoliſchen Stuhles erlaſſen werden. Wir ermahnen auch noch ernſtlich alle Diejenigen, in deren Namen, auf deren Willen oder Befehl dieſe Dekrete gegeben worden, und fordern ſie auf, wohl zu bedenken, welche Strafen und Rügen, feſtgeſtellt durch die apoſtoliſchen Konſtitutionen, durch die Kirchen-Vorſchriften der heiligen Konzilien, durch die Maximen des Konziliums von Trient (Sekt. 22, Kap. 11.) gegen die „Heiligthumsſchänder und Räuber heiliger Gegenſtände,“ gegen alle diejenigen beſtimmt worden, welche geiſtliche „Macht und Freiheit“ verletzen, wie gegen alle, welche die „Rechte der Kirche und des heiligen Stuhls“ ſich angemaßt.

„Geſchähe es nach alledem, daß die Angriffe gegen die Macht und die „Abgabenfreiheit“ der Geiſtlichkeit nicht eingeſtellt würden, daß man die zahlloſen Uebel nicht ausgliche, welche man der Kirche und der katholiſchen Welt im Allgemeinen durch ein ſo ſchuldiges Beiſpiel zugefügt, ſo erklären wir, daß wir nicht zögern werden, mit der größten Strenge gegen die Urheber ſo vielen Unheils zu verfahren, und uns gegen ſie der Waffen zu bedienen, welche „Gott“ unſerm heiligen Amte anvertrauet hat.

„Möge es dem Himmel gefallen, eine für unſer Herz ſo peinliche Nothwendigkeit zu beſeitigen, und ſolche Waffen zu gebrauchen. Möge der Himmel, daß diejenigen, welche der Kirche ſo viel Uebeles zugefügt haben, den Worten des Herrn, deſſen „Stellvertreter“ wir ſind, ein geneigtes Ohr leihen, und daß ſie nicht warten, bis ſie die Strenge empfinden, mit welcher der Herr, aufhörend Vater zu ſein, um Richter zu werden, diejenigen behandelt, welche es gewagt, ſeinen heiligen Tempel zu entweihen. Mögen ſie ſich erinnern an die ſtrengen Worte des heiligen Ziprian: „daß derjenige, welcher die Kirche nicht als ſeine Mutter anerkennt, Gott nicht zum Vater haben kann.“ Mögen ſie darum in den Schoos einer Kirche ſich werfen, die ihnen weinend die Wunden zeigt, welche ſie ihr geſchlagen haben.

„Wenn noch irgend ein Frömmigkeits-Gefühl bei ihnen vorhanden iſt, werden ſie gerührt werden durch den Anblick dieſer betrübten Mutter, die noch die Aerme ihren Söhnen entgegenbreitet, deren Reue allein ſie tröſten kann, deren Thränen allein ihre Wunden zu heilen vermögen.

„Und wir, ehrwürdige Brüder, wir wenden uns mit flehender Stimme zu dem allbarmherzigen Vater, zu dem Alles tröſtenden Gott, damit er ſie auf den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit zurückzuführen würdige, von dem ſie ſich ſo ſehr verirrt. Möge der glückſelige Apoſtelfürſt unſere Bitte unter ſeinen Schutz nehmen bei dem Herrn voller Gnaden, der ihn ſo wunderbar befreiet von ſeinen Ketten, in dem Augenblicke, wo ſeine Feinde es am wenigſten erwarteten, ein Ereigniß, deſſen Gedächtniß wir am heutigen Tage feiern.

„Was uns betrifft, obgleich unwürdige Erben einer so großen Macht, möge er uns, so wie seiner Kirche, die Freiheit wiedergeben, die er uns selbst zugestanden, möge er der „Verworfenen" Pläne und Absichten vernichten, und die Fesseln zerbrechen, worin wir durch der „Gottlosen" schuldige Verschwörung gefangen gehalten werden."....

So weit das erbauliche Faktum Gregors XVI. Man weiß in der That nicht, ob man darüber lachen oder weinen soll. So viel Heuchelei und gleisnerische Scheinheiligkeit, so viel erwiesene Verläumdung, frömmelnde Habgier und bigotte Kühnheit möchte in unsern Tagen etwas beinahe unglaubliches scheinen, hätte man davon nicht den augenscheinlichen Beweis in Händen.

„Die Vorwürfe," sagt eine in Lissabon erscheinende Zeitung, „worauf der Pabst seine Reklamationen gegen die seit Ende Juli v. J. in Portugal bestehende „rechtmäßige" Regierung stützt, beruhen entweder auf absolute Unwahrheiten, oder auf absichtliche Entstellung allgemein bekannter Thatsachen. Es ist hart, den Stellvertreter Christi auf Erden Lügen strafen zu müssen. Aber sein Verfahren ist von der Art, daß man, im gelindesten Falle, es nicht anders als tadelswürdig nennen kann, weil es zu gleicher Zeit der Vernunft und der Wahrheit Hohn spricht.

„Es befinden sich in dem ganzen Königreich Portugal keine Priester in Verhaft, als solche, die öffentlicher Vergehen und Verbrechen sich schuldig gemacht. Man hat nur einige Geistliche verbannt, weil sie das Volk zu Raub und Mord aufgereizt; weil sie aus allen Kräften auf Verlängerung des Bürgerkrieges hingearbeitet; weil sie durch ihre

aufwiegleriſche Rolle ſo ſehr ſich kompromittirt, daß das Volk ſelbſt ihre Beſtrafung verlangte, und man ſie endlich entfernte, um ſie nicht als erſte Opfer einer blutigen Rückwirkung der Volksrache fallen zu laſſen.

„Der päbſtliche Nuntius aber, und ſein Stellvertreter, wurden aus dem Lande gewieſen, weil, ſtatt wie Religion, Ehre und geſunde Politik es ihnen geboten, in dem ſchrecklichen Bruderkampfe neutral zu bleiben, ſie allem Rechte zum Trotz, welches Don Pedro und ſeine Tochter auf ihrer Seite hatten, zu Gunſten des verabſcheuungswürdigen Uſurpators Don Miguel ſich erklärt; weil ſie Alles aufgeboten, um den Triumph ſeiner Sache zu ſichern; weil der Pabſt ſelbſt ihn bereits als König von Portugal anerkannt, und mithin der rechtmäßigen Thronbeſitzerin gewiſſermaßen den Krieg erklärt hatte.

„Auf welcher Seite iſt nun die Herausforderung, wo nicht auf der des Nachfolgers des „Apoſtel-Fürſten“ und ſeines heiligen Konſiſtoriums? Was hatte Don Pedro, was hatte die unmündige Dona Maria verſchuldet, um eine ſo himmelſchreiende Ungerechtigkeit grade bei demjenigen zu veranlaſſen, der ſich das lebendige Sinnbild der Gerechtigkeit auf Erden nennt? Sie hatten dazu nicht die mindeſte Urſach dargeboten, und ſich vielmehr auf jede mit ihrer Würde verträgliche Weiſe um die päbſtliche Huld beworben, die ihnen jedoch trotzig verweigert, und ausſchließlich dem meineidigen Miguel zugewendet wurde.

„Weil Don Pedro, nachdem er aller Umtriebe, Aufwiegelungen und Verwünſchungen Sr. Heiligkeit, deren Nuntius zu Liſſabon, und deſſelben Stellvertreter ungeachtet, den Triumph der Rechte ſeiner

Tochter gesichert, als Regent des Königreichs die dringende Nothwendigkeit erkannt, für des Landes Bestes zu sorgen, die Blutsaugerei, die Unzucht und den zu immerwährender Empörung reizenden Einfluß der Mönche zu beseitigen; weil er ihre Klöster für aufgelöset erklärt, dagegen für ihr anständiges Unterkommen gesorgt, und ihre überschwenglichen Einkünfte zur Erleichterung der Nation zu verwenden verordnet; weil er gewollt, daß sie in Zukunft als wirkliche Seelsorger und Pfarrer dem Staate nach ihrer Art nützlich sein sollten; weil er die räudigen Schafe ausgemerzt, die im Schoose der Familien Zwietracht, Ausschweifung, Laster jeder Art verbreiteten: weil er das Alles gethan, darum ist er ein Boshafter, ein Verräther der Kirche, den der Fluch des Himmels, und — lächerlich genug — der Bannstrahl Gregors XVI treffen soll.

„Der Pabst, scheint es, ist kein Logiker, sonst würde sein Räsonnement weniger folgewidrig sein. Er würde bedenken, daß er vor Allem selbst Schuld ist an der Strenge, welche Don Pedro und die portugiesische Gesetzgebung gegen die Satrapen Roms und Don Miguels in Anwendung gebracht; er würde überhaupt nicht Dinge inkriminiren, die sich durch sich selbst widerlegen. Der apostolische Stuhl wird durch nichts beleidigt, als durch sein eigenes unkluges Verfahren. Seine Rechte werden nur verletzt durch unmächtige Bedrohungen, die vielleicht Portugal veranlassen dürften, der unmittelbaren Oberaufsicht des Pabstes sich zu entziehen, und eine portugiesisch-katholische Kirche zu stiften, die von Rom noch unabhängiger gemacht werden könnte, als es die gallikanische ist.“

Vermuthlich ist es eine solche Besorgniß, welche Gregor XVI durch die hingeworfene Bemerkung einer „allgemeinen Reform der geistlichen Angelegenheiten“ andeuten will. Die portugiesische Regierung scheint wirklich dazu bereits den Grund gelegt zu haben, indem sie die zweckmäßige Verwendung des geistlichen Einkommens sich vorbehält, und mithin selbst Rechnung halten will über die ungeheuern Summen, welche der geistliche Körper in Portugal bisher verschlungen, oder die er als schuldigen Tribut an Rom gespendet.

Rom war also übereinverstanden mit dieser Beraubung des portugiesischen Volkes, und es schreiet jetzt nur so laut, weil es besorgt, durch die neue Einrichtung mehr als eine fette Gabe sich entzogen zu sehen. Wahr ist es, daß Don Pedro den apostolischen Stuhl und das heilige Konsistorium nicht empfindlicher treffen konnte, als indem er ihr geheimes Einkommen verkürzte, und die übertriebene Kriegssteuer, welche die Kirche jahraus jahrein von Portugal erhob, auf ein freiwilliges, bescheidenes Geschenk reduzirte.

Es gehört eine beinahe göttliche Kühnheit dazu, der allgemeinen Kunde und Erfahrung zum Trotz, Umstände und Thatsachen Lügen zu strafen, die so klar erwiesen, so einfach und bestimmt bewahrheitet sind, daß nnr ein Tropf oder ein vollendeter Bösewicht sie noch bezweifeln kann. Was soll man nun zu der Behauptung sagen, „daß die in dem Berichte, welcher dem die Auflösung der Mönchsklöster betreffenden Dekrete vorangesendet worden, mit unwiderlegbaren Beweisen begleiteten authentischen Angaben durchaus falsch und verbrecherisch seien?“

Sind sie schimpflich gegen die geistlichen Orden, so hätte der Pabst dieselben zur Rechenschaft ziehen sollen, weil sie so ruchloser Handlungen sich schuldig gemacht, statt sie zu entschuldigen, und in ihrem abscheulichen Wandel dadurch noch mehr sie zu bestärken. Nirgends war die Verworfenheit des Mönchswesens weiter gediehen, als in Portugal, und man muß seine heilsame Beschränkung als einen der größten Dienste betrachten, den Don Pedro seinem Vaterlande geleistet.

Welch jämmerliches Gemisch seinsollender Milde und Strenge in diesem frömmelnden Galimathias, von dem man beschränkt genug ist, in unsern Tagen sich noch irgend eine erhebliche Wirkung zu versprechen. Wir möchten wohl sehen, was daraus entstehen würde, wenn der Pabst übelberathen genug wäre, seinen „Bannstrahl" gegen den Regenten von Portugal zu schleudern.

Entweder würden Don Pedro und die portugiesische Gesetzgebung darüber sich lustig machen, oder sie würden dem apostolischen Stuhl einen so starken Fußtritt versetzen, sei es mit Hilfe der Besatzung von Ankona, oder der Flotte Napiers, daß Se. Heiligkeit und Dero heiligstes Konsistorium das Gleichgewicht verlieren, und in den Todtensümpfen des Pontus ihre Zuflucht suchen würden. Aber die ganze Sache ist zu lächerlich, als daß es je so weit kommen könnte.

Fortschritte und Entwickelung der Philosophie und der metaphysischen Wissenschaften, seit Anfang des 19. Jahrhunderts.

Erste Erörterung.

Der Philosophen Lehrsätze sind nichts, als Widerhall gewisser schwankender Ideen, die sich so zu sagen Bürgerrecht bei der großen Masse erworben haben. Das Volk hat einen verworrenen Instinkt, der es gewisse Wahrheiten errathen, diese oder jene Bahn betreten und verfolgen läßt. Daß es klar und bestimmt seinen Gedanken ausspreche, daß es in vollkommen systematischer Zergliederung seine Vordersätze und seine Folgerungen darstelle, darf man von ihm nicht erwarten.

Es wird nicht sagen: „Ich bin Sensualist oder Materialist.“ Aber es wird den Antrieben seiner Sinne sich überlassen, oder Gebete hersagen. Denn das Volk verwandelt in Handlungen Alles, und vergönnt sich zum Denken keine Zeit. Von den Philosophen nur muß man des volksthümlichen Gedankens Erklärung verlangen. Sie sind der großen Masse geistige Vertreter, seine eigentlichen Dollmetscher. —

So haben einige Denker sich geäussert, die gern eine Buchstaben-Rechnung von allen menschlichen Dingen sich ablegen wollten, und die in ihrer Analyse weder die Leidenschaften, noch die Sonderbarkeiten und die unendliche Mannigfaltigkeit, welche das Menschengeschlecht karakterisirt, für etwas gelten lassen mögen.

Es ist falsch, zu behaupten, daß es ausschließlich nur einen populären Gedanken in einem Zeitraume gebe. Wohl kann ein gewisser Lehrsatz vorherrschend sein, und allen übrigen Gesetze vorschreiben, sobald er augenblicklich in Beziehung steht, entweder mit den gesellschaftlichen Interessen, oder mit den Wünschen und Bedürfnissen der Zeit. Wie viele andere Systeme aber vertreten tausend andere Ideen, neben dieser angeblich ausschießlichen Doktrine? Wie viele vereinzelte Philosophen entlehnen ihre Theorien entweder dem Auslande, oder der Vergangenheit, oder einem die Zukunft ahnenden Vorgefühl?

Wenn, wie die ebenangedeutete Beweisführung voraussetzt, die Masse des Publikums aus Wählern bestände, deren Erwählte Philosophen wären, würde „Einheit" bestehen in den Ansichten der die Mehrheit bildenden Philosophen. Dem ist jedoch nicht also. Bald sieht man aus dem Schooße einer sinnlichen Zivilisation mystische Theoretiker sich erheben, bald materialistische Philosophen sich Luft machen, in Mitte einer abergläubigen, spiritualistischen Zivilisation.

Wie will man z. B. das Auftreten des Illuminaten St. Martin, und die Entwickelung seiner Lehrsätze, im Gewühl der französischen Revolution, sich erklären, als der Gemüther allgemeiner Drang Frankreich zum physischen Kultus der Materie hinriß? Wir erblicken in ihm einen Mann, der zugleich Haupt und Rumpf seiner Partei war, und der ohne Rückhalt der mystischen Theosophie sich überlies.

Jetzt, wo die Herrschaft der physischen Kräfte festgestellt scheint, wo Alles dem Gewerbthätigkeits-

wesen gehorcht, zeigt sich in Frankreich, in dieser Wiege der materiellen Lehrsätze selbst, eine augenscheinliche Rückwirkung gegen mystische Doktrinen. Man unternehme es nicht, die Tabelle der menschlichen Leidenschaften und Meinungen, mit der Regelmäßigkeit eines Geometers, mit der Genauigkeit eines Mathematikers entwerfen zu wollen.

Sie kommen und gehen, sie schweben, vermischen, verschlingen, bekämpfen und mildern sich gegenseitig. Ihre Bewegung bestimmen zu wollen, würde eben so viel Feinheit als Scharfsicht erfordern. Unter der großen Haupt-Meinungs-Strömung sind tausend geheime Gegenströmungen, sind Ebbe und Fluth verborgen, von denen die einen von Vergangenheit herkommen, die andern der Zukunft zueilen.

Hier sehen wir eine christliche und nördliche Gesellschaft. Sollte man wohl vermuthen, daß in ihrem Schooße noch Ueberreste gnostischer und morgenländischer Lehrsätze, wie die der Freimaurer unter andern, vorhanden sind; daß es in ihr Philosophen gebe, wie Gassendi, die zum Materialismus hinstreben, und andere, die gleich Spinosa, bis zum Pantheismus der alten Zeiten zurücksteigen?

Man kann also nicht sagen, daß „des Volkes allgemeine Meinung“ eine beharrliche Form annimmt in den Schriften der Philosophen. Bald weiter fortgeschritten, bald zurückbleibend, oft ganz vereinzelt, sind die Theoretiker nicht blos Sprachröhre einer Zivilisation. Oft auch sind sie die Trompete, die große Umgestaltungen verkündet, während ihre schwache Stimme manchmal nur einer geringen Zahl Mystiker vernehmlich wird.

Man muß anderseits auch den Einfluß in Rechnung stellen, den die Völker gegenseitig auf einander ausüben. Descarte's Lehrsätze finden ein Echo in den von Leibnitz aufgestellten, dessen „Theodicäa" ihre Rückwirkung auf die philosophischen Ideen in Frankreich geltend macht. Hobbe's Gedanke geht auf einige spekulative Geister über, die ihn mit andern Formen bekleiden. Der Locke's, bis zu Voltaire und J. J. Rousseau vordringend, verwandelt sich mit Condillac, gelangt durch die Unruhen der französischen Staats-Umwälzung bis zum Konsulat und zum Kaiserthum, wo er Apostel, Verbreiter und Anhänger findet. Er kehrt sodann über den Kanal zurück, trifft die zergliedernden Intelligenzen einiger schottischen Professoren, die desselben sich bemächtigen, ihn verwandeln, und ihn nicht mehr zu Locke's eigenen Ideen zurückführen, sondern einen Halbspiritualismus daraus machen, den Deutschland seinerseits verarbeitet, und der sodann von Frankreich und England gänzlich umgestaltet wieder aufgenommen wird.

Eine schwer zu lösende, sehr zarte Frage, die bisher noch wenig bestritten worden, ist zu wissen, ob die Philosophen der Zeit, worin sie leben, den Keim ihrer Gedanken schuldig sind, oder ob diese Zeit unter ihrer Leitung fortschreitet?

Als Kant die neuere Philosophie in Deutschland ausbildete, war er da eines öffentlichen Gedankens Ausdruck, oder verlieh er der Glaubensmeinung seiner Zeitgenossen den ersten Schwung, die erste Bewegung? Als Voltaire den katholischen Glauben zu beseitigen sich bemühete, um durch einen schwanken-

den Theismus ihn zu ersetzen, von dem er selbst sich nicht genau Rechenschaft ablegen konnte, wurde er da angetrieben durch sein Jahrhundert, oder trieb sein Jahrhundert ihn?

Unsers Erachtens das Eine wie das Andere. Es gibt immer äussere Umstände, die ihren Einfluß auf den Philosophen ausüben, welche Sonderungskraft man in seiner Intelligenz auch voraussetzen möge. Sohn seiner Zeit, unter diesem Betrachte, weil er von ihr gebildet worden, wird er seinerseits ihr Vater, durch seinen Einfluß auf sie. Das ist unvermeidliche Wirkung und Rückwirkung, eine Doppelbewegung, die man in dem Leben aller Verbreiter neuer Lehren bemerkt.

Hume ist hervorgegangen aus einer Epoche, wo der Protestantismus, d. h. die Prüfung, Macht genug erlangt hatte, Zweifel zu erzeugen. Darum war er der Philosoph des Zweifels. J. J. Rousseau, Sohn derselben Zeit, wie demselben Einflusse unterworfen, begnügte sich mit dem Zweifel nicht, weil seine leidenschaftliche Seele ihn verwarf. Er versuchte es, einen Spritualismus zu schaffen, den er auf Natur-Kultus begründete.

Bevor diese ausgezeichneten Männer, die ihre Theorien aus einer und derselben Quelle schöpften, sie verbreiteten, gewannen sie eine verschiedenartige Gestalt. Von Vergangenheit angetrieben, wurden sie der Zukunft Hebel. Die von ihnen ausgehende Wirkung, zeigte sich unter ganz anderer Gestalt, als die, welche sie empfangen; grade wie zwei runde harte Körper, die gegen einanderschlagen, wieder zurück-

prallen, ohne daß die von dem zweiten der beiden Körper verfolgte Richtung, die des ersten sei.

In der moralischen und metaphysischen Wissenschaften Geschichte, ist die Schwierigkeit, sich zurecht zu finden, sehr groß; zu erforschen, wie die Lehrsätze die einen durch die andern entstanden sind, immer aneinandergefesselt durch ein geheimes Band, immer sich gegenseitig beherrschend, und dennoch immer verschieden.

Der Katholizismus, mit seiner erhabenen Geistigkeit, erzeugte die Scholastik, d. h. eine strenge und materielle Klassifizirung. Diese noch ganz christliche Scholastik, veranlaßte nach und nach den Zweifel, welcher der katholischen Autorität so gefährlich wurde. Der Protestantismus, anfänglich christlich bis zum Fanatismus, erweckte eine rationelle Philosophie, die stufenweis bis zur Verleugnung des Christenthums gediehen ist. Mit einem Worte, es ist eine höchst merkwürdige Aneinanderreihung von Ideen und Grundsätzen, die durch ihrer Einzelnheiten Zartheit, wie durch die unbemerkliche Bewegung ihrer Verschlingungen, oft das geübteste Auge täuscht.

Auf den Grenzen dessen, was wir ohne genauere Bestimmung das Mittelalter nennen, zu Ende des feudalen Zeitraums, bei der neuen Epoche Beginn, d. h. in der Wiege der Reform, war Bacon (Bäken) der philosophischste Kopf, die beim Beginn der Laufbahn aufgepflanzte Fackel, der Mann, unter dessen intellektuellen Gesetze England noch lebt, nachdem es anderhalb Jahrhunderte seinem Befehle gehorcht. Sein großer, sein fruchtbarer Gedanke ist Zeitgenoß von Luthers Gedanken, und verschwistert

mit ihm. Luther hat die Prüfung, Bacon die Erfahrung auf ſeiner Seite.

Was aber iſt Erfahrung, wo nicht Tochter der Prüfung? Während Luther mit lauter Stimme das Recht forderte, die Autorität des römiſchen Hofes zu kontroliren, und ſeine Entſcheidungen zu prüfen, arbeitete Bacon auf die poſitive und wiſſenſchaftliche Anwendung desſelben Grundſatzes hin. Bacon's Philoſophie iſt nichts als ein Proteſtantismus gegen den blinden, unbedingten Glauben, in die Sphäre der Wiſſenſchaft übertragen. Um recht zu begreifen, was man dieſem großen Mann verdankt, muß man wiſſen, in welcher Lage vor ihm Wiſſenſchaft und Philoſophie ſich befanden.

Alles was ſich jetzt in Europa bewegt, alle Gedanken, Revolutionen, die ſeit dem 16. Jahrhundert ſich ereignet haben, alle unſere erzielten Entdeckungen, alle diejenigen, welche wir noch zu machen hoffen, alle unſere politiſchen und gewerbthätigen Grundſätze, auf welcher Baſis beruhen ſie? Welches iſt die Sprungfeder, die ſie in Bewegung ſetzt? Welches iſt das gemeinſame Criterium, worauf Alles ſich bezieht? Zergliederung.

Vor Bacon kannte man ſie nicht. Man verfuhr vor ihm nur durch Empirismus und Abſonderung. Nachdem man ideale Theorien aufgeſtellt, entnahm man ihnen alle Folgerungen mit unerbittlicher Dialektik. Man war gewiſſenhaft abgeſchmackt, wie immer ſtrenge Logik iſt, wenn ſie von einem falſchen Prinzip ausgehet. Solches war der Wiſſenſchaften

Zustand in Astronomie, Physik, Chemie, Geologie und Psychologie.

Die Methode war an und für sich übel genug. Eine Voraussetzung war immer der Abgangspunkt, sei es daß Theologie, Vorurtheil oder der geheiligte Name des Aristoteles die Hypothese beschützten, man nahm sie ohne weitere Prüfung an.

Bacon zuerst sagte: „Stellet Versuche an, und zergliedert.“ Er zuerst stellte auf ihren Fußsockel die Pyramide, die man bisher auf der Spitze zu erhalten sich bemühet. Er war nicht Stifter einer Sekte. Aber mit seinen mächtigen Händen schmiedete er, und überlieferte er der Welt, das Werkzeug einer neuen Philosophie. Nie hatte eine Verstandeskraft mehr entfernte Gegenstände ergriffen, nie dieselben besser geordnet, nie kühnere Neuerungen inner den Grenzen der gesunden Vernunft vollbracht.

Er machte keine Entdeckungen. Aber er deutete an, wie die Entdeckungen zu machen seien. Die Gelehrten seiner Zeit, Hervey unter andern, verspotteten ihn, weil er nicht einer ausschließlichen Wissenschaft sich widmete, und in einem seiner skeptischen Launen-Ergüsse ruft Hume selbst: „Bacon ist nicht so viel werth als Galilei, der uns gelehrt hat, daß die Erde sich um sich drehet.“

Indessen hat Galilei nur eine theilweise Anwendung von der von Bacon aufgestellten allgemeinen Theorie gemacht. Dieser letzte ist (wie Cowley sagt) der Moses des neuen gelobten Landes. Von der Höhe seiner mächtigen Verstandeskraft überschauet er zugleich die Wüste, der er uns entführt, und die fruchtbaren Ebenen, die seine Hand uns andeutet.

Bacon war nicht blos ein Mathematiker. Wie Shakspeare war er ein allumfassender Geist. Statt die Menschen zu schildern, wie der Dichter, dogmatisirte er, um sie zu unterrichten, und um den Weg der Vervollkommnung ihnen anzudeuten. Den bürgerlichen und politischen Angelegenheiten, den Leidenschaften, den Intriguen, von denen umschlossen er sich so schwach zeigte, beigesellt, dabei so unglücklich und so schuldig, beschränkte er sich nicht auf den Kreis der spekulativen Ideen allein. Er kannte die Menschen und kannte sie durch ihre Laster, die er selbst theilte. Darum auch war sein Genie wie eine große Fackel, in Mitte aller Ideen und aller menschlichen Dinge. Von der Theorie der Haushaltung, bis zur Theologie, giebt es nichts, was er nicht erleuchtet hat, nicht durch theilweise Zergliederungen, nicht durch Erforschung einzelner Umstände, sondern durch die kühne und neue Feststellung des alleinigen Grundsatzes, des strahlenden Wortes: Erfahrung.

Folgen wir seiner Spur auf der alleinigen Bahn der Metaphysik. Kaum waren seine bewunderungswürdigen Werke erschienen, als schon alle Gemüther davon betroffen worden. Man gestand ihnen die doppelte Huldigung einer aufrichtigen Bewunderung und heftigen Widerspruchs zu. Bacon wurde, wie Walter Raleigh, des Atheismus bei der Königin Elisabeth beschuldigt, die jede Neuerung als ein ihrer Macht schädliches Unternehmen betrachtete. Männer wie Ben-Johnson, Sir Kenelm, Digby u. a., traten als seine Vertheidiger auf. Ben-Johnsons Ausspruch über Bacon ist bewunde-

rungswürdig durch seine Gedrängtheit und Tiefe. „Er hat," sagte er, „vor unsern Augen alle Mängel und alle Klippen der Wissenschaft enthüllt."[a]

Das Ausland fügte solchen wohlverdienten Lobeserhebungen noch die seinigen bei. Man hätte sagen mögen, daß auch einmal aller Welt die Schuppen von den Augen gefallen seinen. Auf allen Seiten erkannte man in ihm den Meister. Der scharfsichtige Gassendi nannte ihn mit Recht den neuern Reformator, den Urheber eines heldenmüthigen Unternehmens.

In Holland und Deutschland wurden seine ins Lateinische übersetzten Bücher neu aufgelegt, und mit Anpreisungen begleitet, die für jeden andern Schriftsteller übertrieben gewesen sein würden. Grotius nannte ihn seinen Meister. Lange vor Herausgabe der Enzyklopädie ertheilte ihm 1666 das Journal des Savans, in einem von dem Abbé *Gallois* verfaßten Aufsatze, die größten Lobeserhebungen, als dem Haupt-Anreger der neuern Wissenschaft. Descartes wurde auf seinem Wege geleitet durch die „verulamianische Methode," wie er selbst in einem 1633 von London an den Pater Mersenne geschriebenen Briefe eingesteht. Thomas, in seiner Lobrede Descartes, irrt sich also, wenn er behauptet, daß dieser letzte Bacon nie gelesen.

Von Zergliederung zu Zergliederung, von Descartes auf Malebranche, von Malebranche auf Hobbes, von diesem auf Locke, bemerkt man nur eine glänzende Reihe tiefer Denker, die alle ihre Fakeln an Bacons Lichte entzündet haben. Das hat d'Alembert sehr wohl gefühlt und be-

greiflich gemacht, wenn gleich es ihm an umfassender Kraft gebrach, um alle die Dienste zu würdigen, welche Bacon der Wissenschaft geleistet.

Er knüpft die ganze neuere Philosophie an Bacon, der gegenwärtigen Schule erstem Ring. Er stellt die Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts unter seinen Schutz. Und daran thut er recht. Die Experimental-Theorien waren eine strenge Folge, wenn auch nicht die alleinige, von Bacon's Ideen.

Gassendi unter Ludwig XIV., Locke nach Gassendi, Condillac nach beiden, sind auf der Bahn der Experimental-Metaphysik fortgeschritten, ohne sich auf Bacon's Theorie allein zu beschränken. Da sie einen unmittelbaren Einfluß auf die Philosophie des 19. Jahrhunderts ausgeübt, wollen wir ein wenig untersuchen, woher ihre Lehrsätze rührten, und welchem Zwecke sie zugewendet waren.

Den von Bacon verdammten und vernichteten Empirismus verlassend, wendeten sich alle der von ihm empfohlenen Erfahrung zu. Blinder Glaube wurde verworfen. Sie hielten sich an die verulamianische Methode. Welchen Gebrauch machten sie davon? Welche Ergebnisse gewährte sie ihnen, und wozu haben wir diese Ergebnisse verwendet?

Gassendis durchaus praktische und rationelle Lehrsätze rührten von Bacon her, und wurden von Moliere und Chapelle, von Bernier und der bekannten Ninon angenommen. Locke gehörte zu einem von Gassendis Meinungen ganz übersättigten Geschlechte. Seine große Maxime war, daß Vernunft unser alleiniger Führer und Richter sein müsse. Er behauptet nicht gradezu, wie Gassendi, daß alle

Ideen von den Sinnen herrühren. Aber er giebt zwei Quellen derselben an: die der Empfindung und die des Nachdenkens.

„Gewisse Ideen, sagt er, kommen uns von äussern Gegenständen, und unser eigener Geist bietet uns andere dar.“ — Man sieht, wie sehr Lockes neuere Anhänger von ihres Meisters eigentlichem System sich entfernen, weil er, statt wie sie, alle Ideen der Empfindung zuzugestehen, offen und laut erklärt, daß Nachdenken allein die Mutter einer gewissen Klasse Ideen ist, die uns nicht von äussern Gegenständen zukommen.

Was Locke mit den sensualistischen Schriftstellern verwechseln läßt, ist der Eifer, womit er die angebornen Ideen bekämpft. Des Alterthums Weisheit verachtend, die abgöttische Ehrfurcht seiner Vorgänger für die griechischen und römischen Verfasser verspottend, fühllos für Beredsamkeit und Poesie, zu strenger Logiker vielleicht, hat er unter allen Beziehungen einen großen Einfluß auf sein Jahrhundert ausgeübt.

Nach seinem Beispiel hat man reinen Tisch gemacht. Man hat nicht die individuelle Vernunft zu Rathe ziehen wollen. Rousseau hat ihm, wie man weiß, die ganze Theorie seines „Emil“ entnommen. Nach seinem Beispiel hat man sich enthalten, in die geistigen Regionen sich zu versenken. Man hat sich auf den Kreis der möglichen Dinge und der sichtbaren Welt beschränkt.

Bald jedoch ist man weiter gegangen, als der Schule Stifter selbst. Er begnügte sich Mäßigung vorzuschreiben, und empfahl zu schweigen, über was

man nicht begreifen könne. Man erklärte nun aber, daß, was man nicht begreife, gar nicht vorhanden ſei. Er begnügte ſich die Herrſchaft der ſtrengen Zergliederung zu ſichern, und die Empfindſamkeit zu ſtudieren. „Locke,“ ſagte Voltaire, „iſt eine Räſonnementsmühle.“ Das auch war er in That. Aber ſeine Schüler vergöttlichten das von ihm blos gebrauchte Räſonnement. Wir werden bald, durch Condillac und Diderot, Lockes Theorie von ſeiner Bahn ableiten, und ihm Empfindungen und Gedanken leihen ſehen, die er nie gehabt.

Man kann nicht leugnen, daß Locke auf den gewiſſermaßen materiellen Theil unſerer Empfindungen, Gefühle und Ideen, mit bewunderungswürdiger Beſtimmtheit das Zergliederungs- und Erfahrungs-Inſtrument anwendbar gemacht, welches Bacon in die philoſophiſche Welt geworfen. Bayle bemächtigte ſich deſſelben auch, jedoch nur für Kritik, und zwar für die ſkeptiſchſte Kritik allein. Vorgänger Hume's, zugleich ernſter und beiſſender Geiſt, in allen Dingen Beſtätigung und Verneinung, Theorie und Einwurf, Behauptung und Schwierigkeit, das Für und Wider erblickend, fand er großes Gefallen daran, die Geſchichte zu verſpotten.

Berkeley und Hume waren noch unerſchrockenere Zweifler. Locke hatte geſagt: „daß man über nichts Gewißheit haben könne, als was unwiderleglich erwieſen ſei.“ Hume, dieſer Dialektik-Verſchwender, behauptete nun, „daß er über nichts Gewißheit habe, ſelbſt nicht einmal über ſich ſelbſt;“ und ſeine Theorien fügten ſich ſo wohl in der Ideen allgemeine Strömung, das Zergliederungs-Bedürf-

niß, welches Bacon zuerst erweckt, hatte sich so sehr entwickelt in der großen Masse, daß auf den französischen Schaubühnen selbst der einzige Mann seiner Zeit, der mit außergewöhnlicher Scharfsicht und aristophanischem Schwunge begabt war, daß Beaumarchais durchaus dieselben Lehrsätze vertheidigte.

„O seltsame Verschlingung der Begebenheiten," läßt er Figaro rufen. „Wie ist mir das zugestoßen? Warum grade das, und nichts anderes? Wer hat das herabgerufen auf mein Haupt? Gezwungen, den Weg zu verfolgen, den ich, ohne es zu wissen, betreten habe, wie ich ihn wieder verlassen werde, ohne es zu wollen, habe ich mit so vielen Blumen ihn bestreut, als meine Heiterkeit mir vergönnte. Ich sage meine Heiterkeit, ohne zu wissen, ob sie mir mehr gehört, als alles Uebrige, noch selbst „wer das Ich ist, womit ich mich beschäftige."

Wahrlich, das ist Lockes Theorie nicht mehr, wohl aber die Hume's. Und hätte das Publikum diese Worte eines Theater-Lakeien angehört und geduldet, wenn es dieselben nicht nur begriffen, sondern wenn es nicht auch im Voraus die dadurch ausgedrückte Doktrine getheilt hätte?.....

Aufgewachsen unter englischen Dissidenten, Anhänger der freien Erwägung, Freund Wilhelms III., Welt- und Geschäftsmann wollte Locke nicht Alles vernichten. Er hatte Organisirungs- und Begründungs-Ansichten. Hume dagegen war vor Allen Vernichter. Er bezweifelte Shakspeare's Genie und Hamden's Tugend. Er sah nicht die Ursach, um zu glauben oder nicht zu glauben, oder vielmehr, er sah so viel Ursach einer als anderseits. Als allge-

meiner Pessimist bemerkte er überall nichts als Schwierigkeiten, Hindernisse, Einwürfe und Verneinungen. Eine solche Theorie kann nicht fruchtbar sein. Um mit sich selbst folgerecht zu bleiben, sollte ein solcher Denker, seines eignen Gedankens nicht einmal gewiß, sich enthalten, seine Abstraktionen laut werden zu lassen.

Es verhielt sich nicht also mit Lockes Theorien, die fruchtbar, selbst in ihren Irthümern, waren. Der von diesem Philosophen umfaßte Plan war so groß, daß man unter seinen Schülern zugleich Skeptiker, Idealisten und Materialisten erblickte.

Im ersten Range dieser letztern befindet sich Condillac, dessen Theorie im Grunde nichts ist, als die Organisirung eines Theils von Lockes Lehrsätzen. Durch seine Verallgemeinung und Vereinfachung ist Condillac sehr populär geworden. Freilich ist seine Einfachheit ärmlich, und seine Klarheit zu sehr berechnet. Er hat Methode, doch ohne Tiefe, Geduld, ohne Fruchtbarkeit.

Hat er einmal festgestellt, daß der Gedanke nichts ist, als eine umgestaltete Empfindung, so bleibt er dabei stehen, dringt nicht weiter vor, und behandelt beständig den denkenden und fühlenden Menschen wie eine organisirte Maschine. Seine bewunderungswürdige dialektische Industrie machte den Sensualismus beliebt, den er Locke entlehrt zu haben vorgab, und der eigentlich von Gassendi herrührte.

Organismus war sein alleiniges Studium. Den Menschen blos auf Empfindung beschränkend, als moralischen Zweck ihm den Stoff gebend, als Kultus-Gegenstand seinen Körper, seine Erhaltung, seine

persönlichen Genüsse, das Weltalls-Studium als Werkzeug des Wohlergehens aufstellend, materialisirte er Alles, erblickte er keine Moralität, als in den zum Nutzen jedes Einzelnen, wie Aller, gereichenden Handlungen, keine Unsittlichkeit, als in denen, welche diesen Nutzen verletzen.

Wozu gut, bis zur Kenntniß unsichtbarer Dinge sich erheben? Warum nach dem Ideal haschen? Alles das ist ausser uns, ausser unserer praktischen Sphäre. Erfahrung und Räsonnement können uns darüber nicht unterrichten.

Jeder beschränke sich also, sagen die Anhänger dieses Systems, auf seine wohlverstandene Nützlichkeit. Die Regierung sei nützlich im physischen und materiellen Sinne. Die Moral sei es unter derselben Beziehung. Poesie und Künste können beitragen zu unserer Nützlichkeit, indem sie einigen unserer Sinne gefallen. Was ist Gewissen, was ist Seele, was ist Ideal, was sind moralische Ideen? Nichts. Dichter, besingt fühlbare, materielle Ideen, die sichtbare Welt, und begnügt Euch damit.

Dies unglückliche System war vollkommen entsprechend einer selbstsüchtigen, durch Staats-Umwälzungen ermüdeten Zeit, wo alle religiösen Andeutungen erschüttert waren, wo Untheilnahme und Trägheit auf gewaltige Aufregungen und bürgerliche Unruhen folgten.

Gewerbthätigkeitstrieb, geschickte und nützliche Verwendung der physischen Kräfte zur Vermehrung des Reichthums und des materiellen Wohlergehens, war davon die nothwendige Folge. Daher im Privatleben tiefer Egoismus, in den Künsten Mangel an

Inspiration, Verwendung der materiellsten Farben, wie der hervorstechendsten Bilder. Es war ein nothwendiges Ergebniß des Maschine-Menschen von Condillac, das die ganze französische Philosophie als Basis angenommen hatte.

Cabanis war der Naturforscher und der physiologische Beobachter, der diese Schule unterstützte. Destutt de Tracy war ihr Metaphysiker, und Volney ihr Moralist.

Jemehr Condillac's Anhänger in seine Theorie sich versenkten, und Ergebnisse davon verlangten, um so mehr entdeckten sie ihre Grund-Unvollkommenheit. Nach diesen Philosophen, die den Menschen als eine Maschine betrachten, von der jede Empfindung sich in einen Gedanken verwandelt, würde es auf der Welt nur das „Nützliche" geben. Ausserdem würde nichts Schönes, nichts Ehrenvolles, nichts Großes vorhanden sein. Alles würde sich auf persönliche Erhaltung beschränken. Sparsamkeit, beengte Ordnung, durchaus materielles Wohlergehen, wären des Lebens Zweck. Garat hat dieselbe Lehre verbreitet mit der Zierlichkeit, der etwas kleinlichen gesunden Vernunft, welche diese Schule karakterisirt.

Lebhaft angegriffen von Frau von Staël, die in der Gesellschaft einiger deutschen Philosophen mit den idealistischen Doktrinen bekannt geworden, fand diese Theorie der Empfindung in der neuesten Zeit einen eifrigen Vertheidiger in dem Doktor Broussais. Er leugnet den Geist gradezu ab, und behauptet, daß er das Geheimniß des „Ich" nicht kenne. Er erblickt den Menschen nur in der Vereinigung der physischen Kräfte. Alles moralische Leben, unsere Neigungen,

unsere Ideen, unser Wille, werden durch ihn in uns vernichtet. Er ruft laut, daß Freiheit, Empfindsamkeit, Vernunft, nichts als körperliche Eigenschaften sind. Die Auffassungskraft wird von ihm auf eine unbestimmte Weise bezeichnet durch das Wort: „Innerhirnschädel-Fassungsvermögen (perception intracanienne)," was durchaus nichts bedeuten will, wo nicht, daß das Organ, durch welches wir denken, im Innern unsers Gehirns sich befindet.

Wenn auch diese Bewegung des Sensualismus, der auf den Stoff und seinen Triumph begründeten Philosophie, am meisten mit den Ansichten und Meinungen der französischen Gesellschaft, mit den Entdeckungen der Wissenschaften, mit der fortschreitenden Gewerbthätigkeit in Uebereinstimmung stand, umschloß die Gesellschaft dennoch auch andere Elemente, die durch andere Lehrsätze sich beurkundeten.

Gegen die sensualistische Philosophie erhoben sich auf drei Seiten furchtbare Gegner. In Deutschland verlieh man der Metaphysik einen neuen Schwung. In Schottland überarbeitete man Lockes System, indem man es auf eine neue Basis stützte. In Frankreich predigten die Feinde des Materialismus ihre Meinungen, schmolzen sie in einen Lehrkörper zusammen, und ohne den allgemeinen Glauben an die Allmacht des Stoffes zu beseitigen, machten sie dennoch Eindruck auf viele Gemüther.

Diese drei verschmolzenen Einflüsse: der Deutschlands, dessen Systeme Frau von Stael in Frankreich mit vieler Beredsamkeit verbreitet; jener der schottischen Philosophen, zergliedert und wiedererzeugt durch französische Professoren; endlich jener der Theologen

und Idealiſten der Reſtauration, haben ſich ſo zu ſagen vermiſcht in einer gemeinſamen Strömung, welche die allgemeine Philoſophie Europas bildet.

In Folge des Studiums ſo vieler verſchiedenartiger Syſteme, und der langen Nachforſchungen, welche jedes derſelben veranlaßt hat, neigt jetzt das europäiſche Genie ſich der eklektiſchen (auswählenden) Philoſophie zu. Man begnügt ſich nicht mehr mit den Lehrſätzen nur eines Syſtems. Man gehorcht nicht mehr einem abſoluten Geſetze.

Wahr iſt es, viele Ideen ſind noch verworren, wenig feſtgeſtellt, wenig klar. Man ſchwebt zwiſchen Kantismus und Locke's Theorien. Man kommt von Reid auf Malebranche, und von Malebranche, auf Spinoſa. Nie hat Meinungsfreiheit eine größere Menge Schattirungen erzeugt.

In einer zweiten Erörterung wollen wir uns bemühen, dieſe verſchiedenen Verzweigungen des philoſophiſchen Gedankens unſerer Zeit zu ſtudieren, und die kantiſche, ſchottiſche, theologiſche und myſtiſche Schule, die alle in feindſeliger Rückwirrung gegen den Senſualismus ſich erhoben, näher zu prüfen und zu ordnen.

Vertheilung und Phänomene der drei Naturreiche auf dem Boden Großbritanniens.

Erste Erörterung.

Obgleich des Bodens Beschaffenheit in Großbritannien, im Allgemeinen keine scharf abgeschnittene Verschiedenheit mit der des europäischen Festlandes darbietet, bemerkt man dennoch einige Eigenthümlichkeiten, die ihm einen speziellen Karakter, eine besondere Physionomie verleihen, die beachtet und studiert zu werden verdient.

Da jedoch die geologische Beschaffenheit einer Gegend, nothwendigerweise einen gewissen Einfluß ausübt auf die Organisation der auf ihrer Oberfläche befindlichen Wesen, muß man durchaus, falls man einem solchen Studium sich überlassen will, seine Nachforschungen auch über die beiden andern Zweige der Naturgeschichte, nämlich über das Pflanzenreich und über das Thierreich ausdehnen.

Wir wollen uns bemühen, in dem gegenwärtigen Aufsatze, mit Hilfe der neuesten Arbeiten Sedgewich's, Sir James Smith's, und einiger andern nicht minder berühmten britischen Naturforscher, einer solchen dreifachen Erörterung uns zu unterziehen.

Die Ur- oder Uebergangs-Felsen zeigen sich nur in den gebirgigsten Gegenden Englands, in Kumberland, Wales, wie in den Grafschaften Kornwallis und Devon. In Kumberland, vom irländischen Meere und der Morecombe-Bucht, durch

das Becken von Eden, bis zur Bergkette, die es im Norden und Osten begrenzt, erkennt man zwei auffallend verschiedene Grundschichten, wovon die eine zur neptunischen, die andere zur plutonischen Bildung gehört.

Granit- und Sienit-Felsen erstrecken sich bis zum Kern des Skiddaw-Berges, bei Egremont, und sind so zu sagen dieses Landes geographische Achse. Darauf folgen die kristallischen und thonigen Schiefer-Niederschlagungen, die Feldspath-Schiefer- und Grauwacke-Bildungen, deren Schichten von einer mit thierischen Versteinerungen angefüllten Kreide umschlossen sind.

Erst im Becken der Calden erreichen die Granitfelsen ihre höchste Entwickelung, während sie bei ihrem Entstehen oft von Quarzadern, oder von Molybdän, Tungstein, Wolfram und phosphorsaurem Kalk durchbrochen sind.

Im Mittelpunkte des Skiddaw, zu Saddleback, Grisdale-Peak, Grosmere, auf dem größten Theile des Newlands-Gebirges, am Ufer des Cromack-Sees, und bis Ennerdale und Denthill, gehen kristallische Schiefer-Niederschlagungen zu Tage, womit sich, unregelmäßig gruppirt, Gneis, Glimmer, Hornblende und Chiastolit vermischen. Diese letzte findet man am häufigsten im Skiddaw und zu Saddleback. Im Distrikt Thornthwaite, zu Newlands Loweswater ist meistentheils Quartz und Kupfer.

Die Feldspath-Schiefer-Bildungen sind von grüner, mit Porphyr gemischter Farbe, denen von Snowdonia, in Wales, und denen von Needle's-Eye, in Schottland, ähnlich. Oberhalb den Bergen, die das

Thal Borrowdale umschließen, befindet sich die berühmte Mine dieses Namens, die England das meiste Blei liefert. Das daraus bezogene Erz ist mit Kalkspath (ponderosa terra) mit Braunspath und mit Quartz vermischt. Zu Keswick und zu Kirly Lonsdale zeigen sich Grauwacke-Bildungen, die versteinerte Thiere in großer Menge enthalten.

In Wales und auf der Insel Anglesey, sind die Granitfelsen untermischt mit Thonschiefer-Schichten, mit Glimmer, Chlorit- und Quartzadern. Man findet hier auch Marmorbrüche und Kupferminen. Die hiesigen Gruppen sind durchaus verschieden von denen im Welsh-Gebirg. Sie enthalten viel Feldspath und Porphyr, Niederschlagungen von Thonschiefer, besonders von Grauwacke, die den neuesten Theil dieser großen Felsenreihe bildet.

Es gesellen sich dazu noch Kreideschichten, versteinerte Thier-Ueberreste, Korallen verschiedener Art, Krinoiden, Muscheln, gelenkschalige Thiere, und einige Gerippe eines sehr merkwürdigen versteinerten Thieres, das die Geologen unter dem Namen Asaphus Debuchii bezeichnen.

Wales bietet in seiner ganzen Ausdehnung nichts Aehnliches dar, und der sorgfältigsten Nachforschungen ungeachtet, hat man unter den Grauwacke-Schichten weder Pflanzen- noch Thier-Ueberreste, im Zustande der Versteinerung, entdeckt.

Die Grafschaften Kornwallis und Devon stellen auf dem ersten Blick, wie alle anderen Theile der Insel, Granitfelsen dar. Sie scheiden sich jedoch in vier große Massen, und sind mit mehreren Schieferschichten, von neptunischer Bildung, bedeckt. Diese

Granitfelsen werden in allen Richtungen von ein wenig mit Quarz und mit Elwan-Porphyr gemischten Adern durchschnitten.

Neben dem Granit zeigen sich Niederschlagungen einer Art Thonschiefer, im Lande selbst Killas genannt, und unter dem Namen metallhaltiger Schiefer bekannt. Er bildet, bald mit Gneis, bald mit Glimmer, oder mit beiden zusammen, sehr häufige Schichten, welche Betten von Grünstein (green stone), Feldspath, reinem Talk, Hornblende, Glimmer und Serpentin bedecken. Grauwacke erscheint endlich, wie überall, auf der äussersten Oberfläche mit Kreide und den Ueberresten organisirter Fossilien.

In Kornwallis und Devonshire sind die Minen sehr zahlreich. Man scheidet sie in drei Bezirke, 1. den von Truro, 2. den von St. Ausle, 3. den von Tavilstock. Jeder dieser Bezirke trägt den Namen des Ortes, der seinen Mittelpunkt bildet.

Der erste ist von allen der wichtigste. Die Kupfer-, Zinn- und Bleiminen sind für diese Gegend eine unschöpfliche Reichthums-Quelle. Die Adern, welche von Morgen gegen Abend die Killas und Granitfelsen durchschneiden, enthalten Kupferkies; die im entgegengesetzten Sinne streichenden bieten Zinn dar. Obgleich oft vermischt, zeigen diese verschiedenen Erze sich dennach manchmal ohne alle ungleichartige Beimischung. Bei Tavilstock gibt es auch Kupfer-, Zinn-, Blei- und Silberminen. Zu Huel-Boys, in Devonshire, findet man Spießglas. Zu Saltash, in Kornwallis hat man Adern von Arsenikkies entdeckt.

Sekundarboden bildet den größten Theil der Oberfläche Englands. Er besteht aus Niederschlagun-

gen von altem rothem Tüfstein, von Bergkreide, von Kohlen, Talkerde, Mergel, Rogenstein-Bildungen, Thon und Kalk. Der alte rothe Tufstein ist leicht erkenntlich an seiner Farbe und Dauerhaftigkeit. Er ist besonders häufig in den Grafschaften Hereford und Brecknock, dagegen sieht man ihn selten in den benachbarten Gegenden. Auch Kumberland, wie die Inseln Man und Anglesey, haben ihn nur in geringer Menge.

Die Berg-, Erz- oder kohlenstoffhaltige Kreide ist grau, manchmal gefleckt, wie Marmor. Ihre Struktur ist rogensteinartig. Durchschneidet man sie, so zeigt sie einen dichten, glänzenden Kern. Oft ist sie von Kalkspath-Adern durchzogen, die ihr noch mehr Glanz verleihen.

Die Kreidebildungen sind in Derbyshire, Northumberland und Kumberland sehr verbreitet. Sie sind mit Steinkohlen, Erzen, Korallen, Muscheln, einer Art schalgelenkigen Thieren und Fischen untermischt, die sehr den Versteinerungen einer Uebergangs-Epoche ähnlich sind. Die Kreideberge enthalten in sich viele Minen, die man in drei Bezirke scheidet.

Der erste begreift die Thalgelände von Tyne, Wear und Tees, in Kumberland, Durham und Yorkshire. Die Hauptminen dieses Bezirks befinden sich in Nähe der kleinen Stadt Aldston-Moor. Das Erz zeigt sich darin in dem Zustande von Bleischwefel. Einige Meilen südwestlich von Aldston-Moor gibt es Messing-Gruben, zu Ulverston Eisenminen, und bei White-Haven große Blutstein-Felsen.

Der zweite Bezirk ist im nördlichen Theile der Grafschaft Derby. Obgleich zahlreich, sind die dor-

tigen Minen dennoch nicht besonders ausgedehnt. Die von Peak und Kingsfield sind die reichsten. Das daraus gewonnene Erz besteht aus Blei, rohem Eisen und Zink. Zu Ecton, in Staffordshire, und auf der Grenze von Derby, bemerkt man eine sehr schöne Ader Kupferkies und Flußspath.

Der dritte Bezirk endlich umfaßt die Grafschaften Flint und Denbigh, nordöstlich von Wales. Er ist der reichste, nach dem von Aldston-Moor, und gibt Blei, Zink und Galmei. Südwestlich, in Shropshire sind von Kreidefelsen bedeckte Bleiminen. Weiterhin, auf den Bergen von Mendip, südlich von Bristol, gräbt man Bleischwefel und Galmei.

Im Allgemeinen ist Quartz der Niederschlag, den man am häufigsten in Kornwallis findet, wie Fluß- und Kalkspath in Derby, reinen Spath, oder Schwefel-Schwererde, in York, und reinen Spath, nebst Flußspath, in Kumberland.

Die Steinkohlen-Minen sind, wie man weiß, für England ausserordentlich abträglich. Keine bis jetzt bekannte Gegend auf der ganzen Erde, hat sie reicher und in größerer Menge. Aus diesem Grunde auch ist der Verbrauch dieses Brennstoffes hier größer als irgendwo, und der damit getriebene Handel ist sehr ausgedehnt.

Nicht alle Steinkohlenminen haben denselben Bau. Vom Bristol-Kanal bis zur Tweed, bemerkt man mancherlei Abweichungen in den Schichten. In den von dem Kanal bewässerten Becken ruhen die Kohlen-Bildungen auf Kreidefelsen, und sind nur durch ein sehr dünnes Bett von hartem löchrigem Bruchstein (millstone-grit) und Schiefer, davon geschieden.

Am Fuße der Bergkette von York und Derby, wie längs dem Stainmoor, bis zur Grenze von Northumberland dagegen, ist das zwischenligende Bruchsteinbette, eben so wie im Bewcastle-Walde, bis zum Tweedthale, oft sehr dick, manchmal auch mit einer Schieferschicht bedeckt, und hier und da von ziemlich beträchtlichen Massen von Thon-Tufstein durchschnitten. Zeitweis auch sind die kohlenhaltigen Schichten mit plutonischen Felsen von Grünstein zusammengefügt, wie zu Clee-Hill und zu Dudley. Oft auch sind es gewöhnliche Adern, wie in Northumberland und in Durham.

Man findet in Yorkshire und in Durham Niederschlagungen von Talkerde, oder von mit Talkerde vermischter Kreide, worin man Spuren von versteinerten Fischen, von Palaeosthrissum und Productae bemerkt. In den Grafschaften Derby und Stafford sind die Felsen von neuerm rothem Tufstein und von rothem Mergel mit Gips, wie auf den entgegengesetzten Bänken von Liverpool mit metallischer Erde und mit Titansand vermischt; zu Nortwhich und Droitwich, in Worcestershire mit Kupferschwefel, mit Kobalt-Halbsäure, mit schwarzer Braunstein-Halbsäure und mit Steinsalz.

Dieser neuere rothe Tufstein erstreckt sich von der Tees, in Durham, bis zur südlichen Küste von Devonshire. Er durchschneidet England in der Mitte, und bedeckt einen Raum von 80 Meilen (27 Stunden) Länge und 6 Meilen (2 Stunden) Breite.

Nordöstlich von Yorkshire, und südwestlich von Devonshire zeigen sich Werkstein- und Rogenstein-

Bildungen. Sie enthalten eine ungeheure Menge sehr merkwürdiger Versteinerungen von Säugethieren, von kriechenden Thieren jeder Art, sogar von Krokodilen, von See-Fasergewächsen, von Zapfenbäumen, ꝛc. Doch nur zu Purbeck findet man Niederschlagungen von Waldthon (wealden) und von einer Art Rogenstein, Purbeck-Stein genannt. Rogenstein, Kreide, Sand und Thon sind die Stoffe, woraus er zusammengesetzt ist. Ueberreste von Land- und Süßwasser-Versteinerungen, nebst fossilen Baumstämmen, sind darunter vermischt. Dagegen bemerkt man durchaus keine Spur von Meer-Versteinerungen. Alle diese Niederschlaguugen bedecken eine Oberfläche von tausend Geviertfuß.

Von Flamborough-Head, auf der Küste von Yorkshire, bis Sidmouth, auf der von Devon, erstrecken sich, vereint mit grünem Sand, Kalk-Bildungen, die sich oft bis zu hundert Fuß hohen Hügeln aufthürmen. Durch eine auffallende Eigenthümlichkeit dehnen sich diese Hügel in regelmäßig grader Linie von Ost- nach Südwest aus, und ihr steilster Abhang ist immer gegen Nordwest gewendet. Bei Wilton-Beacon, in Yorkshire ist ein solcher, zwischen 800 bis 900 Fuß hoher Hügel, und bei Inkpen-Beacon, in Wiltshire, ist ein anderer, den man unstreitig als den höchsten Kalkberg Englands betrachten kann, indem sein Gipfel sich bis auf 1011 Fuß über die Meeresfläche erhebt.

Ein gelehrter Geolog hat bemerkt, daß des Bodens Oberfläche in England im Allgemeinen mit Kieselsteinen und mit Kies bedeckt ist, und daß, je tiefer man in den Boden gräbt, der Kies um so mehr sich

vermindert. Indessen kann diese Beobachtung nicht auf die Kalkstein-Bildungen anwendbar gemacht werden.

Man findet darin viele Pflanzen- und Thierversteinerungen; eben so Krabben, Fische, kriechende Thiere, Wassermoose, Tang und andere See-Gewächse. Die in England vorhandenen Kalk-Niederschlagungen scheinen häufigen unterirdischen Stößen unterworfen gewesen zu sein. Bei ihrem Anblick möchte man sagen, daß sie bald erhoben, bald gesenkt worden. Bei alledem bemerkt man unter ihnen keine plutonische Felsen.

Die Tertiar-Niederschlagungen bilden die dritte Erdstrich-Klasse in dem gealogischen Bau Großbritanniens. Webster zuerst hat bemerkt, daß das Becken von London, wie das der Insel Wight, aus nichts als Tertiarboden besteht. Man findet zuerst bildenden Thon, London-Thon (London clay), Sand, die Süßwasser-Bildungen der Insel Wight, und Crag oder Craig, was nichts ist, als ein angeschwemmter Niederschlag.

Der bildende Thon ist oft mit Kies und Sand untermischt, und enthält viele versteinerte Thier-Ueberreste, Seemuscheln, Holzessig und Kohlen. Der London-Thon ist von bläulicher Farbe, geschwängert mit kohlensauerm Kalk- und Mergelsalz. Man bemerkt darin auch Ueberreste von Krokodilen, Schildkröten-Schalen, Schildkröten, Fischgräten und vollkommen wohl erhaltene Muscheln, die den noch vorhandenen sehr ähnlich sind. In der Insel Sheppey, wo des Bodens Oberfläche mit diesem Thon bedeckt ist, findet man Kokosnüsse, wohlriechende Pflanzen

und viele Stauden der Wendekreise im versteinerten Zustande.

Der Sand ist gewöhnlich mit Thon und Mergel gemischt, die er grünlich färbt. Die Süßwasser-Schichten der Insel Wight sind von zweierlei Art: die unteren und die oberen. In den letztern sind Meer-Niederschlagungen enthalten, dem Sande ähnlich, der sich zwischen den beiden Südwasser-Bildungen von Paris befindet. In den erstern ist kieselartiger und reiner Kalk, nebst Sand und Bruchstücken von Süßwasser-Muscheln.

Zu Benstead, bei Ryde, wo das von diesen beiden Bildungen herrührende Erdreich den größten Theil des Bodens bildet, hat man vor Kurzem Floßfedern eines Palaeotherium und zwei Anaplotherium, verschiedene Knochenstücke, von dickhäutigen Säugethieren (Pachydermen), und die Kinnlade eines vierfüßigen Thieres gefunden, das große Aehnlichkeit mit dem Bieber hatte.

Man entnimmt aus Vorstehendem, daß die geologische Geschichte des Tertiarbodens in England nicht dieselbe ist, wie die des Festlandes. Die Niederschlagungen sind sich wohl in beiden Gegenden gleich; aber ihre Aufeinanderhäufung ist verschieden, manchmal gradezu entgegengesetzt. Der Granit unter andern ist auf dem Festlande immer im Range der Tertiar-Erdstriche, während er in England den ersten Platz unter den Urbildungen einnimmt.

Die angeschwemmten Felsen beenden die mannigfachen Erdarten, woraus das geognostische Becken Großbritanniens besteht. Die angeschwemmten Niederschlagungen bedecken des Bodens ganze äussere

Oberfläche, von den Gipfeln der Berge bis zu den Thalgründen, in den Ebenen, zwischen den Felsspalten und in den Hölen.

Es gibt dergleichen von allen Zeiträumen, wie Diluvium, Crag, und überhaupt alle Niederschlagungen, die unter dem Einflusse der Atmosphäre, am Gestade der Seen, an Brunnen, Flüssen und am Meerufer entstehen. Sie umschließen eine Menge Pflanzen, und mehr odee weniger versteinerte Thier-Ueberreste, wovon die Gattungen verschwunden sind. Alle Ungleichheiten des Bodens werden von ihnen bedeckt.

In einer zweiten Erörterung wollen wir mit den Phänomenen des Pflanzen- und Thierreiches in Großbritannien uns beschäftigen.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Unter der Anklage, einer ohne Erfolg gebliebenen Aufwiegelung, zum Umsturz der bestehenden Regierung, erschien der verantwortliche Geschäftsführer der zu Paris erscheinenden Zeitung, der National von 1834, Namens Rouen, am 16. September d. J. vor den Assisen des Seine-Departements. Die inkriminirte Stelle eines in obiger Zeitung erschienenen Aufsatzes, unter der Ueberschrift: „Krieg der Anhänger der Monarchie, auf dem Bereich unserer Freisprechung *),“ lautete folgendermaßen:

„Wir nehmen also Alles an, was die ministeriellen Blätter an Absichten gegen die Monarchie, welche sie vertretend nennen, uns zuschreiben. Wir haben uns nicht als Republikaner erklärt, um mit dem monarchischen Prinzip zu unterhandeln, um seine Verbesserung zu hoffen, und auf seine Dauer zu rechnen. Wir spielen nicht eine elende Komödie, deren Gestelle und Intrigue abgenutzt (dont les tréteaux et l'intrigue sont usés), und deren Schauspieler längst ausgepfiffen sind.

„Wir wollen die Monarchie nicht, weder in der Anwendung, noch im Prinzip. Hinsichts der Mittel, sie zu beseitigen, so stellen wir in erster Linie das der Diskussion, weil es alltäglich, weil es jeden Augenblick gebraucht werden kann, und weil es ein nach langer Bestreitung erworbenes Recht ist. Gibt

*) M. s. den Aufsatz: Merkwürdige Rechtshändel,“ im achten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

es andere, noch raschere und beförderndere, so sind sie nicht in unsern Händen. Es steht uns nicht zu, weder sie zu veranlassen, noch sie zu leiten. Die Presse hat nie allein Insurrektionen und Revolutionen bewerkstelligt. Die Presse hat die regierende Macht zu Grunde gerichtet, sie hat sie zur Vollbringung ihres traurigen Geschicks angetrieben, und sie entwaffnet der öffentlichen Züchtigung überlassen.

„Diese Rolle nehmen wir ohne Zögerung an. Wir haben sie schon mit genug Erfolg gespielt, um darin nicht unbewandert zu sein. Für uns also, gleichviel ob die Monarchie despotisch, halb-konstitutionel oder ganz-konstitutionel sei, ist sie nichts desto weniger ein feindseliges Prinzip, das wir unter allen seinen Formen angreifen, das wir in allen seinen Milderungen verfolgen.

„Wir haben es oft genug gesagt, so daß es vielleicht beinahe überflüssig ist, es zu wiederholen. Aber es ist uns darum zu thun, unsern Stand in dieser ganzen Sache zu erklären, und zu gleicher Zeit der ministeriellen Presse zu antworten, die voraussetzt, daß wir eine große Partie von unserer Freisprechung zu gewinnen hoffen, und der dynastischen Presse, die, weil sie gesehen, daß wir einige Theorien der konstitutionellen Monarchie entwickelt, zu glauben scheint, daß wir derselben Anwendbarmachung, im Interesse dieser Monarchie, verlangen.“

Der Substitut des General-Prokurators, Plongoulm, äusserte sich, in seiner Unterstützung der Anklage, unter andern folgendermaßen:

„Wir greifen kein Recht an, und das der Presse wird von uns eben so hoch geehrt, als von irgend

wem. Dagegen bekämpfen wir die Preß-Frechheit, weil wir dadurch nicht allein die Pflicht der Magistratsperson, sondern auch die eines wahren und guten Bürgers zu erfüllen glauben. Wir wollen die Preßfreiheit nicht verletzen, wir wollen nur ihre Exzessen und ihre schlechten Leidenschaften verhindern. Wir greifen nicht die Opposition der Zeitungen an, die täglich der regierenden Macht ihre Irthümer andeuten, und ihre Kenntnisse zum öffentlichen Besten verwenden.

„Aber neben der Oppositions-Presse, ist noch eine andere, die man nicht anders als die feindselige, die anarchische Presse nennen kann, die des National. In ihr sieht man gewissermaßen alle Mißvergnügte, alle Gegner der Regierung vereinigt. Man erklärt sich zum Feind der Regierung und der gesellschaftlichen Ordnung. Es ist also ganz einfach, daß die Regierung, mit Hilfe der Gesetze, sich wehrt, und die bedrohete gesellschaftliche Ordnung vertheidigt.

„Was man verlangt, ist Umsturz, Ruin des Bestehenden, ist offener Krieg, ist Rückkehr der Barbarei. Glücklicherweise ist die Stimme, von der solche Wünsche ausgestoßen werden, von keinem besondern Gehalt in den Schickungen des Staats. Die an die Regierung gelegte Hand ist nicht besonders schwer. Demungeachtet hat sie so viel umgestürzt, als sie umzustürzen vermochte, und wie wenig populär sie auch sei, hat sie dennoch einige schwache Gemüther irregeleitet.“

Plougoulm erinnert an die Rolle, welche der National in der Revolution von 1830 gespielt. Er

ſtellt ſein damaliges Betragen ſeinem jetzigen entgegen.

„Er hat 1830 die Pflicht eines guten Bürgers erfüllt,“ ſagte er, „während er 1834 nur ein Aufwiegler iſt. Er unternimmt, was Karl X geſtürzt, und dieſer eidbrüchige König hatte weniger gethan, als was der National thun will. Denn wenigſtens wollte er die Inſtitutionen des Staats, wenn auch verändern, dennoch beibehalten. Demungeachtet hat man ihn vom Thron geſtoßen.“

Der königliche Advokat bezeichnet nun den Unterſchied zwiſchen dem Recht der Preſſe, die Alles ſagen kann, in ſo fern ſie die beſtehende Regierung nicht angreift. Mit welchem Rechte würden die Geſchwornen Leute verurtheilen können, die in einem Aufſtande mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, wenn jene vorher, durch ihre Nichtſchuldig-Erklärung der Aufwiegelungs-Verſuche des National, den Aufſtand ſo zu ſagen veranlaßt hätten?

Der Vertheidiger des National, Advokat Marie, bemühete ſich zu beweiſen, daß „Meinungen,“ von welchem Gehalte ſie auch ſein mögen, nicht verfolgt werden können, ohne den durch die Charte feſtgeſtellten Grundſatz der Meinungs-Freiheit zu verletzen. Die karliſtiſche Meinung habe, wie die republikaniſche, ihre Organe. Sie ſpreche durch dieſelbe unverhüllt ihre Wünſche aus, den älteſten Bourbonenzweig wieder reſtaurirt zu ſehen, und Niemand finde ein Vergehen darin, Niemand verfolge ſie deswegen. Warum, im Gegentheil, mache man Jagd auf die Organe der republikaniſchen Meinung, die doch auch nichts weiter thun, als daß ſie den Wunſch

ausſprechen, die Republik, ſtatt der Monarchie, in Frankreich wieder eingeführt zu ſehen?

Den inkriminirten Aufſatz des National erörternd, behauptet der Advokat, daß darin die Grenzen der Diskuſſion nicht überſchritten worden; daß man nur Lehrſätze aufgeſtellt, aber keinesweges des Vergehens der Aufwiegelung ſich ſchuldig gemacht. Er behauptet, daß das Recht, wie für alle, auch für jeden Einzelnen, kraft ſeines Antheils an der „Volks-Souveränetät," beſtehe, die Regierungsform zu kritiſiren, eine Prüfung der beſtehenden Inſtitutionen, ſo wie ihre Veränderung zu veranlaſſen, wenn ſie übel ſind. Einen Blick auf die Vergangenheit werfend, fragt er, ob die denkenden Minderheiten nicht immer frei ſein ſollen, ihre Meinungen bekannt zu machen, da doch von ihnen allein die Ziviliſation herrührt?...

Darauf antwortete der königliche Advokat, daß die Mehrheit, nicht die Minderheit, allein das Recht habe, Veränderungen in den Inſtitutionen zu verlangen. Der Minderheit ſtehe es nur zu, anzudeuten, was Uebles darin ſei, was jedoch für ſie kein Recht begründe. Beſchränke ſie ſich indeſſen auf bloße Diskuſſion, werde Niemand etwas daran auszuſetzen finden.

Nach einer kurzen Berathung erklärten die Geſchwornen, den Geſchäftsführer des National ſchuldig einer ohne Erfolg gebliebenen Aufwiegelung, wonach Rouen zu ſechsmonatlicher Haft und 6000 Franken (2800 fl. rh.) Geldſtrafe, wie zur Bezahlung aller Prozeßkoſten, und zur Vernichtung der mit Beſchlag belegten Nummer ſeiner Zeitung, verurtheilt wurde.

Ein gewisser ehemaliger Hauptmann Chaltas, früher im Dienste des gewesenen Herzogs Karl von Braunschweig, war von dem Zivilgerichte zu Paris, wegen böslicher Verläumdung des letztern, und seines Kammerherrn Bitter, genannt Baron von Andlau, zu einjähriger Haft, 2000 Franken (933 fl. 20 Kr.) Strafe und 100,000 Fr. (46,666 fl. 40 Kr.) Entschädigung gegen den Herzog, wie zu 5000 Fr. (2333 fl. 20 Kr.) Entschädigung gegen Bitter, verurtheilt worden.

Auf die von Chaltas eingelegte Appellation, wurde diese Angelegenheit nochmals am 12. September d. J., vor dem königlichen Gerichtshofe zu Paris in Erwägung gestellt, in Folge derselben das Gericht einen Ausspruch erlies, der zu viel geschichtliche und juridische Merkwürdigkeiten enthält, als daß wir ihn nicht in getreuer Uebersetzung mittheilen sollten. Er lautet wie folgt:

„Das Gericht gestehet dem Herzog von Braunschweig das Recht zu, seinen Vorbehalt gegen den gestern erlassenen Ausspruch geltend zu machen, und entscheidet in Betreff der Appellation:

„Was die Klage des Herzogs von Braunschweig anbelangt: in Erwägung, daß wenn zur Zeit der Bekanntmachung der von Chaltas verfaßten Schrift, der Herzog Karl von Braunschweig aufgehört hatte, Souverän zu sein, in Folge seiner von Frankreich und den übrigen europäischen Mächten anerkannten Entthronung, er kein Recht mehr hatte auf den speziellen Schutz, womit der Artikel 12, des Gesetzes vom 17. Mai 1819, die Person fremder Souveräne umgibt, er dennoch in dem allgemeinen Rechte ge-

blieben war, und von den französischen Gerichten die Ausgleichung eines ehrenrührigen und beschimpfenden Vergehens verlangen konnte, welches gegen ihn in Frankreich, während seinem Aufenthalt in diesem Lande, begangen worden;

„In Erwägung, daß die Revolution von Braunschweig eine allgemein bekannte und geschichtliche Thatsache ist, über die Rechnung abzulegen Niemand untersagt werden kann; daß die Darstellung dieser Staats-Umwälzung nothwendigerweise auch die der Ursachen begreift, welche sie veranlaßt haben, wie die Gründe, welche von den braunschweigschen Generalstaaten dem deutschen Bundestage vorgelegt worden, und diese letzte bestimmt haben, die Absetzung des Herzogs Karl gut zu heissen; daß in Folge dieses Ereignisses zwischen diesem Fürsten und dem Vorstand des Hauses Braunschweig, sehr ernste Zwistigkeiten stattgefunden, deren Würdigung ausser dem Bereich der Gerichte ligt; daß also die Schriften, welche Bezug haben auf diese Revolution und auf ihre Folgen, in welchem Sinne sie auch verfaßt und wie verdrießlich (fâcheux) sie auch sein mögen für den Herzog von Braunschweig, die einzelnen Umstände, in welche der Verfasser eingetreten ist, ein Schmähungs-Vergehen nicht konstituiren können, so lange er den Herzog von Braunschweig nur in Betreff seines Begehens, in seiner Eigenschaft als souveräner Fürst, angreift; daß dieser Karakter noch weniger existirt, in der diesem Fürsten zur Last gelegten Beschuldigung, daß er den Plan gehabt, in seine Staaten zurückzukehren, selbst, wenn es nothwendig wäre, mit bewaffneter Hand, wozu er schon

die nothwendigen Vorbereitungen getroffen, ein solcher Umstand jedoch nicht von der Art ist, seine Ehre oder seine Achtung zu verletzen;

„Erwägend aber, daß Chaltas in einer von ihm bekannt gemachten Schrift, betitelt: „Der Herzog Karl von Braunschweig," nicht allein in einem für die braunschweigschen Generalstaaten günstigen Lichte, das Gemälde der Staats-Umwälzung dargestellt, welches den Herzog Karl seiner Staaten beraubt, sondern daß er auch boshafterweise die Person des Fürsten selbst angegriffen, ihm viele und schwere Umstände und Thatsachen zugeschrieben, die seine Ehre und seine Achtung verletzen, die einen älter als des Herzogs Absetzung, aber der Ausübung seiner Souveränetät gänzlich fremd, die andern später als diese Absetzung, und vorzüglich auf seine Sitten und sein Privatleben sich beziehend; daß diese in dem ganzen Werke verstreueten Beschuldigungen, am meisten auf den Seiten 89, 91 und ferner, vorhanden sind;

„Was die Klage Bitter's, Barons von Andlau, anbelangt: In Erwägung, daß in demselben Werke Chaltas sich nicht blos auf eine Kritik beschränkt, des Antheils, den der Kläger an der Verwaltung des Herzogs Karl genommen, sondern daß er ihm auch noch Umstände zur Last legt, die seine Ehre und Achtung verletzen;

„Was die Klage von Chaltas gegen den Baron von Andlau anbelangt: Die Beweggründe der ersten Richter annehmend, kassirt die Appellation, verordnet, daß worüber appellirt worden, genau und vollkommen in Ausführung gebracht werde.

„Vermindert demungeachtet die dem Herzog von

Braunschweig zuzustehende Entschädigung auf 20,000 Fr. (9333 fl. 20 Kr.), und die dem Baron von Andlau zuzustehende auf 3000 Fr. (1400 fl.); verurtheilt Chaltas zur Bezahlung aller Prozeßkosten.

Nicht leicht findet man in den Gerichts-Annalen eine Sache, die zugleich ärgerlichere und betrübendere Umstände darböte, als die, welche neuerdings vor den Assisen des Marne-Departements, zu Reims, verhandelt worden. Theilen wir die Hauptumstände derselben mit.

Ein 34jähriger Geistlicher, Namens Perrot, nahm im Juni 1833 von der Pfarre zu Cernay-les-Reims Besitz. Bald nach seiner Ankunft, machte er Bekanntschaft mit dem ihm ganz nahe wohnenden Bäcker Thierry, der eine noch junge und hübsche Frau hatte. Der Pfarrer nahm seine Eltern zu sich, und brachte es so weit, daß die Vertraulichkeit zwischen beiden Familien keine Schranken mehr kannte. Sein Zweck bei diesem Benehmen war, daß er zu jeder Zeit des Bäckers Haus besuchen konnte, ohne daß es diesem aufgefallen wäre. Um dazu noch mehr Gelegenheit zu haben, brachte er dem Bäcker das Journal des Débats, und unterhielt sich so lange mit der Frau, bis der Nachbar es gelesen hatte.

Schon machte man auf allen Seiten eben nicht die freundschaftlichsten Bemerkungen, über des Pfarrers allzuhäufige Besuche, und sein zulanges Verweilen bei dem Bäcker, als dieser deshalb noch keinen Verdacht geschöpft. Einige Bekannte waren endlich zuvorkommend genug, ihm die Augen zu öffnen. Um sich von der Sache wirklichem Bestand vollkommen

zu überzeugen, gab er vor, daß er eine Reise nach Reims machen müsse. Der Pfarrer gab ihm einen Brief für diese Stadt mit. Thierry entfernte sich, machte jedoch nur einen Umschweif um das Dorf, schlich sich durch seine Scheuer ins Haus, und verbarg sich an einem Orte, wo er Alles sehen und hören konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Einige Zeit nachher kam der Pfarrer zu der Bäckerfrau, wurde jedoch von seiner Mutter bald abgerufen, um einem Begräbnisse beizuwohnen. Die Hast, mit welcher er die dabei üblichen Zeremonien betrieb, und womit er sich entfernte, bevor das Grab ganz zugeworfen war, erregte Kopfschütteln und Murren bei allen Anwesenden. Man wollte wissen, was ihn veranlaßt habe, sich so sehr gegen den Anstand zu vergehen, und erfuhr die Ursach nur zu bald, indem er sich in grader Richtung aus der Kirche zur Bäckerfrau begeben. Diese schauete gleich nachher zuerst zur Thür, sodann zum Fenster hinaus, um sich zu überzeugen, daß Niemand Acht gebe, wonach sie mit dem Geistlichen verschwand.

Es waren kaum einige Minuten vergangen, als man in der Bäckerei einen starken Schrei hörte, wonach Thierry's drohende Stimme vernehmbar wurde. Man hörte ihn mit Gewalt auf etwas schlagen, und dazu zornig schreien: „Unterzeichne mir das; Du mußt mir das unterzeichnen.“

Eine große Menschenmenge sammelte sich vor dem Hause. Man war begierig, den Ausgang der Sache zu erfahren. Denn Niemand war ungewiß, warum es eigentlich zu thun sei. Um 7 Uhr Abends öffnete Thierry seinem jungen Vetter Choubry die Haus-

thür, um ihn einzulassen. Dieser fand den Pfarrer in der Küche, am Feuster stehend. Er war ruhig, und erwiederte mit schwerer Stimme den an ihn gerichteten Gruß. Auf des Bäckers Aufforderung ging der Jüngling in den Keller, um Wein zu holen. Mit Erstaunen bemerkte er dort seines Vetters Frau, die sich hinter einem Faß verborgen.

Bald nachher trat der Feldhüter Delacour in die Bäckerei, um sich nach der Ursach des Zusammenlaufs vor derselben zu erkundigen. Der Pfarrer entgegnete, „er wisse nicht, was es zu bedeuten habe.“ Thierry antwortete auf ähnliche Weise, wonach alle drei mit einander anstießen, und ihre Gläser leerten.

Indessen war die Neugier der in der Straße Harrenden auf den höchsten Punkt gestiegen. Sie schickten einen gewissen Guillemart ab, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Dieser fiel, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, mit der Thür ins Haus, und sagte zu dem Geistlichen:

„He he, Ihr stellt schöne Streiche an, daß so viel Volk Euertwegen zusammenläuft. Was zum Henker habt Ihr auch hier zu suchen? Bleibt, wo Ihr hingehört, und stellt nicht anderer Leute Weiber nach.“

Sodann gegen Thierry und den Pfarrer gewendet, fragte er: „Habt Ihr Händel mit einander gehabt?“ — Beide verneinten es, und Perrot fügte noch hinzu, daß der Bäcker sich, einer häuslichen Sache wegen, mit seiner Frau überworfen, er selbst aber den Friedensstifter gemacht. Dieser ausweichenden Erklärung ungeachtet, sagte der Andere: „Denkt Ihr noch lange hier zu bleiben, nach einem solchen Skandal?“

Der Pfarrer antwortete darauf nichts, und als Guillemart hinzufügte: „Ist es jetzt Zeit für Euch, hier zu sein?“ entgegnete er, daß noch zu viele Menschen in der Straße seien, und daß er warten wolle. Er stics sodann sein Glas mit allen Anwesenden an, und nahm ganz ruhig am Tische Platz. Der Feldhüter und Guillemart blieben, bis er sich endlich in Choubry's Begleitung entfernte.

Tags darauf schrieb Thierry an Perrots Vater, und lud ihn ein, auf der Stelle zu ihm zu kommen, um eine gewisse Angelegenheit in Ordnung zu bringen, wovon er genügend unterrichtet sein werde. Er drohete zugleich, bei dem königlichen Prokurator eine Klage anhängig zu machen, wenn der Eingeladene nicht komme. Dieser antwortete, daß er nur beim Maire der Gemeinde die verlangte Unterhandlung zugestehen könne.

Unverweilt machte sich nun Thierry nach Reims auf den Weg, wo er wirklich Klage einlegte gegen den Pfarrer von Cernay, der, ihm zufolge, in seiner Abwesenheit seiner Frau habe Gewalt anthun wollen, woran er jedoch durch sein plötzliches Erscheinen verhindert worden. Zur Unterstützung dieser Klage legte er eine Gabriel Perrot unterzeichnete Erklärung vor, die er selbst geschrieben zu haben äusserte, worin Perrot, einen gewaltthätigen Angriff auf die Tugend der Bäckerfrau eingestand, und sich verpflichtete, als Entschädigung dieses strafwürdigen Begehens, an Thierry die Summe von 2000 Franken zu zahlen.

Dies Papier war auf verschiedenen Punkten mit Blut befleckt, und man bemerkte, zwischen der eilften

und zwölften Zeile, nachstehende von einer andern Hand eingeschobenen Worte: „Ich protestire gegen Alles, was man mich zu schreiben zwingt.“ Der Kläger entgegnete auf die, vorstehender Worte wegen, an ihn gerichtete Frage, daß sie wahrscheinlich von dem Pfarrer herrührten, den er nur mit vieler Mühe zum Unterschreiben habe nöthigen können. Wegen der Blutflecke äusserte er, daß er sich an der Hand verletzt, indem er ungeduldig aufs Fenster geschlagen, als der Geistliche seinem Befehle nicht sogleich gehorchen wollte.

Perrot seinerseits erschien am andern Tage vor dem königlichen Prokurator, um seine Erklärung abzugeben. Er behauptete, daß sein Umgang mit der Bäckersfrau immer untadelhaft gewesen, während diese mit ihrem Mann übereingekommen zu sein scheine, ihm einen Fallstrick zu legen, und ihm Geld abzupressen. Während Thierrys Abwesenheit von dessen Frau eingeladen, zu ihr zu kommen, weil sie ihn in einer gewissen Sache um Rath zu fragen habe, sei er plötzlich von jenem überfallen, und mit einem langen Pfriem, oder einer Art Stylet, bedrohet, zu Boden geworfen, an den Haaren in die Küche geschleift, dort mit Füßen getreten, und endlich gezwungen worden, nicht allein eine Schuld-Verschreibung von 2000 Fr., sondern auch noch sechs Billete zu unterzeichnen, wovon er eins zerrissen habe.

Was aus dem Allem genügend sich ergab, sowohl aus Thierry's Klage, als aus des Pfarrers Erklärung, war, daß dieser letzte zur Unterzeichnung einer Schuldverschreibung von 2000 Fr. mit Gewalt genöthigt wor-

den. Statt ihm erschien demnach der Bäcker vor den Assisen.

Seine Frau stimmte vor denselben allen Aussagen ihres Mannes bei, während sie vor dem Verhörrichter bald auf die eine, bald auf die andere Weise sich geäussert hatte. Mit Fragen bedrängt, hatte sie endlich weinend gestanden, daß ihr vertrautes Verhältniß mit dem Geistlichen bereits sechs Monate gedauert, als es auf einmal so unerwartet und fürchterlich von ihrem Manne unterbrochen wurde. Dieser habe schon vorher den Entschluß gefaßt, von Perrot eine so starke Geldsumme, als möglich, zu erpressen, um, seinem Ausdruck zufolge, dadurch sich zu entschädigen. Sie habe das jedoch nicht gewußt, weil sie sich sonst zu einen solchen Unternehmen nicht hergegeben haben würde. Ihr Mann habe sie vielmehr so sehr mißhandelt, daß sie, um nicht todgeschlagen zu werden, zuerst im Keller, sodann auf den Speicher sich verborgen habe. Vor den Assisen widerrief sie diese Aussage, und versicherte, daß Perrot ihr habe Gewalt anthun wollen, woran er nur durch ihres Mannes plötzliches Erscheinen verhindert worden.

In seiner Rede erhob sich der königliche Advokat Berriat-St.-Prix, eben so sehr gegen die Unsittlichkeit Thierry's, als gegen die des Geistlichen. Es lasse sich schwer entscheiden, sagte er, wer sie am weitesten getrieben. Wollte man vollkommen gerecht sein, müsse man beide verurtheilen. Indessen sei jetzt nur der Bäcker, seines vom Gesetze bestraften Vergehens wegen, verantwortlich. Das Verbrechen, dessen er seinen Gegner bezüchtigt, entschuldige das

von ihm begangene, einer gewaltsamen Unterschrift-Erpressung, nicht, und zwar nicht blos deswegen, weil eine solche Entschuldigung laut dem Gesetze nicht zulässig sei, sondern auch, weil ein auf solche Weise beleidigter Ehemann, nur alsdann Theilnahme und Mitleiden in Anspruch nehmen könne, wenn er mit Würde und Thatkraft sich benehme, und nicht, wenn er, wie der Angeklagte, nur darauf bedacht sei, von seiner Entehrung den möglichst größten Vortheil zu gewinnen.

Nach anderthalbstündiger Berathung, erklärten die Geschwornen, daß Thierry nicht schuldig sei, wonach er unmittelbar in Freiheit gestellt wurde.

In Folge des merkwürdigen Prozesses, über den gegen den König Ludwig Philipp, bei Eröffnung der Kammern im J. 1832, gerichteten Pistolenschuß, war der republikanischen Zeitung National, und dem Skandalblättchen Charivari, beide zu Paris erscheinend, wegen durchaus falscher, böswilliger und verläumderischer Berichtabstattung über diesen Rechtshandel, durch ein förmliches Urtheil verboten worden, während zwei Jahren von irgend einer Gerichtsverhandlung Rechnung abzulegen.

Dies Verbot wurde von dem National mehrmals übertreten. Durch eine bloße Hinzufügung der Jahreszahl 1834 zu ihrem Titel, glaubte diese Zeitung sich vollkommen berechtigt, jenes Verbot umgehen zu können, was jedoch nur zur Folge hatte, daß ihre Geschäftsführer, nach langen Debatten, zu mehrmonatlicher Haft und einigen tausend Franken Strafe verurtheilt wurden.

Die des Charivari hofften dem sie betreffenden Verbot, das vorzüglich ihrer Skandal-Kronik vielfachen Abbruch that, dadurch zu entgehen, wenn sie nicht direkt der Gerichts-Verhandlungen gedachten, sondern nur berichteten, was sie darüber von Andern urtheilen gehört zu haben vorgaben. Nachstehender Auszug kann von ihrem Verfahren einen Begriff geben.:

„Eine der schönsten Seiten der glorreichen Regierung Ludwig Philipps (heißt es in der Nummer dieses Blattes, vom 14 Juni 1834) wurde gestern und vorgestern vor den Assisen der Seine geschrieben, wo Gisquet (Polizei-Präfekt von Paris) die glückliche Albernheit begangen hat, den Doktor Gervais (chemaligen Hüneraugen-Ausschneider der Frau Herzogin von Berri) zu verklagen, des Briefes wegen, durch welchen dieser muthvolle Bürger die entsetzlichen Mißhandlungen denunzirt, welche den Gefangenen von 13 und 14 April (Zeit des letzten Aufstandes in Paris), in den Höfen der Polizei-Präfektur zu Theil geworden.

„Die Dübois (woraus man Flöten macht) und andere tadellose Magistrats-Personen, haben unser Charivari mit der jetzt bald sein Ende erreichenden Unfähigkeit geschlagen, Rechnung abzulegen von den Debatten ihrer Assisen. Diese Herren hatten wahrscheinlich Gründe genug, um ihre Urtheilssprüchelchen (jugeailleries) so viel als möglich der Oeffentlichkeit zu entziehen. Wir können uns also nicht mit dem gegenwärtigen Prozesse beschäftigen, denn der Boden der ausnahmungsweisen Gerechtigkeitspflege des neunten August (Ausrufung Ludwig Philipps

zum König der Franzosen) ist es grade nicht, wo wir mit ihnen zusammentreffen möchten.

„Wir lassen die Debatten, die einzelnen Umstände, die Zeugnisse, die Klage Gisquet's, die Anklagsakte, ꝛc. die ganze Sache mit einem Worte, anheimgestellt. Wir beschäftigen uns nur mit dem, was einer unserer Mitarbeiter, und zehn andere Personen, aus dem Munde derjenigen selbst vernommen, welche die Opfer jener blutigen Orgien gewesen, an welche zu glauben die Geschwornen zu ehrlich (honnête) gewesen."

Folgt nun eine umständliche Angabe dessen, was der Mitarbeiter des Charivari über den Prozeß und dessen Ursachen gehört zu haben vorgibt.

Aber dieser Verkehrungen ungeachtet, wurde der verantwortliche Geschäftsführer des Charivari dennoch vor Gericht beschieden, weil er sich unterstanden, der sein Blatt betreffenden Untersagung, hinsichts jeder direkten oder undirekten Berichtabstattung über die Gerichtsverhandlungen, ungeachtet, derselben zu erwähnen, und darüber seine Meinung auszusprechen. Er wurde, da das auf sein Blatt sich beziehende Verbot absolut war, und folglich weder eine umständliche noch eine theilweise, weder eine direkte noch eine undirekte Rechnungs-Ablegung zulies, er also einer Uebertretung des Artikels 16, des Gesetzes vom 25 März 1822 sich schuldig gemacht, zu zweimonatlicher Haft und 2000 Franken Geldstrafe, wie zur Bezahlung aller Kosten verurtheilt. Zugleich wurde die Vernichtung der mit Beschlag belegten Nummern, die Einrückung des Urtheils in eine der nächsten Nummern des Charivari, und die Dauer der Haft,

Ersparung, die den Grund zu einem großen Vermögen gelegt, am schwierigsten gewesen; und wahrlich, man kann es weit bringen, wenn man immer einen Thaler übrig hat. Einen neuen Beweis davon gewährt uns ein gewisser Marguerai, der nicht mit einem ersparten Thaler, sondern mit einem ersparten Sou (1 ½ Kr. rh.) begonnen, und demungeachtet ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hat.

Marguerai war Mäuse- und Maulwurfsfänger in einem der Bezirke der ehemaligen Normandie. Er erhielt nie mehr als einen Sou für jede gefangene Maus, oder für jeden Maulwurf, die er sodann den Eigenthümern überlies. Er hatte nie einen Gehilfen, und bediente sich nur der alltäglichen Mittel seines Gewerbes. Eine eigene Wohnung hatte er nicht. Er schlief in den Ställen oder in den Heuschobern der Leute, die ihm Beschäftigung gaben. Meistentheils erhielt er von ihnen auch etwas zu essen, oder er nährte sich in Feld und Wald, wie er konnte. Aber nie sah man ihn einen Heller ausgeben. Seine abgetragenen Kleider waren Sommer und Winter dieselben.

Auf solche Weise lieb er sein Gewerbe 60 Jahre lang, und war schon hoch in die siebenzig, als nach und nach seine Kräfte abzunehmen begannen. Er wurde schwachsinnig, vernachläßigte immer mehr die Mäusejagd, sprach von ausstehenden Kapitalien, und lies endlich öffentlich bekannt machen, daß er eine ansehnliche Summe verloren. Seine Verwandten, die sich bisher wenig um ihn bekümmert, wurden jetzt plötzlich sehr aufmerksam. Sie nahmen ihn zu sich, pflegten ihn, und erfuhren durch langes Zureden,

wie und auf welche Weise er sein mühsam erworbenes Geld untergebracht. Da seine Schwachsinnigkeit indessen zunahm, wurde ihm von Gerichtswegen ein Vormund gegeben, und demselben die Rechnungsführung über des Greises Geldangelegenheiten anvertrauet.

Nicht ohne Erstaunen erfuhr man nun, daß Marguerai einer der reichsten Kapitalisten der ganzen Gegend sei. In einem alten Kasten, den er einem Landmann zum Aufbewahren anvertrauet, und den dieser, in der Voraussetzung, daß wahrscheinlich Maulwurfsfelle, oder andere unbedeutende Sachen darin seien, in seine Rumpelkammer gestellt, wo er unter allerlei Geräthschaften verborgen war, in diesem Kasten befanden sich 12,000 Franken (5600 fl. rh.) baares Geld, größtentheils in Zwanzigfrankenstücken und alten Louisd'or, ein Päckchen Bankbillete, mehrere Schuldverschreibungen von verschiedenen Personen, Hypotheken, ꝛc. Das Alles war Sousweis binnen sechszig Jahren erspart worden. Leider hatte Marguerai seine Sparsamkeit zu weit getrieben, indem die Früchte derselben nicht mehr ihm, sondern lachenden Erben zu Gute kamen.

Ein Gläubiger, der von seinen Schuldnern an einen entlegenen Ort gelockt, und von ihnen dort ermordet wird; ihre von einer Musikantenbande unterbrochene Prozession, als sie den Leichnam forttragen wollten, den sie endlich in einen Abgrund warfen, um die öffentliche Meinung irre zu leiten, und ihr den Glauben zu geben, daß der Getödtete zufällig da hineingestürzt sei: solches sind die Hauptumstände ei-

nes Verbrechens, das in dem sonst so ruhigen Mauriac (im Cantal-Departement) die Greuelszene erneuert, deren Schauplatz vor mehreren Jahren die Stadt Rodez (im Aveyron-Depart.) durch Fualdes gräßliche Ermordung gewesen.

Lestrade hatte Schuld-Verschreibungen in Händen, deren Zahlungs-Termin längst erschienen war. Seine Schuldner hatten ihn schon mehrmals um Verlängerung der Frist gebeten, und sie erhalten. Endlich aber wollte er nicht länger warten, und bedrohete sie mit gerichtlicher Verfolgung, mit Exekution, wenn sie ihn nicht unverweilt befriedigten.

Sie sannen nun auf Mittel, seiner sich zu entledigen, weshalb sie mehrmals zusammenkamen, und über ihre gemeinsame Angelegenheit sich unterredeten. Es war gewissermaßen ein Familienrath, bestehend aus Bournazel, seiner Frau, seiner Tochter und seinem Tochtermann.

Nach gründlicher Erörterung wurde von allen einstimmig ihres Gläubigers Tod beschlossen. Man lud ihn zu einer Zusammenkunft ein, zu einem Abendessen, wo er vollkommen befriedigt werden sollte. Lestrade hatte keine Ahnung von dem ihm bevorstehenden Geschick. Was hätte er auch besorgen sollen? Hatte er seinen Gläubigern nicht mehr als einen Beweis seiner Nachsicht und Herzensgüte gegeben? Er wunderte sich also über die ihm endlich zugesagte Bezahlung keinesweges, und nahm die an ihn ergangene Einladung an.

Nur eine Person, ein junges Frauenzimmer, mit dem er sich in Kurzem verheirathen sollte, rieth ihn davon ab. Leider beachtete er ihr ängstliches Vorge-

Mauer, und warfen ihn in den dahinter befindlichen Abgrund, wonach sie eilig sich entfernten.

Kaum war es indessen Tag geworden, als Lestrade's Braut, die ganze Nacht hindurch von den schrecklichsten Träumen gequält, zuerst nach ihres Bräutigams Wohnung eilte, und als sie dort erfuhr, daß er nicht nach Hause gekommen, mit verdoppelter Angst die Stadt und ihre nächste Umgebung durchirrte. Instinkt oder Ungefähr führte sie an den Abgrund. Sie blickte hinab, und bemerkte darin einen menschlichen Körper. Auf ihr Geschrei stellte man Nachforschungen an, und brachte den ermordeten Lestrade heraus. Die ganze Stadt war im Aufstand. Mit Hilfe des nächtlichen Zeugen wurden die Schuldigen sogleich verhaftet. Die Anklage bezeichnete sieben derselben. Nach Abhörung von 187 Zeugen, wurde Bournazel Vater, dessen Frau, seine Tochter und sein Schwiegersohn Bétalioulon durch die Assisen zum Tode verurtheilt.

Sie trugen auf Kassation des über sie gefällten Urtheils an. Nach dem Bericht des Raths Fréteau de Pény, machte der Advokat Beguin Billecocq zwei Kassationsmittel anhängig, das eine, weil nichts beweise, daß die Gerichtsverhandlungen öffentlich gewesen, das andere, weil die Angeklagten, nach dem Schluß der Debatten und dem Requisitorium des königlichen Advokaten, ohne Vertheidiger sich befunden, weil der ihrige sich entfernt.

Nach fünfviertelstündiger Berathung erließ das Kassations-Gericht folgenden Beschluß:

„In Erwägung, daß das Protokoll der Verhandlungen hinlänglich bestätigt, daß die beiden Sitzungen offentlich gewesen;

„In Erwägung, daß der Umstand der Entfernung des Vertheidigers nicht von der Art ist, das Urtheil schwebend zu erhalten:

„Verwirft.“

Glänzende Feier des Neujahrs-Festes in dem heutigen Persien.

Der 21. März bezeichnet in Persien nicht allein den Anfang des Frühlings, sondern auch den eines neuen Jahres. Man nennt dies immer mit Ungeduld erwartete Fest Nauruse, was so viel als Neujahr bedeuten will. Seine Einsetzung rührt von dem berühmten Jemschid her, der, laut den Volkssagen und den Bruchstücken einiger alten Geschichtsbücher, der sechste Nachkomme Noa's, und der vierte König Persiens, vom Geschlechte Kaiomurs, eines Enkels des ersten Rebenpflanzers, war.

Diesem Jemschid schreiben die Perser ihr besten Gesetze, den Ursprung aller nützlichen Künste, wie die Gründung ihrer vorzüglichsten Städte zu. Endlich behaupten sie noch, daß er länger als siebenhundert Jahre regiert habe.

Das Neujahrsfest wurde bei folgender Veranlassung gestiftet. Nachdem Jemschid den Sonnen-Umlauf in zwei Jahre, in das bürgerliche und in das religiöse, geschieden, zwischen die er einen Monat einschob, um den Kalender in Uebereinstimmung zu

halten mit den Jahreszeiten, gebot er, daß dies Fest, zur Erinnerung eines so großen Ereignisses, am ersten Tage jedes Sonnenjahres, das, seinem System zufolge, mit der Zeit der allgemeinen Neugestaltung der dem Menschen nothwendigen Dinge begann, gefeiert werden sollte.

Die Berechnung der Abtheilungen des jetzt in Persien üblichen Jahres, wird nach dem Mondlaufe bestimmt, weshalb es um einige Tage kürzer ist, als das unsrige. Jeder Monat beginnt und endet mit dem Monde, nach dessen Wandelungen die religiösen Fast- und Feiertage geordnet sind. Das von Jemschid gebildete Jahr dagegen, beginnt mit dem Tage, wo die Sonne in das Zeichen des Widders (wo zugleich der Frühling anfängt) tritt. Es besteht aus 12 Monaten, jeder von 29 oder 30 Tagen.

Das Fest sollte sechs Tage dauern. Am ersten, und in Gegenwart des Volkes, hielt der König folgende Rede: „Es ist heute der erste Tag eines neuen Monats eines neuen Jahres. Diese Zeitabtheilung ist mein Werk, und ich habe sie also bestimmt, damit Ihr desto besser den Fortschritten der Natur folgen könnet. Auch hat diese Feierlichkeit den Zweck, um so fester die Bande zu knüpfen, welche uns bisher vereinigt haben. Eben so wie der Jahreszeiten unveränderliche Folge das allgemeine Beste erzeugt, so auch wird die vollkommene Uebereinstimmung unserer Gesinnungen, allen wohlübereinverstandenen Herzen versprochene Glückseligkeit zuwenden.“

Am zweiten Tage wurden von dem Könige Belohnungen ausgetheilt an seine Minister und Räthe. Am dritten genossen Gelehrte und Künstler seine

Gunstbezeugungen. Der vierte war zum Empfang der königlichen Familie und des gesammten Adels bestimmt. An den beiden letzten fanden öffentliche Belustigungen statt.

Unter den während diesem Feste gegenseitig ausgetauschten Geschenken, nahmen die bunten oder vergoldeten Eier, den ersten Rang ein. Derselbe Gebrauch wird, wie man weiß, noch jetzt von den Mitgliedern der griechischen Kirche am Osterfest beobachtet.

Das vorgedachte große Fest wird in dem heutigen Persien folgendermaßen gefeiert: Am Tage vor dem Feste läßt der König seine Kaalats (Ehrenkleider) seine Shwals, seine Möbel, ꝛc. zu besonderer Ehrenbezeugung zu den Personen tragen, die er einer solchen Auszeichnung würdig erachtet. Am nächsten Morgen werden sie mit den königlichen Gnadezeichen bekleidet, und zur Audienz abgeholt. Der dazu beorderte Beamte ist kein anderer, als der Scharfrichter des Königs. Sein Erscheinen wird immer als eine hohe Ehre betrachtet, welche man nur den ausgezeichnetsten Personen angedeihen läßt.

Ein britischer Reisender, der einige Zeit sich am persischen Hofe aufgehalten, beschreibt die Neujahrs-Feierlichkeit folgendermaßen:

„Der Morgen war sehr schön und ausserordentlich ruhig. Wir stiegen um 8 Uhr zu Pferde, ritten durch die Zitadelle, und gelangten auf einen großen Platz, in dessen Mitte sich ein von einem durchbrochenen Dom gekröntes hölzernes Gebäude befand. In demselben bemerkte man die ungeheure kupferne Kanone, die Chardin zu Ispahan, in dem Maidan-

Schah, gesehen. Man hatte sie von dort seit einigen Jahren abgeholt. Alte Flinten, von verschiedenartigem Kaliber und von seltsamen Formen, mit neuen Gewehren untermischt, waren um diesen runden Bau aufgestellt.

„Nicht weit davon bemerkte man eine Linie von zweihundert Steinböllern. Es war die sogenannte Kameel-Artillerie, die beordert worden, den König bei seinem Erscheinen vor der großen Volks-Versammlung, zu begrüßen. In dieser letzten waren alle Stände vermischt. Man sah viele Leute von den untersten Klassen, diese ziemlich gut gekleidet, jene mit Lumpen bedeckt, Khane in mit Gold und reichen Verzierungen bedeckten Kaalats, Bediente in bunten Gewändern und Soldaten in Uniform. Alle drängten sich unter- und durcheinander, ohne im geringsten zu beachten, wer gedrückt oder gestoßen wurde. Es war unmöglich zu Pferde durch den Haufen zu dringen, weshalb wir abstiegen, und der Nothwendigkeit gehorchend, mit unsern Ellenbogen und Schultern uns einen Weg zu bahnen bemüheten, um bis zum königlichen Thron zu gelangen.

„Aber weder die Furcht, die sonst gewöhnlich der Ober-Scharfrichter einflößt, noch die nach allen Seiten ausgetheilten Hiebe der uns voranschreitenden Lakeien, waren vermögend unsern Weg um einen Zoll breiter zu machen, oder die geringste Bresche durch diese ungeheure Mauer zu brechen. Nur mit unerhörter Mühe, und auf Kosten unserer Shwals und Hofkleider, die stückweis hinter uns zurückblieben, gelang es uns endlich, durchzukommen.

„Mit der wogenden Menge im Rücken, schritten

wir durch einen engen, düstern Bogen, und eine niedrige Thür, in den Palasthof. Es war ein großer, von dichtbelaubten Bäumen beschatteter und von Springbrunnen erfrischter Platz. In seiner Mitte sahen wir das herrliche Gebäude, worin der König die Huldigungen seiner Unterthanen empfangen sollte.

„Wir wurden zur Mittagsseite des Palastes geführt, dem großen Saal gegenüber, worin die Vorstellungs-Zeremonie stattfinden sollte, und wo wir so bequem als möglich Platz nahmen, um den großen König zu sehen und zu hören. Bevor Se. Majestät erschien, hatte ich noch Zeit die Anordnung der Szene zu beobachten, worin der Monarch eine so ausgezeichnete Rolle zu spielen hatte.

„Alleen von hohen Pappeln und anderen Bäumen, durchschnitten den ungeheuern Raum in verschiedenen Richtungen. Die mittelste ist die breiteste von allen. Ihre Bäume umschließen ein Wasserbecken, das sich der ganzen Länge der Allee nach ausdehnt, und worin mehrere Springbrunnen sich befinden. Orangen, Birnen, Aepfel, Weintrauben und trockene Früchte, waren auf nahe nebeneinanderstehenden Tellern aufgehäuft längs dem Ufer dieses Beckens, um welches sie eine ununterbrochene Kette bildeten.

„Ein anderes Wasserbecken befand sich vor dem Palaste, und da es dem Könige näher war, folglich besser von ihm gesehen werden konnte, hatte man alle Hilfsmittel der Kunst erschöpft, um die Springbrunnen zu vervollkommen, die sich in Pyramiden von 3 bis 4 Fuß Höhe erhoben.

„Solches war das ganze Ergebniß des persischen Talents, in Betreff der hydraulischen Wissenschaft,

dem ihres Erachtens kein anderes, bei welchem Volke der Erde es auch sei, zur Seite gestellt werden kann. Zwischen jedem Fruchtteller standen Gefäße mit ausserordentlich schönen und so natürlich scheinenden Wachsblumen, daß man ihre Wohlgerüche zu verspüren glaubte. Dahinter bemerkte man eine lange Reihe von Porzellan-Geschirren, mit Sorbetten angefüllt.

„Man kündete die königliche Familie an. Des Königs Söhne traten zuerst herein, und wendeten sich gegen die Seite, wo wir uns befanden. Abbas Mirza *) stellte sich zur Rechten des Throns. Seine Brüder nahmen ihm zur Rechten, in absteigender Linie, Platz. Die jüngsten Prinzen hielten sich zur Linken, und stellten sich nach ihrem Alter. Alle waren sehr prächtig gekleidet. Ihre Jacken waren von Goldstoff, und aus den breiten Falten ihrer Kaschemir-Gürtel schimmerten reiche Dolche hervor. Jeder trug überdem ein weites Gewand von Goldstoff, im Innern, wie auf allen Näthen, mit dem feinsten Pelzwerk besetzt. Um ihre schwarzen Mützen waren die schönsten Kaschemir-Shwals in Turbanform gewickelt. Alle, von dem jüngsten bis zum ältesten trugen Armspangen, die mit ungeheuern Rubinen und Smaragden besetzt waren, und die ihnen bis über die Ellenbogen reichten.

„Die persönliche Schönheit dieser Prinzen, war vielleicht noch ausserordentlicher in den Augen eines Reisenden, als ihrer Kleidung ungewohnter Glanz. Es gab nicht einen unter ihnen, den man nicht in

*) Man weiß, daß dieser bestimmte Nachfolger des regierenden Schah seitdem gestorben ist.

jedem Land als ein Muſter vollkommener Schönheit betrachtet haben würde. Aeuſſerſt regelmäßige Züge, große blaue Augen, aus denen ein mildes Lächeln ſtrahlte, eine zugleich würdevolle und zierliche Haltung, ein ſehr edler Geſichts-Ausdruck; Alles an ihnen machte ſie zu wirklichen Gegenſtänden der lebhafteſten Bewunderung.

„In einiger Entfernung, nicht weit von des Palaſtes Vorderſeite, ſtellte ſich eine andere Linie hoher Perſonen auf, wie Mullahs, Aſtrologen und andere Weiſe des Landes. Ihre düſtere Tracht ſtach gewaltig ab mit dem Glanze alles deſſen, was ſie umgab. Sie verurſachten weder Geräuſch, noch Bewegung. Jeder hielt ſich ruhig an ſeinem Platze, des Monarchen Ankunft ehrfurchtsvoll erwartend.

„Plötzlich verkündete die Abfeuerung der 200 Steinböller, die ſchneidenden Töne der Trompeten, und ich weiß nicht welches verworrene, mit lärmendem Jubelgeſchrei untermiſchte, Geräuſch den Eintritt Sr. Majeſtät in das Innere der Zitadelle. Das Auſſerordentlichſte bei dem Allen war jedoch die Gegenwart zweier großen Elefanten, die, eigends dazu abgerichtet, ein entſetzliches Gebrüll ausſtießen, um dem König die tiefgefühlten Ehrfurchts-Geſinnungen des Volkes, für ſeinen Beherrſcher, recht durchdringend zu bezeugen.

„Der Monarch trat auf der linken Seite in den Saal, und ſchritt mit impoſanten Anſtande einher. In meinem ganzen Leben hatte ich nie etwas geſehen, das einer ſo vollkommenen Majeſtät nahe gekommen wäre. Er nahm Platz auf dem Thron, mit derſelben unausſprechlichen Würde, der es bei allem Ernſte

dennoch nicht an Milde und Zierlichkeit gebrach. Hätte ich in seinem Benehmen irgend etwas Gezwungenes bemerkt, würde es gewiß weniger Eindruck auf mich gemacht haben. Ich hätte alsdann nur einen Mann gesehen, der seine Königsrolle als guter Theaterheld spielte; während ich in diesem feierlichen Augenblicke einen Souverän erblickte, der von seiner Größe wirklich durchdrungen war, und dessen edles Aeussere die höchste Majestät auszuathmen schien.

„Der Glanz der Kleinodien, womit er bedeckt war, mußte buchstäblich „blendend" genannt werden. Eine aus drei Stockwerken bestehende Krone, deren Form seit langen Zeiten in Persien unabänderlich dieselbe geblieben zu sein scheint, schmückte sein Haupt. Sie bestand ganz aus Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden, mit so vieler Kunst gefaßt, daß die geringste Bewegung unzählige Strahlenbrechungen erzeugte, die in allen Farben des Regenbogens spielten. Schwarze Federn, wie die des Reihers, waren mit den funkelnden Quasten und Spitzen dieses wahrhaft kaiserlichen Diadems untermischt. An jedem ihrer zierlich sich herabneigenden Enden, waren äusserst zart gearbeitete Perlen von ungeheurer Größe befestigt.

„Seine Weste war ein beinahe ganz mit ähnlichen Kleinodien bedecktes Goldgewebe. Um seinen Hals trug er eine Doppelschnur, die aus den größten Perlen bestand, welche wahrscheinlich je existirt haben. Nichts konnte sich jedoch vergleichen mit der Pracht der breiten Armspangen, deren er eine große Menge trug, und mit dem Gürtel, der seinen Leib umschlang. Wenn die Sonne auf ihre glatte Oberfläche schien,

hätte man sie für eine leichte, vom Wind angefachte Flamme halten mögen, und wenn man die bedeutungsvollen Namen dieser Verzierungen kennt, wird man über ihre Wirkung sich nicht mehr wundern. Die Spange am rechten Arm heißt „leuchtender Berg," und die am linken, „leuchtendes Meer."

„Die unschätzbaren Diamanten, womit Krone, Armspangen und Gürtel besetzt sind, wurden von Nadir Schah, in seinen Kriegen, gewonnen. Er schenkte sie dem Schatze, als er, nach der Plünderung Delhi's, den eilften Großmogul, Mahomet Schah, aller seiner Staaten beraubte, und mit Persien alle nördlich vom Indus gelegenen Provinzen Hindustans vereinigte.

„Der berühmte Großmogul-Thron, ebenfalls eine Beute Nadir Schah's, wurde bei dieser Gelegenheit nicht gezeigt. Der worauf Futteh Ali Schah Platz genommen, war für des gegenwärtigen Festes friedfertigen Zweck passender. Er bestand aus einer Platteform vom reinsten weißen Marmor, dem Sinnbilde des Friedens, war einige Stufen über den Boden erhaben, und mit Shwals und Goldtuch bedeckt, worauf der persische Monarch auf morgenländische Weise saß, während sein Rücken gegen ein schwellendes, mit Perlenfaden übersponnenes, Kissen sich lehnte.

„Das Innere des Saales war mit Bildhauereien, Vergoldungen, Arabesken und Spiegeln überladen. Die letzten waren dergestalt angebracht, daß sie alle in dem ganzen Raume enthaltenen Reichthümer tausendfach vervielfältigten. Mit Rosenwasser besprengte Räucher-Pfännchen verbreiteten unaufhörlich einen süßen, belebenden Geruch.

„Während der König dem Throne zuschritt, berührte die ganze Versammlung, wie auf einen Zauberschlag, mit ihrer Stirn den Boden, und blieb in dieser Stellung, bis er Platz genommen. Tiefes Schweigen herrschte überall. Nichts Erhabeneres, als der Anblick, den diese Szene gewährte. Die Grabesstille in Mitte der so äusserst zahlreichen Versammlung war so absolut, daß man sehr deutlich das Rauschen der Baumblätter hörte, und das Gemurmel der Springbrunnen bis zu unserm Ohr gelangte.

„Da die allgemeine Unbeweglichkeit länger als eine Minute dauerte, hatte ich Zeit, die Person des Schah genau zu beobachten. Sein Gesicht schien ausserordentlich blaß, und von der Farbe des weissen geglätteten Marmors. Seine Züge, von der strengsten Regelmäßigkeit und Lauterkeit, wurden von geistreichen, feuervollen Augen belebt. Sein pechschwarzer Bart war so lang, daß er ihm die ganze Brust, und einen Theil des sprühenden Gürtels bedeckte, woran ein mit Diamanten besetzter Dolch befestigt war.

„Während dem feierlichen Schweigen, und als noch alle Augen auf den glänzenden Gegenstand geheftet waren, dessen Haupt wie von einem strahlenden Heiligenschein umschwebt wurde, und der unbeweglich wie ein Mithrabild blieb, unterbrach plötzlich ein starkes Wortgeräusch, das von den Mullahs und Astrologen ausgestoßen wurde, mein Nachdenken, und nöthigte mich, den Blick gegen sie zu wenden. Ihr sonderbares Geschrei war eine Hersagung der langen Liste aller Titel, Besitzungen und glorreichen Thaten des Monarchen, gewürzt durch Lobpreisungen seines Muths, seiner Freigebigkeit und seiner Macht.

„Als sie geendet hatten, neigten alle Köpfe sich von Neuem, und alle Stirnen berührten abermals den Boden. Es trat eine Pause von anderthalb bis zwei Minuten ein, wonach der König seine Stimme erhob und sprach. Seiner Rede Wirkung hatte etwas Wunderbares. Es war, wie wenn sie von einer aus einem Grabe erschallenden, zugleich tiefen, feierlichen und durchdringenden Stimme gesprochen würde.

„Nach beendeter Rede warf er einen Blick auf den Kapitän Willock, dem Gesandten Sr. britischen Majestät, neben dem ich mich befand, und wir näherten uns dem Thron. Dieselbe, jedoch sehr gemilderte Stimme, redete den Kapitän an, und beehrte mich mit einer wohlwollenden Begrüßung, meiner Reise durch Persien wegen. Der Monarch richtete mehrere Fragen an mich, die ich kurz und bestimmt zu beantworten mich bemühete, wonach wir an unsern Platz zurückkehrten, wo uns, gleich darauf, zwei Schüsseln mit köstlichem Sorbet vorgesetzt wurden. Nach dieser angenehmen Erfrischung hielt uns ein Sklave eine große silberne Schüssel vor, worauf ein Haufe Gold- und Silberstücke lag. Ich ahmte meinen Freund nach, und steckte so viel Geld in meine Taschen, als ich hineinbringen konnte.

„Als die gegenseitigen Glückwünsche über den ersten Tag des neuen Jahres, zwischen dem Souverän und allen Anwesenden ausgewechselt waren, deutete uns der Ober-Scharfrichter, unser bezeichneter Führer, an, daß für diesen Morgen Alles beendet sei. Wir entfernten uns, wie wir gekommen waren, unter seinem Schutze; aber noch mehr gedrängt, und in einer noch größeren Hitze, als bei unserm Eintritt.

„Des Festes Feierlichkeiten sollten sechs Tage dauern, während denen an mehreren Abenden Feuerwerke abgebrannt wurden. An jedem Morgen wurden die Geschenke ausgestellt, welche der Monarch von seinen Söhnen, von den Statthaltern in den Provinzen, den Ministern, Khanen und andern Großen des Reiches erhalten.

„Diese Geschenke bestanden größtentheils in Goldstoffen, Schwals, oder seltenen Gegenständen. Man hat mich versichert, daß die Summe, welche diese Tribute dem Schatze abwerfen, ungeheuer ist, und daß sie, statt sich zu vermindern, mit jedem Jahresfeste vielmehr fortwährend steigt. Ein Tag ist für die Pferderennen bestimmt, die jedoch diesmal, aus welcher Ursach weiß ich nicht, für einen späteren Zeitpunkt vertagt wurden.

Zweite britische Handels-Expedition längs den Küsten Chinas.

Seit die britische Regierung, durch einen Parlaments-Beschluß, allen ihren Angehörigen ohne Unterschied die Bewilligung zugestanden, Handel mit Indien und China zu treiben, ein Recht, das früher der englisch-ostindischen Gesellschaft allein zustand, sind bereits mehrere Schiffe ausgerüstet worden, deren Bestimmung war, theils mit Güte, theils mit Gewalt, sich Zugang in die vorzüglichsten chinischen Hafen zu verschaffen, und auf die eine oder die andere Weise in denselben direkte Handels-Verbindungen anzuknüpfen.

Wir haben unsern Lesern bereits im eilften und zwölften Theile des Jahrgangs 1833 einen Aufsatz vorgelegt, unter der Ueberschrift: „Reise längs den Küsten Chinas, zur Anknüpfung näherer Handels-Verbindungen zwischen diesem Lande und Großbritannien,“ der auf ein solches Unternehmen sich bezieht. Theilen wir Ihnen jetzt, der möglichen Ergebnisse wegen, welche dergleichen kühne Spekulationen nicht blos auf den Handel Englands, sondern auch auf den des ganzen Europa's ausüben können und ausüben werden, die Darstellung einer zweiten Reise mit, welche zu einem durchaus gleichen Zwecke, wie die vorangedeutete, unternommen worden.

Es ist jetzt als erwiesen zu betrachten, daß aller strengen Verbote der chinesischen Regierung ungeachtet, ein wohl ausgerüstetes fremdes Schiff sich in allen Hafen Chinas Eingang verschaffen kann, ohne besorgen zu müssen, daß die Provinz-Statthalter

und Mandarinen, wie die Befehlshaber der bewaffneten Stationen an der Küste, zu Gewaltmaßregeln ihre Zuflucht nehmen, wenn sie bemerken, daß es den europäischen Schiffen ernstlich darum zu thun ist, im Nothfall mit Nachdruck sich Zugang zu verschaffen. Nicht allein durch direkten Handel mit China können die europäischen Schiffs-Ausrüster in Zukunft große Vortheile gewinnen, sondern auch durch den Transport für Rechnung chinesischer und japanischer Kaufleute, zwischen ihrem Lande und den Philippinen, Borneo, Sumatra, Jawa, Siam, ꝛc.

Es giebt jetzt ungefähr 2000 Jonken, zu etwa einer Million Tonnenlast, welche diesen Transport besorgen. Aber ihre Manöver sind so langsam und kostspielig, daß die Europäer ihnen bald den Rang abgewinnen würden, wenn sie in den chinesischen und japanischen Hafen ungehindert zugelassen würden. Freilich dürften augenblicklich eine Menge Individuen ihres Brotes beraubt werden, sie könnten jedoch leicht Beschäftigung auf den europäischen Schiffen oder in den Hafen finden, deren Verkehr sich gewiß verzehnfachen würde, so daß auch ihr Verdienst dadurch bedeutend steigen müßte.

Die englischen Seefahrer haben jetzt die vollkommenste Ueberzeugung, daß man wenig oder nichts zu riskiren hat, wenn man, allen barbarischen Verboten, allen schrecklichen Bedrohungen der chinesischen Regierung und ihrer Unterbeamten (die mehr von Feigheit und Furcht, als von wirklichem Muth eingegeben zu sein scheinen) zum Trotz, sich unterfängt, mit einem gutbewaffneten Fahrzeuge, entschlossenen Anführern und sicherer Bemannung, in einen chinesi-

schen Hafen zu dringen, und dort seine Ladung abzusetzen.

Das Schiff „Amherst," welches 1832 auf Befehl der englisch-ostindischen Gesellschaft zuerst einen solchen Versuch unternommen, war kaum von seiner Expedition zurückgekehrt, als man schon zu einer zweiten die erforderlichen Vorkehrungen traf. Das indische Schiff „Sylphe," Privat-Eigenthum einiger Ausrüster, wurde mit 24 Kanonen bewaffnet, und von 120 Mann, fast durchgehends Laskaren, bedient. Der Ueberrest der Bemannung bestand aus britischen Matrosen.

Mehrere dieser letzten, und einige Offiziere, hatten die Reise des Amherst mit gemacht, und wußten recht gut, wie man gegen die Chinesen sich zu benehmen habe, um eines guten Erfolgs beinahe gewiß zu sein. Sie wußten, daß die Bevölkerung längs den Küsten, und in allen Hafen des chinesischen Reiches, den Europäern sehr gewogen ist, daß sie dieselben immer freundschaftlich und zuvorkommend behandelt, und mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo es ihr vergönnt sein wird, nähere Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, und ungehindert mit ihnen Handel treiben zu können, wogegen man von Seiten der öffentlichen Beamten keine ernstliche Widersetzung zu befürchten habe. Es fehlt ihnen durchgehends an der erforderlichen Thatkraft, um Gewaltmaßregeln gegen Fremde in Anwendung zu bringen, die sie im Stande und entschlossen sehen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Ihre Nachgiebigkeit beurkundet sich in diesem Falle um so hervorstechender, je geneigter die Volksmenge sich zeigt, mit jenen Verkehr zu treiben,

und versteckter oder offener die bestehenden Verbietungs-Gesetze zu umgehen.

Der Hauptartikel in der Ladung des Sylphe, bestand in Opium, dessen sich in China alle Stände bedienen, um damit sich zu berauschen, und der, weil seine Einfuhr streng verboten ist, ausserordentlich gesucht wird. Englische Tücher, und andere nicht verbotene Gegenstände, bildeten der Ladung Ueberrest. Das Schiff ging im September 1832 unter Segel. Wir wollen von seiner Reise eine kurze Uebersicht geben, nach der Schilderung, welche einer der Offiziere der Expedition darüber bekannt gemacht.

Sylphe verlies Kanton in den letzten Septembertagen. Starke Windstöße aus Nord und Ost verzögerten lange seinen Gang, so daß er erst gegen Ende Oktobers das Vorgebirg Schan-tung erreichen konnte. Einen Monat später verweilte das Schiff in einer großen Bucht, deren Gestade zum Theil von Mandschu-Tataren bewohnt wurden. Es lagen hier viele Jonken vor Anker, deren Befehlshaber die Briten sehr wohlwollend aufnahmen. Als sie erfuhren, daß diese noch weiter gegen Norden vorzudringen beabsichtigten, boten sie alle ihnen zu Gebote stehende Ueberredungsgabe auf, um sie von einem solchen Unternehmen abzuwenden. Ihnen zufolge war die Kälte in den nördlichen Meeren so streng, daß ein Mensch sie nicht mehr ertragen könne, unabgesehen davon, daß große Eisblöcke, vom Winde getrieben, mit ausserordentlicher Heftigkeit gegen die Fahrzeuge stießen, und man in den Hafen selbst einfröre.

Die Engländer beachteten diese Vorstellungen nicht, weil sie dieselben für übertrieben hielten, und es jeden-

falls als leicht erachteten, wieder nach Süden zurückzukehren, wenn der Frost zu strenge, oder der Eisdrang zu gefährlich sein sollte.

Auf ihrem Wege kamen sie vor Käschu, einem wichtigen Handelsplatze vorüber, wo sie verweilt sein würden, wenn sie nicht erfahren hätten, daß die Rhede sehr schlecht und voller Sandbänke sei, auf denen ihr Schiff hätte festsitzen bleiben können. Sie entschlossen sich also bis Kinschu zu gehen. Von einem gelinden Luftzuge begünstigt, hatte das Fahrzeug alle Segel ausgespannt, und die Schnelligkeit, womit es die Fluth durchschnitt, lies die Briten hoffen, in wenigen Tagen den Anfang der großen chinesischen Mauer zu erblicken.

Plötzlich erlitt das Schiff einen starken Ruck, und das Geschrei der Mannschaft verkündete, daß man auf eine Klippe gerathen sei. Alle Bemühungen wieder flott zu werden, waren vergebens. Man mußte die Nacht in einer so gefährlichen Lage zubringen. Sie war sehr traurig, vorzüglich für die armen Laskaren, die ausserordentlich von der Kälte litten, an die sie keinesweges gewöhnt waren. Einigen erfroren Hände und Füße; die meisten waren so erstarrt, daß sie sich kaum bewegen konnten, und daß die nothwendigsten Arbeiten von den wenigen an Bord befindlichen Engländern verrichtet werden mußten.

Von Stunde zu Stunde wurde des Schiffes Lage kritischer. Der Wind wehte ohne Unterbrechung, und mit Heftigkeit. Große Eisschollen stießen gegen das Fahrzeug, und sammelten sich um dasselbe. Die Laskaren hatten alle Kraft mit allem Muth verloren,

und überliessen sich den Eingebungen der ausgelassensten Verzweiflung.

Man entschloß sich endlich, die kränksten in die Schaluppe zu bringen, und der Küste zuzusteuern, von wo man acht oder zehn Stunden entfernt war, um die Hilfe der Einwohner in Anspruch zu nehmen, und so viel zu retten, als noch gerettet werden könne. Aller Mühe ungeachtet konnte die Schaluppe, worin 13 kranke Laskaren und acht Engländer sich befanden, erst gegen Abend das Gestade erreichen, das im höchsten Grade öde und traurig war.

Man setzte sich in Marsch gegen einen in der Ferne sich erhebenden Hügel, von dessen Gipfel man das Land zu übersehen, und in dessen Nähe man ein vielleicht bewohntes Haus zu finden hoffte. Die Kranken wurden zum Theil getragen, zum Theil fortgeschleift. Bald darauf begegnete man einigen Fischern, die lebhaftes Mitleiden über die traurige Lage der Fremden äusserten, sie nach ihren Hütten führten, und sie baten, in dieselben einzutreten.

Sie brachten die Laskaren auf ihre Lager, wo diese sich jedoch nicht erwärmen konnten. Wie wenig Holz sie auch vorräthig haben mochten, da nirgends ein Gebüsch zu sehen war, machten sie dennoch Feuer, und verbrannten vielleicht ihren ganzen Vorrath, weil sie damit Ihresgleichen einen Dienst leisten konnten. Als die Briten ihnen deshalb ihren Dank bezeugten, entgegneten sie:

„Wir haben uns oft in ähnlichen Umständen befunden, wie Ihr jetzt, und wissen sehr wohl, wie traurig es ist, wenn man darin ohne Hilfe bleibt. Unsere Hütten, unsere Bote, unsere Aerme stehen

Euch zu Dienste; saget nur, was wir für Euch thun, und wie wir Euch nützlich sein können."

„Wir nöthigten sie, mit uns zu gehen" (erzählt unser Gewährsmann), „und zeigten ihnen den Ort, wo unser Schiff gescheitert war. Ein Eingeborner, der von höherem Stande als die Andern zu sein schien, benachrichtigte uns, daß, wie gern die Fischer unserm Verlangen auch entsprechen, und uns Hilfe oder Beistand gewähren möchten, sie demungeachtet ihre Fahrzeuge nicht eher flott machen dürften, als bis sie dazu die Erlaubniß des Mandarinen in der nächsten Stadt, erhalten hätten.

„Diese Nothwendigkeit, zuerst die Bewilligung der Mandarinen zu erhalten, deren Untheilnahme und Mangel an Menschlichkeit wir schon kannten, vernichtete unsere Hoffnung, Tags darauf nach dem Schiffe zurückkehren, und mit Hilfe der Fischer es von der Klippe oder Sandbank zu ziehen, auf die es gerathen war. Indessen konnte es jeden Augenblick von den Wellen zertrümmert werden, oder sich so sehr festsetzen, daß wir nicht mehr im Stande gewesen wären, auf irgend eine Weise es loszubringen. Dieser Gedanke verursachte uns die größte Besorgniß.

„Nach gepflogener Berathung entschied man, daß am andern Morgen, mit Tages-Anbruch, drei von uns sich nach dem 3 oder 4 Stunden entfernten Käschu begeben sollten, um die Bewilligung des Mandarins zur Ausschiffung unserer Mannschaft zu erlangen. Die drei bezeichneten Personen, unter denen sich diejenige befand, welche diese Schilderung schreibt, machten sich ganz früh auf den Weg.

„Wir kamen bald durch eine fruchtbare, von

einer thätigen Bevölkerung bewohnte Gegend, deren Anblick und sichtbarer Wohlstand uns an unser Vaterland erinnerte. Wir erfuhren, daß alle hiesigen Einwohner aus China gekommene Kolonisten seien, und daß es hier nicht einen einzigen Tataren gebe. Käschu, das wir bei guter Zeit erreichten, ist ein Haupt-Handelsplatz der chinesischen Tatarei. Mehr als 2000 Jonken, mit den Erzeugnissen des Landes beladen, gehen jährlich von hier ab.

Von einem Polizeibeamten zu den Mandarinen geführt, denen wir unsere Bitte vorzulegen hatten, erlitten wir vor denselben ein förmliches Verhör. In wenigen Worten erklärten wir ihnen den unserm Schiffe zugestoßenen Unfall, doch schienen sie keineswegs die Gefahr, in der es sich befand, begreifen zu wollen, oder zu können. Einer der unsrigen lies nun eine tiefe Schüssel mit Wasser anfüllen, das er mit Gewalt hin- und herschlug, worauf einer der Mandarinen auf ein Papier schrieb: „Wir begreifen jetzt Eure Lage, und wollen Euch Hilfe angedeihen lassen.“

„Bald nachher gab man uns einen mit zwei Pferden bespannten Karren, und eine Militär-Bedeckung, die uns noch Matu, dem Hafen von Käschu brachte. Der dortige Mandarin lies zwei chinesische Schiffskapitäne zu sich rufen, und ertheilte ihnen den Befehl, unverzüglich unter Segel zu gehen, um nach unserem Schiffe sich zu begeben. Kaum war jedoch dieser Befehl erlassen, als er auch schon widerrufen wurde, weil die Mandarinen von Käschu, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, bestraft zu werden, den Beschluß gefaßt, erst höheren Orts zu berichten, und

nicht eigenmächtig eine Bewilligung zu ertheilen, die mit den Landesgesetzen im Widerspruch gestanden hätte.

Vergebens boten wir Alles auf, um sie von einem für uns so nachtheiligen Beschlusse abzubringen. Sie bestärkten sich immer mehr darin, je dringender unsere Vorstellungen wurden, und je schwächer und hilfloser sie uns sahen. Man nöthigte uns, den Karren wieder zu besteigen, und brachte uns, unter derselben Militär-Bedeckung, nach dem Orte, wo wir unsere Unglücks-Gefährten gelassen.

„Sie waren gleich unruhig über das Schicksal unsers Schiffes, und über das unserer Sendung. Gemeinsam überliessen wir uns nun den traurigen Gedanken, welche das Verfahren der Mandarinen uns gegeben, als einer der unsrigen, der den Hügel erstiegen, von dem man den Ort sehen konnte, wo unser Schiff gestrandet war, ausser Athem zurückkehrte, und durch Zeichen schon von Weitem uns zu erkennen gab, daß es wieder flott sei.

„Unsere Ungeduld war zu groß, als daß wir uns nicht selbst davon hätten überzeugen sollen, und mit unbeschreiblicher Freude erkannten wir, daß Sylphe nicht allein dem Riff entronnen, sondern auch in einer Lage sich befand, wo für uns nichts mehr zu besorgen war.

„Die Mandarinen, die seit unserer Rückkehr von Matu uns nicht aus den Augen verloren, theilten unsere Freude nicht. Sie erschraken vielmehr, als sie die für uns so angenehme Nachricht erfuhren. Wahrscheinlich besorgten sie, daß wir, ihres unmenschlichen Verfahrens wegen, an ihnen uns rächen könnten. Wir hatten jedoch ganz andere Dinge zu

thun, als an Rache zu denken. Unser erster Schritt war, uns nach dem Schiffe zu begeben; doch liessen wir die Laskaren zurück, um sie später zu holen.

„Es war am ersten Dezember Abends, als wir wieder an Bord gelangten. Wir erfuhren hier, daß Abends vorher das Wasser auf dem Riff ausserordentlich gestiegen sei, so daß das gescheiterte Fahrzeug sich von selbst erhoben, und daß man mit einiger Mühe es in tieferes Wasser gebracht, wo man sodann die Anker ausgeworfen, um uns zu erwarten.

Am andern Morgen begaben wir uns wieder an's Land, um unsere Kranken zu holen, und den 3. Dezember gingen wir unter Segel, in der Absicht ununterbrochen so weit vorzudringen, bis wir zu einem milderen Himmelsstriche gelangt sein würden.

Die Zone, in der wir uns befanden, war für unsere Laskaren zu kalt, und die auf dem Meere schwimmenden Eisschollen droheten bald zusammen zu frieren, wonach uns jeder Ausweg, vielleicht auf längere Zeit, versperrt worden wäre. Das Riff, oder die Bank, worauf unser Schiff gescheitert war, befindet sich unter 41° 34′ nördlicher Breite, und 121° 48′ östlicher Länge von London.“

— Es ergibt sich aus vorstehender Angabe, daß die Expedition bereits über die Breite von Peking, gegen Leaton, vorgedrungen war, und die Halbinsel Korea östlich gelassen hatte. Daß die Reisenden den Anfang der großen Mauer noch nicht gesehen, beweiset, daß sie nördlicher beginnt, als auf unsern Landkarten angegeben ist.

Uebrigens kann man sich nicht genug wundern über den so äusserst strengen Frost, im Monat November

und zu Anfang Dezembers, in einem ziemlich geschützten Meere, das besonders gegen Nord und Ost noch durch weitausgedehnte Länder gedeckt wird, und dessen Breite dieselbe ist, wie die von Konstantinopel, von Neapel, von Barcellona und von Oporto, in Europa, oder wie die von Neu-York, in Amerika.

Am 11. Dezember befanden sich die Reisenden auf der Höhe der nördlichsten Insel des Archipels Schusan, dem Erkennungspunkte für die von Norden kommenden Jonken, die nach Wusung gehen wollen. Sie verweilten dort einige Tage, theils ihrer kranken Laskaren, theils auch ihres Handels wegen. Ueberall, wo sie bisher angelegt waren, hatten sie alle Stände der Bevölkerung, ja hier und da die Mandarinen selbst, sehr bereitwillig gefunden, mit ihnen in Verkehr zu treten. Am vortheilhaftesten verkauften sie Opium, obgleich dessen Einfuhr unter den strengsten Strafen verboten war. Privatleute und Magistratspersonen waren darauf gleich begierig.

Am 15. Dezember, als die Briten eben die Rhede verliessen, bemerkten sie eine chinesische Jonke, deren Masten gekappt, und die auf dem Punkte war, zu Grunde zu gehen. Andere Jonken näherten sich wohl dem seinem Untergange nahen Fahrzeuge, sie entfernten sich jedoch wieder, nachdem sie es genau betrachtet, und überliessen es seinem Geschick, ohne sich um die Unglücklichen zu bekümmern, die noch darauf sich befanden.

Die Briten ergriffen diese Gelegenheit, um den Chinesen zu beweisen, daß Diejenigen, welche von ihnen als Barbaren behandelt wurden, diesen Namen vielleicht weniger verdienten, als sie selbst. Sie sen-

deten deshalb ein Boot nach der Jonke, worauf noch 13 chinesische Matrosen waren. Da man nur fünf Personen auf einmal einnehmen konnte, mußte man mehrmals hin- und herfahren, um die Schiffbrüchigen und einen Theil ihrer Vorräthe zu retten.

Den 20. Dezember betraten die Briten den Wusungfluß. Sie schrieben sogleich an den die Militär-Station kommandirenden Admiral, und meldeten ihm, daß die gerettete chinesische Mannschaft zu seiner Verfügung stehe. Er antwortete nicht. Aber bald nachher wurde dem Hause gegenüber, wo die Reisenden abgetreten waren, eine Schrift angeschlagen, welche die Einwohner benachrichtigte, „daß die Fremden einen sehr lobwürdigen Beweis ihrer Menschlichkeit abgelegt, indem sie die Mannschaft der verunglückten Jonke geretten. Es war hinzugefügt, (was jedoch nicht geschehen war) daß für diese gute That die Barbaren den Dank der Regierung empfangen hätten.“

Nicht ohne Schwierigkeit war man in den Wusungfluß gedrungen. Die Ortsbehörden hatten Bitten und Drohungen verschwendet, um die Briten zu vermögen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Als sie demungeachtet vordrangen, wurden die Kanonen der Zitadellen auf beiden Ufern gegen sie gerichtet. Sie liessen sich dadurch jedoch nicht zurückschrecken, und als die Mandarinen das bemerkten, stimmten sie sogleich einen andern Ton an, indem sie die Reisenden sehr höflich einluden, sich in Acht zu nehmen, um nicht auf eine Sandbank zu gerathen, wie der Amherst, der vor ihnen eben diesen Hafen besucht.

„Wir waren ein wenig unterhalb Wusung vor

Anker gegangen," fährt unser Gewährsmann fort. „Auf unserer Flagge las man folgende Inschrift mit großen chinesischen Buchstaben: „Indisches Handelsschiff. Möge das Königreich der Mitte eines großen Wohlergehens sich erfreuen, und mögen die Völker ruhig sein. Ueberall wo Tugend, Wohlwollen und Gerechtigkeit herrschen, wollen die Kaufleute sich hinbegeben, um mit den Einwohnern Handel zu treiben." Auf der Flagge unserer Schaluppe standen nachstehende Worte: „Freundschaftliche Beziehungen zwischen allen Völkern. Alle Menschen zwischen den vier Meeren sind Brüder. Ist es nicht eine Freude für uns, wenn ein Freund aus einem entfernten Lande zu uns kommt!"

„Die Einwohner kamen hundertweis ans Ufer, um diese Inschriften zu lesen, und ihr Beifallgeschrei bewies uns, wie viel Vergnügen es ihnen machte, unsere Flaggen mit den Sinnsprüchen ihres großen Philosophen geschmückt zu sehen.

„Wir begaben uns ans Land, in der Absicht dem Admiral unsern Schiffs-Frachtbrief vorzulegen. Eine große Volksmenge erwartete uns am Ufer, und empfing uns mit den herzlichsten Freundschafts-Bezeugungen. Auf allen Seiten fragte man uns, wie aus einem Munde, um Neuigkeiten von dem Freunde Hu-hi-me, wie man den Befehlshaber des Amherst, Lindsay, nannte.

„Der Admiral Kuang, zu dem wir geführt wurden, und der schon zur Zeit der Reise des Amherst hier befehligte, hatte von der Regierung einen derben Verweis erhalten, seines damaligen Benehmens wegen, weshalb er uns ziemlich kalt, wenn auch nicht ohne innerliche Aufregung, empfing. Bald gelang es uns

jedoch, um mehr Vertrauen einzuflößen, und obgleich er es nicht über sich nehmen wollte, uns die bestimmte Erlaubniß zu ertheilen, mit den Einwohnern Handel zu treiben, was seinerseits eine Uebertretung des Gesetzes gewesen wäre, konnten wir doch soviel entnehmen aus Allem, was er uns sagte, daß er es sehr gern sehen würde, wenn der große Kaiser die Verfügung träfe, fremden aus weiter Ferne kommenden Kaufleuten freien Zutritt in den Hafen des Reiches zu gestatten. Er stellte uns durchaus kein Hinderniß entgegen, und ließ uns einige Tage später noch weiter dem Flusse entgegenfahren, um uns Schunghi zu nähern.

„In unsern Unterredungen mit den Mandarinen von Wusung, gewannen wir ebenfalls die Ueberzeugung von der Leichtigkeit, womit das Gesetz zu unsern Gunsten von diesen Magistratspersonen umgangen wurde, insofern wir ihnen Theil an unserm Gewinn nehmen liessen. Freilich war es ihnen nicht lieb, uns in ihrem Lande zu sehen. Wir konnten im Gegentheil leicht bemerken, daß die Furcht, welche wir ihnen einflößten, der alleinige Beweggrund ihres leidenden Verfahrens war. Indessen machten sie gute Miene zu bösem Spiel, und trösteten sich mit der Hoffnung der persönlichen Vortheile, welche sie von uns zu gewinnen hofften.

„Von Schanghi und Wusung, wo wir im Allgemeinen mit vieler Auszeichnung von den Behörden behandelt wurden, und wo die Bevölkerung die lebhafteste Theilnahme uns bezeugte, gingen wir nach Schapu unter Segel, und trafen den 8 Januar 1833 dort ein. Diese Stadt ist der Mittelpunkt des Handels mit Japan. Sein Hauptartikel ist die

Kupfer-Einfuhr. Die großen japanischen Jonken, welche dies Erz bringen, nehmen dagegen verarbeitete chinesische Erzeugnisse ein.

„Wir konnten das Verfahren der hiesigen Beamten gegen uns nicht anders als loben. Kein Hinderniß wurde unserm Verkehr mit den Einwohnern entgegengestellt, welche letztere eben so höflich als gastfreundschaftlich gegen uns sich benahmen. Alle Häuser standen für uns offen, und wir wurden häufig zu Besuchen und Gastereien eingeladen.

„Auch wir wurden von einem Mandschu-Mandarin besucht, der zum kaiserlichen Hause gehörte, und der durch seiner Manieren Zierlichkeit, wie durch seinen aufgeklärten Geist, über die meisten seiner Landsleute weit erhaben war. Er untersuchte auf unserm Schiffe Alles, was dessen Bau und Bewaffnung anbetraf, mit der größten Umsicht und Sorgfalt. Zugleich versprach er uns, dem Kaiser einen günstigen Bericht über uns, und über die Handels-Vortheile abzustatten, welche China durch nähere Beziehungen mit den Völkern Europa's gewinnen könne. Er fügte hinzu, daß er nichts unterlassen werde, um die Regierung zu überzeugen, daß unserer Reise alleiniger Zweck Handel sei, was man bisher nicht habe glauben wollen.

„Nach ziemlich langem Aufenthalt zu Schapu stachen wir wieder in See, und besuchten mehrere andere chinesische Hafen, wo es uns, nach einigen Zwistigkeiten mit den Mandarinen, immer zugelassen zu werden gelang.

„Ende März kehrten wir von unserer Expedition zurück, durch eigene Erfahrung und durch die von

uns gesammelten Beobachtungen überzeugt, daß die chinesischen Hafen in Zukunft jedem europäisch bewaffneten Fahrzeuge offen stehen, das eine geübte Mannschaft, und entschlossene Offiziere hat. Kommt man mit ausschließlichen Handels-Absichten, hat man die Gewißheit, den guten Willen der Einwohner sich zuzuwenden, und die Mandarinen zum Schweigen zu nöthigen, falls sie es noch wagen möchten, aus Besorgniß, Habgier oder Neid dem Verkehr Hindernisse in den Weg zu legen."

Minister Ancillon als Philosoph.

Richtige Kenntniß des Menschen und der Dinge, ist die höchste, weiseste Politik.
Mn.

„Man wendet sich ab von der Menschheit," sagt Pascal, „wenn man den Mittelweg verläßt. Menschliche Seelengröße beurkundet sich dadurch, wenn man unerschütterlich ihm getreu bleibt."

Solches auch ist des k. preussischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Gedanke, der Wahlspruch einer seiner Schriften, das eigentliche Grundprinzip aller seiner Werke. Als recht eigentlich eklektischer (das Beste von allem Guten wählender) Philosoph, hat Ancillon einen Geist der Vergleichung, der Glaubens-Vereinigung in alle Zweige der menschlichen Kenntnisse übergetragen, mit denen er sich bisher beschäftiget.

In Metaphysik hat er sich bemühet, in seiner Theorie des philosophischen Glaubens, die Systeme des Materialismus und Idealismus auszusöhnen. In Moral stellt er den Satz auf, daß des Lebens Zweck zugleich Wohlergehen und Glück sei; das eine betrachtet als Prinzip, das andere als Folge; aber als nothwendige Folge. In Politik verlangte er eine gesellschaftliche Form, die weder der Demokratie, noch der unumschränkten Monarchie Mißbestände habe. In Gesetzgebung sucht er eine Ausgleichung zu bewerkstelligen zwischen den zu absoluten Theorien zu Gunsten der Kodifikation, und der gleichfalls ausschließlichen Lehrsätze, welche sie unbedingt verdammen. In Kunst glaubt er, daß die in der literarischen Welt viel bestrittene Frage, zur Opposition der Einheit und Abwechslung zurückgeführt werden könne, weshalb er die Ausgleichung auch dieser Grundsätze betreibt.

In seinen ersten Schriften hatte Ancillon darauf sich beschränkt, seine Glaubens-Vereinigung auf die verschiedenen Zweige der menschlichen Kenntnisse anwendbar zu machen. In seinem Werke über „Glauben und Wissenschaft“ hat er eine metaphysische Lehre auseinandergesetzt, die man als Basis der von ihm bereits angedeuteten speziellen Theorien betrachten kann.

Diese Doktrine hat viel Aehnlichkeit mit der, welche Jakobi, in den letzten Jahren des 18 Jahrhunderts mit vielem Erfolg dargestellt. Jakobi's Philosophie hat ihren Abgangspunkt in einer unmittelbaren, unbeschreiblichen, unerweislichen Pflicht. Es werden von ihr in der Philosophie unauflösbare Widersprüche anerkannt. Sie verzichtet folglich auf

„absolutes Wissen," was von den übrigen metaphysischen Systemen Deutschlands in Anspruch genommen wird.

Diese Theorie hat den Vortheil, daß man mit den Vorurtheilen der gesunden Vernunft sie in Uebereinstimmung bringen kann. Sie befriedigt zugleich die intellektuelle Trägheit und das Bedürfniß zu glauben. Ueberdem durchaus persönlich, war es leicht, sie zu begreifen. Aus diesem Grunde erwarb sie sich in Kurzem viele Anhänger unter Laien, während sie minder günstig von den Gelehrten aufgenommen wurde, indem man jetzt allgemein unter den letztern annimmt, daß sie keinen wissenschaftlichen Werth hat, ausgenommen vielleicht in ihrem negativen Theil.

Es verhält sich, wo nicht ganz, doch beinahe eben so mit Ancillon's Doktrinen. Er vernachläßigt den wichtigsten Grundsätzen der Wissenschaft eine logische Basis zu verleihen. Er stellt ein eigentliches Lösungs-System hinsichts der großen Fragen der Metaphysik auf. Das seinige ist ausweichend, mithin eigentlich kein System.

Der philosophische Werth der Werke Ancillon's und Jakobis scheint demnach weniger auf ihre Theorie zu beruhen, die im Grunde keine ist, als auf die von beiden angestellte Erwägung spezieller Probleme wie auf ihre Polemik gegen die andern Systeme.

Man hat ihnen den Vorwurf gemacht, die Gesammtheit der Wissenschaft auf eine oberflächliche Weise zu betrachten, doch kann man nicht ableugnen, daß sie bis auf den Grund gewisser spezieller Fragen gedrungen seien. Wir haben den Beweis davon in dem Werke Jakobi's über Spinosa, und in den trefflichen

Abhandlungen Ancillon's über das Syſtem der abſoluten Einheit.

Der Beziehungen ungeachtet zwiſchen dem Syſteme Ancillon's und dem Jakobi's bemerkt man Verſchiedenheiten zwiſchen beiden in einigen weſentlichen Punkten. Man muß in Jakobi's Philoſophie zwei Epochen unterſcheiden. In ſeinen erſten Werken bezeichnete er unter den Namen „Gefühl“ und „Glaube“ das Element, worauf er ſeine Philoſophie begründete. Später, von dem Bedürfniß angetrieben ſeine Theorie zu rationaliſiren, erſetzt er obige Bezeichnungen durch die „Vernunft“ und „Vernunft-Anſchauung.“

Ancillon bewahrte das Wort „philoſophiſcher Glaube,“ und bezeichnete dadurch das Prinzip ſeiner Philoſophie. Seine Theorie könnte unter dieſer Beziehung myſtiſcher ſcheinen, als die Jakobis. Es läßt ſich jedoch leicht beweiſen, daß ſie es in Wirklichkeit viel weniger iſt.

Jakobi ſcheidet nie vollkommen die Neigungen des Herzens und das Vorgefühl der Einbildungskraft von der Vernunft-Anſchauung. Die Ideen von Gott, von Freiheit und Unſterblichkeit haben, ſeines Erachtens, ihre Baſis mehr noch darin, daß wir ihrer bedürfen, als in der rationellen Anſchauung, die ſie uns offenbart.

Darum auch hat Friedrich Schlegel mit Recht ihm den Vorwurf gemacht, daß es ihm an logiſcher Begeiſterung gebreche, dir Wahrheit zu ſuchen, nicht ihrer ſelbſt, ſondern der bereits angenommenen Ergebniſſe wegen, die ſeine philoſophiſchen Nachforſchungen nicht zu erörtern, ſondern blos zu beſtätigen den Zweck hätten.

Jakobi gesteht zu, daß diese Vorwürfe gegründet seien. Er sagt, daß er nicht habe klug sein wollen auf eigene Kosten, und daß weder die Erwägungen, noch selbst die unmittelbaren Offenbarungen der Vernunft, je vermocht hätten, seinen Glauben an die Grundwahrheiten zu erschüttern, deren sein Herz durchaus bedürfe.

Unter dieser Beziehung sondert sich Ancillon gänzlich von Jakobi. Man muß, nach dem ersten, an Gott, an Freiheit, an Unsterblichkeit glauben, weil diese Wahrheiten in unserm Innern leben, und nicht, weil sie zur Tugend, zum Glück nothwendig sind, oder um ein geheimes Streben der Seele zum Unumschränkten und Unendlichen zu befriedigen. Das würde heissen, einen Wunsch in Prinzip verwandeln, und die Philosophie in Poesie umgestalten.

Wenn diese großen Gegenstände, diese ewigen Wahrheiten, uns nicht auf die eine oder die andere Weise gegeben wären, würden wir nie zu ihnen gelangen, welche Befreundung damit in uns auch bestehen möge.

In dieser Voraussetzung könnten wir mit Recht sagen, daß ohne das Dasein des Unumschränkten und Unendlichen, unser eigener Zustand ein Räthsel sein würde, daß eine auffallende Aehnlichkeit besteht zwischen dem was wir sind, und was wir sein möchten, zwischen dem was wir besitzen, und was wir zu erlangen und zu haben wünschen.

Aber durch Vernunftgründe diese Existenzweise des Unumschränkten und Unendlichen annehmen, würde heissen, sie rücksichtslos sich zueignen. Man kann das nicht mit dem Namen „Glauben“ bezeich-

nen. Es heißt nicht glauben, sondern wünschen, daß man glauben könne.

Man kann eine zweite Verschiedenheit zwischen Jakobi und Ancillon, in der Art und Weise wie sie die Natur betrachten, angeben. Jakobi befand sich in dieser Hinsicht unter dem Einflusse des kartesianischen Idealismus. Die ersten Elemente der Philosophie hatte er einem genfer Mathematiker, Namens Lesage, entnommen. Er war immer sehr geneigt, die menschliche Natur weit über die äussere Natur zu erheben, selbst diese letzte zu verwünschen, und sie von der Gottheit gänzlich zu scheiden.

Das göttliche Wesen besteht, ihm zufolge, allein in den Attributen der Freiheit und Persönlichkeit. Natur kann uns keinesweges diese Attribute offenbaren, weil wir in ihr nichts als blinde, mechanische Formen erblicken, die auf eine unwiderstehliche gleichförmige Weise wirken. Darum sagt er auch förmlich, daß die Natur uns keinesweges die Gottheit offenbart, sondern vielmehr sie uns verbirgt....

Ancillon's Eklektismus hat ihn vor solcher Uebertreibung bewahrt. Er gesteht in seiner Philosophie eine beinahe gleiche Wichtigkeit der äussern und der menschlichen Natur zu. Er vertheidigt sich gegen den Vorwurf des Anthropomorphismus (der Vermenschlichungs-Lehre) den Jakobi annahm. Unter allen übrigen Punkten, hat Ancillon's Philosophie mehr oder minder einige Beziehungen mit der Jakobis.

Nach dem ersten soll die Philosophie ausgehen von des Menschen Natur, wenn sie einen Stützpunkt und einen festen Abgangspunkt haben will; und dieser Stütz- und Abgangspunkt soll nicht ausser uns,

sondern in uns selbst sein. Wenn man gewiß sein will, die Wahrheit zu erreichen, müsse man in jedem menschlichen Wesen, wie in jedem besonderen Falle erfassen, was dem ganzen Menschengeschlechte gemeinsam ist.

Der Philosophie Gegenstand ist derselbe in allen Menschen: es ist Existenz. Das Werkzeug der Philosophie ist dasselbe bei allen: es ist Vernunft. Man muß als erste Wahrheit, als Grundlage aller übrigen, die Uebereinstimmung der Existenzen in sich selbst, mit den Anschauungen, welche sie uns offenbaren, annehmen.

Durch den philosophischen Glauben kommen wir zu dieser Ueberzeugung, und nur auf diesem Wege, nur durch intellektuelle, unmittelbare Anschauungen, können wir zu den Existenzen gelangen. Weder Abstraktion, noch Nachdenken, noch Zusammensetzung, noch Zergliederung, noch Andeutungen und Beurtheilungen, könnten uns zur Wirklichkeit führen.

Die Philosophie ist nicht eine willkürliche Schöpfung oder Erbauung dessen was ist. Wenn wir vermeinen durch ein Begehen unserer Verstandeskraft die Natur zu erzeugen, thun wir nichts anderes, als daß wir von Neuem zusammenfügen, was wir vorher auseinandergesetzt.

Die meisten Philosophen haben in der Metaphysik sich der mathematischen Methode bedienen wollen, obgleich sie darauf keinesweges anwendbar ist.

Die Basis aller unserer Glaubens-Meinungen, wie aller unserer Kenntnisse, ist in der Vernunft. Von ihr gehen alle Beurtheilungen aus; auf sie allein können sie beruhen. Die Vernunft ist eine

starke Schöpferin, eine erzeugende Kraft, die ihre eigenthümlichen Offenbarungen hat, die nicht beweiset was da ist, die aber die Anschauung der Existenzen hat, und sie aus ihrem eigenen Schoose sich erheben sieht.

Diese Vernunft, das innere Auge, welches das Licht auf eine unmittelbare Weise empfängt, bemerkt die Existenzen, wie das äussere Auge Farben und Umrisse der fühlbaren Welt erfaßt. Ueberhaupt hat dieser innere, allgemeine Sinn viel Aehnlichkeit mit dem Instinkt, und kann „intellektueller Instinkt" genannt werden, weil er sich, wie der gewöhnliche Instinkt, durch plötzliche, rasche, gleichförmige, unwiderstehliche Auffassungen beurkundet.

Beinahe alle alten Philosophen haben den Irthum begangen, die Wissenschaft auf Beurtheilung zu begründen. Plato allein macht davon eine Ausnahme. Er nahm die Existenzen und die Wirklichkeit durch eine Art intellektuellen Instinkts an, dessen Verfügungen er über Alles achtete. Bei Plato ist philosophische Begeisterung ein schöpferisches Prinzip.

Aristoteles wollte die unmittelbaren Offenbarungen der Vernunft nicht anerkennen. Er wollte Alles auf Einsicht und Beurtheilungskraft begründen. Solchergestalt konnte er nur zur Form unserer Kenntnisse, nicht zu den Existenzen selbst gelangen. Er schuf eine Art intellektueller Chemie; doch konnte er auf diesem Wege nicht die Geheimnisse der Beschaffenheit des Weltalls und des Wesens der Menschen sich zueignen.

Man kann die Persönlichkeit Gottes durch ein ganz einfaches Räsonnement beweisen. Jede Kraft hat

eine Richtung. Diese Richtung kommt von aussen, und sie gewährt sie sich selbst. Alle Kräfte, die das Bewußtsein ihrer Handlungskraft nicht haben, und nicht dazu den Entschluß fassen, können auch nicht wollen. Sie empfangen folglich ihre Richtung von aussen. Sie sind bedingungsweise, weil sie nicht frei sind. Das unumschränkte und unbedingte Wesen muß also frei sein. Denn damit es die Richtung aller Kräfte erklären, oder ihnen ihre Richtung geben könne, muß es sich selbst seine Richtung verleihen.

Es ist freilich schwer genug, in einem theistischen System zu begreifen, wie ein unwandelbarer Gott ein veränderliches Weltall habe schaffen können, und in welcher Beziehung mit der Zeit derjenige existirt, für den es keine Zeit gibt, oder der sie nur in den aufeinanderfolgenden Wesen erblickt? — Aber der Pantheismus, weit entfernt die Schwierigkeit zu vermindern, vermehrt sie nur, und macht sie durchaus unauflöslich, weil man alsdann die Frage aufwerfen muß, wie das unwandelbare Wesen zugleich veränderlich und aufeinanderfolgend sein könne?

Die Wahrheiten, die vom Bereiche der unsichtbaren Welt sind, haben dieselbe Gewißheit, als die Anschauung der Sinne und der Grundsätze. Gott ist der Seele in der Seele selbst gegeben. Die Ueberzeugung des Daseins einer ersten Vernunft nnd einer souveränen Freiheit, ist unzertrennlich von der Ueberzeugung, die wir von unserer eigenen Verstandeskraft und von unserer eigenen Freiheit haben.

Solches sind kurz zusammengedrängt und oberflächlich, die Hauptpunkte von Ancillons Theorie. Man könnte mehr als einen Einwurf dagegen machen; was

wir jedoch für diesmal anheimgestellt sein lassen wollen, weil eine genaue Erörterung uns weiter führen würde, als der Raum uns gestattet. Es ist jedenfalls hier nicht darum zu thun, den eigentlichen Gehalt und Werth der Philosophie Ancillons zu prüfen, sondern nur unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, um seine Stellung als Philosoph beurtheilen zu können. Viel hängt nämlich in unsern Zeiten davon ab, daß man die Menschen nicht nach ihrem anscheinenden, sondern nach ihrem „wirklichen" Werthe achtet.

Alle Irrthümer der Philosophie rühren daher, daß man in Wissenschaft Form und Gehalt, Vernunft und Wirklichkeit geschieden. Man hat der Vernunft einen nur bloß förmlichen Werth verliehen, während sie im Gegentheil höchst wesentlich und reell ist. Sie ist so zu sagen die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten.

In allen wahren Kenntnissen ist Gedanke und Existenz ein- und dasselbe. Der Begriff von dem Gegenstand, den man kennt, und der Gegenstand selbst, sind gleichbedeutend. Es gibt nichts Wirkliches, ohne daß es zu gleicher Zeit etwas Ideales gebe. Es gibt keine Existenz, auf die nicht zu gleicher Zeit eine Möglichkeit oder ein Begriff paßt. Es gibt nur eine Wirklichkeit, wie es nur eine Wissenschaft gibt, und beide sind identisch. Was dem Gedanken verschiedenartig und vielfach scheint, ist es nicht in seinem Wesen, sondern nur dem Anschein nach. Wenn Nachdenken zwischen Ideal und Wirklichkeit unterscheidet, sind sie nur auf eine relative Weise, nicht durch sich selbst, sich einander entgegengesetzt.

Solches sind die Grundlagen des großen Systems der deutschen Philosophie, deren erste Auseinander-

setzung man Schelling verdankt. Schelling täuscht sich jedoch, wenn er die intellektuelle Anschauung des Unumschränkten als eine mystische Anschauung betrachtet, die, ihm zufolge, nur von wahren Philosophen begriffen werden kann, und allen übrigen Menschen ein unerklärliches Geheimniß bleiben muß. Durch Begründung seiner Theorie auf ein solches Prinzip, verzichtete er darauf, ihr eine wahrhaft wissenschaftliche Basis zu geben.

Hegel hat zur Höhe einer „Methode" die von Schelling zuerst aufgefaßten Ansichten erhoben. Die wahrhafte Anschauung des Unumschränkten, ist für ihn der Wissenschaft Eroberung in ihrem letzten Ergebnisse. Unter dem Gesichtspunkte, unter dem er sich darstellt, und den wir hier nicht erklären können, glaubt er alle Geheimnisse der Schöpfung und alle Tiefen des göttlichen Wesens zu erreichen. Er will solchergestalt in seiner Philosophie nichts weniger geben, als eine Naturgeschichte des Unumschränkten.

Wer dies System nur aus der Ferne betrachtet, ohne es genauer zu studiren, erblickt und kann im Allgemeinen darin nichts anders erblicken, als eine unsinnige Kühnheit, oder eine sophistische Fopperei. Wer es jedoch näher prüft, wird davon ein ganz anderes Urtheil fällen.

Es war unserm Jahrhundert vorbehalten, die Philosophie zu einer wirklichen Wissenschaft zu erheben. Früher war sie, wie schon ihr Name andeutet, nichts als bloße Wissenschaftsliebe. Die von Hegel geschaffene Methode, kann allein zur Erzielung dieses Resultats beitragen. Die Lücken, welche sein System noch darbietet, seiner Formen Unvollkommenheit, die

Verstöße einiger seiner Anwendbarmachungen, können wohl einige Zeit noch seinen Erfolg hemmen. Aber sobald die Grundlagen, worauf es beruhet, hinlänglich erklärt sind, um allgemein begriffen zu werden, darf man seinen Triumph als nicht mehr fern betrachten.

Man erräth ohne Mühe, daß die Anhänger dieser Philosophie, dem Gefühl nicht denselben absoluten Werth zugestehen können, den Jakobi und Ancillon ihm verleihen. Die erste Regel dieser Methode besteht darin, Abstraktion zu machen von Allem, was in uns bloß inwohnend ist, von allen Beurtheilungen unsers Begriffsvermögens, von allen Vorstellungen unserer Einbildungskraft, von allen blinden Anschauungen unsers Gefühls.

In dem nothwendigen Gange der absoluten Abstraktionen muß man die Wahrheitsregel suchen, und nicht in der eiteln Spiegelfechterei dessen, was man Bewußtseins-Umstände nennt, und worin immer, mit den Offenbarungen der Vernunft, die unfruchtbaren Verneinungen des Verstandes und die flüchtigen Träumereien der Einbildungskraft verbunden sind.

Müßte man die Philosophie auf unmittelbares Wissen begründen, würde nothwendigerweise das individuelle Gefühl in allgemeine Zustimmung zu stellen sein. Sollten wir darauf verzichten, eine absolute Sicherung von dem Werthe unserer Gesinnungen zu erlangen, müßten wir wenigstens eine untergeordnete Sicherung in der Uebereinstimmung unserer Gesinnungen mit denen anderer Menschen suchen.

Jakobi und Ancillon deuten beide die allgemeine Zustimmung über Hauptumstände als eine Sicherung

der Wirklichkeit der unmittelbaren Anschauungen an. Hätten sie tiefer den von ihnen vorgetragenen Grundsatz geprüft, würden sie darin die alleinige Basis entdeckt haben, die man vernünftigerweise einem System, wie das ihrige, zu geben im Stande sei.

Man kann dasselbe von allen Theorien sagen, welche die eigentliche Philosophie verwerfen, und ein durchaus unmittelbares, unerklärliches, unzubeweisendes Wissen annehmen. Erst wenn sie auf das Prinzip der Autorität und der allgemeinen Zustimmung sich stützen, können sie ihren Lehrsätzen eine feste Basis verleihen.

Ausserordentliche britische Gerichtsverhandlungen und tragische Ereignisse.

Es gibt in England eine geheime Gesellschaft, die „Gesellschaft des Todtenkopfes“ genannt, deren Zweck zum Theil politisch, zum Theil zu gegenseitiger Hilfsleistung der Mitglieder, bestimmt zu sein scheint. Da es jedoch zwei vom britischen Parlament in den Jahren 1798 und 1819 erlassene Bills gibt, wodurch alle geheime Verbündungen, die namentlich angeführt sind, und worunter sich auch die obige befindet, verboten worden; da überdem ein im 37sten Regierungsjahre König Georgs III, als Landesgesetz angenommenes Statut, die schwersten Strafen über diejenigen verhängt, welche in solchen geheimen Gesellschaften Eide schwören, die mit den Gesetzen des Staats im Widerspruch stehen, erscheinen von Zeit zu Zeit einige

Perſonen vor Gericht, welche gegen obige Geſetze ſich vergangen.

Ein ſolches Schickſal traf auch die drei Brüder Loveleß, die beiden Brüder Stanfield, John Hammet und James Brine, die einer ſolchen geheimen Verbindung wegen vor die Aſſiſen der Grafſchaft Dorſet, zu Dorcheſter geſtellt wurden. Theilen wir nur die Ausſage eines gegen ſie auftretenden Zeugen mit, wodurch das Verfahren, wie der Zweck der von ihnen gebildeten Geſellſchaft, am beſten angedeutet werden kann.

John Lock, Taglöhner im Weiler Aſtbottle, äuſſerte ſich in Worten, die wir ſo getreu als möglich zu verdeutſchen uns bemühen wollen:

„Ich habe Jakob Brine, hier gegenwärtigen Gefangenen, begegnet, der mich eingeladen, mit ihm einen Tropfen Gin (Wacholder-Branntwein) in der Taverne zu Toolebottle zu trinken. Es waren da noch Andere, die mich fragten: „Ob ich Mitglied von ihrer Geſellſchaft werden wolle? Es iſt die Freimauerei der gemeinen Leute, haben ſie geſagt, und wenn ſie nichts Gutes thut, thut ſie auch nichts Böſes. Einen Tag oder den andern, könnet Ihr Euch in Noth befinden, und, haben ſie geſagt, es wird Euch da nicht leid thun, wenn man Euch unter die Aerme greift, damit Ihr uns wieder den gleichen Dienſt leiſtet.“

— Gut, ſag' ich, das läßt ſich hören, ſag' ich.

„Darauf führt man mich in ein anderes Zimmer, und ſagt zu mir, daß die Vorſchriften der Geſellſchaft es nothwendig machen, ſogleich die Hand in der Taſche zu haben. — Wie viel koſtet's? frage ich.

— Brine ſagt: Nur einen Schelling (36 Kr. rh.) zum erſten Male, und nachher, wenn man zufrieden iſt, einen Penny (2 Kr.) wöchentlich, ſagt er. — Laßt ſehen, ſag' ich; ſehen koſtet nichts. — So gib vorher Deinen Schelling, ſchreien die Andern. — Wohl oder übel mußt' ich damit herausrücken. Es war mein letzter. Darauf haben ſie mich aufgenommen unter die Eingemiſchelten (Eingeweiheten). Aber ich bin dadurch nicht klüger geworden, als vorher.

„Bald nach der Einmiſchelung kommt John Stanfield und ruft uns zu: Seid Ihr fertig? Ich ſage weder ja noch nein, weil ich nicht wußte, was man zu antworten hat. Aber die andern ſagen alle: ja. Darauf ſagt Stanfield: Ihr müßt Euch die Augen verbinden, ſagt er. Wir binden uns unſere Taſchentücher vor die Augen, als wenn wir blinde Kuh ſpielen wollten, worüber ich lachen mußte. Die andern verſetzen mir Rippenſtöße, und die Präſidenten fahren uns mit der Hand über die Naſe, um zu ſehen, ob wir nicht ſehen.

„Gleich darauf führt man uns in einen gewaltig großen Saal, ich glaube, mit Reſpekt zu ſagen, es war ein Pferdeſtall. Eine fürchterliche Baßſtimme, die ich nicht habe ſehen können, las uns eine Art Zauberformel vor, wovon ich nichts begriffen habe, ausgenommen, daß ſie beinahe anzuhören war, wie eine Stelle aus den Propheten in der Bibel, nur noch närriſcher. Aufs Kommando ſind wir ſodann niedergekniet, haben die Hand auf das Buch gelegt, und einen Eid geſchworen. Hätte ich die Gewißheit, daß das große Buch die Bibel geweſen, möchte ich

meinen Schwur nicht um alles Geld oder Gut verletzen. Da ich aber beinahe gewiß bin, daß das Buch nicht die Bibel, war, ist mein Gewissen vollkommen ruhig. Ich kann also sagen, daß ich kein Wort von dem abgelegten Eid mehr weiß.

„Nach dieser Geschichte bat die Baßstimme uns zugerufen, daß wir unsere Schnupftücher, womit unsere Augen verbunden waren, abreissen sollen. Ich war auf dem Punkte in Sankt Kope (Ohnmacht) zu fallen, als ich vor mir erblickte, wie ich jetzt den Herrn Richter sehe, was? einen leibhaftigen Todtenkopf. Er stand auf einem Tische, der nicht ganz so groß war, als des Herrn Schreibers Pult. Dahinter war ein großes, häßliches Gemälde, den Tod in eigener Person vorstellend, nämlich als ein Gerippe in Gestalt eines Heumähers.

„James Loveleß sagt nun zu uns: Kinder, bedenkt, daß früher oder später der Tod Euch einen Besuch abstatten wird, und daß Ihr dann auf den Abmarsch gefaßt sein müßt. Sehet da, wie Ihr einst sein werdet. Dieser Schädel, wer weiß, hat vielleicht Eurer Großmutter oder Eurem Großvater gehört. Ihr werdet auch so sein in einem Jahre, in einem halben Jahre, in einem Monat, in acht Tagen, morgen vielleicht, wenn Ihr Euern Schwur verletzt, die Gesellschaft und ihre Geheimnisse verrathet. — Ich werde es wohl bleiben lassen, sagt' ich zu mir selbst. Denn die ganze Geschichte hatte mir eine Gänsehaut vom Kopf bis zu den Füßen gemacht. Ich hatte eben so wenig Blut in den Adern, als Geld in der Tasche.

„Jetzt aufgepaßt, rief Stanfield abermals Ver-

bindet Euch noch einmal die Augen, und bleibt unbeweglich. Ich verband mir die Augen, doch so, daß ich sehen konnte was vorging. Ich sah nun Georg Loveleß, der ganz weiß gekleidet war, und über uns lachte, die wie blinde Kühe dastanden. Ich muß jetzt, Ihr Herren Richter, Euch offenherzig und unerschrocken die ganze Wahrheit sagen. Georg Loveleß las von einem Papier, das er in der Hand hielt, einen andern Schwur ab, wobei mir die Seele im Leibe bebte, so viele Anrufungen an alle Götter der Erde und der Hölle waren darin. Ich muß noch hinzufügen, zur Steuer der Wahrheit, daß ich nicht ein Wort davon begriffen habe.

„Wir haben sodann auf ein Ding geschworen, das sie einen Dolch nannten, das mir jedoch nur ein großes Küchenmesser zu sein schien, wofür ich unmöglich Respekt haben konnte. Nachher haben wir die Erlaubniß erhalten, uns die Tücher abzunehmen. Die Loveleß haben uns nun ermahnt, ja nicht das Geringste zu verrathen von dem, was wir mit unverbundenen und verbundenen Augen gesehen, weil wir sonst eines entsetzlichen Todes sterben würden, indem die geringste Bestrafung darin bestehe, von den Vollstreckern der Urtheilssprüche der Gesellschaft in kleine Stücken zerhackt zu werden. Ich versprach mir nochmals, über Alles, was ich gesehen, das absoluteste Geheimniß zu bewahren, und nur weil man mich versichert, daß mein Schwur mich nicht binden könne, und daß ich nichts zu besorgen habe, sage ich Alles, was ich gesehen und gehört."

Der übrigen Zeugen Aussagen waren beinahe ganz übereinstimmend mit der vorstehenden. Aus allen er-

gab ſich, daß das den Eingeweiheten abgeforderte eidliche Verſprechen nichts anderes bezweckte, als ſie zu verhindern, die ungeſetzlichen Umſtände zu verrathen, wovon ſie ſpäter in Kenntniß geſetzt werden könnten, wodurch das von den obenangedeuteten Geſetzen beſtrafte Vergehen konſtituirt wurde.

Nach einer halbſtündigen Berathung erklärten die Geſchwornen die Angeklagten ſchuldig, zu einer geheimen Geſellſchaft gehört zu haben, in welcher man von den Eingeweiheten Verpflichtungen verlangte, die mit den Geſetzen gradezu in Widerſpruch ſtanden. Demungeachtet wurden die Angeklagten freigeſprochen, weil die Geſellſchaft, zu der ſie gehörten keinen ungeſetzlichen Zweck beabſichtigte, und das Ganze mehr eine Spielerei als eine gefährliche Verbündung war.

Das Frawfnydd-Thal, in der Grafſchaft Merioneth, im Fürſtenthum Wales, iſt vor Kurzem der Schauplatz eines blutigen Kampfes geweſen, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der Horazier und der Kuriazier hatte, obſchon er nicht politiſcher Angelegenheiten wegen geführt wurde. Es war hier nicht, wie in dem Kriege zwiſchen den Römern und den Albanern, darum zu thun, die Oberherrlichkeit der einen über die andern feſtzuſtellen, ſondern durch eine Art Gottesgericht die immerwährenden heftigen Zwiſtigkeiten zu beendigen, die ſeit länger als hundert Jahren zwiſchen den Familien der Meier Williams und Jones ſtattfanden, und die von Zeit zu Zeit ſchreckliche Repreſſalien veranlaßten.

John Williams und Griffith Jones, beide ſiebenzigjährige Greiſe, wohnten als Zeugen und Rich-

ter dem Kampfe bei, der mit den Knitteln und mit Fauſtſchlägen, ſtatt mit Lanzen und Schwerten geführt werden ſollte. Sie ermuthigten zugleich die Streitenden mit Worten und Geberden, während ſie, auf den beiden entgegengeſetzten Seiten, einige Schritte ſich von ihnen entfernt hielten.

Die drei Brüder Williams und die drei Brüder Jones traten mit ſtolzer Zuverſicht auf ihre Kräfte gegeneinander. Sie ſchwangen ihre Knittel und parirten mit großer Geſchicklichkeit die meiſten Schläge, welche ſie ſich gegenſeitig beſtimmt hatten. Der Sieg blieb ſolchergeſtalt lange unentſchieden. Endlich flogen die Splitter ihrer Stöcke den Kämpfenden um die Köpfe, wonach ſie beſchloſſen, ſich der alleinigen, von der Natur ihnen verliehenen Waffen zu bedienen.

Während der Pauſe zwiſchen der erſten und zweiten Hälfte des Kampfes, näherte ſich ein Nachbar, Namens Evans, dem alten Griffith Jones, und ſagte zu ihm: „Schämt Ihr Euch nicht, einer ſolchen Szene beizuwohnen? Was wollt Ihr anfangen, wenn Eure drei Söhne todgeſchlagen oder verſtümmelt werden?

— In dem Fall, entgegnete ganz ruhig der Greis, würde ich mich an dem alten Williams halten. Entweder würde ich ihn umbringen, oder er müßte mir das Leben nehmen.

Die Jünglinge nahmen Evans Einſpruch noch übler auf, und riethen ihm, ſich zu entfernen, falls er nicht ſchlechten Dank einerndten wolle.

Der Kampf begann nun wieder mit erneuerter Wuth. Nach einer Viertelſtunde waren zwei der Brüder Jones und zwei der Brüder Williams ſo

In demselben Augenblicke erhielt Rees Jones einen so gewaltigen Faustschlag über den Hinterkopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Man trug ihn in's Spital, wo er zwei Stunden nachher starb. Bei der Sezierung entdeckte man, daß sein Tod durch das Zerspringen eines Blutgefäßes im Gehirn veranlaßt worden.

Solcher Umstände wegen erschienen die beiden Familien-Väter Williams und Jones, nebst dem ältesten der Brüder Williams, vor den Assisen von Merioneth, unter der Anklage eines freiwillig und absichtlich verübten Todschlags. Williams Vater und Sohn machten ihre Mäßigung während dem Kampfe geltend, und stellten des alten Jones, wie seines Sohnes Hartnäckigkeit, als alleinige Ursach des traurigen Ausganges desselben dar.

Der alte Griffith Jones verleugnete seinen starren Karakter und seine unbeugsame Kaltblütigkeit nicht einen Augenblick. Weder die Darstellung der einzelnen Umstände des Todes seines ältesten Sohnes, noch die Vorwürfe, welche man ihm über sein Verfahren machte, waren im Stande, ihn im Geringsten zu bewegen, oder irgend ein Zeichen des Bedauerns ihm abzunöthigen. Er schien Gefühl für nichts zu haben, als für das, was er die Ehre seiner Familie nannte, die sein Sohn Rees bis zu seinem letzten Athemzuge zu vertheidigen verpflichtet gewesen sei.

In Folge des von den Geschwornen erlassenen Verdikts wurden die beiden Väter freigesprochen. Jakob Williams, eines unfreiwillig wie unabsichtlich

verübten Todschlages schuldig erklärt, wurde zu zweimonatlicher Haft im Gefangenhause zu Dolgelly verurtheilt.

Eine Frau, Namens Mary Allen, deren Mann ziemlich wohlhabend ist, hat eine sonderbare Sucht, die von den Aerzten als Vorläufer des Spleen betrachtet wird, und die darin besteht, daß sie sich einbildet, von einer tödtlichen Krankheit befallen zu sein, wovon nur die Zerschlagung einer gewissen Menge Glasscheiben, und ein längeres Verweilen im Gefängnisse, sie retten könne.

Um diesen Zweck zu erreichen, begab sie sich nach einem Wirthshause in Nähe der Black-Friars-Brücke, wo sie fast alle Fensterscheiben demolirte. Auf der Stelle festgehalten, wie sie es gewünscht, wurde sie unmittelbar nach Guildhall (dem Polizei-Gericht) gebracht, wo sie sich einen falschen Namen gab. Ein Polizei-Inspektor hatte sie indessen erkannt, und von dem Vorfall ihren Mann unterrichtet, der ihre Freistellung erhielt, nachdem er den von ihr verursachten Schaden bezahlt.

Mistriß Allen, der diese zuvorkommende Vermittelung ihres Eheherrn sehr ungelegen kam, erklärte ihm mit klaren Worten, daß er ein anderes Mal ganz ruhig bleiben, und sie ihrem Schicksal überlassen solle, weil sie es sich einmal in den Kopf gesetzt, zu versuchen, wie es sich in einem Gefangenhause leben lasse, und welche Empfindungen man bei der als so äusserst beschwerlich beschriebenen Arbeit auf der Trittmühle verspüre. Uebrigens sei es das einzige Mittel, sie von einer gefährlichen Krankheit zu befreien, wenn

man sie unbedingt ihrer Neigung überlasse, und daß ihr Mann, falls er ihren Tod nicht wolle, ihr die Freiheit zugestehen müsse, Fenster einzuschlagen, und den angestellten Schaden im Gefängnisse und auf der Trittmühle abzubüßen.

Von einer solchen Anrede höchst betroffen, zog Allen über den Zustand seiner Frau einen Arzt zu Rathe, der nach vorläufiger Untersuchung, erklärte, daß sie weder verrückt, noch eigentlich krank sei, aber eine fixe Idee habe, die, wenn sie nicht in Ausführung gebracht werde, einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihren moralischen und physischen Zustand ausüben könne. Das einzige Mittel, sie davon zu heilen, sei, ihr die Freiheit zuzugestehen, sich auf einige Zeit in Brixton einsperren zu lassen, wonach der Aufenthalt in diesem Gefangenhause wahrscheinlich den gewünschten Einfluß auf ihren Gemüthszustand ausüben würde.

In den neun folgenden Tagen zerschlug Mary Allen 39 Fenster in verschiedenen Häusern. Dem Willen seiner Frau und den Andeutungen des Arztes ungeachtet, folgte ihr Mann ihr gewissermaßen Schritt vor Schritt, und bezahlte freigebig den Schaden, um gerichtliche Klagen zu vermeiden.

Einer solchen „Verfolgung“ (wie sie das Verfahren ihres Gatten nannte) endlich müde, entwich Mistriß Allen bei Nacht, und stellte in einem entfernten Stadtviertel eine so große Fensterscheiben-Niederlage an, daß man endlich beschloß, das von ihr als allein probat erachtete Mittel, hinsichts ihres Zustandes, auf sie anwendbar zu machen, und sie für drei Wochen in ein Zuchthaus einzusperren.

Mary Allen schien dadurch befriedigt, obgleich ihr die Zeit der Verurtheilung nicht lang genug war, weil es ihr in drei Wochen unmöglich sein konnte, alle Annehmlichkeiten von Brixton zu geniessen. Kaum war sie deshalb auf freien Fuß gestellt, als sie sich zu dem Speisewirth Pitt begab, dessen Fenster sie zuletzt zerschlagen hatte, sich bei ihm herzlich bedankte, daß er sie habe festsetzen lassen, und, da dieser höflich entgegnete, daß er nach wie vor zu ihren Diensten sei, schnell einen großen zinnernen Bierkrug ergriff, und damit seine Küchenfenster demolirte.

Diese Heldenthat hatte eine neue einmonatliche Einsperrung zu Cold-Bath-Fields zur Folge. Wahrscheinlich gefiel ihr der dortige Aufenthalt noch besser, als der zu Brixton; denn an demselben Tage, wo sie aus diesem Gefangenhause entlassen worden, zertrümmerte sie in einem Wirthshause eine ganze Fensterreihe, deren Werth auf 35 Schelling (21 Gulden) angeschlagen wurde. Nach dem Polizei-Bureau von Hatton-Garden gebracht, weigerte sie sich die von dem Richter Laing an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Sie öffnete erst den Mund, um sich in Danksagungen zu erschöpfen, als sie vernahm, daß sie zu zweimonatlicher Gefängnißstrafe, zur Bezahlung des verursachten Schadens, und aller Kosten, verurtheilt worden.

Der Norden Europas, in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Letzter Artikel.

Der ganze verwaltende Theil des schwedischen Regierungs-Verfahrens, ist durch den König Bernadotte oder Karl Johann mit eben so großer Umsicht als Richtigkeit geordnet und philosophisch gesondert worden.

Ohne die wilde Lage, die erbliche Rechtschaffenheit, die große Sitteneinfalt, welche er in dem Lande fand, das er zu beherrschen berufen war, umgestalten zu wollen, hat er vielmehr seine ganze Sorgfalt auf das Studium der Vervollkommlichkeit aller materiellen Hebel des öffentlichen Wohlergehens und der allgemeinen Fortschritte verwendet. Bernadotte ist kein revolutionärer König, und Karl Johann ist ein veredelnder König, was tausendmal mehr werth ist.

In einem Alter von siebenzig Jahren, hat der Schweden-König des reifen Alters volle Kraft bewahrt. Man bemerkt in ihm eine wirklich imposante Organisation, zum herrschen wie geschaffen. Sein durchbohrendes Adlerauge, über einer hervorspringenden gebogenen Nase, welche ihm eine noch größere Aehnlichkeit mit dem Königsvogel gibt, hat den glühenden Funken noch nicht verloren, der es belebte. Ein Wald schwarzer Haare, welche die Zeit noch nicht gebleicht, bedeckt seine Schultern, und vergebens späbet man nach einer Runzel auf dieser hohen Stirn, die der Krone Last mit Leichtigkeit zu tragen scheint.

Ohne die populäre Vertraulichkeit bis zu dem

Grade auszudehnen, den die Franzosen seit ihrer letzten Verwaltungs-Reform von ihrem Bürgerkönig verlangen, ist er dennoch allgemein geliebt. Man kann ohne Mühe bis zu ihm gelangen, und sich mit ihm persönlich unterhalten.

Freilich besteht der Schweden Zuneigung, zu dem von ihnen erwählten König, nicht in lärmendem Vivat-Geschrei, worauf kein Monarch und kein Volks-Tribun besonders stolz sein sollte, sondern auf jene herzliche Ergebenheit, die in allen Worten und Geberden sich beurkundet, wenn man von Karl Johann spricht.

Geht er aus, so erblickt er nur freudestrahlende, glückliche Gesichter auf seinem Wege. Will er allein sein, so stört ihn Niemand, obgleich er weder eine Leibwache, noch Adjudanten oder Kammerherren um sich hat. Mischt er sich unter das Volk, so belauscht man mit gespannter Theilnahme jedes seiner Worte, die man sodann tagelang wie Orakelsprüche wiederholt. Uebrigens spricht er wenig. Aber grade sein zugleich energischer und herzlicher Lakonismus gefällt der Nation.

Wahrhaft sonderbares Geschick, das einen im südlichen Frankreich gebornen Mann, in Folge zweier Staats-Umwälzungen, auf einen skandinavischen Thron erhebt. Statt der heftigen, fieberischen Thätigkeit, die den Franzosen gewissermaßen angeboren ist, mußte dieser mit einer ungewöhnlich durchdringenden Verstandeskraft begabte Mann, die bedächtige Einfachheit des Landes sich aneignen, dessen Volk ihn auf den Thron berufen.

Die merkwürdigste Gegend im ganzen Schweden, ist unstreitig Dalekarlien (Dalarne oder Thal-

land), eine wilde, von wenigen Reisenden besuchte Provinz, die man selbst in Schweden nur unvollkommen kennt. Auf eine Ausdehnung von 525 geographischen Geviertmeilen, hat sie kaum 140,000 Einwohner, von denen jahrein jahraus mehrere hundert auswandern, weil der wenig fruchtbare, kalte Boden sie nicht zu ernähren vermag.

Ein freier, kühner, thatkräftiger Karakter, athletische Stärke, tiefe Achtung für Gesetz und Obrigkeit (eine Ehrfurcht, die jedoch nicht im mindesten mit dem Anschein der Knechtschaft oder Kriecherei gemischt ist), zeichnen den Dalekarlier vortheilhaft aus. Bereiset eine der höhern Magistratspersonen das Land, so werden nicht allein die Orte, durch die sie während der Nacht kommen soll, sondern auch die ganze Landstraße mit Fackeln erleuchtet.

Bei alledem haben die Bewohner dieser Gegend einen ausserordentlichen Freiheits- und Unabhängigkeitssinn. Sie sind ziemlich gewerbsam, und in fast allen Dörfern Dalarne's gibt es einen Industriezweig, der jedem derselben eigenthümlich ist. So verfertigen die Landleute zu Mora und Ornoes sehr hübsche Schlaguhren. Die Bewohner von Hedemora sind äusserst geschickt im Eisenschmieden; die von Elfedalen führen eine große Menge Weberkämme aus.

Dabei ist dies Völkchen ausserordentlich mäßig und gesellig, hat eigenthümliche Sitten und Gebräuche, wie eine auffallende Geschicklichkeit, die ihm Alles gerathen läßt, was es unternimmt. Kein dalekarlischer Bauer braucht einen Schuhmacher, einen Schneider oder einen Maurer. Jeder verfertigt mit eigenen

Händen, was ihm nothwendig ist, und während der übeln Jahreszeit, wo es ihm oft an Korn fehlt, zermalmt er Baumrinde, vermischt sie mit ein wenig Mehl, und bäckt sich daraus sein Brot.

Man führt Beispiele edler, selbstentsagender Gastfreundschaft an, dies Land betreffend, die seinen Bewohnern zu hoher Ehre gereichen, und die nur dem ursprünglichen Naturstande treu gebliebenen Völkern noch eigenthümlich zu sein scheinen. Wenn der Dalekarlier seine Wohnung verläßt, um sich aufs Feld oder in den Wald zu begeben, legt er auf ein Brett, auf des Hauses Aussenseite, den Schlüssel zu seiner Speisekammer, damit der Reisende, auch während des Eigenthümers Abwesenheit, die Nahrungsmittel finden könne, deren er bedarf.

Dies biedere Völkchen zeichnet sich durch seine speziellen Gesichtszüge eben so sehr aus, als durch seine bunte, seltsame Tracht, die seit fünf Jahrhunderten immer dieselbe geblieben, und durch seine alterthümlichen Sitten, die in keinem Lande Europas Ihresgleichen haben.

Man spricht hier noch das alte Skandinavische, die Runensprache. In vielen Gemeinden wird dem vertrauten Umgang zwischen beiden Geschlechtern nicht das geringste Hinderniß in den Weg gestellt. So versammeln sich unter andern in dem Dorfe Mora Jünglinge und Mädchen zweimal wöchentlich in einer Scheuer, ohne daß die Eltern bei ihren Abend-Unterhaltungen gegenwärtig sind. Große Kienspähne erleuchten den ländlichen Saal. Die Mädchen stricken oder weben, während die Jünglinge mit ihnen bis tief in die Nacht hinein schwatzen.

Man versichert, daß im Allgemeinen die dalekarlischen Eheleute sehr gut miteinander leben, und daß grade dieser vertrauliche Umgang ihre Sittenreinheit erhält. Die Bewohner eines der wildesten und unfruchtbarsten Theile dieses Landes, der Gemeine Elfedalen, haben 1705 in ihrem Bezirk eine unerschöpfliche Wohlstandsquelle entdeckt.

Die armen Leute, die ihre kalten Nächte, ihr unfruchtbarer Boden, ihre von aller Vegetation entblößten Felsen so oft dem Hungertode preisgaben, und die, um ihm zu entgehen, aus Baumrinde für sich und ihre Kinder ihre Nahrung bereiten mußten, entdeckten in dem genannten Jahre eine Porphyrmine, deren prächtige Erzeugnisse nach allen Hafen Europas ausgeführt werden, und die noch mehr bekannt und verbreitet zu sein verdienen, als sie es bereits sind.

Man sollte in Milchkammern, Apotheken, Schlaguhr-Fabriken, ꝛc. häufiger dieser Steingattung sich bedienen, deren Härte jeder Säure widersteht, während der Marmor sich nicht blos durch Essig, sondern auch durch Milch zerfressen läßt. Die Stößel der Apotheker, ihre Mörser, Tisch- und Kaminplatten würden viel gewinnen, wenn man dieser spiegelglatten, dem Auge so wohlgefallenden, so glänzenden und starken Steingattung, die nichts anzugreifen vermag, die nie blind wird, und die beinahe unverwüstlich genannt werden kann, vor dem Marmor den Vorzug zugestände.

Kapital-Verbrechen, wie Mordthaten ꝛc., sind in Schweden beinahe unbekannt, und der Anblick von

Pistolen, dieser so bequemen Angriffs- oder Vertheidigungs-Waffen, die fast alle Reisende in Europa bei sich führen, würde ein ganzes Dorf mit Entsetzen erfüllen.

Demungeachtet ist der Schwede von Natur tapfer. Obwohl ungeziert, fehlt es ihm an Höflichkeit nicht. Er wundert sich nicht wenig über das sonderbare Benehmen der Briten, das, wie man nur zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, durch kalten Stolz und Härte, beinahe das Ansehen absichtlich persönlicher Beleidigung hat. Ein Reisender der ein Kaffehaus oder einen andern öffentlichen Versammlungspunkt betritt, ohne den Hut abzunehmen, wird als ein wildes Thier betrachtet, mit dem Niemand in Gesellschaft leben mag.

Der Schweden natürliche Bedächtigkeit, paßt sehr gut zu ihrer ernsten, ruhigen Höflichkeit, wie zu ihres Benehmens Kälte, sowohl im alltäglichen, als im öffentlichen Verkehr. Die Milde der bei diesem Volke gebräuchlichen Flüche und Verwünschungen, bildet einen auffallenden Kontrast mit der Heftigkeit und dem Schmutz derselben Gemüths- oder Gewohnheits-Verstöße, womit man bei andern Nationen so verschwenderisch ist.

Je näher man dem mittäglichen Europa kommt, um so greller bezeichnen Zorn, Wuth, Zynismus diese Ausdrücke mit dem Stempel einer empörenden moralischen Verworfenheit. Ein Engländer ruft des Himmels Feuer über Eure Augen, Eure Beine, über Euern Körper und Eure Seele herab. Der Italiener vermischt seine Verwünschungen mit Zoten, mit Worten ohne Scheu, wie ohne Sinn, und mit lächer-

lich-betrübenden Gotteslästerungen. — Der ärgste Fluch, den ein schwedischer Mund auszusprechen im Stande ist, lautet: „Tusandjeftar (tausend Teufel)!“

Friedliche Haushaltungen, eine ausserordentliche Vorliebe für stilles Familienleben, wenig rauschende Feste, fast keine Galanterie, gesellschaftliche Verhältnisse, die weder die Beweglichkeit, noch den Glanz, noch die Unbesonnenheit des alten Frankreichs haben, in denen man weder den Prunk, noch die Etikette, noch die eitle Anmaßlichkeit Englands bemerkte: solches sind die eigenthümlichen Wahrzeichen einer höchst ruhigen Zivilisation, die, wenn sie von dem dramatischen Genie der Leidenschaften auch nicht aufgeregt wird, dagegen häusliches Glück und angenehmes Wohlergehen gewährt.

Dieselbe Kälte der Sitten und des Temperaments, übt auch ihren Einfluß auf die Existenz der Frauen aus, die in Schweden sonderbar genug ist. Bei den untern Ständen wird der vertraute Umgang zwischen beiden Geschlechtern weder als unschicklich, noch als gefährlich betrachtet.

Die hübschen schwedischen Landmädchen sind äusserst zuvorkommend gegen Einheimische und Fremde. Sie benehmen sich gegen die Männer auf eine Weise, daß man glauben möchte, bei dem verdorbensten Volke auf Erden sich zu befinden. Aber ihres Betragens Ursach ist ganz einfach folgende: Man bedient sich ihrer überall, aus Mangel an jungen Männern, die andere, beschwerlichere Arbeiten zu besorgen haben, als Briefträger, Boten, Postillone und Aufwärterinnen in Gasthöfen, Kaffehäusern und Bädern.

Man kommt um Mitternacht auf einer Station an. Ein junges, blondes Mädchen, mit dem hübschesten Gesicht, gewöhnlich ziemlich leicht gekleidet, schirrt die Pferde an, nimmt neben uns auf dem Sitze Platz, ergreift die Zügel, setzt ihr Gespann in Trott, und versenkt sich mit uns in die dicksten, einsamsten Wälder, wo oft stundenlang keine menschliche Wohnung anzutreffen ist.

Im Mittelstand, und in den höhern Klassen, ist man indessen viel strenger, als auf dem offenen Lande und beim Stadtpöbel. Ausschweifung ist bei jenen äusserst selten, und sogenannte Galanterie, ja selbst bloße Gefallsucht, wird allgemein verachtet.

Viel Zurückhaltung und eine beständige Karaktermilde sind die Hauptzüge der schwedischen Frauen. Von allen Nordländerinnen haben sie die meisten Reize, wie den meisten Anstand und Adel. Schlank und zierlich, haben sie nichts von jenen massiven, plumpen Formen, die man ziemlich häufig in andern nordischen Gegenden bemerkt. Ihre Taille ist dünn, ihr Haar blond und prächtig, ihre Farbe zart und rein, ihre Haltung so natürlich angenehm, als die der Polinnen. Fügen wir noch hinzu, daß die Frauen von den untern Ständen, deren vollkommener Sorglosigkeit hinsichts der Gesetze der Zurückhaltung und Keuschheit wir schon gedacht, im Allgemeinen noch hübscher sind, als die großen Damen und die Bürgerinnen.

Der Philosoph kann nicht umhin, das befremdende Doppel-Ergebniß eines und desselben Prinzips zu bemerken. Die Schwedinnen von den höhern Ständen,

die mit keiner bestürmenden Leidenschaft zu kämpfen haben, bewahren eine vollkommene Sittenreinheit, und die Schwedinnen von untergeordnetem Range, lassen sich, ihrer Gleichgültigkeit und Leidenschaftslosigkeit wegen, durch keinerlei ausschließliche Bande fesseln, weshalb sie keine heftigen Anregungen haben, und mit der größten Leichtigkeit, ohne irgend ein Gewicht darauf zu legen, Gunstbezeugungen zugestehen, die in andern Ländern als Preis entweder inniger Zuneigung oder empörender Verworfenheit betrachtet werden, und die bei ihnen nichts als bloße Beweise gewöhnlicher Menschenliebe zu sein scheinen.

Die Aufwärterinnen in den Wirthshäusern, deren Reinlichkeit, Putzsucht und Eleganz für alle diejenigen, welche Stockholm zum ersten Male besuchen, wirklich auffallend ist, erhalten keinen Dienstlohn; der allgemeine Gebrauch verbietet, ihnen Trinkgelder zu geben, und der Himmel weiß, woher sie die Mittel beziehen, um immer so schön gekleidet zu sein.

Die Kochkunst, obgleich sie in Schweden noch nicht bis zu hoher Verfeinerung gelangt ist, steht hier dennoch, wie in den meisten nordischen Ländern, in hohen Ehren. Bevor man sich zu Tische setzt, um die gewöhnliche Hauptmahlzeit zu halten, genießt man allerlei Vorspeisen, wie Sardellen, kleine Rettiche, Kaviar, ꝛc., begleitet von einigen Gläsern Kognac und Rum.

Das Mittagessen wird ebenfalls auf eine eigenthümliche Weise aufgetragen. Die Suppe, bloß aus warmem Wasser bestehend, worin das Fleisch gekocht worden (also Fleischbrühe), wird nicht beim Anfang,

sondern in Mitte der Mahlzeit gegeben. Es schwimmen immer Fenchelblätter und kleine Korinthen darin.

Darauf folgen eine Menge Speisen, die alle mit Zucker gewürzt sind. Man thut Zucker in die Suppe, ins Bier, in den Salat; man mischt ihn unter den Pfeffer, unter den Weinessig, in alle Brühen ꝛc. Der westliche Europäer kann sich daran nicht leicht gewöhnen, und wenn er mitten auf dem Tisch die große unaufhörlich wieder angefüllte Zuckerbüchse bemerkt, aus der die Gäste die gleichförmige Würze aller ihrer Speisen holen, fühlt er sich von einem gewissen Heimweh befallen, nicht nach den Fleischtöpfen Aegyptens, sondern nach den mannigfach duftenden kräftigen Speisen, die er in Wien oder Paris, in London oder Frankfurt genossen zu haben sich erinnert.

Wahrscheinlich zur Entschädigung, halten die Schweden eine so große Menge Mahlzeiten, daß man sie leicht und ohne Mißbestand auf die Hälfte reduziren könnte. Jeder Tag ist in 5 oder 6 gastronomische Etappen geschieden. Früh Morgens, bald nach dem Erwachen, und meistentheils noch im Bette, genießt man Kaffe und Butterbrot. Um 10 oder 11 Uhr Vormittags speiset man Butterbrot mit Schinken, mit gesalzenen oder geräucherten Fischen, wozu man Branntewein trinkt. Viele Personen, die früh aufstehen, trinken um 6 Uhr Kaffee, nehmen um 9 Uhr ihr zweites und um 11 Uhr ihr drittes Frühstück, das immer aus Butterbrot, Fleisch oder Fisch besteht. Um 2 Uhr wird zu Mittag gegessen. Zwei Stunden später erscheint Kaffe mit Kuchen oder Butterbrot. Um 6 Uhr genießt man die Vesper- oder Abendmahlzeit. Endlich um 9 Uhr speiset man zur Nacht, mit

einer aus Bier, Milch und Sirup bereiteten Suppe und andern Nebengerichten.

Der Gebrauch, Gesundheiten zu trinken, hat sich in Schweden in seiner ganzen patriarchalischen Einfachheit erhalten. Jedesmal wenn einer der Anwesenden auf Jemandes Gesundheit trinkt, ist dieser genöthigt, seinen Pokal bis auf den Grund zu leeren. Deshalb sagte auch Prinz Hamlet schon: „Angenommen 20 Gäste erneuern dieselbe Höflichkeit, und Ihr seid noch nicht recht geübt in diesem Gebrauch, werdet Ihr in um so größerer Verlegenheit Euch befinden, weil die Gläser der Schweden weit und tief sind.“

Im Bürgerstande beobachtet man noch ziemlich häufig den alten Gebrauch, der jedem Eingeladenen vorschreibt, dem neben ihm sitzenden Frauenzimmer die Hand zu küssen. — Der tägliche Fleisch-Verbrauch in Stockholm ist verhältnißmäßig bei weitem stärker, als in den weniger nördlich gelegenen Gegenden.

Der ungeheure, die skandinavische Halbinsel bildende Granitfelsen, der ursprünglich von der finnischen Race bevölkert, und von der deutschen zivilisirt worden, das so wenig fruchtbare und durch so viele innere Kriege zerrissene Schweden, ist demungeachtet wohlhabend, und befindet sich in einem Zustande auffallender Gedeihlichkeit. Bettler sind hier äusserst selten. Es ist eins von den europäischen Ländern, wo die Bevölkerung der Städte im Verhältniß die am wenigsten stärkste ist. Auf drei Millionen Seelen gibt es nur 300,000 Städtebewohner. Vielleicht findet man in diesem alleinigen Umstande, die natürliche Erklärung eines wirklich beneidenswerthen Zu-

standes, welcher die Zivilisation der unter einem milderen Himmelsstrich gelegenen Länder, der Unmacht zu beschuldigen scheint.

Es gibt in Schweden keine regelmäßig organisirte Armuth, wie in England, keine herrschende, brandschatzende und verheerende Bettelei. Die sich weniger rasch als in warmen Ländern vermehrende Bevölkerung, gelangt, beinahe ohne irgend eine Krankheit, zu einem hohen Alter. Leider vermehrt sich auch hier, wie in dem übrigen Europa, die Zahl der unehelichen Kinder von Jahr zu Jahr, und dieser Punkt ist vielleicht der einzige, von dem man sagen kann, daß die „verdorbene Zivilisation“ unserer Zeit, ihren entsittlichenden Einfluß auch bis dorthin geltend macht.

Das zugleich strenge und milde Klima, geschützt von hohen Bergketten, die das Land umschließen und durchschneiden, zeichnet sich nicht aus durch jene Vegetationskraft, die nur dem Süden angehört, sondern durch eine fast beständige Heiterkeit, durch eine reine, gesunde Luft, durch erquickende Sommertage, während denen die Sonne 16 bis 18 Stunden Licht und Wärme verbreitet, und die nur äusserst selten Gewitter mit sich führen.

Der Winter, der mit Dezembers Anfang beginnt, und der durchgehends streng genannt werden kann, dauert bis zum April, manchmal sogar bis Mitte Mai oder Anfang Juni. Kaum hat jedoch der erste Frühlingshauch die Eisrinde durchbrochen, womit die Erde bedeckt war, und schon sprießen Pflanzen und Blumen jeder Art in Fülle hervor. Heute erblickt man noch Schnee, und morgen ist Alles grün und bunt. Lange in ihrem Laufe gehemmt, stürzen die Gewässer sich

schäumend der Tiefe zu. Der Saft steigt in die Bäume, und verwandelt sich schnell in Blätter und Blüten.

Ein schöner Herbst, merkwürdig durch seine verschiedenartigen Tinten, durch der landschaftlichen Beleuchtung Seltsamkeit, folgt auf den kurzen, aber sehr warmen Sommer. Wenn endlich der Winter erscheint, schützt eine Industrie, die nichts vernachläßigt, wodurch seine Strenge gemildert werden kann, Bürger und Landmann gegen des Frostes zu heftige Bisse.

In den milderen Regionen trifft man vielleicht zu wenig genügende Vorkehrungen gegen die Mißbestände, welche Winter und Frühling mit sich führen. Eine schwedische Wohnung ist so eingerichtet, daß sie der heftigsten Kälte Trotz bieten kann. Alle Fenster verschließen so fest, daß nicht der mindeste Luftzug durchdringen kann. Alle Thüren passen in ihre Fugen, wie die künstlichsten Schachtel-Deckel. Lange Ofenröhren, die sich durch alle Zimmer und alle Stockwerke ziehen, verbreiten im Innern eine beständige angenehme Wärme. Die Fußboden sind mit Moos bedeckt, und nicht selten findet man Doppelfenster. Man hat die allgemeine Bemerkung gemacht, daß seit etwa zehn Jahren die Temperatur Schwedens viel veränderlicher geworden, als sie es früher gewesen.

Vorstehende Bemerkungen finden ihre Anwendung jedoch nur auf den gemäßigten Theil Schwedens, d. h. auf den disseits dem Allelfvren. Nördlich von diesem Flusse ligen die sechs unglücklichen, von der Natur enterbten Provinzen, deren Bewohner oft genöthigt sind, ihr noch grünes Getreide einzuärndten,

weil sonst der Frost ihres nothwendigsten Lebensmittels sie berauben könnte.

Je weiter man nach Norden vordringt, um so mehr vermindert sich die Vegetation. Die wenigen noch gebauten Gemüsearten, Hanf, Flachs, Taback, Fruchtbäume, sterben unter den höheren Breiten allmählich aus. Alle Bäume bedecken sich mit einer dicken Rinde, und mit Moos. Ihr Splint wird immer dichter. Am Nordkap ist die Erde so unfruchtbar, daß ihr kaum noch einige Gräser in wärmeren Felsspalten entsprießen. Die stärksten Pflanzen, Kartoffeln und Kohl, finden nicht überall die zu ihrem Gedeihen erforderliche Nahrung.

Einen Grad östlich vom Nordkap ist die sonderbare Festung Wardöehuus (in Norwegen), mit 130 Einwohnern; der nördlichste aller bekannten Militärposten. Die Besatzung dieses Ortes sieht vom 21 Mai bis zum 21 Juni die Sonne nicht untergehen. Dieser über einen Monat lange Tag wird durch eine drittehalb Monat lange Nacht wieder ausgeglichen, die den 15 November beginnt, und bis zu Ende Januar's dauert. Wahr ist es, daß von Zeit zu Zeit herrliche Nordlichter, mit ihren vom Pol heraufschlagenden glühendrothen Flammen, den Gesichtskreis erleuchten, und wenigstens einigermaaßen das wohlthätige Sonnenlicht ersetzen *).

Wir haben bereits gesagt, wie leicht und mit welcher Schnelligkeit man in den nördlichen Gegenden reisen kann, indem selbst die von der Natur

*) M. s. den Aufsatz: „Wahrscheinliche Bildung der Pole, in Bezug auf dieselben gerichteten Expeditionen," im fünften Theil des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

äusserst stiefmütterlich behandelten Landestheile, dem Reisenden wenig Hindernisse entgegenstellen. In Finnland erstaunt man nicht wenig, einen 11 bis 12 jährigen Knaben drei vor einen kleinen Wagen gespante, muthige Pferde lenken zu sehen, die mit unglaublicher Schnelligkeit laufen, und zwar selbst an Orten, die gefährlich sein würden, wären die Wege nicht überall mit größter Sorgfalt unterhalten.

Der Wagen rollt, springt, fliegt gewissermaßen von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, von Abgrund zu Abgrund, durch tausend landschaftliche Winkel, und an überraschenden Szenen vorüber. Die zahlreichen hölzernen Brücken donnern unter dem Hufschlag der Rosse, die mit bewunderungswürdiger Gelehrigkeit der Stimme ihres jungen Lenkers gehorchen, und auf einen leisen Ruck, mitten im schnellsten Laufe, ruhig stehen bleiben.

Neben reichen, wohlverstanden ausgebeuteten Minen, und einem Ackerbau, der über den widerspänstigen Boden triumphirt, wundert man sich, besonders in Schweden, eine in der Kindheit befindliche Gewerbsamkeit, und einen weit beschränkteren Handel zu finden, als des Landes innerer gedeihlicher Zustand voraussetzen lassen sollte. Dagegen ist die Schifffahrt ziemlich ausgedehnt und blühend, sie würde sich jedoch noch beträchtlich vermehren, wenn Handel und Industrie dieses Landes den ihnen noch fehlenden Schwung gewönnen.

Der schwedische Soldat und der schwedische Matros sind vortrefflich, jeder in seiner Art. Der Seemann ist mäßig, unermüdlich, wohl disziplinirt, ruhig, sparsam und unerschrocken. Die stürmische

Fluth, welche dies Gestade zu zertrümmern drohet, worauf seine väterliche Hütte steht, hat von Kindheit an sein Ohr betroffen, seine Blicke an ihre wilden Wogen gewöhnt.

Von Natur kriegerisch, erinnert sich der Schwede mit Stolz an die Kriege Gustav Adolphs und Karls XII. Man kennt jene Truppen-Vertheilung in akerbautreibende Kantonirungen, die man in Rußland nachgeahmt. Die schwedische Indelta (so nennt man dieses zugleich kriegerische und landwirthschaftliche System) ist eine doppelte Pflanzschule von Soldaten und Ackerbauern.

Unter vielen Beziehungen, vorzüglich unter denen der Sittlichkeit, des Muths und der Gewerbsamkeit, kommen Dänemark und Norwegen Schweden ziemlich nahe. In Dänemark besonders hat die Volks-Erziehung große Fortschritte gemacht, und man hat das eben so schwere als bewunderungswürdige Mittel gefunden, der höheren Bildung ungeachtet, dem Volke die natürliche und starke Einfachheit seiner Sitten zu bewahren. Wie weit ist man dagegen von dieses Problems Lösung in England und Frankreich, wie in einigen Theilen Deutschlands und der Schweiz entfernt. —

Darf man den neuesten Reisenden Glauben beimessen, so steht Norwegen in mehr als einer Beziehung, hinter den beiden andern Staaten ziemlich weit zurück. Wahr ist es, daß ihm ein strengeres Klima, und die vielen Bergketten, welche das Land in allen Richtungen durchschneiden, der Kultur schwer zu übersteigende Hindernisse entgegenstellen.

Nichts merkwürdigeres, als die Beschreibung einer

Reise, die ein Brite vor Kurzen nach Drontheim (Drondhiem) gemacht. Um von Christiania dahin zu gelangen, muß man über eine Menge Fjorde oder Meerbuchten setzen, die tief in das Land hineindringen, oft inneren Seen oder großen Strömen ähnlich, und manchmal auf allen Seiten von hohen, steilabgerissenen Felsen umschlossen.

„Ehe wir Christiana verliessen," erzählt er, „kauften wir um 6 Pfund Sterling (72 fl. rhein.) zwei kleine, sehr leichte und zierliche Wagen, die im Lande selbst unter dem ursprünglich französischen Namen Kariolen (zweirädrige Halbkutsche) bezeichnet werden. Wir mußten sodann eine Schaluppe miethen, worin wir unsere Gefährten einschifften. Fünf Männer waren um einige Schillinge bereit, uns über den Sögne-Fjord zu setzen.

„Die Schaluppe war von sonderbarer aber angenehmer Gestalt. Vorder- und Hintertheil waren sich vollkommen ähnlich, und bildeten eine sehr scharfe Spitze, die sich um mehrere Fuß über das Wasser erhob. Die Ruder waren breit und flach. Das Steuerruder ragte so weit in das Innere der Schaluppe, daß es wirklich beschwerlich fiel.

„Wir stachen in See. Unsere Ruderer, deren kolossalische Formen, vereint mit ausserordentlicher Gewandheit, sie zu recht eigentlichen Seemanns-Mustern machten, arbeiteten so kraftvoll und anhaltend, daß wir schon nach Verlauf einer Stunde am entgegengesetzten Ufer uns befanden, wo sie bei einer Grotte angelegten, die bei stürmischem Wetter ein Zufluchtsort der Fischer zu sein scheint, und wo sie, bei schnell angezündetem Feuer, sich selbst ihre Nahrung zubereiten.

„Es ist nicht leicht, einen genauen Begriff zu geben von der Ansichten Mannigfaltigkeit, die bei Ueberschiffung eines Fjords dem Reisenden sich darbieten. Hügel thürmen sich über Hügel, verwandeln sich in steile Felsen, und erheben sich bald auf allen Seiten als riesige Mauern, von denen zahlreiche Wasserfälle herabplätschern.

„Auf einmal verengen sich diese Wälle so sehr, daß zwischen ihnen kaum ein schmaler Durchgang bleibt. Man wird von ihrem düstern Schatten bedeckt, und gewahrt nichts über sich, als einen unbedeutenden Himmelsstreifen. Oft sind die Felsen überhängend, und man gleitet eine Strecke weit wie unter einem finstern Gewölbe dahin, dem tausend Vögel, unerwartet aufgescheucht, mit raschem Flügelschlag und verworrenem Geschrei enteilen.

„So reihet ein malerischer Gesichtspunkt, eine wilde und majestätische Landschaft sich an die andere. Es gilt Augenblicke, wo man einen engen, durch gewaltige Felsen gebrochenen Kanal zu beschiffen glaubt. Plötzlich erweitert sich das Becken, und man erblickt vor sich einen ungeheuern See, dessen blaues, ruhiges, durchsichtiges Gewässer Gestade bespült, die bald Aehnlichkeit mit denen des Vierwaldstätter- oder Brienzersees, bald mit denen des Genfer- oder Thunersees, in der Schweiz, zu haben scheinen. In weiter Ferne gewahrt man wieder einen engen Durchgang, und kaum hat man den See überschifft, so sieht man sich abermals auf beiden Seiten von 5000 Fuß hohen Felswänden umschlossen.

„Das Vergnügen einer so malerischen Reise, würde für uns noch größer gewesen sein, wir würden

es noch besser und inniger gefühlt haben, wenn nicht die von den Granitmauern und vom Wasserspiegel zurückprallende brennende Sonnenhitze, uns sehr beschwerlich gefallen wäre. Nirgends ein Windhauch, nicht eine Furche auf der Fluth. Die Glut wurde endlich unerträglich, und schmerzlich, beinahe verzweifelnd, erhoben wir die Blicke zu den beschneiten Berggipfeln, zu der mit hundertjährigem Eise bedeckten Stirn des Gebirges, dessen Frische nicht bis zu uns gelangen konnte.

„Die sparsam zerstreute Bevölkerung, welche die Felsen bewohnt, wovon die Fjords umschlossen sind, führt ein wildes, seltsames Leben, das in richtigem Einklange mit den eben beschriebenen Landschaften steht. Die Männer tragen kurze Jacken, weite Beinkleider, mit darüber gezogenen kurzen rothen Hosen, denen der neuern Griechen ähnlich. An einem ledernen Gürtel ist ein großes Messer befestigt, dessen sie sich sowohl zum Essen, als zu den mannigfachsten Arbeiten bedienen. Butler, in seinem „Hudibrias“ scherzt über seinen Held, der sich derselben Waffe bediente, um seinen Käse zu schneiden, Holz zu spalten, und seinem Feinde den Hirnkasten zu öffnen.

„Der norwegische Bauer versteht einen noch viel verschiedenartigeren Gebrauch von seinem Messer zu machen. Mit diesem alleinigen Werkzeug verfertigt er Stühle und Tische, wie Pferdegeschirr und Wagenräder. All' sein Hausgeräth, seine Kasten, seine Verzierungen sind mit demselben Messer geschnitzt. Da er nur mit vieler Mühe und in sehr entfernten Orten die Gegenstände kaufen könnte, deren er bedarf,

der Orgel, wonach ein kleiner, fast kugelrunder, aufgedunsener Geistlicher die Kanzel bestieg. Die männlichen Zuhörer waren ihm zur Rechten, und die weiblichen zur Linken. Er hielt fast in einem Athem eine Predigt, die beinahe eine Stunde dauerte, und die bei ihm viel Redeübung beurkundete. Ich bemerkte auch, daß er während seiner ganzen Rede die Augen fest verschlossen, und den Kopf unbeweglich hielt.

„In dieser nordischen Stadt, die unterm 63 Breitegrade ligt, befindet sich ein Kranken- und ein Arbeitshaus, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, nebst mehreren Anfangsschulen, worin der gegenseitige Unterricht eingeführt ist, einem Kollegium und anderen Lehranstalten. Es gibt kein Haus, wie arm dessen Bewohner auch seien, worin man nicht eine Bibel und ein lutherisches Gesangbuch findet. Verbrechen sind selten, und was auffallend scheinen mag, die englische Sprache wird hier sehr häufig gesprochen. Unsere Zeitungen werden in Drontheim gelesen, und man nimmt lebhaften Antheil an den Debatten unsers Parlaments.“

Einfluß der Farben auf die Einsaugung und Ausfließung der Wärme, wie auf die Thau-Erzeugung.

Der Farben Einfluß auf die Uebertragung des Wärme-Stoffes, ist bereits durch vielfache Experimente erwiesen, und hat Veranlassung gegeben zu vielen häuslichen Gebräuchen, die den Nachforschungen der neuern Versuch-Ansteller vorangegangen sind. Demungeachtet sind noch, aller Arbeiten Franklin's, Lesbi's, Rumford's und Humphrey Davy's ungeachtet, viele Puukte in Dunkelheit versenkt, die neue Nachforschungen nothwendig machen dürften.

Die von Dr. Stark über des Wärmestoffes Uebertragung bekannt gemachten, scheinen eine bisher unentschieden gebliebene Frage ausser Zweifel gestellt, und bewiesen zu haben, daß die in der Schnelligkeit, womit der Wärmestoff die Körper durchdringt, beobachteten Verschiedenheit, keinesweges abhängt von ihrer Beschaffenheit, wie man bisher vorausgesetzt, sondern von ihrer Farbe allein.

Die Physiker hatten zu ihren Experimenten immer verschiedenartige Substanzen gebraucht. Dr. Stark dagegen hat sich durchaus desselben Stoffes, nur mannigfach gefärbt, bedient. So machte er seine ersten Experimente mit Wollenfaden von ungleicher Farbe, aber von gleicher Feinheit und Länge, wie von gleichem Gewicht, die er schneckenförmig um die Röhre eines sehr empfindlichen Thermometers wickelte. Dieser letzte wurde sodann in eine Glasröhre gesteckt, welche man in kochendes Wasser tauchte, und die

Zeit, welche jeder Thermometer brauchte, um von einem Grad zum andern sich zu erheben, wurde sorgfältig niedergeschrieben. Nachstehendes war das Ergebniß, welches man mit durchgängig 20 Aß schweren Faden erhalten:

	Minuten.	Sekunden.
Schwarze Wolle hat sich erhoben von 50° bis 170° Fahrenheit in . . .	6′	35″
Grüne Wolle hat sich erhoben von 50° bis 170° Fahrenheit in . . .	6′	45″
Rothe Wolle hat sich erhoben von 50° bis 170° Fahrenheit in . . .	8′	3″
Weiße Wolle hat sich erhoben von 50° bis 170° Fahrenheit in . . .	8′	45″

Man entnimmt diesen Experimenten, daß dieselbe verschiedenartig gefärbte Substanz, von demselben Punkte, wie unter denselben Umständen ausgehend, mehr oder weniger schneller, je nach der Farbe, mit der sie geschwängert ist, zu demselben Wärmestande gelangt.

Man hat auf eine allgemeine Weise angegeben, daß die Ausfließung des Wärmestoffes aus den Körpern, immer in Beziehung ist mit dem Einsaugen dieser Flüssigkeit, deren Schwere sich nicht bestimmen läßt, von denselben Körpern, d. h. daß diejenigen, welche den Wärmestoff schneller aufnehmen, ihn auch um so schneller wieder verlieren.

Indessen hatte man noch wenig direkte Experimente angestellt, und hatte sich bisher begnügt, den Unterschied zu bestätigen, der in diesem Betrachte zwischen der geglätteten Metallkugel, und der mit schwarzer Farbe bedeckten, bestehet. Dr. Stark hat den Kreis

dieser Experimente weiter ausgedehnt. Er hat wissen wollen, ob die Farbe, die einen so bemerklichen Einfluß über die Einsaugung des Wärmestoffes ausübt, nicht einen gleichmäßigen auf sein Ausfließen habe.

Auch zu diesen Experimenten gebrauchte er verschiedenartig gefärbte Wolle. Nachdem er um die Thermometerröhre dieselbe Menge von jeder Art gewickelt, genau wie bei dem vorhergegangenen Versuche, und nachdem er den Thermometer in eine Röhre gesteckt, lies er ihn in kochendem Wasser allmählich bis zu dem Wärmestande von 180° Fahrenheit gelangen, wonach er ihn plötzlich in Wasser von 45° tauchte, und sorgsam beobachtete, auf welche Weise die Erkaltung statifinde. Danach erlangte er folgendes Resultat:

	Minuten.	Sekunden.
Schwarze Wolle hat sich gesenkt von 180° auf 50° Fahrenheit in . . .	21′	0″
Rothe Wolle hat sich gesenkt von 180° auf 50° Fahrenheit in . . .	26	0
Weisse Wolle hat sich gesenkt von 180° auf 50° Fahrenheit in . . .	27	0

Dies mehrmals und auf verschiedene Weise wiederholte Experiment, welches, mit nur äusserst geringen Abweichungen, immer dieselben Ergebnisse dargeboten, beweiset augenscheinlich, daß die verschiedenartig gefärbten Substanzen den Wärmestoff genau in dem Verhältnisse, wie sie ihn einsaugen, auch wieder ausfließen lassen.

Viele verschiedenartige Substanzen können dazu dienen, die spezifische Eigenschaft der verschiedenen Farben zu beweisen. So wird das in gefärbte Ge-

fäße geſchüttete Waſſer ſchneller oder langſamer kalt, je nach des Gefäßes Farbe.

Die Kenntniß des Einfluſſes, den die Farben auf die Einſaugung und das Ausfließen des Wärmeſtoffes ausüben, kann einige bisher unbegreiflich gebliebene Natur-Phänomene erklären, und der häuslichen Oekonomie neue Mittel zum Gebrauche der Wärme darbieten.

Der Farbe Einfluß auf die Milderungen, den ſie auf die Wärme bei den Thieren ausübt, kann nicht verkannt werden, obwohl man oft den nach den Experimenten von Dr. Stark erzielten ganz entgegengeſetzte Erklärungen darüber gegeben. Die mannigfachen Schattirungen der Farben, welche die Bewohner verſchiedener Himmelsſtriche unterſcheiden, ſind ſie nicht beſtimmt, dem Menſchen die Mittel darzubieten, den Wärmeſtand, deſſen er überall bedarf, zu bewahren?

Der Afrikaner, mit der ſchwarzen Hautfarbe, hat weniger die Verminderung des ihm nothwendigen Wärmeſtoffes zu beſorgen, als der Bewohner kalter Länder, der ſich in Umſtänden befindet, die alle darauf hinzielen, ſeinen innern Wärmeſtand zu vermindern. Darum auch hat die Natur, in ihrer allgemeinen Vorſicht, dem letzten eine weiſſe Haut verliehen, die mehr geeignet iſt, als die des Bewohners heiſſer Himmelsſtriche, einen Theil ihres Wärmeſtoffes den äuſſern Körpern mitzutheilen.

Das Ergebniß der Ausſtellung an die Sonnenſtrahlen unſers milden Klimas, während der warmen Jahreszeit, beſteht es nicht darin, die Farbe der ihrer Wirkung preisgegebenen Theile zu verändern, und

zwar zu der Zeit, wo sie am wenigsten die des äussern Wärmestandes zu befürchten haben?

Die vierfüßigen Thiere, die den Winter unter nördlichen Breiten zubringen, erhalten von der Natur nicht blos einen dickeren Pelz, die Farbe ihres Haars verändert sich auch gegen Winters Anfang. Die mannigfach gefleckten Felle, mit denen sie im Sommer bekleidet gewesen, werden durch weißes, schützendes Rauchwerk ersetzt. Daher die weissen Füchse und Bären, wie die Hermeline der nordischen Gegenden. Selbst unter unserm milden Himmelsstriche, hat der Hase manchmal, in strengen Wintern, ein weisses Fell.

Einige Naturforscher haben im Gegentheil behauptet, daß die weisse Farbe einiger Thiere zur Winterszeit, ihnen als Schutzmittel dient gegen ihre Feinde, die solchergestalt, durch die Aehnlichkeit des Fells mit dem Schnee getäuscht werden. Aber die durch Dr. Stark's Experimente dargebotene Erklärung dieses Phänomens, scheint, wenn auch weniger poetisch, doch mehr rationell. Denn es ist augenscheinlich, daß die weisse Farbe, die weniger leicht, als die andern, den Wärmestoff ausfließen läßt, bestimmt ist, des Thieres innern Wärmestand zu erhalten.

Die Vögel der nördlichen Gegenden gewähren noch einen merkwürdigen Beweis von der Farben-Veränderung je nach der Temperatur. Das Sommer-Gefieder vieler Familien ist so verschieden von dem im Winter, daß mehrere Vögel-Beschreiber (Ornithologen), wie zu verschiedenen Gattungen gehörig, denselben Vogel, den sie in verschiedenen Jahreszeiten beobachtet, beschrieben haben.

Die Farben-Mannigfaltigkeit der zwischen den Wendekreisen verweilenden Vögel, verstärkt ebenfalls die Folgerung, welche Dr. Stark seinen Experimenten entnommen. Je mehr man von den Aequator-Gegenden sich entfernt, um so mehr verschwindet stufenweis des Gefieders Pracht, je nach der Höhe des Wärmestandes. Unter gemäßigten Himmelsstrichen ist grau die Grundfarbe, während in den arktischen Regionen, mit Ausnahme von weiß und schwarz, keine andere Farben gesehen werden.

Das Pflanzenreich bietet weniger Thatsachen zur Unterstützung dieser Meinung dar, als das Thierreich. Wenn man jedoch der Farben Abwechslung des zartesten Theiles der Pflanzen bemerkt, wie die Wichtigkeit der Verrichtungen, welche sie beschirmen zu sollen bestimmt scheinen, darf man wohl voraussetzen, daß die Farben der Blume einige Beziehung haben mit der Erhaltung und Vertheilung des zu ihrer Wiedererzeugung erforderlichen Wärmestandes, und daß die Natur, indem sie in so großer Fülle die glänzendsten Mischungen über diesen Theil verbreitet, nicht blos dabei beabsichtigt hat, dem menschlichen Auge zu gefallen.

In dem Mineralreiche selbst, besonders in den nordischen Ländern, bemerken wir, daß der Theil Wärme, der während des Sommers kurzer Dauer in den Boden gedrungen ist, durch die zu Winters-Anfang fallende Schneeschicht darin zurückgehalten wird, und solchergestalt der Wärmestand bewahrt, der zu der noch schwachen Vegetation nothwendig ist. Diese ungeheure weisse Decke ist genügend zu dem Zwecke, für welchen sie bestimmt ist, nämlich die

Pflanzen zu beschützen gegen einen lange anhaltenden Frost, ohne daß sie von denselben vernichtet werden können. Der Boden wird auf diese Weise von der übrigens so nachtheiligen Temperatur-Veränderung bewahrt, bis der Sonne Einfluß, durch einen raschen Uebergang, die strenge Winterkälte des Norden in eine glühende Sommerhitze verwandelt.

Die Wirkungen der Farben auf die Thau-Erzeugung, sind gleichfalls bemerkenswerth. Man hatte wohl beobachtet, daß die auf der Körper-Oberfläche verbreitete Thaumenge immer im Verhältniß war mit ihrer eigenthümlichen Ausströmungskraft, doch hatte noch Niemand die Wirkungen bemerkt, viel weniger also studiert, welche die Farben auf die Thaumenge ausüben. Dr. Stark's Nachforschungen haben auch diesen interessanten Punkt der Natur-Philosophie erleuchtet. Lassen wir ihn, über seine darauf bezüglichen Experimente, selbst Rechenschaft ablegen:

„Ich stellte in der Nacht des 16 Januar 1833, bei einem äussern Wärmestande von 28° bis 30°, während einem sehr dicken Nebel, zehn Aß schwarzer Wolle, und eben so viel weisser und rother auf einem Brett aus, das ich auf des Hauses Bleidach anbrachte. Am andern Morgen nahm ich es mit Sorgfalt herab, und fand, daß die schwarze Wolle 32 Aß Thau gewonnen hatte, die rothe Wolle 25 Aß, und die weisse Wolle 20 Aß.

„Einige Tage später, nach einem leichten Thauwetter, als der Wärmestand auf 21° gesunken war, setzte ich abermals vier Stück Wolle aus von vier verschiedenen Farben, und jedes 10 Aß wiegend. Tags darauf hatte die schwarze Wolle 10 Aß Thau gewonnen, die dunkelgrüne 9 ½, die rothe 6, und die weisse 5 Aß."

Erfindung eines neuen astronomischen Systems, zur größten Ehre des 19. Jahrhunderts.

Man weiß, wie vielen Umgestaltungen und Voraussetzungen das Weltsystem seit der Wissenschaften und der Künste Geburt unterworfen gewesen. Der von den Philosophen aller Länder geschaffenen Systeme gibt es ungefähr zweihundert. O Schwäche der menschlichen Verstandeskraft! Die sich uns täglich darbietenden Phänomene: Morgenröthe, Dämmerung, Nacht, die Jahreszeiten, des Mondes blasser Schein, die sprühende Sonnenscheibe; das Alles ist auf die widersprechendste Weise nicht erklärt, sondern ausgedeutet worden.

Man glaube nicht, daß Newton, durch Aufstellung seiner Theorie von der „Schwerkraft“ auf immer die Ungewißheit der Gelehrten beseitigt. Tritt nicht im Jahre des Herrn 1834 ein unterrichteter Mann, ein englischer Astronom, Namens Wilhelm Woodley auf, der zugleich Kopernicks System, mit dem des Pythagoras, des Ptolemäus, Tycho de Brahe's und die bisher so volksthümliche Theorie Galilei's vernichtet? Seines Erachtens hat bis auf den heutigen Tag Niemand der Planeten wirklichen Stand begriffen. Sein zu London, bei Whittaker, erschienenes Buch über diesen Gegenstand, ist eins der paradox-merkwürdigsten, welches seit unsers Jahrhunderts Beginn dem Publikum dargeboten worden. Lassen wir den Verfasser sprechen:

„Solches ist die von dem allmächtigen Gott mir zu Theil gewordene Offenbarung: Es gibt im ganzen

Weltall keinen bewohnten Erdkörper, ausgenommen den unsrigen. Es gibt keine andere als unsere Sonne. Die Erde bleibt unbeweglich; die Sonne umkreiset sie. Die Erde ist größer als die Sonne; die Sonne ist größer als der Mond. Der Sonne Umfang kommt dem achten Theile von dem unserer Erde gleich, und der des Mondes einem Zwölftel derselben. Gott, der diese Gestirne nur zu unserm Gebrauch geschaffen, hat ihren Umfang nach dem des Erdballs zugemessen.

„Es gebricht mir an mathematischen Beweisen nicht, um darzuthun, daß das newtonische System, dem Zeugnisse unserer Sinne, unserer Vernunft und des christlichen Glaubens gradezu entgegengesetzt, eine der Welt von den Gelehrten angehängte Lüge ist. Des Menschengeschlechtes Leichtgläubigkeit ist hintergangen worden durch dies philosophische System, gegen das ich die Autorität Tycho Brahe's, des Aristoteles, des Archimedes, Homers, Zorobabels und Salomos aufstellen kann.

„Ja, der Erdball ist unbeweglich, und was es beweiset, ist, daß zwischen Erde und Sonne eine Region der strengsten Kälte sich befindet. Denn sobald die Luftschiffer bis auf drei Meilen (1 Stunde) über die Erde sich erheben, verspüren sie einen schneidenden Frost. Man weiß, daß die höchsten Berge mit ewigem Eise bedeckt sind, und daß die Pole ganz aus Eis bestehen. Augenscheinlich ist es nun, daß die Sonnenstrahlen diese kalten Regionen nicht würden durchdringen, daß sie unserm Planeten nicht würden Wärme und Leben mittheilen können, wenn, wie man es lächerlicherweise behauptet, er 1133 Meilen (378 geogr. Stunden) in einer Minute zurücklegte.

„Man versichert, daß der Mond und die Planeten, so wie die Sterne, bewohnte Welten seien? Welche Beweise aber hat man darüber? Die „Bibel“ sagt davon kein Wort. Sieht man nicht, daß Alles was Erde ist, in einiger Entfernung dunkel scheint? Ich zweifle keinesweges, daß alle Sterne „Kristallstücke“ seien, die Gott am zweiten Schöpfungstage dem Wasser entnommen, und die er am Firmamente befestigt, um uns Erdenwohner zu — bescheinen....

„Die Sonne, über die man so viele Aufschneidereien bekannt gemacht, ist ein großes Stück geglättetes Erz, das nicht, wie man behauptet, rund ist, sondern von ungleicher, beinahe eirunder Gestalt, und breiter auf der einen Seite, als auf der andern. Der Sonne breitester Theil ist immer nach vorn gerichtet, und, wie der Vordertheil eines Schiffes, bestimmt, den Widerstand der Luft zu bezwingen. Ohne diesen sinnreichen Bau würde des Gestirnes Schnelligkeit gehemmt sein.

„Man hat behauptet, daß die Entfernung, welche uns von der Sonne trenne, sich auf 95 Millionen Meilen (beinahe 32 Millionen geogr. Stunden) belaufe, und man schätzt ihren Umfang bis auf den riesigen Durchmesser von 890,000 Meilen (297,000 St.), oder 124 mal den Erddurchmesser.

„Dieser Newton und dieser Galilei sind befremdende Wunder-Erfinder. Man sehe nur, welchen Gang sie den Planeten vorzeichnen. Gleich einem Fiakerrad soll die Erde eine Doppelbewegung haben, zuerst um sich selbst, wobei sie 900 Meilen (300 St.) in einer Zeitstunde macht, sodann um die Sonne, in dem Verhältniß von 68,000 Meilen (22,700 St.)

in einer Zeitstunde. Ausserordentliche Bewegung in der That. Aber nichts von alledem ist wahr, weil nur die Sonne sich dreht.

„Die ungeheure Schwungkraft, welche man unserm Erdball zuschreibt, würde alle ihn bildenden Theile vernichten, und sie weitbin schleudern, die Felsen, die Berge und die Festländer. Der Mond seinerseits ist ein großes Stück festes Eis, mit unregelmäßiger Oberfläche, worauf man Unebenheiten, Hügel, Schluchten und Zwischenräume bemerkt. Diese Eismasse ist der Erde so nahe, daß man in einer schönen Sommernacht sehr genau den zerklüfteten Grat der auf ihrer Oberfläche befindlichen „Kristallberge" erkennen mag. Eine sehr kalte und sehr heftige Luftströmung erhält sie am Himmel, und treibt sie unaufhörlich um die Erde.

„Hinsichts der übrigen Gestirne bin ich derselben Meinung. Sie sind alle von Eis (einige Zeilen weiter oben waren sie aus dem Wasser geschöpfte Kristallstücke), und diese Eisschollen, welche die Luft durchschneiden, sind im Durchmesser verschieden, vom größten bis zum kleinsten Umfang. In einer ungemein kalten Region sich befindend, sind sie, gleich dem Monde, von der von Gott am zweiten Tage geschaffenen Wassermasse losgebrochen. Sie sind allein dazu bestimmt, einen Theil des Sonnenlichtes zurückzustrahlen, und während der Nacht uns als Lampen zu dienen, weil sie (die Nacht) sonst schwarz wie Ebenholz sein würde.

„Die glühenden Sonnenstrahlen sind nicht im Stande diese Eisbrocken zu schmelzen, die wir Sterne nennen, indem sie auf ihrer ewigen Bahn fortgerissen werden

von einer eisigen, mit der Hitze des Gestirns kämpfenden eisigen Luftströmung. Die ewig unbewegliche Erde kann in vollkommener Ruhe der Sonne belebende Wärme empfangen. Wenn Mond und Sterne sich nicht mehr fortbewegten, sobald die Heftigkeit des eisigen Luftzuges aufhörte, würde man sie schmelzen, oder um besser zu sagen, aufthauen, und zur Erde, ihrer ersten Wiege, in Wasserfällen herabfließen sehen.

„Ich betrachte die Kometen nur als Fackeln, welche die Hand Gottes in den Himmel geworfen, um die Menschen zu benachrichtigen. Ihre Form ist, wie ihr Stoff, und der von ihnen beschriebene eiförmige Lauf verschieden. Sie durchfliegen, ohne eine bestimmte Bahn, den Luftraum, und vernichten sich endlich durch ihre eigene Gewalt. Es gibt deren vulkanische, undurchsichtige, flüssige und kalte. Sie verzehren sich stufenweis, in dem Maße, als sie im Himmel brennen. Durch ihr illusorisches System irregeleitet, ermangeln die Astronomen nicht zu behaupten, daß sie eine ungeheure Ellipse beschreiben, und von unserm Erdball sich entfernen.“

Solches ist das eben so sinnreiche als wundervolle System des Reformators der Astronomie. Wir überlassen es, ohne alle fernerweitige Erörterung dem Nachdenken der Philosophen und Gelehrten. Sollen wir jedoch ganz aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, wir halten das Ganze für einen — Spaß.

Die öffentliche Wasser-Vertheilung in London und in Paris, und die damit verbundenen Ausgaben.

Der in der heutigen Gesellschaft fast ausschließlich vorherrschende Nützlichkeitsgeist, hat in ihre Gewohnheiten eine so prosaische Alltäglichkeit, eine so auffallende Eigensucht, ein so dringendes Bedürfniß ausschließlicher Genüsse eingeführt, daß sie unter den geringsten Umständen, wie in den feierlichsten Begehungen des Lebens, unaufhörlich sich erneuern.

Geht man ins Schauspiel, besucht man die Kirchen, tritt man in des Kaufmanns Ladenzimmer, oder in die Säle der Aristokratie, überall bemerkt man auffallende Spuren dieser Leidenschaft, oder vielmehr dieser moralischen Krankheit. Jeder sorgt nur für sich. Niemand will für andere, oder zum allgemeinen Besten ein Opfer bringen. Man schätzt sich nur vollkommen glücklich, wenn man sich undurchdringlich wie unzugänglich gemacht.

Es gebricht unsern Häusern auf der Aussenseite an Zierlichkeit. Alle Sorgfalt, alles Talent des Baumeisters ist in Anspruch genommen, um ihr Inneres so bequem als möglich einzurichten. Man geht dabei in einigen Gegenden, vorzüglich in England, so weit, daß die Wohnung des Bürgers eine auffallende Aehnlichkeit mit einer in mehrere Fächer geschiedenen wohlverschlossenen Schachtel, oder mit einem Kloster hat.

Unsere Vorfahren baueten geräumig und fest. Sie sparten die äussern Verzierungen nicht. Von dem

Allem gewahrt man jetzt nichts mehr. Seit die Staatswirthschaft bewiesen hat, daß große Gebäude unfruchtbare, übelverwendete Kapitalien sind, die den gegenwärtigen Eigenthümern keinen direkten Nutzen darbieten, ist ihr Luxus ziemlich vermindert worden. Man hat seitdem Kartenhäuser gebauet, die kaum ein Menschenalter dauern, und die der geringste Sturm über den Haufen zu werfen vermag.

Die Zimmer sind eng und kleinlich. Man sieht es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie nur zum Gebrauch einer einzigen Familie bestimmt sind, und daß man wenig oder keine Gesellschaft darin zu empfangen wünscht. Befindet sich vor oder hinter dem Hause ein kleiner Raum, worauf höchstens einige Bäume und Blumen wachsen, so umschließt man ihn mit hohen Mauern oder Eisengittern, um dadurch jedem andern den Genuß dieser beschatteten Erdscholle verweigern zu können.

Diese Tendenz oder diese Sucht hat in großen Städten, wie in London und Paris, den Wunsch erzeugt, Wasser und Licht so billig und zugleich so angenehm als möglich beziehen zu können. Daher die Erleuchtung der Privathäuser durch Gas, und die Wasser-Vertheilung mit Hilfe großer hydraulischer Maschinen.

Die Völker des Alterthums und des Mittelalters waren immer darauf bedacht, daß der Arme theilnehmen könne an den Genüssen des Reichen. Oeffentliche Feste, Belustigungen, Schauspiele, alles war gemeinschaftlich. Jetzt haben die schönsten Meisterstücke der Kunst nur Werth, wenn man sie unter Schloß und Riegel halten kann. Ungeheure Wasser-

leitungen führten ganze Ströme in das Innere volkreicher Städte. Herrliche laufende Brunnen sprudelten auf allen Plätzen. Große warme Bäder, auf Kosten des Staats erbauet, standen jederzeit den Unbemittelten offen.

London hat jetzt nicht einen einzigen öffentlichen Brunnen, und kaum findet der Reisende eine erträgliche Badanstalt, wo er sehr theuer zahlen muß. Dagegen hat jedes wohlhabende Haus sein eigenes Bad, seine Röhren und Hähne, durch die das Wasser in Küche und Keller fließt. So will es der sogenannte Comfort.

Werfen wir einen Blick über jene unterirdische Architektur, über jenen geheimnißvollen Mechanismus, jene tausendfältig verschlungenen Adern, die fast alle Häuser der großen Hauptstadt Englands mit Wasser versorgen, das, nachdem es 300 bis 400 englische Meilen unter dem Straßenpflaster zurückgelegt, an bestimmten Tagen und Stunden, in vorher bedungener Menge strömt.

Bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts war in London großer Wassermangel. Erst um diese Zeit wurde der New-River (der neue Strom) angelegt. Dies große Unternehmen wurde von Sir Hugh Middleton begonnen und in Ausführung gebracht. Er verwendete sein ganzes Vermögen darauf. Des New-River Hauptquelle ist bei Chadwell, zwischen Herford und Ware, 20 Meilen (6 ⅔ Stunden) von London. Der Kanal hat jedoch eine Länge von 40 Meilen.

Sechs Jahre nach Erbauung des großen Behälters, der die Gewässer zu Islington aufnimmt, bildete sich 1619 eine Gesellschaft, unter dem Namen New-River-

Compagny, zur Vertheilung des Wassers im Innern von London. Ihre Aktien sind allmählich so sehr gestiegen, daß man für eine solche von 500 Pfund Sterling (6000 fl.) jetzt wenigstens 13,000 Pf. St. (156,000 fl.) zahlen muß.

Später, im Jahr 1723, entstand zu demselben Zwecke eine zweite Gesellschaft, unter dem Namen deren der Water-Works. Sie theilte ihre Arbeiten mit drei kleinen Gesellschaften, die seitdem eingegangen sind. Die Gesellschaften von New-River und Water-Works verschmolzen 1810 ihre Interessen, und übernahmen die Versorgung des nördlichen Theiles von London mit Wasser.

In demselben Jahre bewilligte das Parlament die Bildung von drei neuen Gesellschaften, deren von Ost-London, West-Middlesex und der großen Junktion. Es gibt jetzt acht Wasservertheilungs-Gesellschaften in Englands Hauptstadt, nämlich die von New-River, Chelsea, East-London, West-Middlesex, Great-Junction, Lambeth, Wauxhall und Southwark.

Die New-River-Gesellschaft nimmt ihr Wasser zu Chadwell, von wo es in einem 40 Meilen (17 Stunden) langen Kanal noch Clerkenwell geführt wird. Bei diesem letzten Orte sind zwei große Becken, von 5 Morgen Landes Oberfläche und 10 Fuß Tiefe. Sie befinden sich 84 ½ Fuß über der Themse. Das Wasser wird aus diesen Behältern durch Dampfmaschinen noch 60 Fuß höher getrieben, um es mit Bequemlichkeit in alle Stockwerke der verschiedenen Häuser vertheilen zu können. Um die Becken immer voll zu erhalten, hat die Gesellschaft auch einige Hilfs-

pumpen an der Themſe, deren man ſich gewöhnlich nur im Winter, oder bei ſehr trockener Witterung bedient. Die Pumpen befinden ſich zu Broken Wharf, zwiſchen den Brücken von Blackfriars und Southwark.

Die Oſt-London-Geſellſchaft hat ihre Pumpen zu Oldford, an Leaflüßchen, 3 Meilen (1 St.) von der Themſe, ein wenig unter der Stelle, wo die Fluth in die Lea tritt. Die Becken dürfen erſt nach der ſteigenden Fluth gefüllt werden. Die Maſchinen erheben das Waſſer nur um 30 Fuß, und die höchſten Vertheilungen ſind nicht 6 Fuß über dem Boden erhaben. Dieſe Geſellſchaft iſt, nächſt der von New-River, die einzige, welche des Themſewaſſers ſich nicht bedient.

Die Weſt-Middleſex-Geſellſchaft nimmt ihr Waſſer aus der Themſe, oberhalb Hammerſmith, 9 ½ Meilen (3 Stunden) oberhalb der Londonbrücke, an einer Stelle, wo der Fluß ein ſchönes Kiesbette hat. Das erhobene Waſſer wird durch Maſchinen bis nach Kenſington, in einen 309 Fuß langen, 123 Fuß breiten und 20 Fuß tiefen gemauerten Behälter getrieben, der 120 Fuß über der Themſe iſt. Ein anderer Behälter derſelben Geſellſchaft befindet ſich zu Little-Primroſe-Hill, 70 Fuß über dem erſten. Er enthält 88,000 Tonnen Waſſer, deſſen man ſich zur Löſchung bei Feuersbrünſten bedient.

Die Chelſea-Geſellſchaft ſchöpft ihr Waſſer aus der Themſe ¼ Meile (5 Minuten) vom Krankenhaus zu Chelſea. Sie hat zwei Behälter, den einen in Green-Park, 44 Fuß hoch, den andern in Hyde-Park, 70 Fuß hoch. Vor Kurzem hat ſie auch eine

Zurüſtung zum Durchſeihen des Waſſers erbauen laſſen. Die $^2/_3$ des von dieſer Geſellſchaft vertheilten Waſſers werden unmittelbar der Themſe entnommen; $^1/_3$ kommt aus den Behältern.

Die Groß-Junctions-Geſellſchaft nimmt ihr Waſſer aus der Themſe, nahe beim Krankenhaus zu Chelſea. Es wird nicht filtrirt, ſondern verweilt zu Paddington in drei Behältern, von denen der erſte 71, der zweite 86 und der dritte 96 Fuß über der Themſe erhöhet iſt. Dieſe drei Becken enthalten 19,355,840 Gallonen Waſſer, welches durch Maſchinen und hängende Röhren noch 147 Fuß höher getrieben wird, um mit Bequemlichkeit in der Stadt vertheilt werden zu können.

Die Lambeth-Geſellſchaft entnimmt ebenfalls ihr Waſſer der Themſe, und zwar zwiſchen der Weſtminſter- und der Waterloo-Brücke. Mit Hilfe eines Saugewerks wird es ſogleich vertheilt, ohne daß man es vorher ſich niederſchlagen läßt. Es kann nicht höher als bis auf 40 Fuß über die Themſe getrieben werden.

Die Süd- oder Wauxhall-Geſellſchaft ſchöpft ihr Waſſer aus der Themſe, bei der Wauxhall-Brücke, an einer Stelle, wo der Fluß ſehr rein und klar iſt, und wo er nie, durch die Beimiſchung fremdartiger Gegenſtände, getrübt wird, weshalb man das Waſſer nicht zu filtriren braucht.

Das Southwark-Water-Work iſt Eigenthum eines einzigen Privatmannes. Die dazu gehörigen Pumpen ſind mitten in der Themſe, zwiſchen der Southwark- und der London-Brücke. Das Waſſer wird ſogleich vertheilt.

besuchen kann. Im Winter, bei starkem Frost, wird das Wasser nicht in die Vertheilungs- und Privatröhren getrieben, sondern mit Hilfe einer hölzernen Pumpe den Haupt- und Nebenröhren entnommen. Man muß es sich alsdann täglich holen lassen.

Die mittlere Wasser-Vertheilung der verschiedenen Gesellschaften in London ist nachstehende:

Namen der Gesellschaften	Zahl der mit Wasser versorgten Häuser.	Täglich vertheilte Wassermenge in Gallonen	Vertheilte Wassermenge in Bouteillen.	Tägl. Wassermenge f. jedes Haus.
1. New-River .	66,600	13,000,000	58,500,000	890
2. Ost-London .	42,000	6,000,000	27 000,000	640
3. Lambeth . .	15,987	1,244,000	5,648,000	350
4. West-Midlesex	14 500	2,250 000	10,125,000	700
5. Chelsea . . .	12,409	1,760,000	7,928,000	630
6. Süd-London .	10,000	1,000,000	4,500,000	450
7. Groß-Junction	7,809	2,800,000	12,600,000	1610
8. Southwark .	6,900	720,000	3,240,000	470
Im Ganzen:	176,205	28,774,000	129,533,000	721

Man kann also sagen, daß es jetzt in London kein einziges Haus gibt, welches von den Gesellschaften nicht mit Wasser versorgt würde. Denn wenn man auch 180,000 Häuser in dieser Stadt zählt, gibt es doch mehrere, die nicht bewohnt sind. Indessen würde man von der dortigen Wasser-Vertheilung einen unrichtigen Begriff haben, wenn man für jedes Haus eine mittlere tägliche Wassermenge von 721 Flaschen annehmen wollte. Es gibt Bierbrauereien, Färbereien, Fabriken, ꝛc. die viel mehr verbrauchen, wonach eine bedeutende Verminderung bei den meisten Privathäusern stattfinden muß, so daß man auf jedes Indivi-

duum nur zwiſchen 70 bis 90 Flaſchen Waſſer täglich rechnen kann.

Der mittlere Abonnementspreis der verſchiedenen Waſſer-Verſorgungs-Geſellſchaften iſt 28 Schelling (16 fl. 48 Kr. rh.) jährlich. Für dieſe Summe erhält jedes Haus im Durchſchnitt jährlich 265,000 Flaſchen Waſſer. Die Brutto-Einnahme von ſieben dieſer Geſellſchaften (der Eigenthümer des Southwark-Waſſerwerks legt keine öffentliche Rechnung ab) beläuft ſich jährlich auf 242,054 Pf. Sterl. (2,904,648 fl. rh.). Ihre Verwaltungs- und Unterhaltungskoſten betragen 127 051 Pf. St. (1 524,612 fl.). Es bleibt ihnen alſo ein jährlicher reiner Ueberſchuß von 125,103 Pf. St. (1,380,036 fl.).

Die meiſten der übrigen bedeutenden Städte Großbritanniens ſind, hinſichts der Waſſer-Vertheilung im Innern der Häuſer, hinter London nicht zurückgeblieben. Zu Liverpool gibt es zwei Geſellſchaften zu dieſem Zwecke. 18,000 Häuſer, von 90,000 Individuen bewohnt, erhalten durch die Liverpool- und Harrington-Company wöchentlich 3,723,466 Gallonen Waſſer, was auf jedes Individuum täglich 27½ Flaſche macht. Die beiden Geſellſchaften dieſer Stadt verſorgen auch alle auf der Rhede befindliche Schiffe mit dem nothwendigen Waſſer, und zwar durch lederne Schläuche, die in den Fahrzeugen ſelbſt die Fäſſer füllen.

Die täglich in Mancheſter vertheilte Waſſermenge wird auf 4,620,000 Flaſchen, alſo auf 44 Flaſchen für jeden Einwohner, angeſchlagen. Auch Glasgow, Greenock und Edinburg haben ihre Waſſer-Vertheilungsgeſellſchaften. In Glasgow erhält jeder Einwohner täglich 90 bis 100 Flaſchen

Waſſer, in Greenock 56 ½ Flaſchen und in Edinburg 60 Flaſchen.

In Frankreichs Hauptſtadt iſt die Waſſer-Vertheilung lange nicht ſo wohlverſtanden und ſo ausgedehnt, als in London, oder in den andern Städten Englands. Die Seine bietet zum Verbrauch nicht mehr als 404 Zoll Waſſer dar, die in die benachbarten Stadtheile auf beiden Seiten dieſes Fluſſes vertheilt ſind.

Die einzigen Anſtalten zu dieſem Zweck ſind die Pumpen von Notre-Dame, bei der Brücke dieſes Namens, im Mittelpunkte von Paris, und die von Chaillot und Gros-Caillou, beide unterhalb der Stadt, unfern der Konferenz-Barriere. Sie werden durch Dampf in Bewegung geſetzt, während die von Notre-Dame durch hydrauliſche Räder getrieben werden.

Dieſe letzte verſorgt nur die Cité, die von ſehr beſchränkter Ausdehnung iſt. Die Röhren der Pumpe von Chaillot reichen nicht weiter, als bis zur Ferronnerie-Straße, und in einer andern Richtung bis zur Baſtille, was eine Entwickelung von 8370 Meter (25,766 Fuß 7 Zoll) macht. Die Waſſerleitungen der Pumpe von Gros-Caillou erſtrecken ſich bis zu den Straßen la Chaiſe und Grenelle, auf eine Länge von 1060 Meter (3263 Fuß). Die Ausdehnung aller Waſſerröhren, die zur Vertheilung von Seinewaſſer beſtimmt ſind überſteigt alſo nicht 10,000 Meter (30,784 Fuß), während die Geſammt-Entwickelung der Straßen von Paris 108 Poſtſtunden oder 400 Kilometer (80 geogr. Stunden) beträgt.

Die von der Seine entlegenen Stadttheile, welche aus dieſem Fluſſe nicht verſorgt werden können, erhal-

17 fl. rhein., wofür es im Durchschnitt täglich 721 Flaschen Wasser erhält. Ein gleiche Wassermenge, aus der Seine bezogen, und nicht einmal filtrirt, würde in Paris jährlich 118 fl. kosten.

Die von dieser Stadt gemachten Zugestehungen sind auf 7200 Franken (3360 fl.) für den Zoll Seinewasser (20,000 Liter oder Flaschen täglich) und auf 1000 Fr. (466 fl. 40 Kr.) für den Zoll Ourcqwasser berechnet. Mit andern Worten, die Stadt Paris verkauft das schmutzige, unfiltrirte Seinewasser achtmal theurer, als die theuerste Wasser-Gesellschaft in London das schönste, reinste Themsewasser verkauft. Selbst das Ourcqwasser, dessen schlechte Eigenschaft allgemein anerkannt, und das kaum trinkbar ist, wird noch theurer losgeschlagen, als das Themsewasser, dessen Vortrefflichkeit von allen Chemikern einstimmig anerkannt worden.

Sehr wünschenswerth würde es also seyn, daß auch zu Paris, wie zu London, und in mehrern anderen Städten Großbritanniens, sich Gesellschaften bildeten, die es unternähmen, diese große Stadt mit dem ihr so äusserst nöthigen Wasser zu versorgen. Es gibt zu Paris noch ganze große Stadttheile, wie das der Estrapade, das von 134,000 Menschen bewohnt ist, welche gar kein Wasser haben. Die Wasserleitung von Arcueil führt den hohen Stadttheilen täglich nur 50 Zoll (eine Million Flaschen) Wasser zu, was lange nicht hinlänglich ist, selbst wenn dies Wasser nicht überdem von der schlechtesten Qualität wäre. Es ist dasselbe auch mit den hier und da vorhandenen Pump- oder Ziehbrunnen, die größtentheils von Bäckern benutzt werden.

Paris erhält also für den Verbrauch seiner Bevölkerung, wie zur Straßen-Reinigung, ꝛc. täglich 404 Zoll Seinewasser, ungefähr 700 Zoll Ourcqwasser, 50 Zoll Arcueilwasser und 18 Zoll Wasser von Prés-St.-Gervais, Belleville, ꝛc., im Ganzen 1200 Zoll (24 Millionen Liter oder Flaschen) Wasser, wovon nicht ganz die Hälfte zum Privat-Gebrauche der Einwohner bestimmt ist.

Den Gesundheits-Bedürfnissen einer so aufgehäuften Bevölkerung, wie der in Frankreichs Hauptstadt, nach, würde man jedoch täglich zwischen 6000 bis 8000 Zoll oder 120 bis 160 Millionen Flaschen Wasser brauchen. Die Stadtbehörde hat das mehrmals selbst erkannt, vorzüglich in ihren Berathungen am 8 August 1825 und am 29 August 1828.

Die Einwohner von Paris haben jetzt kaum so viel Wasser, als sie zu ihren nothwendigsten Bedürfnissen brauchen, weshalb es ihnen unmöglich ist, desselben sich, wie die Bewohner Londons, zur Reinlichkeits-Erhaltung ihrer Wohnungen zu bedienen. Man müßte zu diesem Zwecke wenigstens 40 Flaschen Wasser auf jedes Individuum rechnen, was doch nur die Hälfte des Verbrauchs einer Person zu London ist.

Mit dem gegenwärtigen Vertheilungs-System ist das durchaus unmöglich, indem schon der mittlere Verbrauch von 6 bis 7 Flaschen täglich auf 8 Franken (3 fl. 44 Kr.) im Jahre zu stehen kommt, und 40 Liter 60 Fr. (28 fl.) kosten würden. Um der Bevölkerung von Paris jetzt die täglichen individuellen 7 Flaschen Wasser zu verschaffen, braucht man 3700 Wasserträger, für einen sechsmal stärkeren Verbrauch würde man deren also 20,200 bedürfen. Wenn dage-

gen die Bewohner Londons, mit ihrem gegenwärtigen Verbrauch, genöthigt wären, sich auf gleiche Weise, wie die von Paris, mit Wasser zu versorgen, würde eine Armee von 300,000 Wasserträgern kaum genügend sein.

Bei aller Beschränktheit des Wasser-Verbrauchs in Frankreichs Hauptstadt, haben die Bewohner derselben dafür dennoch jährlich eine Ausgabe von sieben Millionen Franken (3,266,666 fl.) zu machen, während die Bevölkerung Londons, die mehr als doppelt so stark ist, wie die von Paris, und die zehnmal mehr Wasser verbraucht, dafür nur 2,904,648 fl. jährlich auszugeben hat.

Vorausgesetzt selbst daß, ohne die Schifffahrt zu verzögern, man aus dem Ourcq-Kanal hinlänglich Wasser entnehmen könnte, um damit ganz Paris zu versorgen, bleibt immer noch eine höchst wichtige, den öffentlichen Gesundheits-Zustand betreffende Frage zu beantworten, indem es erwiesen ist, daß die Gewässer des Ourcq zu den schädlichsten gehören, deren man sich irgend bedienen kann.

Die Bevölkerung der damit versehenen Stadttheile hat dafür einen auffallenden Widerwillen, der dadurch noch vermehrt wird, daß man das Wasser, mit allen darin befindlichen Unreinlichkeiten, vertheilen läßt. Erst seit Kurzem ist eine Durchseihung-Zurüstung in der Montmartre-Vorstadt eingerichtet worden, wodurch zwar das Wasser ein wenig geläutert, zugleich aber auch des noch darin befindlichen geringen Sauerstoffes beraubt wird. Es wird dadurch so hart, daß man es weder zum Waschen noch zum Kochen gebrauchen kann.

Auf den ersten Blick scheint das Ourcqwasser, nach

der Durchseihung, klar und rein, wie ohne besonders übeln Geschmack. Indessen versichen die Chemiker, daß seine Durchsichtigkeit blos von den Gasen erzeugt wird, mit denen es geschwängert ist. Es enthält sehr viel thierische Stoffe, die es leicht zum Faulen geneigt machen, weshalb es schneller verdirbt, als das Seinewasser in den Hausbrunnen. Das Becken von Villette ist beständig mit Schlamm angefüllt, der viele organische Theile enthält, wodurch Gährung und Absonderung schädlicher Gase entstehet. Das über solchen faulenden Schlamm hinwegschleichende Wasser kann unmöglich gesund sein.

Um diesen nachtheiligen Umstand wenigstens in etwas zu vermindern, hat man ⅙ Seinewasser sechs Siebentheilen Ourcqwasser beigemischt; doch geniessen nur die Bewohner der Montmartre-Vorstadt diesen Vortheil, während die der übrigen vom Ourcq versorgten Stadttheile, sein Wasser ohne alle Beimischung erhalten.

Die Gewässer von Arcueil sind hart und kalt. Man kann nur mit Mühe Gemüse darin kochen, und sie nicht gut zum Waschen verwenden. Nach zuverläßigen chemischen Zersetzungen enthält ein Hektoliter dieses Wassers, 58,900′ Grammen erdigen Niederschlag, wovon 10,974′ Grammen zerfließende Salze, im Allgemeinen bestehend aus schwefelsauerm Kalksalz (Selenit), und einer geringen Menge kohlensauren Kalksalz (Kreide). Das Arceuilwasser ist sehr klar, verdankt diese Eigenschaft aber nur den darin enthaltenen aufgelöseten Salzen.

Die Quellen von Prés-St.-Gervais, Belleville und Menilmontant sind sich in ihrer Beschaffenheit

vollkommen gleich. Ihr Wasser ist hart und drückend für den Magen. Nur mit starkem Feuer kann man darin Gemüse kochen. Es löset nur zum Theil die Seife auf. Aus einer neuerdings angestellten Zersetzung ergibt sich, daß in einem Hektoliter dieses Wassers sich 141,874′ Grammen kristallisirter Gips-Niederschlag befinden, wovon 44,874′ Grammen mit Schwefelsäure gesättigtes Kalksalz.

Hinsichts der Zieh- oder Pumpbrunnen in Paris, braucht man nicht erst umständlich die schlechte Eigenschaft ihres Wassers darzuthun, indem es allgemein bekannt ist, daß es fast durchgängig als untrinkbar betrachtet werden muß.

Aus alledem ergibt sich, daß sowohl die geringe Menge des in Paris vertheilten Wassers, als auch, und zwar am meisten, seine schlechte Qualität einen sehr nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheit-Zustand der Bewohner dieser Stadt, vorzüglich der untern Stände, ausüben. Man berechnet, daß zu London ein Individuum auf 54, und zu Paris eins auf 32 stirbt. Selbst in Rom, dessen Klima doch viel ungesunder ist, als das von Paris, stirbt nur 1 Individuum auf 41.

Man hat der Stadtbehörde von Paris bereits mehrmals den Vorschlag gemacht, die Bildung einer oder mehrerer Wasser-Vertheilungs-Gesellschaften zu begünstigen, ohne daß sie darauf besondere Rücksicht genommen. Auffallend genug befinden sich die Pumpen von Gros-Caillou und Chaillot, welche einen Theil der Stadt mit Seinewasser versehen, unterhalb Paris, woraus sich ergibt, daß sie alle die Unreinigkeiten, welche der Fluß auf seinem Wege

durch die ganze Länge der großen Stadt mit sich fortführt, vertheilen, ohne sie durch Niederschlagung oder durch Filtrieren vorher wenigstens einigermaßen zu beseitigen. Pumpen in der Seine oberhalb der Stadt anzubringen, ist der Munizipalität bis jetzt noch nicht beigekommen.

Die einzige Verbesserung, welche man einmal einzuführen gesonnen war, bestand darin, bei der Tournellebrücke ein Pumpwerk anzubringen. Man sah jedoch bald ein, daß wenn auf diesem Punkte das Seinewasser auch noch nicht durch alle Kloake von Paris, welche in diesen Fluß weiter unten münden, verdorben sei, es dennoch schon mit dem ungesunden Gipswasser der Marne und mit dem abscheulichen verfaulten Wasser der Bièvre, oder des Gobelins-Flüßchens, wie mit den des Ourcqkanals geschwängert worden, und folglich nicht viel besser sei, als mehr unterhalb, weshalb der früher gefaßte Vorsatz wieder aufgegeben wurde. —

Die Wasser-Vertheilungs-Gesellschaft, deren wir oben gedacht, hat den Vorschlag gemacht, auf ihr eigenes Risiko ein Unternehmen in Ausführung zu bringen, das Paris mit hinlänglichem und gesundem Wasser versorgen würde. Sie will auf der Höhe von Ivry, die den Estrapadeplatz, den höchsten Punkt von Paris, noch beherrscht, große Behälter erbauen lassen, die mit Wasser aus der Seine, oberhalb dem Einflusse der Marne in dieselbe, angefüllt werden sollen.

Durch eine Wasserleitung bis nach Ivry geführt, würde das Wasser, mit Hilfe einer gewaltigen Maschine, bis in die Behälter auf den Hügeln über die-

sem Dorfe getrieben, und von dort, durch den alleinigen Druck ihrer Schwerkraft, in alle Stadtviertel von Paris, wie in alle Stockwerke der Häuser, vertheilt werden, und zwar zu einem geringeren Preise als dem, für welchen jetzt das Wasser in der Stadt verkauft wird.

Die Gesellschaft erbietet sich zu gleicher Zeit Durchseihungs- und Lüftungszurüstungen zu etabliren, wodurch auf jeden Fall der öffentliche Gesundheits-Zustand von Paris sehr verbessert werden müßte. Zu wünschen bleibt jetzt nur, daß ein in jeder Hinsicht so vortheilhaftes Erbieten von der Munizipalität dieser Stadt unverweilt angenommen werden möge.

Bringt man die ungeheuern Ausgaben in Anschlag, welche man für die Pumpwerke von Chaillot und Gros-Caillou, wie für den Ourcqkanal in den letzten 40 Jahren verwendet, so begreift man nicht, wie es möglich ist, noch länger zu zaudern, um einer Last sich zu entheben, die, ohne der Stadt hinlängliche Vortheile zu gewähren, einen großen Theil ihrer Einkünfte verschlingt.

Bau und Unterhaltung der genannten Pumpwerke haben nämlich seit Anfang der Revolution nicht weniger als vierzig Millionen Franken (beinahe 19 Millionen fl.) gekostet, während der Bau des Ourcqkanals siebenzig Millionen Fr. (fast 33 Millionen fl.) verschlungen hat. Bei Alledem ist das Wasser dieses letzten beinahe unbrauchbar, und die Wasserwerke von Chaillot und Gros-Caillou befinden sich in einem so übeln Zustande, daß ihre Ausbesserung im niedrigsten Anschlage nicht unter vier Millionen Fr. (1,866,666 fl.) bewerkstelligt werden kann. Rechnet man dazu

noch die zur Vollendung der Ourcq-Arbeiten erforderlichen Ausgaben, ſo muß man annehmen, daß die Stadt Paris, für ihre mangelhafte, unzulängliche Waſſer-Verſorgung, bis jetzt 120 Millionen Franken (56 Millionen fl.) verwendet hat.

Und welch Einkommen bezieht ſie davon? Der Verkauf des Ourcqwaſſers wirft jährlich 80,000 Fr. (37,333 fl.) ab, und der des Seine-, Arceuil- und andern Waſſers 530,000 Fr. (247,333 fl.), im Ganzen alſo 610,000 Fr. (284,666 fl.). Zieht man von dieſer Summe die nothwendigen Unterhaltungs- und Ausbeſſerungskoſten der Kanäle, Waſſerleitungen, Brunnen, ꝛc., wie die Gehalte der Waſſer-Aufſeher, Brunnenmeiſter, Ingenieure, ꝛc. ab, die ſich auf 360,000 Fr. (168,000 fl.) jährlich belaufen, ſo bezieht die Stadt Paris von einem Kapital von 120 Millionen Fr. nur 250,000 Fr. (116, 666 fl.) jährliche Zinſen, alſo ungefähr ⅛ Prozent.

Kampf zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten in Irland.

Das Jahr 1829 war für die irländiſche Provinz Ulſter eine Zeit der Unruhe und des Schreckens.

Man weiß, wie viele gährende, ſtürmiſche Elemente, bald dumpf und im Verborgenen, bald offen und gewaltſam in dieſer unglücklichen halb proteſtantiſchen halb katholiſchen Gegend ſich bekämpfen. Alles war damals in krampfhafter Bewegung. Die Anhänger des Hauſes Oranien hatten beſchloſſen, die proteſtantiſche Fahne zu erheben, und ihre Geſinnungen mit voller Kraft zu beurkunden.

Wir haben bei Entwerfung dieſer Skizze keinen politiſchen Zweck, und müſſen es dem Scharfſinn unſerer Leſer überlaſſen, zu entſcheiden, von welchen Grundſätzen jene Störungen und Zerwürfniſſe eigentlich ausgingen, welche Partei, ob die oraniſchgeſinnte, oder ihre Gegner, das Recht auf ihrer Seite hatte. Sagen wir nur, daß die Oranier ſich befugt hielten, für ihr Eigenthum und für ihr Leben beſorgt ſein zu müſſen, und daß die doppelte Volks-Bewegung wirklich die Gewißheit einer nahen Gefahr darbot.

Man hatte entſchieden, daß der Jahrestag der Schlacht bei Boyne mit mehr Feierlichkeit als gewöhnlich, begangen werden ſolle. Man hatte vorausgeſetzt, daß die große Militärmaſſe, welche dieſem Feſte einen höheren Glanz zu verleihen beſtimmt war, den Enthuſiasmus der Proteſtanten vermehren, und ein Gegenſtand des Entſetzens für ihre Gegner ſein würde. Die kriegeriſchen und patriotiſchen Geſänge,

das Gewehrfeuer, welches den Katholiken andeuten zu sollen schien, was sie zu erwarten hätten, bewiesen zur Genüge, daß für die Bewohner von Connerinck die Nacht vom 12. Juni ruhelos bleiben würde.

Als die ersten Sonnenstrahlen diese Szene der Aufregung erleuchteten, wie wenig Personen waren da im Stande, mit der Ruhe des Gedankens und der Seele sie zu begrüßen, die mit den heftigen Leidenschaften der Bürgerkriege sich nie verträgt.

Während der Nacht hatten in Peters Hause sich eine Menge Oranischgesinnte versammelt. Alle hatten sich nach der Diskussionen Schluß nicht entfernt, und wenn auch einige dieser festen Stützen der protestantischen Sache Vergessenheit ihrer Besorgnisse im Schlafe gesucht, waren dennoch mehrere, von ihres Wirthes durchdringender Beredsamkeit und von dem Wohlgeschmack seines Punsches festgehalten, bei ihm geblieben.

Peter Fairclough hatte sich den wohlverdienten Ruf des Muthes und der Rechtschaffenheit erworben. Obgleich schon einige 60 Jahr alt, hatte er dennoch von der Thätigkeit seiner Jugend nichts verloren. Seine stolze Haltung, sein sicherer Schritt, sein würdevolles Benehmen, würden ihm in jeder Lage mehr als alltägliche Achtung gesichert haben. Erblickte man die Elle in seiner Hand (er war Leinwandhändler), so war man lebhaft betroffen von dem zwischen seinem Gewerbe und seinem Ansehen bestehenden Kontraste. In der vorgedeuteten Versammlung spielte er unstreitig die erste Rolle. Seine Sprache war die eines Mannes, der weiß, daß keines seiner Worte bei seinen Zuhörern verloren geht.

„Liebe Kinder und Freunde,“ sagte er, „nichts ist dem Frieden vorzuziehen. Hättet Ihr Alles gesehen, wovon mein Alter und die Ereignisse mir Kenntniß verliehen, Ihr würdet neue Unruhen über Alles fürchten. Ich war bei Wracker, bei Killmann, als noch die Papisten uns zur Seite stritten. Ich war auch bei Diamond, als sie uns angriffen; verruchte Treulosigkeit nach der Gnade, die wir ihnen zugestanden. Sie dachten uns verrätherisch zu überfallen. Wie oft habe ich nicht sie wieder auftreten sehen, um neue Niederlagen zu erleiden. Wohlan, Kinder, die beste Frucht, die wir vom Siege gewonnen, war Friede. Erinnert Euch eines Tages der Worte Peter Fairclough's, und ihr werdet seiner Vorsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

— Um Gottes Willen, schrie einer der Anwesenden, wie können die jungen Leute so alt werden als Ihr, wenn wir nicht die Bluthunde bändigen, die uns alle umbringen wollen? Ich bin nicht mehr so jung, und kenne ihre Absicht genau. Halten wir uns nicht zum Kriege bereit, so werden sie uns bald überfallen, um uns zu vernichten.

— Ja, Peter, sagte ein Anderer, gebt ein wenig auf Famis Gasings Rede Acht. Sie scheint mir bedächtig und klug. Was haben Haulon und Black meiner Mutter über die Hecken zugerufen, als wir letzten März unser Haus unter Dach brachten? „Ihr seid ruhig und fröhlich heute. Aber bald werdet Ihr blutige Thränen vergießen.“

— Und haben sie nicht an die Kirchthür angeschlagen, daß bald eine Mordnacht ihnen Rache verschaffen soll, bemerkte ein Dritter.

„Alles was Ihr ſagt, iſt wahr,“ entgegnete Peter. „Gott behüte uns davor. Seid Ihr nicht bereit, ſie zu empfangen, möge man den verachten, dem es unter ſolchen Umſtänden an Herz gebricht. Aber Kinder, ſie ſind ſeit einigen Jahren ſtark und unternehmend geworden. Gerade zu der Zeit, wo ich meinen Abſchied erhielt, wurden wir von ihnen überfallen. Ihr hättet ſehen ſollen, wie ſie vor fünfzig der unſrigen liefen, und mit welchen Waffen wir damals ſtritten. Heut zu Tage braucht Ihr Degen oder Bayonette, während tüchtige Hetzpeitſchen unſere ganze Artillerie waren. Wenn wir mit begeiſtertem Geſchrei, das unſere Ergebenheit für die gute alte proteſtantiſche Sache bewies, auf ſie losgingen, hatten ſie nichts eiligeres zu thun, als uns die Ferſen zu zeigen, und wir liefen ihnen nach, indem wir mit unſern Peitſchen knallten und aus vollem Halſe lachten. Wir hörten erſt auf, ſie abzudreſchen, wenn wir vor Müdigkeit nicht mehr die Aerme rühren konnten.

„Jetzt, Kinder, iſt es kein Spaß mehr. Es iſt ein anderer Geiſt in ſie gefahren. Sie ſchwören, daß ſie ſiegreich ſein werden; daß ſie nicht einen einzigen Proteſtanten auf der ganzen Erde verſchonen wollen. Ich ſtimme für den Frieden, Kinder. Merkt auf, was ich Euch ſagen will: Habet den Frieden im Herzen, haltet Euch rubig, und beläſtiget Niemand. Aber auf die erſte Beſchimpfung Ihrerſeits, hört meinen Schwur.“

Bei dieſen Worten ſchlug der Wirth mit der kräftigen geballten Fauſt auf den Tiſch, und fuhr fort:

„Hört was ich ſchwöre: Peter Fairclough ſoll nicht der letzte in der Rache ſein. Wollt Ihr meinen

Schwur beantworten? Ruhe dem Friedfertigen. Aber beunruhigt man uns, will man mit Gewalt Krieg; Krieg dann, bis zu gänzlicher Ausrottung der Rebellen, die ihn veranlaßt haben.“

Die Oraniſchgeſinnten waren nicht die Alleinigen, die während dieſer Nacht ſich beriethen. Unfern von Faircloughs Wohnung, am Fuße eines kleinen Thurmes, der den Vorſprung eines von der Straße durch eine Hecke geſchiedenen Gartens bildete, konnte man zwei Perſonen bemerken, die neben einander zu knien ſchienen. Sie ſchienen zu beten; aber die von ihnen gemurmelten Worte hatten einen ganz andern Gehalt.

„Das alſo, Michel, iſt Alles,“ ſagte der eine, „was ſie vom Kultus des wahren Glaubens übrig gelaſſen. Dieſe heilige Stelle iſt ein Gegenſtand ihrer Verachtung und ihres Spottes geworden. Wo aber gibt es einen mehr der Andacht und Verehrung würdigen Altar, als den ſo hier geſtanden?“

— Wo iſt ein zur Selbſtbetrachtung mehr geeigneter Ort? entgegnete die andere Stimme. Ich habe nie lebhafter die Unendlichkeit der Religion gefühlt, als wenn ich, mitten in der Nacht, vor dieſem beſcheidenen Gebäude geknieet. Dies Heiligthum des Herrn war alsdann für mich mit feierlichem Glanze bekleidet. Aber in der Verblendung, womit unſere Gegner geſchlagen ſind, muß man ihnen beinahe noch Dank wiſſen, daß ſie nicht auch die Wohnungen des Herrn, wie Alles Uebrige, verheeren.

„Michel, was ſagt Ihr da? Gehört Ihr auch zu den Abtrünnigen und Verworfenen, die ſo weit ſich verirren, daß ſie ſogar bei gewiſſen Veranlaſſungen,

die Feinde unſers Gottes loben? Als die Bundeslade unter den Philiſtern war, glaubt Ihr, daß ſie da die Macht gehabt, ſie zu zertrümmern, und daß ſie weniger verflucht waren, weil ſie das Hochheilige nicht entweihen konnten?

Unter ſolchen Worten naheten ſich die beiden Perſonen einer kleinen Hütte, in geringer Entfernung von Faircloughs Wohnung. Tiefe Ruhe herrſchte um die erſte. Ihr Inneres ſchien in die vollkommenſte Dunkelheit verſenkt. Das Geklaff eines kleinen Hundes unterbrach die nächtliche Stille allein, doch bemerkte man an dem darauf folgenden Gewinſel, daß das Thier die beiden Ankömmlinge erkannt. Einer derſelben klopfte in gemeſſenen Schlägen, während der älteſte mit leiſer Stimme einige Worte murmelte, die der andere nicht verſtehen konnte. Die Thür öffnete ſich langſam, und beide traten ein in das düſtre Innere, das man einige Augenblicke vorher für unbewohnt hätte halten mögen, unbeſtimmte verworrene Töne wurden laut und ſchienen eine aufgeworfene Frage zu beantworten. Die äuſſere Thür war indeſſen ſorgſam wieder verſchloſſen worden, und eine andere öffnete ſich, durch die man Licht und drei um einen Tiſch ſitzende Männer erblickte, die im lebhafteſten Wortkampfe begriffen waren. Das Erſcheinen der Hereintretenden unterbrach auf einige Augenblicke die Unterhaltung, an welcher die letztgekommenen bald thätigen Antheil nahmen. Es war zum erſten Male, daß Michel, der jüngſte dieſer beiden, in eine Geſellſchaft eingeführt wurde, in der ſein Begleiter ein alter Bekannter zu ſein ſchien.

„Ich ſtelle Euch dieſen jungen Mann vor,“ ſagte er, „für den ich Euch bereits Bürgſchaft geleiſtet. Er iſt würdig, Theil zu nehmen an der von uns betriebenen Sache.“

— Wir danken Gott und ſeinen Heiligen, entgegnete derjenige, an den dieſe Worte vorzugsweiſe gerichtet zu ſein ſchienen. Sie haben mehr als einen Vertheidiger der gerechten Sache auf dieſem unglückſeligen Boden erweckt. Unſer junger Freund wird ſich, wie ich hoffe, treu und gehorſam zeigen. Die Märtirer ſind ein edles Heer. Unſere Feinde ſelbſt wiſſen das. Aber der Tag iſt nahe, wo unſere Sache obſiegend ſein wird, und das ſeit Langem zum Himmel ſchreiende Blut wird gerächt werden. Glücklich und geehrt müſſen diejenigen ſein, die mit eigenen Augen dies göttliche Ende ſehen. Noch glücklicher aber die heilige Schaar, die beſtimmt iſt, Kirche und Land wieder herzuſtellen. Man verſichert uns auf das Feierlichſte, daß Ihr würdig ſeid, dies große Unternehmen zu theilen. Stellet Ihr Euch in der vollkommenſten Verleugnung alles deſſen dar, was Euch ſelbſt, Euer Vermögen und Eure Urtheilskraft betrifft, um Euch einzig und allein unſerer heiligen Sache zu überlaſſen, ſo ſpreche Euer Mund dazu die Verpflichtung aus.

„Ich habe in Faſten und Gebet gewacht. Ich habe meinen Körper gepeinigt, und mein Herz befragt. Wohl fühle ich meine Unwürdigkeit, doch auch das Bewußtſein, leiſten zu können, was ich verſpreche. Und ſomit widme ich mich der Vertheidigung der wahren Religion.“

— So tretet ein, und theilet mit uns die ruhmvolle Vertheidigung eures Vaterlandes und Eurer Religion.

Nach diesen Worten öffnete sich ein Vorhang, und man erblickte einen von Wachskerzen erleuchteten Altar. Ein Sarg mit einer schwarzen Sammetdecke, auf der ein goldenes Kreuz befestigt war, verhüllt, stand vor demselben. Der Redner wiederholte seine Worte:

„Tretet ein, und schwöret vor diesem Altar, wo Gott gegenwärtig ist, treu und gehorsam zu sein."

Sie traten ein, und der Vorhang verschloß sich wieder. Man vernahm nur noch einige dumpfe Töne, und als Michel wieder in den Saal trat, war sein Gesicht todtenbleich, sein Blick war ungewiß, und er beantwortete die an ihn gerichteten Fragen, über sein früheres Leben, als man ihm plötzlich zu schweigen gebot, und zugleich alle Lichter auslöschte. Man hatte auf der Straße rasche, beflügelte Schritte vernommen. Ein dumpfer Schlag erschallte gleich darauf an der äussern Thür, und es wurden zwei Männer hereingeführt, die Faircloughs Magd zwischen sich hatten. Es war vollkommen dunkel, die Thür war fest verschlossen, und es entstand nun folgendes halblaut geführte Zweigespräch zwischen der Magd und dem Vorsteher des katholischen Vereins:

„Herr Jakob, Herr Jakob, es wird morgen Unruhe und viel zu thun geben. Es ist jetzt das dritte Mal, daß die Loge bei meinem Herrn sich versammelt hat. Aber nie habe ich ähnliche Worte gehört, wie die, welche Peter heute Nacht ausgesprochen."

— Was hat er gesagt, Maria? Es müssen ohne Zweifel wichtige Worte gewesen sein, daß Ihr Euch

entschlossen habt, zu einer solchen Stunde allein zu einem Manne, wie ich, zu kommen.

„O, Herr Jakob, Ihr wißt wohl, daß ich an Allem, was bei uns vorgeht, keinen Antheil nehme. Ich bin zu Euch gekommen, weil Ihr allein in unserm Lande im Stande seid, die armen Katholiken vor Unglück zu bewahren. Ihr habt mir auf die Seele gebunden, Euch zu benachrichtigen, wenn Gefahr drohe, und jetzt ist die Gefahr da.“

— Bei alledem habt Ihr mir noch nichts gesagt, Maria. Die Zeit verstreicht, ich bin müde, und muß mich zur Ruhe begeben. Also beeilt Euch, zu sagen was Ihr wisset. Was hat Peter gesagt?

„Er hat gesagt, und sie sind alle darin übereingekommen, daß sie weder Männern, noch Weibern, noch Kindern etwas zu Leid thun wollen.“

— Darin ist so Entsetzliches nicht.

„So hört doch nur, und unterbrecht mich nicht. Sie haben gesagt, daß sie ruhig ihren Weg gehen würden, wie sie es gethan, seid sie hier sind, und daß sie Niemand beleidigen wollten, wenn man sie nicht beleidige; daß sie nichts verlangten, als ruhig bei sich zu leben; daß aber, wenn man es wage, sie zu beunruhigen.... ja, das ist das Wort.... wenn man es wage sie zu beunruhigen, in der ganzen Gemeine nicht ein katholisches Haus stehen bleiben solle, wenn Feuer es verbrennen könne, daß alle ihre Gegner umkommen müßten, so lange Kugeln und Bayonnette sie zu tödten vermöchten.“

— Sind das ihre eigenen Worte, Maria?

„Sie waren noch fürchterlicher, als die, welche ich Euch sage. Ich kann mich ihrer nicht mehr ganz

genau erinnern. Sie haben gesagt, daß Kromwell und Wilhelm nur die Hälfte der Aufgabe verrichtet, und daß sie erst vollkommen beendigt sein würde, wenn alle Katholiken von der ganzen Erde vertilgt wären, wenn man ein einziges Grab mit dem Namen Katholik darauf, bescheinigte, daß man fortan in Ruhe leben könne. O, Herr Jakob, um Gottes und der armen in so großer Gefahr schwebenden Seelen willen, thut dem Uebel Einhalt, bevor es zu spät ist. Gebietet den Eurigen, ruhig zu bleiben, und ihre Prozession nicht zu stören."

— Aengstigt Euch nicht, gute Maria. Ich will für Alles sorgen. Kehrt jetzt nach Hause zurück, und wenn ihr noch etwas hört, so unterrichtet mich auf der Stelle davon.

Sie entfernte sich. Die Thür wurde verschlossen und das Zimmer wurde wieder hell. Da alle darin Anwesenden die Unterhaltung gehört, bedurfte dieser Besuch einer weitern Erklärung nicht.

Michel wartete mit Ungeduld; denn er hoffte, daß Alles, was er gehört, seinen genommenen Entschluß verändern, und von dem ihm gewordenen Auftrage ihn befreien könne. In dieser Voraussetzung hatte er sich jedoch getäuscht. Die Mittheilungen der Magd beschleunigten nur seine Entfernung. Sein Führer erinnerte ihn mit leiser Stimme und in wenigen Worten an den Ort, wo er erwartet werde. Der die Ankommenden Einführende wurde gerufen. Er zog den Vorhang und öffnete eine Thür. Man ging einige Stufen abwärts, und befand sich in einem Schlafzimmer, wo Michel mit einigen Individuen allein blieb.

Vergebens versuchte er der Aufregung seiner Seele sich zu entnehmen durch Gebet. Er war nicht mehr seiner Gedanken Herr und sprach sie laut aus, wie sie in seinem Kopfe sich durchkreuzten: „Wie, ist das gerecht? Unglückliche, deren ganzes Verbrechen Unwissenheit ist, wollen in Prozession herumziehen mit eiteln, unbedeutenden Sinnbildern, welche sie verehren. Sie erklären ihre friedfertigen Gesinnungen, warum also bewaffnen wir uns gegen sie? Warum schreit unser Blut Rache? Unglückliche zu tödten in ihrer Verblendung ist Sünde. Der Gedanke ist abscheulich.“

— Mehr als abscheulich für Euch, Michel; darum verbannt ihn. Legt Euch nieder und schlafet. Am hellen Morgen werdet Ihr weniger niederschlagende Bemerkung anstellen. Nicht wir dürfen bezweifeln, was wir zu thun haben. Ist es nicht wahr, daß wenn der Ackerbauer von seiner Arbeit sich abwenden wollte, um jedes Insekt zu retten, das die Räder seines Pflugs zermalmen können, sein Feld, das eine so reiche Erndte verspricht, noch nicht besäet sein würde, wenn schon die Schnitter darauf geschäftig sein sollten? Habt also Vertrauen. Weisheit leitet unser Unternehmen. Vollstreckt den Euch ertheilten Befehl, und bald wird ein angenehmeres Amt Euch ertheilt werden.

Die ersten Maßregeln des dem jungen Michel und seinem Gefährten gewordenen Auftrages, waren bereits in derselben Nacht, unter Begünstigung eines hellgestirnten Himmels getroffen worden. Bei Tagesanbruch saßen sie auf dem Gipfel eines Berges, von wo man ein wohlgebautes Land zu übersehen vermochte. Dies Schauspiel belebte Michel's Gedanken aufs neu. Der Natur gegenüber stellte sich ihm mit um so grö-

ßeren Entsetzen sein Auftrag dar, der seines Erachtens von der Leidenschaften Wahnsinn eingegeben zu sein schien.

Sein Begleiter gab sich Mühe, ihn zu beruhigen, und rieth ihm auf jeden Fall mehr Vorsicht an im Beisein der Verschworenen. „Habt Ihr den nahe an der Thür stehenden Greis bemerkt?“ fragte er ihn. „Als Ihr zum Frieden anrietht, habt Ihr da sein düsteres, starres Gesicht bemerkt? Er athmete kaum, wie wenn alle seine Kräfte wären in seinem Herzen zusammengedrängt gewesen, wie wenn sein Leben an Euern Worten gehangen hätte. Sein Kopf war gesenkt, wie bei Jemandem, der unter dem Bewußtsein seiner Schwäche erliegt. Aber plötzlich wie aus einem schweren Schlummer erwachend, streckte er die Aerme aus, rang krampfhaft seine Hände, und sein erloschenes Auge rollte wie in halber Verzweiflung und in halber Wuth.“

— Ich habe dies entsetzliche Gesicht gesehen, und andere, deren Wuthausdrücke noch abscheulicher wurden, indem sie in Dunkelheit sich zu verlieren suchten. Darf ich es gestehen, ihre höllischen Züge haben mich verfolgt, so lange unser Gang im Finstern gedauert. Erst die frische, reine Morgenluft hat davon mich befreit. Ich athme wieder freier. Gott wolle nur, daß der Tag uns vor jedem verhängnißvollen Abenteuer bewahre. Der Abend rückt näher, und bald wird unsere Wacht beendet sein.

„Ich schmeichle mir mit einer solchen Hoffnung nicht. Obgleich kein Gefecht stattgefunden, und die Ungläubigen auf ihrem Wege unsern armen Tempel

vermieden haben, könnten unsere Unterjocher wohl wieder zurückkommen, und finden was sie verdienen."

Diese Worte waren kaum verhallt, als die beiden Wachthabenden ein Geräusch vernahmen, dem einer im Marsch begriffenen Truppe ähnlich. Gleich darauf gelangte Trommelschlag und Zinkenschall bis zu ihrem Ohr. Man spielte ein nur zu gut bekanntes Stückchen, das den Nachkommen der Besiegten die Triumphe von Londonderry und von Boyne ins Gedächtniß rief. Plötzlich verstummte die Musik, und Alles wurde todtenstill.

„Sie sind nicht weit, Michel. Wir wollen uns in jenes Gebüsch verbergen, so können wir sie sehen, ohne von ihnen bemerkt zu werden."

Der angedeutete Punkt war eine bewaldete Höhe, von wo man das Thal in seinen beiden Richtungen übersehen konnte. Dort angelangt bemerkten die beiden Jünglinge leicht die Ursach des so unvermuthet eingetretenen Schweigens. Eine Fahne der Oranischgesinnten wehte in der Luft. Sie war von etwa 20 mit Musketen bewaffneten Männern umringt. Die Schaar befand sich an einer kleinen Brücke im Thalgrunde. Ihres Marsches Richtung schien die Besorgniß der bei einer katholischen Kapelle Versammelten zu erregen.

Der Kontrast zwischen den beiden Truppen war wirklich auffallend. Einerseits die Oranier, anständig und bequem gekleidet, größtentheils mit blauen Röcken, und Strümpfen von derselben Farbe, mit gestickten Kragen und Schärpen geschmückt, bildeten eine feste Mauer um ihre Fahne. Auf der andern Seite fluthete die katholische Menge, in groben Ge-

wändern, mit keinem andern Unterscheidungs-Zeichen, als grünen Zweigen auf ihren Hüten.

Ein einzelner Mann sonderte sich von der oranischen Partei ab, und schlug die Richtung gegen die bis dahin frei gebliebene Brücke ein. Auch von den Katholiken ging ein Mann ab, um jenem sich zu nähern. Der erste verlangte für die Seinigen freien Vorüberzug an der Kapelle, mit dem Zusatze, daß die Katholiken sich ein wenig zurückziehen möchten. Der andere gab ihm die Versicherung, daß seine Truppe ihren Marsch fortsetzen könne, wobei sie nicht Acht zu geben brauchten auf den zur Bewachung der Kapelle ausgestellten Posten.

Sei es aus Neugier, oder aus irgend einem andern Beweggrunde, während dieser Unterhandlung hatten sich einige Individuen von beiden Parteien genähert. Es war augenscheinlich, daß die Oranisch-gesinnten Mißtrauen gefaßt, denn sie zogen sich zurück, und ihre Truppe stellte sich auf einer nahen Wiese auf. Die Unterredung der beiden Abgeordneten dauerte indessen immer fort. Michel schien daran ein ausserordentliches Interesse zu nehmen.

„Seht nur," sagte sein Gefährte, „seht nur den alten Blinden, wie er immer weiter vorzudringen sich bemühet."

— Was mag er im Schilde führen?

„Seht, jetzt bleibt er stehen. Er ist auf der Brücke. Was will er da?"

Indem warf der alte Katholik seinen schweren Rock von sich, und ergriff mit einem Sprunge den Oranier, den er mit Wuth umschlang, und mit seinen entfleischten Armen niederzuwerfen sich bemühete.

Vergebens suchte er ihm sein Gewehr zu entreissen, und ihn selbst über die Brücke zu stürzen. Er stieß zugleich die entsetzlichsten Verwünschungen aus, und rief die Seinigen zur Hilfe herbei. Während diesem Kampfe ging die Flinte los, und der Katholik fiel. Gleich darauf traf ein Schuß vom Berge einen Protestanten. Darüber erschallte ein Freudengeschrei auf Seiten der Katholiken. Der Ausgang eines so ungleichen Scharmützels konnte nicht zweifelhaft sein.

„Sie sind auf den Tod gefaßt," sagte Michel, indem er das kleine oranische Häufchen mitleidig betrachtete, das fest und ruhig auf der erwählten Stelle beharrte, und das bereits auf allen Seiten von den Katholiken umschwärmt wurde. Eine rasche Bewegung der Oranischgesinnten schien seinen Gedanken beantworten zu wollen. Sie senkten ihre Flinten, an denen Bajonette befestigt waren. Ihre Gegner stutzten. Aber da die in immer größerer Menge Herbeieilenden die Vordersten drängten, wurde man bald handgemein. Die Protestanten sahen sich gezwungen, einige Schüsse zu thun, deren Widerhall vom Berge zurücksprang, und den katholischen Haufen mit Entsetzen erfüllte. Er ergriff die Flucht, und die Brücke blieb leer. Zwei Oranier hoben den Körper ihres Gefährten auf, und nahmen ihn mit sich. Der des Greises blieb liegen. In wenigen Minuten hatten die Flüchtlinge sich wieder gesammelt, und wollten einen neuen Angriff unternehmen. Sie wurden auf gleiche Weise, wie das erste Mal, empfangen, und zogen sich auf den bewaldeten Gipfel zurück.

„Erinnert Euch an Euern Schwur, Michel,"

rief diesem jetzt sein Begleiter zu, „erinnert euch, daß Ihr geschworen habt, zu gehorchen.“

Er riß ihn mit sich fort bis zu einer Stelle, wo die Oranischgesinnten vorüberziehen mußten. Hier verbargen sich beide im Gestrüpp, und schlugen ihre Doppelflinten auf die bereits sichergewordenen Protestanten an. Vier derselben fielen. Die beiden Mörder eilten unverweilt rückwärts. Sie fanden einen bereitstehenden Wagen, von sonderbarer, aber in Irland gewöhnlicher Bauart, und hatten bald das Schlachtfeld weit im Rücken.

Es war schon finstere Nacht, als sie eine verödete Straße betraten. Michels Gefährte ergriff ihn am Arm, und führte ihn einigen matten, vereinzelten Lichtern zu. Nachdem sie einen langen, gewölbten Gang durchschritten, gaben sie ein Zeichen, das man sogleich beantwortete. Eine verborgene Thür öffnete sich. Man wechselte einige Worte mit einer unsichtbaren Person, die den Ankommenden entgegengetreten war, und sie jetzt einführte. In einem erleuchteten Zimmer erblickte Michel dieselben Personen, welche er am Abend vorher gesehen. Man lobte ihn sehr, seines Verhaltens wegen, und weil er pünktlich die ihm gewordenen Befehle befolgt. Seine Einwendungen wurden ziemlich leichthin beseitigt. Es sei also nothwendig, sagte man, zur Betreibung einer Sache, die nicht anders gesichert werden könne. Einige Tage nachher las man in den irländischen Zeitungen nachstehenden Artikel, den die Blätter in London wiederholten, ohne sich die Mühe zu geben, zu untersuchen, was daran wahr oder erdichtet sei.

„Entsetzliche Neuigkeiten. Abscheuliches

Benehmen der Oranischgesinnten. — Unser Herz blutet noch bei der Erinnerung des schrecklichen Gemetzels, worüber wir Bericht abzustatten haben. Wir wissen sehr wohl, daß wir dadurch die Rache der Unterdrücker dieses unglücklichen Landes uns zuziehen werden. Wie dem auch sei, halten wir es dennoch für unsere Pflicht, das Ereigniß, wie es stattgefunden, dem edeln, doch leider unmächtigen Unwillen unserer Landsleute Preis zu geben. Nie hat eine hölliſchere Beschimpfung die Jahrbücher Neu-Seelands, oder die noch scheußlicheren Annalen des Despotismus in Irland besudelt. Wir beben, indem wir dies traurig-furchtbare Ereigniß darstellen.

„Gestern, am 12. Juli, marschirte eine aus mehreren hundert Oranischgesinnten bestehende Truppe in grader Richtung auf die Kapelle bei *** los. Sie befestigten an derselben ihre gottlose Fahne, und beim Schall der Trommeln und Pfeifen, bildeten sie einen Kreis um das heilige Gebäude, tanzten um dasselbe, und stießen dabei das entsetzlichste Geheul aus. Sie hofften vielleicht, daß seine Mauern bei ihren Gotteslästerungen einstürzen würden, da jedoch das Wunder von Jericho auf ihre Anrufung sich nicht erneuern wollte, liefen sie, gleich viehischen Wilden, Sturm. Die Thüren gaben nach unter Axt und Hammer, und das Gotteshaus wurde der Plünderung und Verheerung überlassen.

„Einige Katholiken, denen Alter und Krankheit nicht erlaubt hatte, zu fliehen, boten jeder Todesfurcht Trotz, und stürzten sich, beim Anblick dieser entsetzlichen Heiligthumsschändung in die Kapelle. Thränen und

Bitten waren ihre Waffen. Sie fleheten die Räuber an, den armen Tempel zu verschonen, wo sie selbst für ihre Feinde beteten. Sollte man es glauben, taub gegen die Stimme des Mitleids, taub gegen ihre zugleich demüthigen und dringenden Vorstellungen, allein von dem Geiste der Finsterniß geleitet, ermordeten sie mit teuflischem Gelächter diese unglücklichen Opfer. Vierzehn Leichen bedeckten die Stufen der Kapelle.

„Die Mörder entfernten sich nun in der Freude ihrer Gottlosigkeit. Aber eine ihres Karakters noch mehr würdige Szene sollte ihren Vorüberzug bezeichnen. Ein armer blinder Katholik, dessen Leben vorwurfsfrei war, schritt über eine Brücke. Einer jener Elenden schlug auf seinen jungen Führer an, und streckte ihn tod zu Boden. Während der unglückliche Greis nun seinen Weg ängstlich herumtappend suchte, war seine Hinfälligkeit ein Gegenstand des Spottes. Man bediente sich seiner als eine Scheibe, woran die Geschicklichkeit der Räuber sich übte. Er fiel, von sieben Kugeln durchbohrt.

„Unsere Aufregung ist zu heftig, um mehr sagen zu können. Aber dies vergossene Blut schreit um Rache, und wir schreien unsern Unterdrückern zu, wäre es selbst unter Eisen und Riegel: Solche Mordthaten werden nicht ungestraft bleiben.“

Auf solche Weise wurde von dem geheimen Ausschuß des katholischen Vereins ein ganz einfaches Ereigniß entstellt, dessen wahren Vorgang wir oben angedeutet haben, und das den Katholiken wahrlich nicht zur Ehre gereichte. Indessen fand die grobe Verläumdung allgemeinen Glauben. Die Regierung selbst wurde durch falsche Berichte hintergangen, und hielt

es für angemessen, strengere Maßregeln gegen die Oranischgesinnten zu ergreifen. Diese, um den gegen sie von Seiten der öffentlichen Verwaltung und der katholischen Geschwornen gegen sie gerichteten Verfolgungen zu entgehen, faßten den Entschluß, auszuwandern.

Man that jetzt endlich, womit man zuerst hätte beginnen sollen. Eine strenge Untersuchung wurde geboten. Um während derselben die Ruhe zu sichern, erhielt die kleine Stadt, wo das Gericht seine Sitzungen hielt, eine starke Besatzung. Eine Menge Zeugen wurden vernommen, unter denen sich mehrere jener unheilverkündenden Gesichter zeigten, vor denen bereits der junge Michel zurückgebebt. Sie schworen die Wahrheit, nichts als die Wahrheit zu sagen, und jedes aus ihrem Munde hervorgehende Wort war eine offenbare Lüge. Wie gut sie auch ihre Rolle eingeübt haben mochten, widersprachen sie sich dennoch mehr als einmal. Die gegen sie geltend gemachten Beweise waren unbestreitbar. Demungeachtet wurden nicht sie in Anklagestand gesetzt, sondern vielmehr Peter Fairclough, den alle Katholiken einstimmig der Meuterei und des Friedensbruches beschuldigten.

Mit ruhiger Haltung nahm dieser auf der Verbrecherbank Platz, und fragte seine Richter, was sie von ihm wollten? Er erzählte ohne Rückhalt Alles, was wir bereits wissen, ohne den Antheil zu läugnen, den er an dem Vorfall genommen. Der öffentliche Ankläger bestand darauf, daß man ihm und den Seinigen die neuesten Unruhen, welche sie durch ihre herausfordernde Prozession veranlaßt, zuzuschreiben habe, und trug auf seine Verurtheilung an. Nur

durch die Mehrheit einer Stimme wurde er frei gesprochen.

Die ganze Verhandlung hatte bewiesen, daß um klug und vorsichtig zu verfahren, man in Zukunft nicht mehr zu öffentlichen und strengen Maßregeln, weder gegen Katholiken noch gegen Protestanten seine Zuflucht nehmen dürfe, sondern daß diese am besten durch wohlverstandenen Schutz, und jene durch geheime Zugestehungen zu gewinnen seien.

Kleine Gedanken-Gemälde.

1.

Der unterrichtete Mensch, in allen Lagen und Verhältnissen seines Lebens, sollte unaufhörlich sich selbst beobachten. Er sollte seine Gefühle, seine Gesinnungen, sein ganzes inneres Wesen bei Allem, was ihm aufstößt, was mehr als oberflächlich ihn anregt, und einen bleibenden Eindruck in seinem Gemüthe zurücklassen kann, zergliedern; er sollte dadurch sein eigenes Selbst wie in einem Spiegel erblicken lernen, und sich gewöhnen, desselben Einzelnheiten zu studiren, zu durchforschen, auf das Genaueste damit sich vertraut zu machen.

Welche Masse von Kenntnissen würde er dadurch gewinnen, wie sehr würde seine Selbstständigkeit sich vermehren; auf welcher breiten Basis würde sein Karakter sich begründen; wie fest und umfassend würde sein Wille werden; welche hohe Thatkraft würde in allen seinen Handlungen sich beurkunden; wie frei und

unabhängig würde er als Individuum in der Einsamkeit wie in der Gesellschaft, als Kosmopolit, als Staatsbürger und als Familienvorstand sein! ...

2.

Jugend, köstliche Zeit, Eden, Frühling des Lebens! Warum schwindest du so schnell, oder warum genießt man dich so wenig? Der Jüngling lächelt; er ist froh, oft ohne zu wissen warum. Alles für ihn ist Rose, Azur, Gold und Hoffnungsgrün. Wie ist für ihn das Leben so üppig und schön, so duftend und weich. Fliehende Wolken und murmelnde Bäche, rauschendes Laub und schweigende Einsamkeit: Alles ist ihm Wonne, Seligkeit, Genuß.

Siehe den in des Lebens Bedrängnissen gereiften Mann. Er lächelt auch; doch warum? Weil ein Gewinn seine Erwartungen gekrönt, weil ein Plan ihm gelungen ist, weil er einen Nebenbuhler gedehmüthigt oder gestürzt. Ist solches beim Jüngling seines Wohlbehagens Quelle? Wahrlich nein. Er lächelt nicht, weil er ausschließlich mit sich allein, sondern weil er mit der ganzen Welt zufrieden ist. Ein heiterer Scherz, ein wohlgerathener lustiger Streich, eine oft kindische Ergötzlichkeit: das ist seines Frohsinns Born. Des gereiften Mannes Lächeln ist bloß Grimasse, das seinige ist reine, blühende Natur; es ist der Ausdruck seines inneren Selbst, seiner Seele, seiner ganzen glücklichen Existenz.

Kritische Revüe.

Staatswirthschaftliche Vorschläge zu Förderung des Gemein-Wohls der Völker, von C. L. E. von Knobloch, k. preuß. Geheimen-Ober-Finanzrath, ꝛc. Berlin, 1833. Bei K. F. Plahn. Erstes Heft, die Benutzung des Geld-Stempels betreffend. XXVI. und 190 S. in 8.

Ein mit vieler Sachkenntniß und großer staatswirthschaftlicher Umsicht geschriebenes Werk. Man findet darin sehr treffende Ansichten, neben höchst interessanten Thatsachen, wie denn überhaupt in dieser Schrift jene immer auf diese sich beziehen. Die offiziellen Angaben und Berechnungen, über die zu verschiedenen Zeiten und in unsern Tagen in den preussischen Staaten in Umlauf befindliche Geldmenge, sowohl in Gold, als in Silber und Billon, ist auch ausser denselben von Wichtigkeit.

Nach dem Gesetze über die Münzverfassung in den pr. Staaten, vom 30 Septbr. 1821, §. 19. „soll an den einzelnen pr. Thalerstücken die Abweichung im Fein-Gehalte höchstens einen Gran im Gewicht oder ½ Prozent betragen dürfen.“ Dasselbe Gesetz, §. 18, enthält die Bestimmung: „An den einzelnen Goldmünzen soll durchaus keine Abweichung im Fein-Gehalte stattfinden.“

In Gränen, 288 auf die Münzmark gerechnet, wiegt das französische Zwanzig-Frankenstück . . 7,883
die deutsche Pistole, oder der Friedrichsd'or . . 8,229
der englische Sovereign oder das 20 Schellingst. . . 9,832
Von den letztern werden auch, wie von den pr. Frie-

drichsd'or, halbe geprägt. Französische 10 Fr. stücke in Gold oder Silber gibt es nicht.

Die alte pr. Scheidemünze aus Billon war sämmtlich zwischen 1764 nnd 1810 geprägt. Der ganzen Ausprägung Nennwerth betrug, mit Einschluß von 901,348 Thlr. 21 Sgr. 6 Pf. in Dreiern, Kreuzern und ähnlichen ganz kleinen Münzen, wie nach Abzug von 8.979,189 Thlr. 17 Sgr. 6 Pf., die zwischen den Jahren 1764 und 1772 geprägt, und dann wieder eingeschmolzen und umgeprägt wurden, überhaupt 43,117,021 Thlr. 3 Sgr. 9 Pf., welche große Masse wirklich im Umlaufe war.

Von der neuen Scheidemünze in Billon, an ganzen und halben Silbergroschen, sind vom 30 Septbr. 1820 bis zum 31 Dezbr. 1831 2,675,861 Thlr. 15 Sgr. dem Nennwerth nach geprägt worden. Dazu wurden von der Regierung verwendet 167,141 ⅓ Mark reines Silber, und 585,344 ⅔ Mark oder nahe an 2660 ⅔ Zentner Kupfer, das ist, die Mark reines Silber zu 13 5/6 Thlr. und der Zentner Kupfer zu 30 Thlr. gerechnet, ein innerer Werth von 2,313,505 Thlr. Silber und 79,820 Thlr. Kupfer, überhaupt also 2.393,325 Thlr., ohne die Ausprägungs- und andere Kosten.

An solchen Angaben und Berechnungen, wie die vorstehenden, sind die staatswirthschaftlichen Vorschläge des geheimen Ober-Finanzraths von Knobloch sehr reich. Sie können als Vergleichungsmittel dienen mit dem, was in anderen Staaten unter gleichen Beziehungen geschieht. Des Verfassers Erwägungen und Vorschläge, hinsichts des Geldstempels, und anderer staatswirthschaftlicher Gegenstände, sind von

praktischer Sachkenntniß und emsig gesammelter und geordneter Erfahrung eingegeben. Man erkennt darin jenen richtigen Takt, jene kluge Sonderung, jene in die Augen springende Wahrheit, wodurch der bewanderte, beobachtende Geschäftsmann alles von ihm Ausgehende karakterisirt, und das allein einer ernsten Beachtung würdig ist.

Phantasiegemälde von Eduard Duller, 1835.
Luther. Ein Gedicht von Ludwig Bechstein. 1834.
Lyra der Zeit. Eine Sammlung der größeren politischen und zeitgemäßen Gedichte. Von Ernst Ortlepp. 1834. Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Wir fassen obige drei in demselben Verlag erschienene Werke in eine Anzeige zusammen, nicht weil sie gegenseitig auf einander sich beziehen, oder weil in ihrem Gehalte eine gewisse ästhetische Aehnlichkeit herrschend ist, sondern weil eine gleiche fruchtbare, bilderreiche, originelle Einbildungskraft sie erzeugt.

In den Phantasie-Gemälden des geistreichen Eduard Duller finden wir seinen ganzen Schwung, die ganze unerschöpfliche Opulenz seiner Gedankenfülle, die bunte, lachende und ergreifende Mannigfaltigkeit seiner Talent-Eigenthümlichkeiten wieder.

Luther, von Ludwig Bechstein, ist eine tief gefühlte, edel gehaltene, gluthvolle Dichtung in einzelnen Sätzen, die auch als eben so viele verschiedene Gedichte betrachtet werden können, und die obgleich jeder derselben selbstständig für sich besteht, dennoch alle zu des Ganzen Bildung unumgänglich erforderlich sind.

Die Lyra der Zeit, von Ernst Ortlepp, gewährt uns Anklänge aus heftig bewegten Tagen, welche letzt abgetretene Vergangenheit und noch gewissermaßen lebende Gegenwart umfaßt. Wir finden in dieser reichhaltigen Sammlung ein Osterlied und ein Pfingstlied für Europa, ein großes Polenlied, ein Gedicht, Ostrolenka betitelt; den 30 August in Leipzig; Deutschlands Erndtefest: Polens Sterbelied; Reformationsgedicht; Todtenkranz für Karl August und Göthe; Washinton; Deutschlands Bahn und Ziel; der Rückschritt; das erste Konstitutionsfest in Sachsen; Vaterunser des 19 Jahrhunderts; die Anarchie; Stimmung der Gegenwart; Europas Charfreitag; das Weltgericht und mehrere andere nicht minder zeitgemäße und treffende Dichtungen, über die wir, des beschränkten Raumes wegen, leider nicht in nähere Erörterungen eintreten können. Begnügen wir uns zu sagen, daß der darin herrschende Sinn ein reines, patriotisches Gemüth, einen richtig auffassenden Geist und ein schönes Talent beurkundet, dem wir Gedeihen und Blüte, in vollkommener Freiheit und Selbstständigkeit, von Herzen anwünschen.

Abhandlung über Eisenbahnen und Dampftransporte hinsichtlich des Nutzens, der Ausführbarkeit und der Schwierigkeiten dieser Unternehmungen, nebst einer Denkschrift an den hohen Bundestag über eine deutsche Eisenbahn- und Dampfwagen-Verbindung, in Uebereinstimmung mit dem deutschen Zoll-Verbande, von F. W. Schmitz. Leipzig, 1834. A. Fest'sche Verlags-Buchhandlung. In 12. von 168 Seiten.

In einer Zeit, wo die öffentliche Aufmerksamkeit so theilnehmend mit der wichtigen Angelegenheit der Eisenbahnen und Dampf-Transporte sich beschäftigt, kann eine, mit vollkommener Sachkenntniß und richtiger Umsicht über einen so wichtigen und interessanten Gegenstand verfaßte Abhandlung, keine andere als günstige Aufnahme finden. Fügen wir noch hinzu, daß vorliegende Schrift in diesem Betreff Alles umfaßt, was wirklich beachtungswerth genannt werden kann.

Sie enthält: 1. Einwendungen gegen Eisenbahnen. — 2. Hauptgründe, welche für Eisenbahnen sprechen. — 3. Grundsätze, welche bei Unternehmung von Eisenbahnen zu beachten sind. — 4. Von dem Baue der Eisenbahnen. — 5. Vervollkommnung derselben. — 6. Leistungen des Dampfwagens. — 7. Ueber die nothwendigsten und vortheilhaftesten Eisenbahnen. — 8. Von dem Vereinswesen für Gewerbe und Handel. — 9. Von dem Kreditwesen für Gewerbe und Handel. — 10. Von den Kapitalien für Anlegung von Eisenbahnen. — 11. Ertrag- und Kosten-Berechnung. — 12. Nachrichten über Eisenbahn-Unternehmungen. — Schluß. — Denkschrift an den hohen Bundestag, über eine deutsche Eisenbahn- und Dampfwagen-Verbindung.

Alle diese einzelnen Paragraphen sind gründlich und befriedigend behandelt. Verfasser ist darin in Erwägungen, Einwürfe und Widerlegungen eingetreten, welche beweisen, wie tief und vielseitig er den Gegenstand studiert. Es sind hier nicht mehr leere Voraussetzungen, theoretische Spekulationen, sondern schlagende Folgerungen, überzeugende Beweise, deren

Richtigkeit und Zulänglichkeit selbst der Befangenste zugestehen muß.

„Die verschiedenen Ansichten zu beleuchten und zu berichtigen," sagt der Verfasser in seinem kurzen Vorworte, „um den aufrichtigen Beförderern der dem Emporstreben des Menschen in so hohem Grade entsprechenden Eisenbahnen und Dampfmaschinen vergebliche Bemühungen und Mißgriffe zu ersparen, ist der Zweck dieser Abhandlung. Statt leidenschaftlicher Anpreisung oder Erschwerung der fraglichen Verbesserungen, suchen wir durch ruhige Prüfung und klare Berechnung die Wahrheit zu ergründen und darzustellen."

Die bis jetzt in Deutschland vorhandenen oder unverweilt zu erbauenden Eisenbahnen sind, nach des Verfassers Angabe folgende: Die zwischen Budweis und Linz, zur Verbindung der Donau mit der Moldau. Eine Privatgesellschaft in Wien beabsichtigt, sagt man, Eisenbahnen von der Hauptstadt des österreichischen Reiches nach den am meisten besuchten Orten in ihrer Umgegend anzulegen. Eine Eisenbahn, die man zwischen Prag und Pilsen, mit einem Aufwand von 300,000 Gulden, erbauet, ist wieder eingegangen. Eine solche zwischen Nürnberg und Fürth scheint nächstens zu Stande kommen zu sollen. Es wird diese Strecke täglich im Durchschnitt von 1678 Personen und 266 Fuhrwerken, mit 500 Pferden bespannt, bereiset. Eine Eisenbahn zwischen Köln und preußisch Minden, zur Verbindung der Weser mit dem Rhein, ist schon vor einigen Jahren entworfen. Die Kosten werden 60,000 bis 75,000 Thlr. für die Meile, mit Inbegriff der Land-Ent-

schädigung, betragen. Auch zwischen Elberfeld und Düsseldorf soll eine solche Bahn angelegt werden; eben so zwischen Hamburg, Bremen, Hannover und Braunschweig, deren Gesammtlänge 50 Meilen (83 geogr. Stunden) betragen würde. Ueber viel andere in Deutschland beabsichtigte Eisenbahnen sind die wahrscheinlichen Resultate noch nicht ermittelt oder veröffentlicht worden.

Bilder-Magazin für allgemeine Weltkunde. Oder Abbildungen merkwürdiger Gegenden, Städte, Häfen, Paläste, öffentlicher Gebäude, Denk- und Grabmäler, Schlösser, Ruinen, Kirchen, Plätze, Brücken und anderer Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst. Nebst „einer ausführlichen Beschreibung derselben," und mit Nachrichten von den neuesten Entdeckungen ausgezeichneter Reisenden; Darstellungen der Lebensweise und Gebräuche verschiedener Völker und Forschungen über die wunderbarsten Schöpfungen der Thier- und Pflanzenwelt. In monatlichen Heften. Subskriptionspreis 12 Groschen. Leipzig, 1834. Harrlebens Verlags-Expedition.

Auf die ziemlich verschrienen „Pfennigs-Magazine" folgen jetzt würdigere, gediegenere literarische und artistische Unternehmungen, für die mittleren und höheren Stände bestimmt, und auf eine Weise ausgestattet, die denen, von welchen sie ausgehen, wie denen, für die sie bestimmt sind, zur Ehre gereichen. Das „Bilder-Magazin für allgemeine Weltkunde" ist eine der befriedigendsten Erscheinungen dieser Art. Die Schönheit der typographischen Aus-

stattung und die Pracht der beigefügten Stahlstiche, beweisen, daß Hartleben's Verlags-Expedition in Leipzig ein großes Unternehmen mit eben so vielem Eifer als mit Erfolg in Ausführung zu bringen versteht. Jedes Heft des Bilder-Magazins enthält drei Bogen Text, und eben so viele Stahl- oder Kupferplatten, mit 6 bis 9 Abbildungen.

Der Inhalt der uns bis jetzt zugekommenen Hefte ist folgender: Erstes Heft. No. 1. Eine gutgeschriebene Einleitung, kräftig und gedrängt andeutend, was die Unternehmung zu leisten beabsichtigt. London, wie es war und ist. Die Börse in Paris. Stahlplatten: London von der Waterloobrücke gesehen. Das Börsegebäude in Paris. Das Innere der Börse. — No. 2. Bilder aus Ostindien. Lissabon. London (Beschluß). Streifereien in Chili. Patras. Stahlstiche: Lissabon von dem Hügel der Kapelle da Nossa Senhara da Monte, und Lissabon von Almada aus gesehen. — No. 3. Skizzen aus England, von Adrian. Florenz. Gegend bei Feldkirch, im Vorarlberg. Die Hängebrücke bei den elisäischen Feldern in Paris. Ueber die im Jupitertempel zu Olympia entdeckten Skulpturreste. Stahlplatten: Gegend bei Feldkirch. Hängebrücke zu Paris. Florenz.

Zweites Heft. No. 4. Die Ruinen von Balbek, von M. Wertheim (Herausgeber des Bilder-Magazins) mitgetheilt. Brasilien. Rio-Janeiro. Aussicht von Corcovado. Einiges über Lissabon, von Josephine Dietrich. Miszellen. Kupfer: Rio-Janeiro. Aussicht von Corcovado über die Bai von Rio-Janeiro. — No. 5. Streifereien in Chili (Beschluß). Die borromäischen Inseln, mit einem Stahlstich von

Isola-Bella. Der Regentspark, mit einem Stahlstich der Cornwall-Terrasse. Das Coliseum in London, mit einem Stahlstich. — No. 6. Bilder und Skizzen aus Ostindien. Neue Folge. Von Josephine Dietrich. Allerlei aus der Havannah. Sapienza und der Hafen von Modon, mit einer Ansicht. — Napoli di Romania, mit einem Kupfer. Miszellen. Literarische Notiz.

Drittes Heft. No. 7. Die neuesten Stimmen über das spanische Land und Volk. Bilder und Skizzen aus Ostindien. Dritte Folge. Von dem Herausgeber. Oporto, nebst zwei Stahlstichen. Nachrichten von den europäischen und aussereuropäischen Gesellschaften. Miszelle. — No. 8. John James Audubon. Das Anzascathal in Piemont. Die geographische Verbreitung des Papageiengeschlechts. Bordeaux, mit einer Stahlplatte. Edinburgh, Hauptstadt von Schottland, mit einer Ansicht. Einige Bemerkungen über Griechenland, ꝛc. Geographischer Verein in Bombay. Nekrolog berühmter Reisenden. Ansicht des italienischen Operntheaters in Paris. No. 9. Reise durch die Pampas nach Potosi. Einfahrt in den Hafen von Monembrasi, mit der Ansicht desselben. Mistra, nebst einem Kupfer. Angaben und Bemerkungen über Labordes Reise in Arabien.

Archiv für Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben. Zweiter Band. Braunschweig 1834. Bei Oehme und Müller. Erste bis vierte Lieferung.

Dies gleichfalls literarisch-artistische Unternehmen, das dem vorangezeigten zur Seite gestellt zu

werden verdient, unterscheidet sich jedoch dadurch von demselben, daß es nicht mit Stahl- oder Kupferplatten, sondern mit Lithographien geschmückt ist, die in Betreff der Schönheit ihrer Ausführung nichts zu wünschen übrig lassen.

Der in Rede stehenden Zeitschrift Tendenz ist angenehme, nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung, für das jugendliche Gemüth sowohl, wie für den gereifteren Verstand. Vor Allem wird sie in's praktische Leben einzugreifen suchen, und von wahrem Nutzen sein. Ihr Herausgeber ist F. W. Lindner. Der Preis ist sehr billig. Der Jahrgang, aus 12 Lieferungen bestehend, mit 150 hübschen Abbildungen in Stein, und auf besonderen Blättern, kostet 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 Kr. rhein. Mit dem letzten Hefte wird ein zierlicher Umschlag und das Inhalts-Verzeichniß geliefert. Durchaus alle Aufsätze beziehen sich auf beigefügte Abbildungen. Deuten wir nur die vorzüglichsten derselben an: Erste Lieferung: Mazeppa, der Taumellolch, die Telegraphen, die fliegende Artillerie, das Eismeer des Mont-Blanc, deutsche Weihen (Vögel), der Ameisenbär, Miszellen. — Zweite Lieferung: Fagende Kirgisen, die Marmorhöle im Rübenlande am Harz, Mazeppa (Schluß), das Nashorn, deutsche Giftpflanzen, der Schwefel. — Dritte Lieferung: Die Lauine, römische Fahnenträger, die Terniten, Greenwich-Hospital, der Gasbeleuchtungs-Apparat, der Gott Budha, die Sago-Palme, Miszellen. — Vierte Lieferung: Die Sago-Palme (Beschluß), die Jagd des Cuguar oder der Unze, Interlachen am

Brienzer-See, Gustav Adolph, ausländische Wolfsmilch-Arten, Miszellen.

Das Geheimniß der Farben, oder einfache Erklärung der Ursache der Verschiedenheit der Farben und der darauf Bezug habenden Natur-Erscheinungen, von F. W. Schmitz. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. Ein Blatt in Royal-Folio. Leipzig 1834. Verlag der Festschen Buchhandlung.

Es ist viel Interesse in dieser Abhandlung, obschon wir allen Folgerungen derselben nicht unbedingt beistimmen möchten. „Man hat die siebenfache Verschiedenheit der Farben dadurch zu erklären gesucht," sagt der Verfasser, „daß die Körper, in sieben unterschiedenen Stufen, mehr oder weniger Licht reflektiren sollten, und gibt für diese Verschiedenheit die Ursache an, daß die Körper auf sieben verschiedene Weisen zusammengesetzt seien. Diese Ursach ist aber nicht richtig. Es soll hier nachgewiesen werden, daß die ganze Verschiedenheit der Farben einzig in dem Stande der Atmosphäre, und in der Zunahme oder Verminderung ihres Druckes ligt, und daß niemals Licht emittirt wird, oder durch Reflexion oder Undulation, beide irrig erdachte und im Weltraume unmögliche Erscheinungen, hervorgebracht werden kann; so wie, daß kein von der Atmosphäre ausgehender Lichtstoff in der Natur vorhanden ist, und jede Licht-Erscheinung nur eine Bewegung, gleich wie der Schall eine Erschütterung der Atmosphäre ist."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Verfasser in allen seinen Erörterungen folgen. Ihm

nach iſt bei dem Menſchen Alles Gefühl. Er fühlt mit den Händen, fühlt (riecht) mit der Naſe, fühlt (hört) mit den Ohren, fühlt (ſieht) mit den Augen, fühlt (ſchmeckt) mit der Zunge. — Verſchlingung oder Einſaugung der Wärme von einem Körper, der kälter als die Atmosphäre iſt, erzeugt die weiße Farbe, Wärme-Ausſtrömung eines Körpers dagegen die blaue. Gleichzeitige Ein- und Ausſtrömung der Wärme veranlaßt das Entſtehen der gelben Farbe. Stehende Fülle der Wärme beurkundet ſich durch grün. Roth iſt die langſame, aber gleichmäßige Ausſtrömung und Einſaugung der Wärme. Schwarz iſt die vollendete Auflöſung. Das harte Blau ſpiegelt die Fülle der Wärme; das harte Weiß die Wärmeleere oder Kälte.

Herr Schmitz macht dieſe Erklärungen auf Menſchen, Thiere, Pflanzen, ꝛc. anwendbar, eben ſo auf die verſchiedenen Natur-Phänomene und die atmoſphäriſchen Erſcheinungen. Seine Abhandlung iſt überhaupt ſehr lehrreich, obſchon es zu wünſchen wäre, daß man ſie in einem etwas mehr populären Styl verfaßt hätte.

Mannigfaltigkeiten.

Britische Niederlassung auf der Ost-Falkland-Insel.

Die britische Niederlassung auf der durch ihre Lage in Nähe der Magellan-Straße und der südlichen Spitze Patagoniens für den Handel im stillen Meere äusserst wichtige Insel Ost-Falkland, scheint bestimmt, bald eine größere Ausdehnung zu gewinnen, und der Keim einer englischen Kolonie am Südende Amerikas zu werden. Aus diesem Grunde halten wir es für nützlich, einige Worte zu sagen über die auch unter dem Namen Maluinen bekannte Inselgruppe, zu welcher Ost- und West-Falkland gehören.

Das Klima dieser beiden Eilande ist im Durchschnitt gemäßigt. Ihr mittler Wärmestand (sie ligen unterm 51. Grade südlicher Breite) ist 2 Grad unterm Gefrierpunkt in den strengsten Wintern, und ihre größte Hitze 19 Grad Réaumür. Dagegen ist die Witterung sehr veränderlich, vorzüglich im Winter. Der Schnee bleibt nur auf den Bergen ligen, und schmilzt in den Thälern und Ebenen beinahe eben so schnell, als er gefallen ist. Der gewöhnlichste Wind im Sommer wehet aus Nordwest, und im Winter aus Südwest.

Der Boden auf Ost-Falkland scheint fruchtbar und zum Anbau sehr geeignet. Er besteht aus einer 6 bis 8 Zoll dicken schwarzen Erdschicht, worunter man Thon oder Kieselsteine findet. Der dort gewonnene Waizen und Hanf ist von bester Qualität. Auch die dortigen Kartoffeln, Rüben, Kohlarten ꝛc. gehören zu den besten Arten, und gedeihen in großer Menge. Dagegen scheinen Fruchtbäume nicht gut fortzukommen. Auch andere Bäume gedeihen nicht, doch kann man sich mit Leichtigkeit Bau- und Brennholz aus

den Gegenden längs der Magellan-Straße verschaffen, wo es in Ueberfluß vorhanden ist.

Der nördliche Theil von Ost-Falkland ist ein wenig gebirgig. Ihr höchster Gipfel wird St. Simonberg genannt, und ist unweit der neuen britischen Ansiedelung, in der Berkley bucht. Die höchsten Punkte aller dieser Berge sind mit großen Steinblöcken bedeckt, die hierher geschwemmt zu sein scheinen, und am westlichen Abhange gewissermaßen Steinflüsse bilden, indem sie da in langen Linien übereinander gehäuft sind. Es gibt zwischen ihnen noch viele, jedoch nicht besonders große Seen oder Teiche, die alle mit süßem Wasser angefüllt sind. Sie sind im Allgemeinen nicht über einen bis zwei Fuß tief. Das fruchtbare Land erstreckt sich von den Bergen bis zum Meere, auf eine Ausdehnung von 2 bis 5 Stunden. Ueberall findet man vortreffliches süßes Wasser, weshalb man in den Thalgründen eine sehr üppige Vegetation bemerkt.

Es gibt auf den beiden Falklands-Inseln so viel wildes Rindvieh, daß die Zahl der Kolcnisten bedeutend werden müßte, ehe man von jenem eine Verminderung verspüren könnte. Auf der Nordseite von Ost-Falkland sind auch wilde Schweine. Kaninchen gibt es überall, eben so Füchse, Gänse und anderes Geflügel in großer Menge. An Fischen ist Ueberfluß. Man fängt an beiden Inseln auch Robben, Seelöwen und Seeelephanten, nebst vielen schwarzen Wallfischen, weshalb seit 1826 viele amerikanische, englische und französische Wallfischfänger hier anlegen.

Ost-Falkland ist auf eine sonderbare Weise vom Meere zerrissen, und hat mehrere sehr gute Hafen, worin Schiffe von jeder Größe mit voller Sicherheit vor Anker gehen können. Die Berkleybucht, wo die englische Kolonie sich befindet, ist von allen die bequemste, und die am leichtesten zugängliche. Schon früher hatten die Briten eine Niederlassung auf der westlichen Insel, im Egmonts-Hafen, die jedoch

1770 von den Spaniern zerstört wurde. West-Falkland ist 110 Stunden von der Magellan-Straße entfernt. Der Berkleyhafen ist noch 17 Stunden weiter östlich. Die ganze Gruppe besteht aus zwei großen Inseln von etwa 220 Geviertstunden Oberfläche, und aus 96 kleinern Eilanden, welche die ersten umschließen.

Phönizischer Ursprung der Bewohner Irlands und des Fürstenthums Wales.

Unter dem Titel: „The Gael or Cymbri," hat Sir W. Betham ein Werk von hohem geschichtlichen Interesse bekannt gemacht. Dieses gelehrten Alterthumsforschers Arbeiten haben vor Allem den Zweck, zu beweisen, daß die Celtae, Gael oder Gallier zu Cäsars Zeiten, und die Scoti oder irischen Briten Zweige eines und desselben Volkes waren, und ursprünglich von den Phöniziern abstammten. Nach der alten Volkssage wurde, wie man weiß, Karthago von diesem Volke gebauet, und Plautus hat uns ein Schauspiel hinterlassen, betitelt „Pönulus, oder die Karthaginienser," worin Hanno, eine ausgezeichnete Person dieses Landes, in einer der Szenen in karthaginiensischer oder punischer Sprache redet. Ausserordentlich bemerkenswerth ist es nun jedenfalls, daß die von ihm gesprochenen, bis zu uns gelangten Worte, beinahe Wort für Wort gleichlautend mit dem Gaelischen oder Irischen sind. Einige Beispiele mögen das beweisen.

Punisch: Laech la chanaim liminichot.
Irisch: *Luach le cheannaghim liom mioch.*
Ich will um keinen Preis meine Kinder zurückkaufen.
Punisch: Palum erga dechta.
Irisch: *Ba lion earga de acta.*
Ich werde mich des Himmels Bestimmung unterwerfen.
Punisch: Gan Hebel Balsameni ar a san.
Irisch. *Guna bil Bal-samenarar a san.*
O, daß Gott Bal Saman sie begünstige.

Diese Zusammenstellungen, und viele andere, scheinen dem Verfasser Beweise, daß Gälen und Phönizier ein und

dasselbe Volk seien. Es wird ihm übrigens zu beweisen nicht schwer, daß die kühnen Seefahrer, die das Vorgebirg umschifft, welches zweitausend Jahre später von den Portugiesen „Vorgebirg der guten Hoffnung“ genannt wurde, wohl in den britischen Inseln gelandet und sie kolonisirt haben konnte, um so mehr, da eine solche Reise bei weitem nicht die Gefahren und Beschwerlichkeiten der erstern darbot.

Die phönizischen Götter und die der Gaelen oder Kelten waren dieselben. Ihre Namen und Attribute lassen sich durch die irländischen Herleitungen leicht erklären. Z. B. Baal, auch Grian, Apoll, genannt. Die zweite Benennung ist übereinstimmend mit einem griechischen Worte, welches bedeutet: „mit langen Haaren,“ und die Sonnenstrahlen versinnlicht. Die Römer bedienten sich des keltischen Wortes, und errichteten dem Apollo Grannus (Griannai im Gaelischen bedeutet: der lange Haare hat) Altäre. Taramis oder Taran, der Donner-Gebieter, der König der Götter, auch Moloch, wird von Phöniciern wie von Irländern Molt genannt, was Feuer bedeutet. Teutates, der Merkur Teutates des Livius, auf Irisch Dia-Talt, ist der Handelsgott. Haesus, im Phönicischen und Keltischen Hizzus, ist der Kriegsgott. Man nannte ihn auch Camolus, Herr oder Regierer, und Cam, im Gaelischen, bezeichnet mächtig, all dagegen Waffe.

Sir W. Betham deutet folgendergestalt die Abstammung der Irländer und der Bewohner von Wales (Gaelen) von den Cymbrys an: Die Kimbern von Jütland, Bewohner des kimbrischen Chersones, waren der eigentliche Stamm der Kimbern, die Gallien überschwemmten, und die von Marius im Jahr 103 vor unserer Zeitrechnung geschlagen wurden, wie der jener kaledonischen Kimbern, die zuerst die britischen Inseln bevölkerten, und die in der Folge Pikten genannt wurden. Von diesen letzten stammen die Welschen (Kymrys), die Kornischen (Bewohner von Kornwallis) und die armorikanischen Briten ab. Nichts beweiset übrigens besser die Nicht-

übereinstimmung der Kymrys mit den Gaelen, als die radikale, wohl bekannte Verschiedenheit zwischen der welschen und irischen Sprache.

Zur Zeit der römischen Eroberung, unter Zäsar, gab es drei durchaus verschiedene Völker in Britannien: die Gaelen, die Kymbri und die Belgae. Die ersten waren die Einwohner, welche die Römer bekämpften. Die zweiten waren jene Kaledonier, die Agricola später im Norden fand. Die dritten bildeten kleine, wenig zahlreiche festländische Kolonien, denen es an aller Macht gebrach. Die eingebornen Kaledonier Britanniens waren von den phönizisch-gaelischen Kolonisten zurückgedrängt, und von diesen Brit-Daoine (Briten), d. h. bemaltes Volk, genannt worden, woraus die Römer Picti machten. Nach dem Abzuge der Römer bemächtigten sie sich der Länder Wales und Kornwallis, bis sie ihrerseits, im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, aus Schottland vertrieben wurden.

Bewohner des stillen Meeres.

Aus einem Briefe des Missionärs Meerenhout, von Antwerpen, an den französischen Naturforscher Dessalines d'Orbigny, der vor einem Jahre von einer mehrjährigen Reise in Südamerika zurückgekommen, entnimmt man, daß der erste, der sich gegenwärtig zu Valpa-Raiso (Stadt von 18,000 Seelen), in der Republik Chile befindet, äusserst wichtige Entdeckung gemacht über die Bewohner des stillen Meeres, woraus sich ergibt, daß sie keinesweges, wie man bisher beinahe allgemein vorausgesetzt, von den Malayen abstammen, sondern daß sie Ueberreste eines großen, weit verbreiteten Volkes sind, welches das Festland bewohnte, das sich ehemals im stillen Meere von Amerika gegen Neuholland nnd Asien erstreckt, und das während einer großen Erdumwälzung, bis auf eine zahllose Menge größerer und kleinerer

Inſeln (vielleicht die höchſten Punkte jenes Erdtheils) untergegangen zu ſein ſcheint.

Wie dem auch ſei, bieten die religiöſen Ideen der Bewohner der meiſten dieſer Archipele dennoch äuſſerſt beachtungswerthe Umſtände dar, worunter beſonders die eines alleinigen höchſten Gottes ſich auszeichnet. Sie glauben an das Daſein ſieben verſchiedener Himmel, und fügen hinzu, daß nachdem Gott vergebens ſich bemühet, die verſchiedenen Elemente woraus ſie beſtehen, zu vereinigen, um unſere Erde zu bilden, er ſie mit der rechten Hand von ſich geſchleudert. Theilen wir dieſe Stelle ihrer Glaubens-Artikel in der Urſprache und in wörtlicher Ueberſetzung (nach Meerenhout) mit:

Ete tüma (die feſten Stoffe des Erdkerns), ete papa (die Steine), ete one (der Sand) o o (ſind wir). Otoi na mai pohia tei fanua (kommet, die ihr dieſe neue Erde bilden ſollet). Pohia (er drückt ſie), popohia (er drückt ſie abermals), akta ia e farire (aber die Stoffe wollen ſich nicht vermiſchen), toro o hita te rai (wonach er mit der rechten Hand die ſieben Himmel ſchleudert), e pau mua (um davon die erſte Baſis zu bilden). Fanai ai te rai (und das Licht war geſchaffen), pau muri (die Finſterniß war verſchwunden), mataiva e pau roto pau ahai te pautia (Alles war klar und das Innere der Welt erleuchtet; Gott war entzückt beim Anblick der Unendlichkeit). Ete pau noho (beendet war die Unbeweglichkeit), franaut te ori (die Bewegung war geſchaffen), e pau va arere (der Botendienſt war zu Ende), ete va ore raieo (der Rednerdienſt ebenfalls), e faa ite tumu (die feſten Stoffe ſind gelegt), e faa ite papa (die Steine ſind gelegt), e faa one (der Sand iſt gelegt), fa opia rai (die Himmel umſchließen ſie), a toto te rai (die Himmel haben ſich erhoben), ia hoho nu (das Meer iſt in ſeinen Tiefen), e pau fanua nahoau (und des Weltalls Schöpfung iſt vollendet).

Inhalt des neunten Theiles.

Seite

Der dramatischen Kunst befremdende Regeln und Eigenthümlichkeiten bei den Hindus. (Erster Artikel.) 3

Don Pedro's Regierungs-Verfahren in Portugal und das päbstliche Manifest gegen dasselbe 27

Fortschritte und Entwickelung der Philosophie und metaphysischen Wissenschaften, seit Anfang des 19. Jahrhunderts. (Erste Erörterung.) 43

Vertheilung und Phänomene der drei Naturreiche auf dem Boden Großbritanniens. (Erste Erörterung.) 62

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich. 73

Glänzende Feier des Neujahrs-Festes in dem heutigen Persien 98

Zweite britische Handels-Expedition längs den Küsten Chinas 110

Minister Ancillon als Philosoph 125

Ausserordentliche britische Gerichtsverhandlungen und tragische Ereignisse 137

Der Norden Europas, in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. (Letzter Artikel.) 149

Einfluß der Farben auf die Einsaugung und Ausfließung der Wärme, wie auf die Thau-Erzeugung 170

Erfindung eines neuen astronomischen Systems, zur größten Ehre des 19. Jahrhunderts 177

Die öffentliche Wasservertheilung in London und Paris, und die damit verbundenen Ausgaben 182

Kampf zwischen den Katholiken und Protestanten in Irland 201

Kleine Gedankengemälde 220

Kritische Revüe 222

Mannigfaltigkeiten:

Britische Niederlassung auf der Ost-Falkland-Insel 234

Phönizischer Ursprung der Bewohner Irlands und des Fürstenthums Wales 236

Bewohner des stillen Meeres 238

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Zehnter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Vierter Band, zehnter bis zwölfter Theil.

Zehnter Theil.

Aarau 1834.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Ersteigung des Gipfels eines der berühmtesten Vulkane Amerika's.

Vor Kurzem hat der französische Gesandschafts-Sekretär Gros, der sich zu Mexiko aufhält, in Gesellschaft des preußischen General-Konsuls von Gerolt, und zwei anderer Personen, den berühmten Feuerberg Popokatepetl ersteigen. In einem ausführlichen Schreiben, an einen seiner Freunde in Europa, äussert er sich darüber folgendermaßen:

Das Thal, worin Mexiko ligt, eine der malerischsten Gegenden auf der ganzen Erde, wird gegen Ostsüdost von einer Bergkette begränzt, über die sich zwei Vulkane erheben, die unter den indischen Namen Iztakiuhatl und Popokatepetl bekannt sind.

Ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel ragen, der eine 16,000, der andere beinahe 18,000 Fuß über die Meeresfläche empor. Der erste, Mexiko zunächst befindliche, zeigt einen unregelmäßig zerklüfteten Grat, der sich von Nordwest nach Südost zieht. Der zweite ist ein vollkommener Spitzberg. Er hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Aetna, nur daß seine Grundpfeiler nicht, wie die des letzten, auf einer wagerechten Ebene ruhen.

Der Popokatepetl befindet sich am Rande der großen Hochebene der Kordillera. Auf der einen Seite, gegen Nordwest, wird er von Tannenwaldung umschlossen,

die bis in das Thalgelände reicht, und deren letzte Bäume in Korn-, Mais- und anderen Feldern zerstreuet sind, die bis zu dieser Höhe reichen. Gegen Südwest erstrecken sich die Wälder, deren Beschaffenheit sehr abwechselnd ist, noch viel weiter. Unter ihnen erblickt man Zucker- und Kaktuspflanzungen, überhaupt die ganze reiche, sonderbare Vegetation der Wendekreise.

Geht man aus von der vulkanischen Sandwüste, einige Schritte oberhalb der Vegetations-Linie, und begibt man sich in grader Richtung nach dem Kuautla-Amilpas-Thal, kann man in wenigen Stunden alle Himmelsstriche durcheilen, und alle Gewächse sehen, die zwischen dem Pol und dem Aequator wachsen.

Es ergibt sich aus diesem Umstande, daß der auf der Südostseite befindliche Schnee zu gewissen Zeiten den Einfluß der warmen Luftschichten erleiden muß, die sich fast beständig aus dem Kuautlathal erheben. Der Schnee schmilzt also zum Theil in der trockenen Jahreszeit auf dieser Seite, während die nördliche immer davon bedeckt bleibt, auf der sogar die letzten Schneefelder bis in die Tannen-Waldung reichen. Dagegen ereignet es sich nicht selten, daß die Lawa- und Porphyr-Schichten des Berges auf der Südseite, beinahe bis zu dessen Gipfel, von ihrer Winterdecke entblößt werden.

Auf dieser Seite ist folglich die Ersteigung seines Gipfels, des höchsten Punktes Nordamerikas, allein möglich, und hier auch habe ich sie in diesem Jahre mit Glück unternommen, nachdem voriges Jahr alle meine Versuche fehlgeschlagen waren.

Du weißt, wie unglücklich meine erste Reise auf diesem Feuerberge ausgefallen. Mein Begleiter, Geroldt, und ich, wurden von einem jener Unwetter der Wendekreise überfallen, wovon man sich in Europa keinen Begriff machen kann. Wir sahen uns genöthigt, die Nacht unter den letzten Tannen, am Rande des vulkanischen Sandes, zuzubringen. Um uns gegen Schnee, Regen und Hagel zu schirmen, hatten wir nichts, als ein über einen zur Hälfte entwurzelten Baum geworfenes Leintuch, das wir mit Stricken daran befestigt. Bei alledem mußten wir uns noch glücklich schätzen, es mit unsern übrigen Sachen gewissermaßen zufällig mitgenommen zu haben, da es uns jetzt so nützlich wurde.

Wahrscheinlich hast Du noch nicht vergessen, daß das Gewitter zugleich über und unter uns tobte, indem die Blitze wagerecht an uns vorüberzischten, was einen so peinlichen Eindruck auf meinen Reisegefährten machte, daß wir nach sechsstündigem fruchtlosem Umherirren im Schnee, nachdem unsere Führer uns verlassen, von einer von dem Zurückprallen der Sonnenstrahlen erzeugten Blindheit befallen wurden, die mehrere Tage dauerte; daß unsere Ermüdung bis auf den Tod, die Verletzung welche wir als einziges Ergebniß von unserm Unternehmen gewonnen; daß die gänzliche Erschöpfung aller unserer Kräfte uns endlich zwang, von unserm Vorhaben abzustehen, obgleich wir nur noch 1200 bis 1300 Fuß senkrecht unter dem Gipfel uns befanden.

Diesmal habe ich von alledem nichts zu berichten; vielmehr haben die glücklichsten Umstände unser Unternehmen begünstigt, und es vollkommen gelingen

lassen. Wir haben die voriges Jahr gemachte Erfahrung benutzt, und den 29. April 1834, um 2 Uhr 37 Minuten Nachmittags, habe ich auf dem höchsten Gipfel der mexikanischen Anden eine Fahne aufgepflanzt, die meines Wissens noch nie höher gewehet hat.

Schon in den ersten Apriltagen waren unsere Vorbereitungen beendet. Wir waren mit Barometern, mit einem Minirer-Kompas, in Ermangelung des zum Transporte auf einen hohen Berg zu schweren Höhenmessers (Theodolits), und mit einigen Thermometern versehen, so wie mit einer kleinen Dampfkugel (Eolipile) von Breuzin, zum Wasserkochen, einem guten Fernrohr, und einem Feuchtigkeitsmesser (Hygrometer) mit Aetherdunst.

Alle diese Instrumente waren mit denen verglichen, welche in Mexiko General Don Juan de Orbegozo und Don Joaquim Velasquez de Leon, Professor der Physik, besitzen, damit es nach unserer Rückkehr möglich sein könne, mit Genauigkeit die Ergebnisse der Experimente zu berechnen, welche zu gleicher Zeit zu Mexiko von den Obgenannten, und von uns auf unserer Reise gemacht worden.

Ich hatte auch ein Zelt machen lassen, worunter wir dem Sturme Trotz bieten konnten. Wir nahmen Beile, Sägen, Stricke und mit Eisen beschlagene Bambusstöcke mit uns. Der meinige war 15 Fuß lang. Ich hatte ihn bestimmt, als Fahnenstiel auf dem Berge zu bleiben, doch sagte ich meinen Reise-Gefährten nichts davon. Unser Vorhaben konnte fehlschlagen, und ich mochte die Bärenhaut nicht früher verkaufen, als bis ich sie hatte.

Den 15. April Morgens begannen wir unsere Reise. Die Karavane bestand aus meinem Freunde Gerolt und mich, vier mexikanischen Bedienten und drei Dragonern zur Bedeckung. Wir hatten jeder ein Beipferd und zwei beladene Maulthiere. Am zweiten Tage gelangten wir nach Zukualpam-Amilpas, wo der britische Maler Egerton, der uns begleiten sollte, zu uns sties. Wir wollten hier so lange verweilen, bis vollkommen sichere Witterung unser Unternehmen begünstigen würde.

Unterdessen betrachtete ich mit angestrengter Aufmerksamkeit, mit Hilfe eines guten Fernrohrs, den Gipfel des Feuerberges, und zeichnete so genau als möglich die Felsen, die Schluchten und Lawa-Strömungen, welche auf dieser Seite sich befanden. Wir suchten sodann auf dem Papier, wo wir am besten hinanklimmen könnten, weil wir wußten, daß unsere Führer uns da verlassen würden, wo der ewige Schnee beginnt.

Ueberdem hatte nie ein Indier den ersten Schnee überschritten, und selbst, wenn die uns begleitenden uns auf demselben gefolgt wären, hätten wir sie doch nur zum Tragen unserer Instrumente gebrauchen können. Als Führer konnten sie uns nur im Walde nützlich sein.

Während ich solchergestalt durch mein Fernrohr den Gipfel des Vulkans so genau als möglich betrachtete, bemerkte ich ein wenig rechts von seinem höchsten Punkte, gewisse weiße Dünste, die von Zeit zu Zeit aus der Erde, bis zu einer Höhe von etwa 15 bis 20 Fuß, aufstiegen. Ich sah sie den ganzen Tag über, und am andern Morgen bis gegen 11 Uhr.

Meines Erachtens wurden sie durch den Vulkan selbst erzeugt, obgleich derselbe, als seit mehreren Jahrhunderten erloschen, betrachtet wird.

Meine Reise-Gefährten unterschieden sie auch sehr gut durch das Fernrohr, doch vermutheten sie, daß diese Dünste vielmehr von dem zwischen den Felsspalten schmelzenden Schnee herrühren dürften. Sie verschwanden später, weil wahrscheinlich der Wind sie nach einer andern Seite getrieben, und ich gesellte mich der Meinung meiner Freunde bei, obgleich, wie Du bald sehen wirst, meine Voraussetzung die richtigste gewesen war.

Endlich am 27. April machten wir uns zu des Berges Ersteigung auf den Weg, und kamen um 3 Uhr Nachmittags nach Ozumba. Wir schickten sogleich nach denselben Führern, die uns ein Jahr zuvor begleitet hatten. Es waren Indier aus dem hart am Fuße des Popokatepetl gelegenen Dorfe Atlaula. Wir wählten deren drei: Jose Maria Paez, dessen Bruder Salvador Paez, und ihren Oheim Mariano Dionisio Paez.

Mit Lebensmitteln für vier Tage versorgt, brachen wir Tags darauf, um 7 Uhr Morgens, auf, und klimmten mit unsern Pferden und Maulthieren bergan. Um 1 Uhr Nachmittags befanden wir uns zu La Vaqueria, auch Rancho de Zakapepelo genannt, einer wirklichen Alpen-Sennerei, wo die auf dem Berge weidenden Kühe einen Zufluchtsort finden, und die der letzte bewohnte Punkt auf dieser Seite ist.

Um 3 Uhr erreichten wir die Vegetations-Grenze, bis wohin noch ziemlich gangbare Fußwege führen, indem wir bis dahin nur einmal unserer Aexte uns

hatten bedienen müſſen. Du kennſt die Alpen, ich brauche Dir alſo nichts zu ſagen über die herrlichen Eichen-, Tannen- und Fichten-Wälder die wir zu durchwandern hatten. Sie gleichen ſich auf beiden Hemiſphären, nur daß wir in den mexikaniſchen ganze Schwärme Guapamaias oder grüne Papageien mit rothen Köpfen fanden, die weder im Chamounynoch im Grindelwaldthal einheimiſch ſind. Es gibt in dieſen Waldungen auch Löwen von einer kleinen Gattung, Jaguar's, Wölfe, Hirſche, Rehe, und eine große Menge wilder Katzen (gato montes); doch haben wir nicht ein einziges dieſer Thiere geſehen.

Je höher man ſteigt, um ſo kleiner und ſeltener werden die Tannen. In Nähe des über dem Walde beginnenden Sandes ſind ſie ganz verkrüppelt, und ihre Zweige kriechen längs dem Boden, wie wenn ſie da eine weniger dünne Luft ſuchen wollten.

Nach dieſen letzten Bäumen, wovon die meiſten ſchon entwurzelt und zur Hälfte verfault ſind, findet man nur noch eine Art Johannisbeer-Geſtrüpp, mit ſchwarzen Beeren bedeckt; ſodann von Zeit zu Zeit einige gelbliche Mosbüſchel, die im Halbkreiſe zwiſchen Bimſtein-, Lava- und Baſalt-Trümmern wachſen.

Endlich hört alle Vegetation auf, und ich habe ſelbſt keine Flechten mehr auf den Felſen bemerkt. Man beginnt zu fühlen, daß man ſich in einer Region befindet, die nicht mehr zum Aufenthalt des Menſchen beſtimmt iſt. Nur mit Mühe kann man Athem holen. Eine gewiſſe Traurigkeit, die demungeachtet einen unerklärlichen Reiz hat, bemächtigt ſich unſer. Es läßt ſich überhaupt ſchwer beſchreiben,

von welchen mannigfachen und gemischten Gefühlen man in dieser Einöde eigentlich befangen ist.

Von den letzten Bäumen, bis auf eine weite Strecke gegen den vulkanischen Spitzberg, die ungefähr ein Drittel desselben einnimmt, bemerkt man nichts als violetten Sand, der an einigen Stellen so fein ist, daß der Wind regelmäßige Streifen und Linien auf seiner Oberfläche gezeichnet.

Rothe Porphyr-Blöcke, die von des Berges Gipfel sich abgelöset, und die hier und da zerstreuet sind, unterbrechen in etwas der Sandwüste Einförmigkeit. Der Gipfel der vom Sande gebildeten Wellenschläge ist von einer ungeheuern Menge zerbröckelten gelblichen Bimsteins bedeckt, den der Wind hier aufgehäuft zu haben scheint.

Einige vulkanische Felsgrate durchschneiden vom Gipfel herab, mit schwärzlichen Porphyr- und Lavamassen, den Sand in verschiedenen Richtungen, wonach sie sich im Walde verlieren. Des Feuerberges höchster Theil ist ganz mit Schnee bedeckt, und dieser Schnee ist um so glänzender, da er sich auf einem dunkelblauen, beinahe schwarzen Himmel zeichnet. Man bemerkt einige Fährten von Wölfen und Jaguars auf dem Sande, in Nähe des letzten Gestrüpps.

„Wir bewunderten ziemlich lange dies zugleich traurige und merkwürdige Schauspiel, wonach wir in den Wald zurückkehrten, wo unser Zelt an demselben umgestürzten Baume aufgeschlagen wurde, an welchem wir ein Jahr früher eine so schreckliche Nacht zugebracht. Man zündete Feuer an, und während unsere Mosos Mahlzeit und Lagerstätte bereiteten, versuchten wir ein wenig höher zu steigen, um

unſere Lunge zu gewöhnen, in der ſo wenig für ſie beſtimmten Luft ſich auszudehnen.

Um 6 Uhr Abends trafen wir wieder bei den übrigen ein. Der Thermometer von Fahrenheit zeigte 50 Grad (+ 10° Réaumür). Der Barometer ſtand auf 19/120 (engliſche Zoll). Das Waſſer kochte mit 90° R. Die feuchte Zone des Hygrometers ſchien 36° und verſchwand mit 37° (2,78 R.) des innern Thermometers, während der äuſſere auf 50° ſtand. Nach Beendigung dieſer Experimente, trafen wir unſere Vorbereitungen für den andern Morgen. Während der Nacht hatten wir ziemlich von Kälte zu leiden.

Den 29. April, um 3 Uhr Morgens, beim ſchönſten Mondſchein, waren wir ſchon unterweges, gut warm gekleidet, Augen und Geſicht mit grünen Brillen und grünem Flor bedeckt. Meine Fahne diente mir als Gürtel. Wir waren in Allem ſieben Perſonen: unſere drei oben genannten Führer, mein Freund von Gerolt, k. preußiſcher General-Konſul in Mexiko, der britiſche Maler Egerton, ſein Diener, der Mexikaner Luciano Lopez, und endlich ich. Jeder von uns trug einen kleinen Sack, worin ſich etwas Brot und eine mit Zuckerwaſſer angefüllte Flaſche befand. Die Indier trugen unſere Inſtrumente und einige Lebensmittel.

Wir gingen ſehr langſam und ſahen uns genöthigt, alle 15 Schritt ſtehen zu bleiben, um Athem zu ſchöpfen. Das Zuckerwaſſer war mir unter dieſen Umſtänden ſehr nützlich. Denn gezwungen, immer mit offenem Munde zu athmen, wurde mein Schlund bald ſo trocken, daß ich heftiges Stechen darin verſpürte. Einige Tropfen Waſſer, die ich alle 5 Mi-

nuten hinunter träufeln lies, verhinderten den Schmerz, unerträglich zu werden. Wir schritten immer seitwärts im Zickzack hinan. Der Abhang war so steil, daß es zugleich sehr schwer und gefährlich gewesen sein würde, in grader Linie anzusteigen.

Wir befanden uns bereits in bedeutender Höhe, als die Sonne aufging, und wir Zeugen eines merkwürdigen Phänomens wurden, das man schon oft längs den Ufern des Rheins (auch auf dem Rigi, dem Pilatus, dem Nisen und andern vereinzelt stehenden Bergen der Schweiz) bemerkt. Der ganze Schatten nämlich des Feuerberges zeichnete sich in den Wolken, mit den schärfsten Umrissen und den lebhaftesten Farben. Es war ein ungeheurer düsterer Spitzberg, durch den wir die ganze umligende Gegend bis an des Gesichtskreises Saum erblickten, über den er sich weithin erhob, um sich in eine Dunstsäule zu beendigen, die sich von Mittag gegen Mitternacht bewegte. Die Spitze neigte sich sodann, und wurde immer durchsichtiger, je höher die Sonne stieg. Nach 2 oder 3 Minuten war jedoch Alles verschwunden.

Um 9 Uhr erreichten wir den berühmten Pico del Fraile *), über den wir im vorigen Jahre nicht hinaus gekonnt. Unsere damals mit Hammerschlägen eingegrabenen Namen waren noch unversehrt, nur daß die ersten gegen Westen gerichteten Buchstaben hellgelb geworden.

*) Es gibt auch in den Alpen einen Berg dieses Namens, zwischen dem Pedenosthal (Veltlin) und dem Ofenthal (Graubünden), berühmt durch seine Gletscher und die Scala di Fraile (oder Fraele). Sein Gipfel ist 11,760 Fuß hoch.

Dieſer Gipfel beſteht, wie ich Dir ſchon geſagt, aus einem Haufen röthlicher trachitiſcher Felſen, die von der Höhe des Vulkans herabgerollt zu ſein ſcheinen. Seine ſenkrechte Höhe iſt nicht über 80 bis 100 Fuß, und ſein Durchmeſſer beträgt 50 Fuß. Er beendet ſich ſcharf zugeſpitzt, und kann deutlich zu Mexiko geſehen werden.

Nur mit Mühe hatten unſere Führer ſich bewegen laſſen, bis hierher uns zu begleiten; nichts war nun aber im Stande, zur Fortſetzung der Reiſe ſie zu vermögen. Ich glaube nicht, daß ſie müder waren, als wir. Ohne Zweifel hielt ſie irgend eine abergläubige Furcht ab, weiter zu gehen. Jetzt vielleicht, nachdem ſie geſehen, daß einer ihrer Landsleute (Egerton's Diener) den Gipfel erſtiegen, und von dort wieder zurückgekehrt iſt, ohne von dem Feuerberg verſchlungen worden zu ſein, oder ohne mit Hörner und Schweif für ſeine Kühnheit belohnt zu werden, dürften ſie es wohl wagen, Reiſende bei einer neuen Erſteigung bis oben zu begleiten.

Unſer Marſch bis zum Pico war lang und beſchwerlich, doch keinesweges gefährlich geweſen. Wir hatten keinen Schnee gefunden, und hatten nicht, wie im verfloſſenen Jahre, mit Händen und Füßen mühſam die Felſen erklimmen müſſen. Die Bedrückung, welche ich verſpürte, war weniger ſtark, als ich beſorgt, und mein Puls ſchlug nur 120 Mal in einer Minute. Wir hatten Muth vollauf, Zeit genug vor und den klarſten Himmel über uns.

Unſerm Plane gemäß, verweilten wir auf dem Pico del Fraile, um neue Kräfte zu ſammeln, indem wir dort ein leichtes Frühſtück einnahmen. Ich

glaube, daß es auf solcher Höhe nicht gerathen sein würde, zu viel zu essen, oder starke geistige Getränke zu trinken, weil das Nerven-System auf eine unbegreifliche Weise aufgeregt ist. Wir genossen deshalb nur ein Stück Brot, ein wenig Hünerfleisch und ein Glas mit Wein geröthetes Wasser, worüber eine Stunde verging, nach welcher wir uns wieder auf den Weg machten.

Um 9 Uhr stand der Thermometer auf + 4° R. Der Barometer zeigte 16|472. Das Wasser kochte bei 82° R. Ich habe keine hygrometrische Beobachtung angestellt. Des Himmels Blau war noch dunkler, als Tags zuvor. Unglücklicherweise hatten wir kein Instrument, um seine Intensität zu messen.

Um 10 Uhr stiegen wir weiter hinan, jedoch ohne unsere Führer. Wir mußten ihnen die Instrumente abnehmen, und sie selbst tragen, was uns recht sauer wurde.

Man muß den Pico auf der rechten Seite umgehen. Von nun an wurden uns meine zu Zakualpam gemachten raschen Zeichnungen wirklich nützlich. Wenn man über den Fraile hinweg ist, findet man zu seiner Linken, oder vielmehr als Fortsetzung von ihm, einen Felsgrat, der von einer Masse ausgehet, die sich wie Schiefer zerblättert. Sie hat eine senkrechte Höhe von etwa 150 Fuß. Schnee bedeckt ihren Gipfel, und lange Eiszacken füllen ihre Spalten. Man kann auf dieser Seite nicht weiter vordringen.

Zur Rechten dagegen öffnet sich eine ziemlich tiefe Schlucht, die wir aus der Ferne für den Ueberrest eines Kraters gehalten. Sie erstreckt sich in grader Linie von dem Gipfel des Vulkans, bis zu den

ersten Bäumen, und ist von Basalt, Lawa und Porphyr durchschnitten. Hier und da erheben sich in ihrer ganzen Breite senkrecht abgerissene Felsen, und sehr beträchtliche Schneemassen, doch erkennt man leicht, daß man, mit einigen Umschweifen, am besten durch diese Schlucht den Vulkan ersteigen kann.

Wir begaben uns also in ihre Tiefe, und ohne uns aus dem Gesichte zu verlieren, nahm jeder von uns einen andern Weg. Gerolt wählte die Mitte. Ich marschierte zur Linken, am Fuße der mit dem Pico zusammenhängenden Felsmauer. Egerton und Lopez befanden sich zwischen uns. Ich hielt meinen Weg für den besten. Aber ich hatte mich geirrt. Zwanzigmal war ich auf dem Punkte, den Hals zu brechen, und mache ich die Reise noch einmal, werde ich gewiß den tiefsten Einschritt der Schlucht wählen.

Wenn wir auf unserm Wege Schnee fanden, stiegen wir mit viel größerer Leichtigkeit aufwärts. Er war nämlich vom Wind, vorzüglich aber von der Sonnenhitze, so durchfurcht, wie ein neubeackertes Feld, und da die Furchten gleichlaufend waren mit dem Horizont, dienten sie uns als Stufen. Im Sande und auf den Felsen dagegen mußte man sich sehr in Acht nehmen, weil jeder Fehltritt sehr gefährlich hätte werden können.

Um 12 Uhr hatten wir die obgedachten senkrechten Felsen umgangen, und ihren Gipfel erreicht. Von nun an fühlten wir unsere Kräfte bedeutend schwinden, und waren genöthigt, alle zehn Schritte eine lange Pause zu machen, um Athem zu holen, und der Blut-Umströmung zu vergönnen, sich ein wenig zu beruhigen.

Obgleich auf allen Seiten von Schnee umgeben, verspürten wir dennoch keine besondere Kälte, ausgenommen wenn wir tranken, oder wenn wir das Eis unserer Instrumente berührten. Man mußte sehr stark schreien, um in einer Entfernung von 20 Schritten gehört zu werden. Die Luft war auf dieser Höhe so dünn, daß ich mich vergebens bemühete, zu pfeifen, und daß Egerton nur mit größter Mühe einige Töne hervorbringen konnte auf einem kleinen Horn, das er mit sich genommen.

Um halb 3 Uhr hatte Gerolt zuerst den höchsten Punkt des Feuerberges erreicht. Er sprang vor Freude, und deutete mir an, daß er einen Abgrund unter sich habe. Sieben Minuten später war ich neben ihm. Wir standen auf dem höchsten Rande des Kraters. Alle Müdigkeit war wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Wir konnten ungehindert Athem holen. Das Schauspiel, welches ich vor Augen hatte, bemächtigte sich meiner ganz, und schien mir neues Leben zu verleihen. Ich befand mich in einem schwer zu beschreibenden Zustande der Ueberspannung, und sprang, wie vorher mein Freund, um Egerton, der noch einige schwierige Stellen zu erklimmen hatte, neuen Muth zu geben.

Der Krater ist ein ungeheurer beinahe zirkelrunder Abgrund, der auf der nördlichen Seite einen ziemlich starken Vorsprung, und auf der südlichen einige Ausschweifungen hat. Sein Umfang mag eine Stunde betragen, und seine senkrechte Tiefe zwischen 900 bis 1000 Fuß. Der Rand ist nicht wagerecht. Er senkt sich gegen Morgen so steil hinab, daß ein Unterschied

von 150 Fuß in der Höhe der beiden entgegengesetzten Punkte besteht.

Demungeachtet ist des Kraters Durchmesser so groß, und die Höhe, auf welcher er sich befindet, so beträchtlich, daß, von welchem Punkte der Ebene man den Feuerberg auch betrachten mag, dieser Rand immer als der höchste Gipfel sich darbietet. Ich zweifle indessen nicht, daß Jemand, der auf dem westlichen Abhang des Orizaba sich befände, mit Leichtigkeit, selbst mit unbewaffnetem Auge, des Kraters Oeffnung bemerken könnte, und zwar aus dem Grunde, weil wir genau über seinem unteren Grat dieses Berges westliche Seite erblickten.

Des Feuerschlundes Seitenwände sind steil abgerissen. Sie zeigen sehr bemerklich drei wagerechte Schichten, die fast in gleicher Entfernung senkrecht von drei langen schwarzen und grauen Linien durchschnitten sind. Der Grund ist ein von eingestürzten Felsbrocken (die unaufhörlich durch neue Einstürze vermehrt werden) gebildeter Trichter.

Des Kraters innerer Rand, besteht von der Oberfläche, bis zu einer Tiefe von 15 bis 20 Fuß, aus schwarzen, rothen und weislichen sehr dünnen Felsschichten, auf denen vulkanische Massen ruhen, die bestimmt sind, früher oder später in den Krater zu rollen. Seine Wände sind gelblich, und haben auf den ersten Blick Aehnlichkeit mit denen einer Gipsgrube. Grund und Abhang des Trichters sind mit unzähligen, sehr reinen Schwefelblöcken bedeckt.

Mitten aus diesem Abgrunde steigen, im Wirbel und mit großer Gewalt, weisse Dunstmassen empor, die auf der Hälfte der innern Höhe des Kraters in

der Luft zerfließen. Einige Oeffnungen am Abhange des Trichters, stoßen eben solche Dünste aus, die auch aus den sieben Hauptrissen hervordringen, welche sich zwischen den Schichten die des, Kraters Rand bilden, befinden. Diese letzten erheben sich bis zu einer Höhe von 15 bis 20 Fuß.

Die Grund-Oeffnungen sind rund, und von einem breiten Saum des reinsten Schwefels umschlossen. Kein Zweifel, daß diese mit so großer Heftigkeit hervorzischenden Dünste, eine große Menge empordringenden Schwefel mit sich fortreissen, wovon ein Theil auf den Steinen und am Rande der Röhren sich niederschlägt. Die Ausströmung des schwefelsauern Gases ist so beträchtlich, daß seine Einathmung sogar auf des Feuerberges Gipfel uns beschwerlich fiel.

Des Kraters äusserer Rand ist vom Schnee ganz entblößt, dagegen bemerkt man in seinem Innern, auf der von der Sonne nicht getroffenen Seite, eine ziemlich große Menge Eiszapfen, die bis zum Anfang der dritten Felsschicht reichen.

Des Vulkans höchster Gipfel ist eine kleine Fläche von 15 bis 20 Fuß im Durchmesser, auf der man denselben violetten Sand findet, der am Fuße des Spitzberges so häufig ist.

Du kannst dir leicht denken, wie imposant das Schauspiel, welches auf diesem Punkte sich uns darbot, sein mußte. Diese Lawa- und Porphyr-Massen, diese ungeheuern rothen und schwarzen Schlacken, diese sich wirbelnden Dunstsäulen, gegen welche seltsam geformte Eiszacken hinabragten, dieser Wechsel von Schwefel und Schnee, dies ganze so sonderbare Gemisch von Feuer und Eis, das wir auf einer

Höhe von 18,000 Fuß in der Atmosphäre fanden, hatte unserer Einbildungskraft einen ganz eigenen Schwung verliehen. Egerton behauptete, wir hätten des Teufels Schmiede-Werkstatt entdeckt. Gern hätten wir den ganzen Krater umkreiset; aber es fehlte uns dazu an Kraft und Zeit. Unser Fieber war vorüber, und wir mußten auf den Rückweg bedacht sein, um noch heute unser Zelt zu erreichen.

Um 3 Uhr stand der Thermometer auf + 4° R. Die feuchte Zone des Hygrometers erschien mit 34° (1,11 R.) und verschwand mit 33° (0° 56 R.) des innern Thermometers von Farenheit, während der äussere Thermometer 40° (4,44 R.) zeigte.

Es wollte uns nie gelingen unsere Weingeistlampe anzuzünden, und Wasser zum Kochen zu bringen, so stark wehete der Wind. Noch trauriger war es für uns, daß beim Umdrehen des Barometers, um das Queckſilber in der Kugel zu sammeln, Luft in die Röhre drang, so daß wir dieses Instruments, das uns jetzt nur ein unrichtiges Maß angedeutet haben würde, gar nicht bedienen konnten.

Liest du aufmerksam meine eben gegebene Beschreibung des Feuerberges, wirst du ohne Zweifel besonders von zwei Dingen betroffen werden. Das erste ist die sonderbare Einrichtung der den Dampf ausstoßenden Mündungen. Sie befinden sich auf dem Grunde und im Kreise am Rande des Kraters selbst, dergestalt, daß diese gelbliche tausend Fuß hohe, eine Stunde im Umfang begreifende Wand die Rauchfang-Röhren schützt, die bestimmt sind, den Dampf bis zu des Bodens höchster Oberfläche zu leiten. Das zweite

ist die aussergewöhnliche Farbe der innern Krater-Wände.

Alle Lawa-, Sand- und trachitischen Felsschichten, welche des Feuerberges Masse bilden, sind von derselben Beschaffenheit auf der Aussenseite, wie im Innern des Kraters. Indessen ist aussen Alles schwarz, violet und roth, während innen die schmutzig weisse und gelbliche Farbe vorherrschend bleibt.

Man muß also eine Zersetzung der vulkanischen Substanzen, durch das schwefelsaure Gas, annehmen, welches die Hölung füllt; oder einen Ansatz von Schwefel auf den Wänden; oder aber das eine und das andere zu gleicher Zeit.

Unglücklicherweise haben wir uns mit aller Mühe kein Stück von dieser weißlichen Substanz verschaffen können, und Gerolt, der in den Krater kletterte, um ein solches loszubrechen, hätte seine Wagniß beinahe theuer bezahlen müssen. Er war schon ziemlich weit in einer der Felsspalten hinabgekommen, als der Sand unter seinen Füßen wich, und er gegen den Abgrund hinunter fuhr. Er behielt noch Besinnung und Kraft genug, um bei dem zweiten oder dritten Versuche sich festzuhalten mit Hilfe seines eisenbeschlagenen Stockes. Wohl würde es ruhmvoll genug gewesen sein, ein so merkwürdiges Grab zu haben. Aber mein Freund schien noch nicht gesonnen, seinen Ehrgeiz so weit auszudehnen, worin ich ihm auch meinerseits vollkommen beistimmte.

Waren wir übereinstimmend in dieser Sache, so verhielt es sich in einer andern nicht also. Es handelte sich nämlich um ein sehr starkes langanhaltendes Geräusch, das wir von Zeit zu Zeit im Innern des

Feuerberges vernahmen. Wir bemerkten nicht die mindeste Bewegung, und nichts wurde von unten nach oben ausgeworfen. Gerolt gestand selbst zu, daß dies Geräusch vollkommen demjenigen ähnlich sei, welches von herabrollenden Steinen erzeugt wird.

Da ich nun mit eigenen Augen zweimal große Blöcke gesehen, die vom Rande des Vulkans sich abgelöset, und die ganz mit demselben dumpfen Donner, den wir schon mehrmals gehört, in den Abgrund stürzten, setzte ich voraus, daß das von uns vernommene Geräusch von keiner andern Ursach, als von der eben beobachteten herrühre.

Gerolt dagegen sprach von unterirdischen Bewegungen, und von der ausdehnenden Kraft des Dampfes, in Folge derselben wir den Dunst wirbelnd emporsteigen sahen. Uebrigens konnten wir beide Recht haben. Denn wenn, durch ein Zusammentreffen leicht begreiflicher Umstände, eine der Oeffnungen, durch welche der Dampf hervordrang, von Steinen verstopft wurde, bahnte dieser sich bald mit Heftigkeit und starkem Geräusch einen Weg, durch die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse.

Ohne Zweifel hast du in der Geschichte der Eroberung Mexikos gelesen, daß Don Diego Ordaz, einer von Cortez Hauptleuten, diesen Feuerberg erstiegen, um sich Schwefel, zur Bereitung des Schießpulvers, zu holen. Vielleicht gab es damals am Abhange des Berges Oeffnungen und Felsrisse, in denen Schwefel vorhanden war, wie noch jetzt auf den Vulkanen Italiens. Ich glaube jedoch nicht, daß man den im Innern des Kraters befindlichen holen könne, und es ist sehr wahrscheinlich, daß zu Ferdinand

Cortez Zeiten der Feuerberg viel thätiger war, als er es gegenwärtig ist.

Der im Grunde des Trichters ligende reine Schwefel, könnte eine Ausbeute von vielen tausend Zentnern geben. Die Atmosphäre ist mit seinen Ausdünstungen geschwängert, und es würde gewiß unmöglich sein, 200 Fuß tief in den Schlund sich hinabzulassen, ohne von den ihn anfüllenden Schwefel-Dünsten erstickt zu werden.

Bei alledem würde man, in dieser Tiefe, kaum ein Viertel des zurückzulegenden Weges gemacht haben, um bis zu den den Grund bedeckenden gelben Massen zu gelangen. Vorausgesetzt selbst, daß man dort ungehindert Athem schöpfen könnte, müßte man doch, um sich hinabzulassen, Stricke von ausserordentlicher Länge haben, und wie könnte man sie auf den Feuerberg tragen, da man schon so viele Mühe hat, ihn zu ersteigen, und da auf einer gewissen Höhe die geringste Sache, welche man tragen muß, eine unausstehliche Last wird?

Ich glaube also, daß wenn Diego Ordaz wirklich Schwefel auf dem Popokatepetl geholt, er ihn vielleicht ein wenig über dem vulkanischen Sande gefunden; aber nicht, daß er ihn aus dem Krater genommen. Du hast schon in meinem vorjährigen Briefe gesehen, daß ich damals, ehe wir den Schnee erreichten, starken Schwefelgeruch verspürt.

Um halb vier Uhr waren unsere Experimente beendet. Ich hatte eine rasche Zeichnung entworfen von dem Anblick des Kraters, und meine Fahne auf dem höchsten Punkte des Feuerberges aufgepflanzt. Eine halbe Stunde später befanden wir uns in der

großen Schlucht, die ſich gegen den Pico del Fraile hinabzieht, wo unſere Führer uns erwarteten. Wir machten ihnen ein Zeichen, ſich nach dem Zelte zu begeben, und gingen in der Schlucht, alſo in einer andern Richtung, abwärts.

Um fünf Uhr erreichten wir den Saum des Gehölzes, und durchſchnitten den Spitzberg im Rechtwinkel, um nach unſerm Lagerplatze zu gelangen. Im Vorübergehen ſahen wir zwei Porphyrblöcke, die ſeit Kurzem vom obern Theile des Berges herabgeſtürzt waren, höchſt wahrſcheinlich während dem Erdbeben am 13. und 15. März. d. J. Sie hatten durch den Sand, bis gegen Mitte des Berges, eine tiefe Furche gegraben. Da ſie nun aber, durch ihres Falles ſteigende Schnelle, Sprünge gemacht, war die Furche unterbrochen, und man bemerkte ſtatt ihrer, eine Menge Vertiefungen auf alle den Punkten, wo die gewaltigen Steine den Boden berührt.

Es war ſechs Uhr als wir unter dem Zelte lagen; doch waren wir zu müde, und zu heftig aufgeregt, um ruhig ſchlafen zu können. Wachend ſprach ich nur von dem Krater, und ſchlummernd glaubte ich wieder den Berg zu erſteigen. Ich fühlte mich bedrückt, der Athem ging mir aus, und ich erwachte von neuem, oft mit einer ſehr ſchmerzlichen Anregung.

Um ſieben Uhr Morgens, den 30. April, wurde unſer Lager aufgehoben. Gegen 9 Uhr waren wir bei der Sennhütte Rancho, und um zwei Uhr Nachmittags trafen wir zu Ozumba ein. Im Walde hatten wir eine große Menge Pflanzen und Blumen geſammelt für den deutſchen Botaniker, Dr. Schide, der in Europa ſehr bekannt iſt, und dem ich eine neue

Pflanze gebracht, die er bis jetzt noch nicht bestimmt hat. Es ist ein dem Oleander ziemlich ähnliches Stauden-Gewächs, dessen Blumen jedoch aus schönen Maiblumen-Sträußen von rosa-weißer Farbe bestehen.

Zu Ozumba stellte ich in dem Hofe des von uns bewohnten Hauses ein gutes Fernrohr auf, das gegen des Feuerberges Gipfel gerichtet war. Zwei Tage lang war der Hof beständig mit Neugierigen angefüllt, die unsere auf dem Popokatepetl aufgepflanzte Fahne sehen wollten. Ich gab ihnen solchergestalt ein unbestreitbares Zeugniß von unsers Unternehmens Erfolg, was unumgänglich nothwendig war in einem Lande, wo man aus guten Gründen nicht Alles glaubt, was andere sagen.

Den 2. Mai trafen wir wieder in Mexiko ein, ausgeruhet von unserer Ermüdung, und sehr zufrieden mit unserer Expedition. Wir denken in den ersten Tagen des Novembers eine ähnliche zu beginnen.

Unserer Beobachtung zufolge ist der Popokatepetl ein noch nicht ganz erloschener Feuerberg, obgleich seine eigentlichen Ausbrüche schon mehrere Jahrhunderte vor des Landes Eroberung aufgehört zu haben scheinen. Seine Höhe beträgt 17,860 englische Fuß über die Meeresfläche. Sein Krater hat tausend Fuß senkrechte Tiefe, auf eine Stunde Umfang. Der Rand dieses Abgrundes senkt sich um 150 Fuß gegen Morgen. Aus seiner Tiefe, wo eine ungeheure Menge reiner Schwefel-Blöcke ligen, erheben sich, bis zu einer Höhe von 400 Fuß, wäßrige Dampf-Wirbel. Sieben Hauptspalten, die sich am Rande des Kraters selbst befinden, stoßen ähnliche Dünste aus.

Des Feuerberges Aussenseite ist schwarz, roth und

hellgrau. Sein Inneres ist schmutzig weiß und mit Eiszacken auf des Berges Südseite bedeckt. Ich habe weder Rauch, noch brennende Stoffe, noch von dem Vulkan ausgeworfene Steine gesehen. Ein von Zeit zu Zeit erschallendes, ziemlich lang dauerndes, sehr starkes Geräusch, daß ich dem Sturze der fast immerwährend von dem obern Rande des Kraters losbrechenden Felsbrocken, zuschreibe, wird häufig vernehmbar.

Die Schwefeldünste fielen uns auf dem Gipfel, in freier Luft, eines heftigen Windes ungeachtet, sehr beschwerlich. Es ist also beinahe gewiß, daß man kein lebendiges Wesen in den Schlund versenken könnte, ohne daß es erstickt würde. Könnte man sich darin hinablassen, würde es, meines Erachtens am ersten auf dem nördliche Vorsprunge möglich sein, wo ein Felsensturz ist, der beinahe bis zur Hälfte der senkrechten Felswand reicht. Jedenfalls würde man 300 bis 400 Fuß lange Stricke nöthig haben, um den Gipfel des angedeuteten Felsensturzes zu erreichen. Eine kleine, mit violettem Sand bedeckte Ebene befindet sich auf des Berges höchstem Punkte. Dieser Sand hat, wenn man ihn mit der Hand berührt, eine sehr merkliche Wärme. Aus Vergessenheit haben wir es unterlassen, diese Wärme zu messen.

Ueber unsern Häuptern war des Himmels Blau sehr dunkel, beinahe schwarz. Der Gesichtskreis dehnte sich zu einer ungeheuern Höhe aus, und verschmolz sich mit dem Himmel. Wir erblickten sehr genau den Orizaba gegen Morgen, und den Vulkan von Toluka gegen Abend. Mexiko und seine Seen

schienen zu unsern Füßen zu ligen. Der Iztakihuatl, der sich ebenfalls vor uns erhob, zeigte uns nicht die mindeste Spur eines Kraters. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich auf 60 Stunden den Umkreis berechne, den wir rings überschauen konnten. Aber die Gegenstände zeigten sich nicht ganz deutlich, sondern wie von einem durchsichtigen Nebel umhüllt. Wir waren sehr ermüdet. Ich empfand heftigen Kopfschmerz, und einen ziemlich starken Druck auf den Schläfen. Mein Puls schlug 145 Mal in einer Minute, und nur 108 Mal, wenn ich ein wenig geruhet. Bei alledem fühlte ich mich nicht beklommener, als auf dem Pico del Fraile.

Wir waren alle vier zum Erschrecken blaß. Unsere Lippen waren mattblau, und die Augen waren tief zurückgetreten in ihre Hölen. Wenn wir auf den Felsen ruheten, mit über dem Kopfe zusammengeschlungenen Aermen, oder wenn wir uns auf dem Sand ausstreckten, mit geschlossenen Augen, mit lechzendem Munde, und ohne unsere grünen Larven, um freier athmen zu können, waren wir wirklichen Leichen ähnlich. Obgleich im Voraus benachrichtigt von diesem täuschenden Anschein, konnte ich dennoch einer unangenehmen Empfindung nicht Meister werden, wenn ich einen meiner Reise-Gefährten in solchem Zustande in der Nähe betrachtete.

Auf dem Pico del Fraile haben wir, gleich wie im vorigen Jahre, einen Raben gefunden, und auf des Feuerberges höchstem Gipfel, haben wir drei dieser Vögel etwa 200 Fuß unter uns fliegen sehen. Bis zum Pico, der beinahe die Grenze des ewigen Schnees bezeichnet, entdeckten wir unter Steinen,

wo etwas Feuchtigkeit sich erhalten, eine beinahe erstarrte große Assel-Gattung. Das sind die letzten lebendigen Wesen, welche wir auf dem Boden gesehen.

Wir sind die ersten nicht, welche den Gipfel des Popokatepetl erstiegen. Man hat in solchem Betrachte schon viele Versuche gemacht, wovon die meisten, verschiedener Ursachen wegen, fehlgeschlagen sind. In einer gewissen Höhe haben mehrere Reisende Blut-Erbrechungen gehabt, welche sie genöthigt, auf ihr Vorhaben zu verzichten.

Erst 1825 und 1830 sind einige Engländer bis zum Kraterrand gekommen. William Glenie, glaube ich, ist der erste, der den Feuerberg bis zu diesem Punkt erstiegen. Er entwarf eine sehr einfache Beschreibung seiner Reise, und von dem, was er auf derselben gesehen. Aber ein Freund des Wunderbaren bemächtigte sich seiner Schilderung, um sie mehr auszumalen, und in den mexikanischen Zeitungen sie bekannt zu machen. Man spricht darin von Säulen und Säulen-Gängen, von chinesischen Brücken von Eis, ꝛc., wovon wir nichts gesehen, wie von unaufhörlichen Ausbrüchen, die vor uns nicht statt gefunden haben.

Fortschritte und Entwickelung der Philosophie und der metaphysischen Wissenschaften, seit Anfang des 19. Jahrhunderts.

Letzte Erörterung.

Seit langem befand sich Deutschland unter dem metaphysischen Gesetze von Leibnitz, dessen Schüler Wolf, wie jener, die Lehrsätze der vorherfestgestellten Harmonie, jedoch mit unerträglicher mathematischer Schwerfälligkeit, vortrug. Kant veranlaßte durch seine „Kritik der reinen Vernunft," eine allgemeine philosophische Umgestaltung. Die Sensualisten Frankreichs, die von Locke vorgezeichnete Linie überschreitend, schrieben Alles der Materie zu. Leibnitzes Schüler bemüheten sich, die Geistigkeit und Thätigkeit der Seele zu beweisen.

Kant wollte eine Linie bestimmen, die im Menschen die materielle Eigenschaft von der Verstandeskräftigen sondere. Er erkannte, daß die sinnliche Eigenschaft nicht der Verstand ist, daß ein wesentlicher Unterschied die eine von dem andern unterscheidet, und daß, um mit Genauigkeit ihre gegenseitigen Grenzen festzustellen, man sich bis zu einer höhern Kritik, bis zu einer lautern, erhabenern Vernunft aufschwingen müsse.

Kant hatte vorzüglich das Verdienst der Originalität, wenn er alle die allgemeinen Ideen aufzählte, die nicht von Erfahrung, sondern von der reinen Verstandeskraft ausgehen. Er bewies, daß wenn die Gegenstände uns betreffen, wir in uns Mittel haben,

ſie nach ihrer Qualität, nach ihrer Quantität, nach ihrer Beziehung und nach ihrer Form zu beurtheilen. Wenn das Werkzeug, welches urtheilt, nicht in unſerm Geiſte wäre, wenn es nicht im Voraus die Idee hätte von der Quantität, der Qualität und der Form, wie könnte es da eine Vorſtellung von den Zahlen und den Gegenſtänden haben?

Kant löſete ebenfalls mit auſſerordentlichem Scharfſinn die Schwierigkeit des freien Willens und der Nothwendigkeit der Dinge. Er unterwarf die phyſiſche Ordnung dem Geſetz der Urſächlichkeit, dem Geſchick. Er geſteht zu, daß die Welt und ihre Phänomene durch ein Geſetz unvermeidlicher Verkettung regiert werden. Aber er fügt hinzu, daß des Menſchen Seele von dieſer Nothwendigkeit befreit iſt. Jede Entſchließung der Seele, ſagt er, bringt eine neue Wirkung hervor, ohne daß man unumgänglicherweiſe dieſe Entſchließung und ihr Ergebniß durch die vorhergegangenen zu erklären braucht.

Für ihn ſind Zeit und Raum nur Formen, welche des Menſchen Gedanken annehmen. Aber dieſe Gedanken halten ihn nicht gefangen, ſie legen ihm kein Geſetz auf. Er denkt durch ihre Vermittelung, doch ohne ihnen unmittelbar zu gehorchen. So wird die Freiheit der Vernunft und der menſchlichen Seele bewahrt, in Mitte der allgemeinen und verhängnißvollen Ordnung der Natur.

Wie hätte ſie nicht Eindruck gemacht, dieſe Philoſophie, von der die Vernunft angeleitet wurde, ſich ſelbſt zu beachten, mit erneuerter Sorgfalt ſich ſelbſt zu ergründen; die ſich mit bewunderungswürdiger Verbindung und Verkettung darſtellte, die das Be-

dürfniß fühlbar machte, unsern Kenntnissen eine unbestreitbare Basis, der Erfahrung bestimmte Gesetze, allen Sekten ein Mittel zu verleihen, sich zu läutern und Platz zu nehmen in dem großen Pantheon der metaphysischen Lehrsätze?

In Kants System fand man ein wenig von allen alten Theorien. Aber es war nicht auswählende Philosophie (Eklektismus). Kant behauptete ein neues, unabhängiges, mit dem der andern Sekten unverträgliches System zu begründen, und seinen Altar auf den Trümmern aller philosophischen Altäre zu errichten.

Mit Kants System, dessen ganze geheimnißvolle Dunkelheit wir hier nicht erörtern mögen, ist eine hohe Sittlichkeit, ein erhabener Theismus verbunden. Es ist ein befremdender und kühner Versuch, um die Mit-Existenz der verschiedenartigsten Gedanken, Systeme und Meinungen begreiflich zu machen, um Skeptizismus und Zuversicht, Humes Zweifel und die angebornen Empfänglichkeiten Leibnitzes, Reids gesunde Vernunft und Berkeleys Eigensucht wo nicht in Uebereinstimmung zu bringen, sie wenigstens auszusöhnen.

Kants Gegner haben diese Theorie-Mannigfaltigkeit, die in seinem Systeme, wie in einem Mittelpunkte zusammentreffen, ihm zum Vorwurf gemacht. Ihre Behelligung ist ungerecht. Kant, und ihm allein, gehört nicht blos die Methode, welche diese Lehrsätze vereinigt, sondern auch die durchdringende Scharfsinnigkeit, welche die sie verbindenden Ringe geschmiedet.

Aus Kants Schule gingen mehrere andere hervor: die Fichte's, welche das „Ich" vergöttlicht; die Schelling's, welche mit diesem Kultus des Ich

einen überſpannten, transzendenten Myſtizismus verbindet; endlich die Hegel's, welche eine ſo kühne Anwendung von Schellings Lehrſätzen auf die Weltgeſchichte macht.

Frau von Stael und Couſin verbreiteten in Frankreich das Studium der eben genannten deutſchen Philoſophen, wie die Bewunderung für dieſelben. Während dieſe Bewegung ſich ereignete, beſchützt und entflammt von der beiden Apoſtel Beredſamkeit, erweckte der Katholizismus eine andere Philoſophie, deren Mittelpunkt in Frankreich war, und über die wir einige Entwickelung zu geben für nothwendig erachten.

Gelehrt, geiſtreich, Metaphyſiker, herb in ſeinen Satiren, ſtreng in ſeiner Verdammung des Jahrhunderts und der Menſchen, als gerecht und nothwendig, als Beſtrafung der dem Menſchen natürlichen Bosheit, Martern, Leiden, Krankheiten, Uebel jeder Art und über Alles den Henker annehmend, mit leidenſchaftlicher Vorliebe für dieſen letzten, „weil er der Vollſtrecker der göttlichen Abbüßung iſt, und den ſchuldigen ſeinem natürlichen Richter überantwortet," hat ſich de Maiſtre zum Vorſtand einer Philoſophie aufgeworfen, die keine Anhänger gefunden, die jedoch durch die darin verſchwendete hohe Beredſamkeit und glänzende Thatkraft, Jedermanns Erſtaunen erregt hat.

Es iſt eine herzloſe, rachgierige Philoſophie, die mit dem menſchlichen Elend keinerlei Mitleiden hat. Nach ihr iſt die Erde ein großer Galeerenſklaven-Kerker, und Gott iſt nichts als der größte aller Henker. Leben heißt dulden, um zu genieſſen und eines Tages wiedergeboren zu werden.

Diese abscheuliche Religion, die das Blutgerüst anbetet, die dem Vollstrecker blutiger Rache-Sentenzen die Priesterweihe ertheilt, mußte nothwendigerweise die Gemüther erschrecken, nicht sie gewinnen. Die La Mennais, obgleich weniger mörderisch, doch nicht minder kühn, war nicht besonders tröstlicher. Sie stützte sich auf den von Hume geltend gemachten Zweifel, und bediente sich dieser Waffe, um den Philosophen die Ungewißheit ihrer Philosophie zu beweisen.

Nach der Auseinandersetzung, daß Alles ohne Sicherungs- und Prüfungs-Möglichkeit ist; daß man über nichts Gewißheit hat; daß man zu keiner bestimmten Kenntniß gelangt; daß unsere Sinne, unsere Vernunft, unser Gefühl uns täuschen; ruft La Mennais: man müsse sich an die beherrschende Macht halten; man müsse vor ihr sich beugen und vor ihr knien; man müsse sich unterwerfen und schweigen; man *müsse blindlings glauben.*"

In der letzten Zeit hat man gesehen, wie sehr La Mennais seiner eigenen Lehre ungetreu geworden, besonders in seiner berüchtigten Schrift: „Paroles d'un Croyant (Worte eines Gläubigen)," insofern er nicht behaupten will, zur Rechtfertigung seiner Empörung gegen die römisch-katholische und apostolische Kirche, daß sein Republikanismus davon eine Folge gewesen, und daß heut zu Tage die beherrschende Macht das Volk sei.

Stellen wir neben diese Athleten des Katholizismus und der unumschränkten Gewalt den bekannten de Bonald, ausgezeichneter Schriftsteller, was man auch gesagt haben mag, oft beredt, aber hart, un-

beugsam, ohne Geschmeidigkeit, ohne Grazie und Zierlichkeit. Er führt Alles zur Bibel, zur ursprünglichen Einheit zurück. Die Welt ist für ihn nichts als eine große Familie, deren Despot Gott ist. Jedes Volk ist eine von einem despotischen König regierte Familie, und jede Familie ein kleines, der unumschränkten Macht ihres Hauptes unterworfenes Volk. —

Man studiere seine Seele nicht; man versenke sich nicht in sein Bewußtsein, sagt Bonald. Solch Studium ist eine gefährliche Verblendung, ein Traum. In dem Augenblick, wo Gott den Menschen geschaffen, hat er ihm eine Ursprache gegeben, worin alle Ideen, alle Kenntnisse enthalten waren. Die heilige Schrift ist die getreue und heilige Uebersetzung dieser Ursprache. Man verbrenne alle Bibliotheken, und bewahre die heilige Schrift allein. Man habe Glauben und nichts mehr. Die Welt wird dann von selbst gehen. Gott ist unumschränkt in seiner Macht; der König ist unumschränkt im Staat; der Vater ist unumschränkt in seiner Familie. Der Mittler zwischen dem Menschen und Gott ist Jesus. Der Mittler zwischen dem Vater und den Kindern ist die Frau. So läßt die ganze Theorie der Menschheit sich auf gar wenig zurücksetzen.

Als Skeptiker und Katholik, gab La Mennais der Macht, den Massen ein entscheidendes Uebergewicht. Als bitterer Menschenfeind vergöttlichte de Maistre den Henker. Als patriarchalischer Despot erhob de Bonald den Absolutismus.

Neben ihnen, doch ausser ihrem Kreise, erblicken wir mehrere französische Schriftsteller, die durch

ihre Originalität sich vereinzelt haben. Unter ihnen zeichnet sich besonders Ballanche aus. Sein spezieller Gedanke ist die stufenweise, fortschreitende Entwickelung, welche der menschliche Geist nimmt.

Dieses Philosophen ganzes Leben hat darin bestanden, die Bewegungen und Abschweifungen des menschlichen Gedankens anzudeuten und demselben durch die Geschichte zu folgen. Er versenkt sich in die alten Zeiten, durchdringt sich von ihrem Geiste. Als Mann von eben so feinem Gefühl, als gründlicher Gelehrsamkeit, heischt er von jeder der verschiedenen Wandelungen der Menschheit das Geheimniß ihres Genies, und die damit korrespondirende Hymne.

Wenn des Gedankens und der Wissenschaft Thatkraft (die allein mit einer so umfassenden Theorie hätte zurechtkommen können) Ballanche fehlt; wenn er sein System weder bestimmt, noch populär, noch vollständig genug darzustellen vermocht; wenn die poetischen Formen, die er entlehnt, mehr ein Mißbestand als ein Vortheil sind, weil sie dem Publikum delphische Orakelsprüche darbieten, und die Metaphysiker überflüssige Verzierungen darin finden, muß man wenigstens der Erhebung seines Gedankens, wie seiner Sprache Beredsamkeit, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Niemand hat mit größerer Annehmlichkeit der Menschheit fortschreitende Vervollkommungs-Fähigkeit beschrieben, noch eine glänzendere Wahrscheinlichkeit dem Hirngespinnst eines zukünftigen goldenen Zeitalters verliehen. Wenige Schriftsteller haben so viel Grazie mit so viel Tiefe in sich vereinigt.

Es würde ungerecht sein, hier nicht einen Gelehrten zu nennen, der zwar in Dänemark geboren, der aber Franzos durch seine Schriften geworden, und der es versucht, zu Gunsten des Katholizismus ein ungeheures Gebäude von Gelehrsamkeit, Mystizismus und Poesie aufzuführen. Wir wollen von dem Baron von Eckstein sprechen.

Uebel begriffen und wenig beliebt in Frankreich, sei es, daß des Verfassers zu schlußkräftiger und eckiger Styl, oder die Neuheit der in Betrachtung gestellten Gegenstände, die Adepten entmuthigt, ist die metaphysische Methode Ecksteins mehr geschichtlich und gelehrt, als systematisch und abstrakt. Alles für ihn ist in der Tradition, die er überall sucht, in den Sprachen, in der Geschichte, in den Thatsachen, in den Systemen, in Poesie und Literatur, ja in der Politik selbst.

Er glaubt, hier und da zerstreut, einzelne Bruchstücke eines Urkatholizismus wieder zu finden. Er vergöttert jede dieser Offenbarungen als Gläubiger, und besingt sie als Poet. Alle Umgestaltungen, welche die Gesellschaft erlitten, sind in seinen Augen nichts, als der Ausdruck gewisser religiöser Lehrsätze, die durch ihre Schwächung die Gesellschaft auf üble Wege geworfen, und die durch ihre Läuterung sie zum Guten zurückgeführt.

Es ist die Geschichte des Glaubens-Satzes in seinen Wechsel-Gestalten, in seinen Kämpfen, wie in der Weitschweifigkeit, die in allen Ideen Ecksteins vorherrschend ist. Unglücklicherweise hat die Zeitschrift, „der Katholik," bisher nur den Grundstein dieses großen Systems dargeboten. Man begreift noch

nicht, wie man im Stande sein dürfte, die sich überall zeigenden großen Lücken auszufüllen. Indessen würde es unbillig sein, dem Verfasser Beweglichkeit, Gedankenfeuer, eine fast ehrgeizige, eroberungssüchtige Thätigkeit, eine siedende Ideen- und Stylfluth abzustreiten, die manchmal nicht ohne Gefahr für Klarheit und Richtigkeit ist.

Diese letzte Schule ist grade die, welche am meisten von den gebräuchlichen Ideen, und vorzüglich von der eigensüchtigen Moral unserer Zeit sich entfernt, weshalb sie auch den wenigsten Erfolg hat. Weder La Mennais, noch Bonald, noch Maistre haben wirkliche Proselyten gehabt.

Kant und Schelling boten wenigstens dem Stolze des menschlichen Geistes ein Nahrungsmittel dar. Sie bahnten der Forschungskraft und Neugier unsers Verstandes einen Weg: Unter dieser Beziehung nähern Ballanche und Eckstein sich ihnen. Aber im Allgemeinen zermalmten alle katholischen Schriftsteller die menschliche Vernunft unter des Glaubens Autorität. Folge davon war, daß die Lehrsätze Kants sich viel schneller in Europa verbreiteten, als die vorstehend zergliederten katholischen Systeme.

Während diese Ideen-Bewegung auf dem Festlande sich ereignete, bildete sich in Schottland ein Kern von Denkern, der, obschon Lockes Grundsätzen zugethan, dennoch immer mehr seine Lehrsätze untergrub, offen Humes Skeptizismus angriff, und die Theorie des Bewußtseins schuf.

Der erste dieser Philosophen war Reid. Er und seine Nachfolger haben diejenigen Grundsätze Lockes erklärt und verbessert, deren Folgerungen von Con-

dillac übertrieben worden. Sie beschäftigten sich auch, wenn man so sagen darf, die der Philosophie von Humes skeptischer Theorie beigebrachten Breschen wieder auszufüllen. Sie führten Alles auf das Bewußtsein zurück, und studierten der Menschheit psychologischen Theil mit bewunderungswürdiger Geduld.

Der Mann, der am besten die schottische Doktrine zusammengedrängt, ist Dugald Stewart, Professor von Glasgow, der durch seine hinreissende Beredsamkeit, und durch seiner Ideen ausserordentliche Klarheit, Plato sich näherte. Wie Reid, sein Meister, protestirte er aus allen Kräften gegen den Skeptizismus zu Gunsten der gesunden Vernunft. Durch ihn, und durch den beredten Ausdruck, den Royer-Collard dem schottischen System lieh, verbreitete sich dies letzte, und wurde bald herrschend in Frankreich. Jouffroy vereinte sein Streben mit dem Royer-Collard's.

Man sieht, welches der Theorien und Ideen Bewegung in Europa gewesen, seit Anfang des 19 Jahrhunderts. Experimentalismus, von England ausgegangen, durch Locke übertragen, von Condillac ausgearbeitet; Materialismus übereinstimmend mit der französischen Staats-Umwälzung; katholischer Spiritualismus, bestimmt die sinnlichen Doktrinen zu bekämpfen; neue Ausarbeitung der Theorie Lockes durch die Schottländer; Uebergang dieser schottischen-Systeme nach Frankreich; Verbreitung endlich der kantischen Philosophie. —

Führen wir zu ihrem einfachsten Ausdruck diese Geschichte der Wandlungen der Philosophie zurück, so finden wir, daß nachdem die Menschen gegen den

blinden Glauben sich empört, sie so weit gekommen sind, nur noch an ihren Körper zu glauben; daß Opponenten es versucht, den Glauben wieder zu beleben durch die Autorität, durch Systeme, durch Gelehrsamkeit; daß endlich die Umsichtsvollsten sich bemühet, in dem menschlichen Bewußtsein den Beweis eines moralischen Daseins einerseits, einer materiellen und sinnlichen Existenz auf der andern Seite, aufzuspähen; daß, um dies große Gemälde der zeitgenössisch-philosophischen Bewegung zu beendigen, die Deutschen, mit Kant an der Spitze, dogmatisch die Grenzen und den Platz angedeutet, den man dem Skeptizismus und der Gewißheit, dem Sensualismus und dem Idealismus, dem freien Willen und dem Geschick zu überlassen habe. —

Zwischen der bescheidenen, beinahe furchtsamen Theorie der schottischen Philosophen, und dem von Kant mühsam, doch mit vielem Ebenmaß aufgeführten gewaltigen Gebäude, besteht eine große Aehnlichkeit, die oberflächlichen Beobachtern entgeht. Da überdem bei Kant Alles geordneter, systematischer, vollkommener und kühner ist, darf man sich nicht wundern, daß man auf dem Kontinent, vorzüglich in Frankreich, für die schottische Philosophie wenig Neigung gezeigt; daß man allgemein lieber die eben so sittliche als glänzende deutsche Philosophie angenommen, und daß ihr Flug bald über Kant's Theorien hinausgegangen, um bis zu den ungewissen Höhen von Fichte und Schelling sich zu erheben.

Man entnimmt aus dem Allem, wie weit jetzt Frankreich von jener Vortheils-Theorie entfernt ist, die Helvetius und Cabanis auf Condillac's Sy-

stem begründet. In England selbst haben die deutschen Systeme begonnen, sich Eingang zu verschaffen. Man gelangt zu Hegel's Fassungskraft und zu seiner Lehre.

Wenn einerseits der Gewerbthätigkeitssinn (Industrialismus) weithin seine Zweige und Wurzeln verbreitet, findet auch in den Gemüthern eine Umgestaltung statt, die unumgänglich das Gleichgewicht wiederherstellen, und das verbessern muß, was Engherziges, Abstraktes und Selbstsüchtiges in der alleinigen Nützlichkeits-Theorie ist.

Wollten oder könnten wir in diesem Aufsatze Alles umfassen, was auf der Gemüther Bewegung sich bezieht, würden wir vorzugsweise die Gewerbthätigkeits-Systeme in Rede stellen, die auf die Finanzen, auf die Vertheilung der Kapitalien, auf die Boden-Ausbeutung, auf die Organisation der Abgaben sich beziehen; wichtige und neue Wissenschaft, die nichts ist, als eine nothwendige Erörterung des neuern Materialismus, und die sich an die Theorie der Nützlichkeit knüpft.

Man wird sich vielleicht wundern, hier unter den berühmten Metaphysikern einen Mann zu finden, der sein ganzes Leben hindurch die eigentliche Metaphysik mit Nichtachtung betrachtet: Jeremias Bentham. Wir sprechen von ihm auch nur, als von einem der ausserordentlichsten Denker, dessen Einfluß, seit Anfang unsers Jahrhunderts, sich am meisten fühlbar gemacht. Er hat seiner Zeit eine mächtige Bewegung verliehen, oder vielmehr, er hat erkannt, daß die Bewegung des Jahrhunderts eine gewisse Richtung ver-

folgte, und diese Richtung ist die seines Genies gewesen.

In seiner Nützlichkeits-Theorie, statt abstrakte Vernünfteleien und schlußförmige Beweise zu suchen, beschäftigt er sich nur mit positiver Anwendbarmachung. Gesetzgebung, Pflichten des Volks und der Fürsten, Zweck und Grenzen der Staats-Umwälzungen: solches sind die von Bentham verhandelten Gegenstände.

Man kann nicht sagen, daß Bentham eigentlich mit metaphysischen Systemen sich beschäftigt habe. Sein Wirkungskreis, wie gesagt, ist der positiver Verwendung gewesen, und diesem Zweck sind die meisten seiner Versuche, wie beinahe all sein Streben zugewendet gewesen. Er hat sich in seiner „Deontologie“ (herausgegeben von Dr. Bowring, und die wir im nächsten Hefte einer karakterisirenden Erläuterung unterziehen wollen) bis zur allgemeinen und individuellen Sittlichkeit erhoben, während er die geheimen Sprungfedern des Verstandes und der Seele weder ergründet, noch selbst studiert zu haben scheint.

Um uns jedoch nur auf die metaphysische Sphäre zu beschränken, müssen wir, nach kurzem Verweilen bei den Spiritualisten und den Sensualisten, wie bei gewissen deutschen Metaphysikern, die man die transzendenten nennen könnte, auch eine weniger abgesonderte und bestimmte Schule zergliedern, die man als natürliches Ergebniß so vieler entgegengesetzten Bestrebungen betrachten kann, die noch keine genau erklärte und sichere Fahne hat, und deren Haupt-Karakter in der Freiheit zu wählen, mit Unterscheidungskraft die Wahrheit, welche sie in jeder Doktrine

findet, zu sammeln, um vom Irthum sie zu scheiden, besteht.

Es ist eine freie, kritische Philosophie, wo jeder seinen Gedanken und seine Individualität geltend machen kann, und die man eklektisch (auswählend) nennt, vielleicht weil man dafür keinen bessern Namen hat erfinden können. Sie beurkundet und konstituirt die wirkliche Neigung des beginnenden Zeitraums. Ausgezeichnete Geister bemühen sich, bis zu einer Höhe sich zu erheben, von wo sie eine Menge Gegenstände übersehen können, um dieselben ihrer Prüfung zu unterziehen, und aus allen diesen Systemen ihr eigenes System zu erbauen.

Die Einen, wie Kératry, zeigen sich dem Spiritualismus, ja selbst dem Illuminismus geneigt. Zu aufgeregt und zu heftig vielleicht, ist Kératry in Widersprüche verfallen. Obgleich der Seele geistiges Wesen behauptend, hat er sich demungeachtet der epikuräischen und der Nützlichkeits-Theorie genähert. Er hat das Schöne nur im Nützlichen erblickt, und das Gute nur im Vergnügen, das er freilich großartig begriffen. Man kann anderer Meinung sein. Sich für die Menschen dahingeben, heißt sein Vergnügen dem ihrigen aufopfern, und das ist Tugend. Neben der eigentlichen Nützlichkeit, und ausser derselben, ist das Schöne, das weder Reichthum, noch Vortheil gewährt, und das uns nur durch sich selbst gefällt....

Wir könnten unter Deutschen, Briten und Franzosen mehrere eklektische Schriftsteller nennen, deren Namen nicht ohne Berühmtheit sind: Bonstetten, Ancillon, Jakobi, Droz, Paley, Brown,

ꝛc., diese der materiellen Theorie Condillacs sich zuneigend, jene zwischen den entgegengesetzten Systemen mitten inne schwebend; einige wie de Gérando dem Gange und den Wandelungen der Ideen und Meinungen folgend, und der alten Theorien in dem Maße sich entledigend, als das Jahrhundert sie vernachläßigt und verwirft.

Da diese Denker jedoch nichts scharf Abgeschnittenes ben; da sie nicht, wie der beredte Laromiguière, und einige andere noch lebende Gelehrte, einen lebhaften, starken, durchgreifenden Eindruck auf die Theorien gemacht; da ihre Milderungen keine auffallende Umgestaltung herbeigeführt, können wir rasch hinwegschreiten über diesen Theil unserer Aufgabe, und vorzugsweise bei Royer-Collard, Cousin und Jouffroy verweilen, die, in den letzten Zeiten, des französischen Eklektismus sich bemächtigt haben.

Royer-Collard steht die Ehre zu, der erste gewesen zu sein, der offen gegen die sensualistischen Lehrsätze, und gegen Humes Skeptizismus zu Felde gezogen. Sein Wort ist ernst und schwer, wie sein Gedanke. Es war eine so hohe und schöne Sittlichkeit in seiner Rede vorherrschend: er war ein Mann, dessen Ueberzeugung etwas so augenscheinliches und so tiefgefühltes hatte: er schien weltlichen Umtrieben, wie untergeordneten Interessen, so fremd, daß er unmittelbar nach seinem Auftreten einen unbestrittenen Einfluß auf die Jugend seines Landes gewann.

Man bedurfte eines Führers, der den reineren Regionen, als die welche Condillac's Doktrine umschluß, zuführenden Weg anzudeuten vermochte. Die sittliche und geistige Lauterkeit dieses Führers mußte

dem Publikum als Gewährleistung dienen. In der Welt nichts zu erblicken als Empfindungen und Körper, schien ermüdend. Man verlangte etwas anderes, man forderte mehr. Royer-Collard entsprach diesem Verlangen. Sein Kommentar über Reid hatte den größten Erfolg.

Es war ein eben so neuer als sonderbarer Umstand, daß sein Philosophie-Katheder beinahe ein politischer Redestuhl wurde. Royer-Collard hat etwas von Pascal. Er räsonnirt mit so großem Kraft-Ausdruck, daß seine Auseinandersetzungen beinahe Leidenschaft zu sein scheinen. Das Glück seiner Axiome auf die allgemeine Philosophie, oder auf die Menschen seiner Zeit ist so groß, daß, nachdem die Münze einmal ausgeprägt worden, sie bei dem ganzen Volke Umlauf hatte, und alle Welt ihrer sich wie eines gemeinsamen Gutes bediente.

Hume und Condillac, Berkeley und Cabanis wurden der Reihe nach angegriffen. Royer-Collard zog gegen dies ganze System zu Felde, vernichtete zugleich den skeptischen Sensualismus, der behauptet, daß nichts ist, und den Materialismus, der in Moral zur rohesten Selbstsucht führt. An diesen doppelten Kampf knüpft sich sein Triumph, und die von ihm herrührende sittliche Bewegung gereicht ihm zu großer, zu unvergänglicher Ehre.

Sein Nachfolger, oder vielmehr der Fortsetzer seines Lehrsystems, war Cousin. Jünger, also nothwendigerweise auch enthusiastischer, mit einer thätigen, mannigfaltigen, poetischen Einbildungskraft begabt, unterzog er sich eifrig der ihm gewordenen Aufgabe. Was beweiset, daß Cousin durchaus ein Pro-

dukt seiner Zeit genannt werden kann, ist seine Entfernung für Dogmatik.

In Verfolgung der von Royer-Collard angedeuteten Bahn, in Ergründung und Vervollkommung der schottischen Ideen, schuf er kein vollständiges System. Er sprach nicht kühn über Alles ab, sondern beharrte immer den Schranken der geschichtlichen Kritik. Es gereichte ihm zum Vergnügen, alle Systeme an sich vorüberziehen zu sehen, sie die Revüe passiren zu lassen, ohne ein einziges mit dem Stempel seiner unbedingten Beistimmung zu bezeichnen.

Erörterer des Proklus und Plato's, Berichtabstatter von allen Ideen, fand er ein besonderes Behagen daran, in allen Richtungen den Boden der alten Metaphysik zu durchwühlen. Er hat sein Jahrhundert genöthigt, den Cartesianismus zu begreifen neben dem Platonismus. Er hat einige Geister zu der Erkenntniß gebracht, daß alle Systeme einen Punkt der Wahrheit und einen Punkt Lüge haben, und daß, um zur unermeßlichen Wirklichkeit zu gelangen, es hinlänglich ist, die Punkte zu kennen, wodurch alle diese Systeme sich berühren, ohne sich zu vernichten.

Durch die Geschichte zum Eklektismus zu gelangen, solches ist Cousins Zweck. Er fängt damit an, die Schulen zu erklären, bevor er sie aussöhnt. Er beweiset sodann, daß sie sich nicht ausschließen, und daß jede derselben eigentlich nur einen Verstoß, nur einen „Sparren" habe, die Anmaßung, ausschließlich sein zu wollen.

Bedarf es, zur Vollbringung einer solchen Aufgabe, nicht mehr als eines Menschendaseins? Um der gesunden Vernunft des Publikums einen vollstän-

digen Begriff von jeder Theorie beizubringen, ist viel Zeit, viele Mühe erforderlich.

Jeder Philosoph stellt als vollkommenes Wahrheitsbild seine eigene Theorie auf, die davon doch nur ein unzulängliches Bild ist. Er behauptet, in sich die alsolute Wahrheit zu umfassen, die sich nicht blos in einem Bereiche des Gedankens befindet, sondern in allen zu gleicher Zeit.

Wird es Cousin gelingen, mit dieser Fackel in der Hand, alle Schachte der philosophischen Mine zu durchforschen? Die Verpflichtung, welche er sich vorgeschrieben, alle Systeme bekannt zu machen und sie zu kommentiren, bevor er sie ordnet und prüft, ist sie nicht ein wenig dem Verfahren dessen ähnlich, der, um zur Lösung des Weltsystems zu gelangen, eine Nachforschungs-Reise in alle seine Theile unternehmen, alle Höhen ersteigen, alle Gipfel erklimmen, in alle Hölen sich versenken, in alle Labyrinthe eintreten wollte, auf die Gefahr hin, darin sich zu verlieren? . . . .

Sein Gedanke ist groß; vielleicht ist er der alleinige wahrhaft philosophische. Er glaubt, daß jedes System unrecht gehabt, ausschließlich eine einzige Ordnung von Phänomenen zu entwickeln; daß diese Phänomene reell sind, während ihre alleinige Herrschaft falsch ist; daß man den Vereinigungs- und Uebereinstimmungspunkt aller unvollständigen Systeme zu finden verstehen muß, um zu einem vollkommenen System zu gelangen.

Er ist historisch geblieben, und ist nicht Afterlehrer geworden. Die große von ihm versprochene Aussöhnung der Sekten und der Lehrsätze, ist indessen

noch nicht zu ihrem Ziel gelangt, sei es, daß sein Gedanke sich nicht der beobachtenden Gewohnheit zu entnehmen vermocht, welche sie einmal sich erworben, sei es, daß seiner Methode getreu, er es nicht für möglich hält, seines Werkes Vollbringung auf eine andere Weise zu erzielen; die gelehrte Welt erwartet immer noch sein letztes Wort, seine eigentliche Endfolgerung.

Da er als Grundsatz festgestellt, daß alle Systeme auf der einen Seite wahr sind, und daß folglich, um jedes in seiner Sphäre zu begreifen, man sie einzeln studieren, sie umbilden, sich ihnen anneigen müsse, ist nichts geschmeidiger, nichts nachgiebiger, als solch Verfahren. Es vergönnt Alles, und ohne einen einzigen Augenblick seinem System ungetreu zu werden, kann der Professor alle Systeme der Reihe nach umfassen.

Cousin beschäftigt sich jetzt mit Schelling's Philosophie. Man kann ihm deshalb keinen Vorwurf machen, weil solch Verfahren bei ihm Nothwendigkeit ist, und er es vorher angekündigt. Träte ein neuer Philosoph, mit einem noch spitzfindigeren und befremdenderen Mystizismus auf, würde Cousin ihn ebenfalls studieren, und dem Anschein nach mit Herz und Seele der neuen Doktrine sich beigesellen.

Cousin ist in Uebereinstimmung mit seiner Zeit, die sich durch nichts aufhalten läßt, und Alles kritisirt; fast ausschließlich beobachtende Zeit, die Alles erörtert, Alles zergliedert, Alles prüft, ohne an das ihr sich darbietende Ergebniß ihrer Mühen und ihres Forschens wirklich zu glauben.

Während Walter Scott den Roman umgestaltete,

und ihn der Neugier, ſtatt der Leidenſchaft widmete, machte Couſin in der Philoſophie daſſelbe Prinzip der Neugier vorherrſchend. Werdet Ihr denn nie erkennen, o Philoſophen, daß jedes Jahrhundert und jeder Zeitraum ihre genau beſtimmten Wandelungen haben, weniger abhängend von den ſpeziellen Genies, die ſie zu beherrſchen ſcheinen, als von einer früheren Nothwendigkeit, welche die Schattirung aller Gedanken, die Richtung aller Arbeiten, während einer gewiſſen Epoche beſtimmt?

Man ſpricht viel von Eklektismus. Es iſt ein griechiſches Wort, das in der Rede recht gut klingt. Dürfte man den Schülern dieſes oder jenes Philoſophen Glauben beimeſſen, würde mehr als einer derſelben des Eklektismus Urheber ſein. Man ſchaue indeſſen um ſich. Iſt nicht das ganze Jahrhundert eklektiſch, und zwar auf eine nothwendige, vorhergewollte Weiſe? Das allgemeinſte, vielleicht das lebhafteſte Gefühl aller Gemüther, iſt es nicht das einer beobachtenden Aufmerkſamkeit und Neugier?

Wer möchte es jetzt wagen, ausſchließliche Lehrſätze zu beſtimmen, nachdem man ſo viele Glaubensſätze zuſammenſtürzen geſehen? Die St. Simoniſten haben es verſucht. Das von ihnen erlangte Ergebniß, iſt es ermuthigend? Wenn in Frankreich und England, vielleicht auch in einigen Winkeln Deutſchlands, Romanenſchreiber oder Dichter ihre Werke mit anmaßlichen, dogmatiſchen Proklamationen beginnen, wodurch ſie neue Geſetze vorſchreiben, denen Drama und Heldengedicht ſich unterwerfen ſollen, erkennt man da nicht, in dem hochfahrenden Prunke und in der Leidenſchaftlichkeit ihrer Sprache ſelbſt, die Mittel-

mäßigkeit ihres Talents, wie den geringen wirklichen Einfluß, den sie auf das Publikum haben?

Man hat über Cousin gespottet, weil er, in der Ferne einen Ruhepunkt für alle Theorien andeutend, demselben nicht zugestrebt ist, und keiner seiner Schüler ihn bisher erreicht hat. Das von ihm versprochene und seit dem erhoffte Unbeschränkte bietet sich nicht dar, und Niemand weiß, ob man es je kennen wird. Sollte es vielleicht unserer verworrenen Zeit nicht zustehen, es zu begreifen, und seiner sich zu versichern? . . . .

Ein weniger eifriger, weniger leidenschaftlicher, eben so beredter Geist vielleicht, als Cousin, hat viel Eindruck auf das „junge Frankreich" der letzten Zeit gemacht, nämlich Jouffroy. Sein Abgangspunkt ist zuerst Royer-Collard's, und nach dieser Cousin's Theorie.

Auch er hat das Bewußtsein wieder hergestellt; auch er hat philosophischen Eklektismus gemacht. Er hat es versucht, so viel Wahrheiten, als möglich, zu umfassen. Immer der Beobachtungs-Methode gehorchend, die seit dem Kanzler Bakon geherrscht, hat er jedem System seinen Wirklichkeittheil zugestehen wollen. Sein Styl ist ernst und mild. Mit weniger Beweglichkeit als Cousin, mit einer minder axiomatischen Energie, als Royer-Collard, hat er vielleicht eben so viel wirkliche Thätigkeit als beide geltend gemacht.

Jouffroy ist der genaue Zergliederer dieser neuen Schule, deren Bewegung er gefolgt ist. Er hat sich nicht mit den Entwickelungen der schottischen Schule begnügt. In Folge eines fast unmerklichen Manövers, ist er zu einer noch weiter fortgeschrittenen

Fahne, zu einer noch vollständigeren Schule übergegangen. Er hat offen die neuern Physiologen und ihre Anmaßungen, Alles den Gesetzen des Stoffes zu unterwerfen, bekämpft.

Große philosophische Klarheit ist vorzugsweise Jouffroy eigen. Wie Cousin wählt er sich einen weiten Gesichtspunkt. Er wartet, daß seine Experimente zahlreich genug seien, um Licht über der Ideen und Thatsachen Gesammtmasse zu verbreiten. Er befragt die Phänomene des Gedankens und der Seele, wie Cousin vorzugsweise die Systeme erforschen und die Theorien seiner Vorgänger durchwühlen will.

Welches nun ist die allgemeine Bewegung der metaphysischen Meinungen in Europa? Sie ist verschieden, je nach den Ländern und nach den Breiten.

Es scheint indessen, daß Deutschland, seit Hegel den äussersten Punkt, den höchsten Gipfel der transzendenten Theorien erreicht habe. Es beurkundet sich in ihm jetzt eine Rückwirkung gegen den Mystizismus. Nicht selten findet man unter den Jünglingen, welche die Universitäten besuchen, eine neue dem Sensualismus und Pantheismus zugewendete Tendenz.

In Frankreich dagegen ist die Rückwirkung gegen die materiellen Ideen sehr bestimmt bei den Denkern, und man könnte mehr denn einen ausgezeichneten Geist nennen, der sich in einen end- und bodenlosen Mystizismus versenkt.

In England, wie Bulwer sehr richtig sagt, stellt sich praktische Geschäfts-Gewohnheit der Entwickelung der metaphysischen Wissenschaft hindernd in

den Weg. Reich an Denkern, begünstigt Großbritanniens Sitten-Unabhängigkeit die Nachdenkungs-Prozedur einiger auserlesenen Geister, während es untergeordneten Talente nichts als Gemeinplätze darbietet.

Forschen wir endlich nach dem allgemeinen Streben, so sehen wir, daß immer ein System gegen ein anderes, ihm entgegengesetztes, eines Eingriffs sich schuldig gemacht; daß ihre Strahlen sich gegenseitig durchbrochen haben; daß es keinen Krieg auf Leben und Tod zwischen den Philosophen der Empfindung und den Philosophen der Intelligenz mehr gibt; daß man dagegen auf allen Seiten sich bemühet, zwischen Intelligenz und Gefühl eine Aussöhnung zu bewerkstelligen.

Und warum sollte das nicht in der Theorie sein, da es doch in der Natur ist? — Das große Problem dieses Bündnisses, ist es dem Genie des Menschen zugänglich? — Wir wissen es nicht. Aber die große Masse des Publikums, die ein geheimer Instinkt der Wahrheit Schimmer erblicken läßt, beginnt der Meinung Montaigne's zu sein, welcher sagte: „Wir sind weder ganz Seele, noch ganz Körper."

Die am meisten verbreiteten und angenommenen Axiome, die der Philosophie als Führer dienen, sind eben so wohl dem übertriebenen Materialismus, als dem den Stoff verleugnenden Spiritualismus entgegengesetzt. Beobachtung wird als das allein nützliche Werkzeug betrachtet, dessen man sich, selbst in der psychologischen Wissenschaft, bedienen kann. Man nimmt auch des Bewußtseins Macht an, und Humes System, begründet auf die angebliche Unmöglichkeit worin wir uns befinden, um zu wissen, „ob wir wirk-

lich exiſtiren," hat allen Kredit verloren. Der „innere Sinn" wird ohne Widerſpruch angenommen.

Wir behaupten nicht, daß ſolches Glaubensſätze ſeien, von denen Niemand ſich entfernt, wir ſagen nur, daß ſie jetzt zum gemeinſamen Gedanken gehören, und daß, ohne über ſeine eigenen Meinungen ſich genau Rechnung abzulegen, das Publikum Vertrauen, wenn auch nur ein verworrenes, in die eben angedeuteten Grundſätze hat.

Der große Karakter unſerer Zeit iſt, nichts auszuſchließen. Wenn einige Sekten, einige Religionen mit einem nahen Tode ſich bedrohet ſehen, müſſeu ſie die Schuld ſich allein zuſchreiben, und zwar, weil ſie nicht „katholiſch" genug geweſen, im wahren Sinne des Worts, weil ſie ſich zu gewaltthätig, zu rauh, zu ſehr ihren beſchränkten Begriffen ergeben gezeigt, weil ſie die Menſchheit unter allen ihren Geſichtspunkten weder haben begreifen können, noch begreifen wollen.

Haben dieſe Sekten, dieſe Theorien ihre Zeit der Beherrſchung gehabt, ſo hat ſie nur ſo lange gedauert, als ſie einen gewiſſen Theil Wahrheit geltend machen konnten. Iſt dieſe obſiegende Periode jedoch vorüber, weil die zerſplitterte Wahrheit nicht mehr mit dem menſchlichen Leben und der menſchlichen Vernunft in Uebereinſtimmung ſteht, ſo zerfallen die täuſchenden Sekten, die lügneriſchen Theorien in ſich ſelbſt, und zwar von Rechtswegen. — Es gibt jetzt keinen Einfluß, keine Macht, keine Zukunft mehr, als für die ganze, einfache, lautere Wahrheit, als für was die Menſchheit unter allen ihren Geſichtspunkten umfaßt.

Parlamentarische Statistik der französischen Pairs-Kammer.

Wir entnehmen der Nummer von 15 Oktober 1834 einer zu Paris monatlich zweimal erscheinenden Zeitschrift, der Revue des deux Mondes (Revüe beider Welten), die übrigens wenig ihrem Titel entspricht, einige Angaben über die französische Kammer der Pairs, um sie, von dem Schmutze einseitiger Parteilichkeit frei, unsern Lesern vorzulegen.

Es ist etwas Klägliches mit der gegenwärtigen politischen Literatur in Frankreich. Absichtliche lügnerische Entstellung, ein schamloser Zynismus der Formen und der Staffirung, ein beispiellos hartnäckiges Beharren in systematischer Verläumdung: das sind die Hauptzüge, welche diese Literatur karakterisiren.

Ehemals konnte man wenigstens den zehnten oder zwölften Theil glauben von Allem, was in politischer Hinsicht die Französischen Journale auszuposaunen beliebten. Jetzt ist diese Glaubwürdigkeit bei den meisten Zeitungen und Zeitschriften bis auf den neun und neunzigsten Theil reduziert, und bei einigen sogar muß man das absolute Gegentheil glauben, von dem was sie sagen.

Die meisten pariser Zeitungen, vorzüglich der Messager, der Courrier-Français, der National, der Temps, die Tribune, das Journal de Commerce (wir beobachten die Rangordnung nach der Scala der Unverschämtheit in diesem Betrachte) hintergehen ihr public débonnaire mit Korrespondenzen aus allen Gegenden der Erde, die sämmtlich — wie man übri-

gens ſchon der Styl-Einförmigkeit entnehmen könnte, käme nicht noch eine groſſe Unkenntniß der Menſchen und Dinge dieſer Korreſpondenz-Artikel-Fabrikanten zu Hilfe — zu Paris, vielleicht in den Winkelgäßchen Vide-Gouſſet, du Haſard und Jean-le-Menteur, geſchrieben werden. —

Durch die Beſchaffenheit ſowohl der obwaltenden Umſtände, als der in Frankreich regierenden Macht, iſt die Kammer der Pairs, ſeit ihrer Bildung im Jahr 1814, mannigfachen Milderungen unterworfen geweſen.

Zuſammengeſetzt aus ehemaligen Mitgliedern des kaiſerlichen Senats (die größtentheils früher Mitglieder des National-Konvents oder des geſetzgebenden Körpers geweſen); aus alt-königlichen, republikaniſchen, kaiſerlichen und neu-königlichen Würdeträgern; aus reſtaurirten Ci-devants, Vert-Verts, Ailes de pigeon, Faux-toupets, Péruques und Foſſiles, neben napoleoniſchen Moustaches, Cranes, Dues d'Antichambre und Princes de Bivouac; neben direktorianiſchen Défenseurs de l'Egalité, des Droits de l'Homme et du Citoyen, ſchlechten Schauſpielern, die während dem Konſulat ihre Rolle vergeſſen, und ſich von dem Empereur de la République Française in Barone Pierre, Crachot, Gros, Replet, ꝛc. oder in Grafen Jean-Jean, Tournepique, Gigot und Serrurier metamorphoſiren lieſſen — konnte die Noble Chambre, wie man ſie zu nennen beliebte, unmöglich ein kompaktes, übereinſtimmendes Ganze darbieten.

Gelichtet und purifizirt ſeitdem durch den Senſenſchwinger, und aus royaliſtiſchen Elementen ergänzt, gewann ſie durch die villeliſche Fournée der Sechs

und siebenzig eine durchaus antipodische, gegenrevolutionäre Gestalt. Durch den Macht- oder Unmachtstreich der Juli-Reform quinquezimirt und ihrer Erblichkeit beraubt, scheint sie seitdem an politischer Hektik zu leiden, und einem zögernden aber unvermeidlichen Tode zuzuschwanken.

Wohnt man einer der Sitzungen dieser Kammer (die jetzt nicht mehr weder die erste noch die edle ist) bei, so findet man in ihr nichts, was den lärm- und geschwätzreichen Debatten, dem Tawerne-Gebraus und der dramatischen Spiegelfechterei der Deputirten-Kammer ähnlich ist. Die Diskussionen der französischen Pairs sind ernst und gemessen. Aeusserst selten erlaubt sich irgend ein verlornes Mitglied, dessen Benehmen seine verwahrloſete Erziehung beurkundet, persönliche Ausfälle oder direkte Angriffe, die in der andern Kammer so häufig sind, daß sie gewissermaßen zur Tagsordnung gehören.

Es gibt im Luxemburg-Palaste keine Kanzel, auf welcher gewissenlose Advokaten öffentlich Empörung und Entsittlichung predigen, wo kleine Genies und große Deklamationswerkzeuge die Bocco della verita parodieren, in deren Grunde eine Natter ruhet. Man spricht auf seinem Platze stehend, und braucht nicht bei Odry oder Mademoiselle Mars Redner-Unterricht genommen zu haben, um das Wahre und Nützliche mit Kraft und Würde geltend zu machen.

Die französischen Pairs sind im Allgemeinen in den öffentlichen Angelegenheiten bewandert. Sie haben eine genügende Kenntniß dessen, was ein gesetzgebender Körper wissen muß, falls er nicht eine zugleich verächtliche und verderbliche Rolle spielen will. Die

Häuptlinge aller Meinungs-Schattirungen haben fast durchgehends in der verwaltenden und politischen Ordnung leitende Stellungen eingenommen; ja beinahe alle Pairs haben irgend ein ausgezeichnetes Amt bekleidet, worin es ihnen möglich gewesen, eine genauere Kenntniß der Begebenheiten, der Menschen und Dinge zu erlangen, als grade die wortreichsten und schreiendsten unter den Deputirten, denen man höchstens das Prädikat politischer Lehrlinge zugestehen kann.

Man stelle eine hohe diplomatische, finanzielle, speziell-politische oder militärische Frage vor der Pairskammer in Erwägung, und man wird sie rasch, befriedigend vom hellsten, umfassendsten Lichte durchdrungen sehen. Ist es darum zu thun ein auf lange Erfahrung und Geschäfts-Uebung begründetes Gesetz zu erlassen, einen Marine-Kodex, Polizei-Ordnungen, Finanz- oder Armee-Organisationen zu erwägen, so sieht man hier die speziellsten Talente damit sich beschäftigen: einen Roy, einen Mollien für die Finanzen, einen de Caux, einen Ambrugeac, einen Herzog von Tarent für das Kriegswesen, einen Duperré, einen Jacob für die Marine, ꝛc.

„Aber nimmt man (sagt die Revue des deux Mondes) diese für das Einzelne vollkommen wohl organisirten Köpfe, heischt man von ihnen, sich bis zur Prüfung des allgemeinen Mechanismus der Zivilisation, bis zu den großen Theorien zu erheben, die der Völker Zukunft, der Gewerbthätigkeit breite Bahnen eröffnen, so findet man nichts als Besorgniß, unübersteigliche Hindernisse, Geister die nichts begreifen, Intelligenzen die nichts bemerken, was über ihr „Erhaltungs-System“ hinausreicht: veralteter Mate-

rialismus, welcher der Gesellschaften höherer Bestimmung entgegen kämpft."

Kommen wir jetzt zu den verschiedenen Elementen, aus denen die gegenwärtige französische Pairskammer zusammengesetzt ist.

In erster Linie bietet sich die legitimistische Schattirung dar. Sie ist, in ihren verschiedenen Klassen, die mehr oder weniger der Restauration angehören, und die sich in aktive und passive scheiden, ziemlich zahlreich. Man kann ihre Zahlenstärke auf beinahe 60 Mitglieder berechnen, wovon sich jedoch nicht ein Viertel offen zu Gunsten der durch die Juli-Ereignisse beseitigten Ordnung der Dinge bekennt. Diese letzte Kategorie läßt sich unter drei ihrer Vorstände, dem Vikomt de Dreux-Brézé, dem Herzog von Noailles und dem Vikomt du Bouchage versinnlichen.

Die zweite legitimistische Fraktion hat eine gewisse Aehnlichkeit mit den britischen Tories, und kann, wie diese, die Erhaltungs-Partei genannt werden. Sie ist kompakt und ziemlich übereinverstanden. Ihre Opposition gegen die regierende Macht rührt nicht her, wie bei der vorerwähnten, von der dynastischen Veränderung, sondern von dem Ursprung und Gange der Regierung, die sie, als die erlangten Rechte, als das Prinzip des gesellschaftlichen Lebens (nach ihrem Begriffe) selbst vernichtend, betrachtet. Diese Abtheilung wird vertreten durch Mounier, Roy und mehrere ehemalige Mitglieder des Ministerium Richelieu.

Die dritte Schattirung, dieselben Erhaltungs-Grundsätze, doch mit entschiedenerer orleanischer Ten-

denz, theilend, neigt sich zugleich mehr dem Ministerium zu. Sie begnügt sich nicht blos, die regierende Macht in Theorie zu vertheidigen, sie leihet ihr auch praktische Hilfe, in Folge der Betrachtung, daß man auch die Menschen annehmen müsse, wenn man die Sache annimmt. Die Häuptlinge dieser Meinungs-Kohorte sind durchaus geschäftserfahrene, vielleicht etwas zu abgeschliffene Männer, wie Siméon, Portalis, Séguier, Barbé-Marbois, Pasquier, Beamten des Kaiserthums und der Restauration, fähige Köpfe, doch ohne besondere Popularität.

Die rein-ministerielle Abtheilung der Pairskammer ist eine der beträchtlichsten. Sie vermehrt sich von Tag zu Tag, und bildet in den gewöhnlichen Sitzungen durchgehends mehr als die Hälfte der versammelten Zahlenmasse. Uebereinstimmend in ihrer Wirkung, ist sie dagegen in ihrem Ursprung ausserordentlich verschieden. Man findet in ihr neue, alte und sogenannte eiserne Ministerielle, die vereinzelt oder der Reihe nach im Convent, im gesetzgebenden Körper, im Senat, in den Deputirten- und Pairskammern der Restauration, ꝛc. solche gewesen sind. Zur Personifizirung dieser Mischung oder dieser Verschmelzung, scheinen am besten der Bürger Röderer und der Herzog von Brissac geeignet, indem sie das merkwürdigste Beispiel darbieten von einer Verpflanzung, einer Uebertragung und Verschlingung, die in keinem Lande der Erde Ihresgleichen hat.

Es gibt in der Pairie auch eine Art Tiers-Parti, dem in der Deputirten-Kammer, unter Dupin's Leitung stehenden, ähnlich. Wie dieser letzte gibt er sich

das Ansehen, unabhängig zu sein, ohne es mit der regierenden Macht zu verderben, und die ihm als konstitutionelle Lehen ertheilten einträglichen Aemter und Sinekuren einzubüßen. Villemain ist der Vorstand dieser übrigens schwachen Partei, die in den gesetzlichen Berathungen höchstens den Einfluß ihres Talents, dagegen keine erhebliche Opposition geltend machen kann.

Eine solche, auf einer parlamentarischen und konstitutionellen Basis sich beruhend, ist in der französischen Pairskammer wohl ebenfalls vorhanden, doch ist ihr Zahlen-Gehalt so gering, daß man ihn, der ministeriellen Summe gegenüber, kaum in Rechnung stellen kann. Als Quotient betrachtet, verschwindet diese Meinungs-Schattirung also beinahe vollkommen, während sie als politischer Divisor ein gewisses diplomatisches Kolorit bewahrt, und unter den Namen Boissy d'Anglas, Lemercier und Pontecoulant ein Triumvirat bildet, dem es weniger an Eifer als an ruhiger Umsicht gebricht.

Der Vikomt de Dreux-Brézé ist einer der jüngsten und eifrigsten Vertheidiger der alten Legitimität. Er scheint zu jenen philosophischen Grundsätzen, zu jener mystischen Tendenz sich zu bekennen, die in der seit zwei Jahren gescheiterten Zeitung l'Avenir (Zukunft), herausgegeben von La Mennais und Konsorten, ein beredtes Organ hatte. Indessen beschränkt er sich auf Theorien nicht allein; er sucht vielmehr das Positive seiner Meinung, neben der Diskussion der materiellen Interessen, geltend zu machen, weshalb er aus allen Kräften auf eine Wahl- und Finanz-Reform hinarbeitet, ohne zu bedenken, daß er

dadurch die Möglichkeit des Gelingens seiner Absichten selbst untergräbt. Neue Umwälzungen befördern, heißt heut zu Tage nicht mehr des frühern Bestandes Wiederkehr veranlassen. Alle wirklichen Politiker wissen das.

Eine Rückwirkung, selbst wenn sie fünfzehn Jahre dauerte, ist keine Restauration. Wie lange könnte sie jetzt bestehen? Nicht ein Jahr, wenn man durch revolutionirende Mittel sie herbeizuführen sich bemühet. Brézé's und seiner gleichgestimmten Freunde Verfahren ist also nichts als Selbstbetrug. Sie arbeiten für die Republik, indem sie für das legitime Königthum sich abzumühen vermeinen.. „Lieber keine Mittel, als schlechte Mittel. Der Zeit überlassen, was die Zeit allein herbeiführen kann;“ so räsonnirt wirkliche Politik.

Mit einem nicht gemeinen Zergliederungs-Talent, mit einer oft mehr als alltäglichen Logik hat Brézé durchaus nichts, weder in Stimme noch Geberde, was den Redner konstituirt. Er spricht schwierig, manchmal in einem zu vertrauten, manchmal in einem zu heftigen Ton. Man weiß, wie sehr seine Familie von dem ältesten Bourbonenzweige begünstigt worden, weshalb man seine Reden mehr als auswendig gelernte Lektionen, denn als den Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung betrachtet. Ueber dem spricht er zu oft und zu lange. Er ermüdet seine Amtsgenossen, und erregt ihr Murren. Gegen Redner wie Guizot, Broglie, Thiers, ꝛc. das Schlachtfeld der politischen Discussion zu behaupten, ist er nicht auf die entfernteste Weise fähig. Er schadet seiner Sache also mehr, als er ihr nützt.

Der Herzog von Noailles gebraucht sein Wort auf eine mildere, überredendere Weise, weshalb er auch sich williger Gehör verschafft. Seine Stellung ist edel; weil er dem Unglück allein seine Gleichstimmung widmet, weil er weder persönlichem Ehrgeize, noch klingenden Familien-Rücksichten, noch leidenschaftlicher Kleinigkeitskrämerei zu gehorchen scheint. Man schätzt in seiner Rede noch überdem jene altfranzösische Urbanität, jene zarte aristokratische Blüte, die jetzt leider immer mehr in der öffentlichen Verhandlung verschwindet, und durch eine höchst gemeine, an das Pöbelhafte grenzende, Sprache ersetzt wird.

Noailles spricht nur selten und immer äusserst gedrängt. Aber in allen Angelegenheiten von überwiegender Wichtigkeit, vorzüglich in jener der Erblichkeit der Pairswürde, machte er, durch seine Beweisführungen, großen Eindruck auf die Pairskammer. Bei dieser Gelegenheit war es, wo die legitimistische Partei sich zersplitterte, sich beinahe auflösete. Einige Pairs dieser Meinung glaubten sich gezwungen, die Kammer zu verlassen. Sie wollten einen Gedanken in Ausführung bringen, über den sie lange sich berathen, nämlich den, einer eidlichen Verpflichtung sich zu entziehen, die ihre politischen Neigungen, wie ihre religiösen Skrupel verletzte. Fitz-James, Châteaubriand, u. a. benutzten demnach die sich darbietende Gelegenheit der Pairswürde zu entsagen, und solchergestalt ihres Eides sich zu entledigen.

Das war einer der Hauptfehler der legitimistischen Partei. Eine so schöne Stellung zu verlassen, ein so kräftiges Wirkungsmittel zu verwerfen, um zu was zurückzukehren? Um zwei Jahre später in den Wahl-

Kollegien als Kandidat zur Deputirten-Kammer sich anzutragen, und — durchzufallen!... Man hatte einen hohen Punkt gewiß, von wo man seine Rede weit erschallen lassen, wo man seiner Partei eine, wenn auch nicht entscheidende, doch gewichtige Stimme geben konnte. Hätten damals nicht zwanzig legitimistische Pairs die erste Kammer verlassen, würden Noailles und Brézé's Stimme in den großen Verhandlungen jetzt nicht so vereinzelt, so unbeachtet, so ohne alles Echo verhallen. Talleyrand verglich das Betragen der Demissions-Partei mit dem jener Leute, die sich das Leben nehmen, um beim jüngsten Gericht wieder aufzuerstehen.

Ueber den Vikomt du Bouchage läßt sich nur wenig und nichts besonders erhebliches sagen. Ohne alle politische Konsistenz, ohne Achtung in der Kammer, die seine schreiende Stimme, seine gehaltlosen Philippiken ermüden, würde er am besten thun, gänzlich zu schweigen, da weder sein früheres Benehmen als Beamter unter Villèle, noch sein moralisches Verfahren, das ihn tief in Schulden versenkt, und das Gefangenhaus Sainte-Pélagie mehr als einmal zu seiner Residenz gemacht, ihn vortheilhaft zu empfehlen im Stande sind. Ueberdem ist seine Opposition ohne allen Takt, wie ohne alle Umsicht. Sie beschränkt sich auf eine legitimistische Zänkerei, über alle sich darbietenden politischen Kontrovers-Gegenstände, auf den Ausdruck eines übel verborgenen Hasses gegen alles Bestehende, aus dem alleinigen Grunde, weil die gegenwärtige Ordnung der Dinge seine Habgier nicht pensionnirt, seiner Verschwendungssucht nicht die erforderliche Nahrung gewährt.

Gesellen wir den vorgenannten drei Vertretern der rein-legitimistischen Meinung in der Pairskammer noch 8 oder 10 Anhänger bei, die ihr Dasein selten oder nie durch öffentliche Bezeugung, dagegen um so beharrlicher durch geheime Stimmen-Abgabe beurkunden, so finden wir, daß diese Opposition auf 11 bis 13 Personen sich beschränkt. Bleiben die Umstände, wie sie seit einigen Jahren sich gestaltet, darf man nicht annehmen, daß obige Zahl mit der Zeit sich eher vermindern, als vermehren könne.

Es verhält sich nicht eben so mit der erhaltenden oder Tory-Partei in dieser Kammer. Sie ist stärker oder schwächer, sie ist mehr oder weniger für die Regierung gestimmt, in dem Maße, als diese ihren Grundsätzen sich zuneigt, oder von denselben sich entfernt. Die Rolle, welche Mounier in dieser Meinungs-Schattirung spielt, bedarf einer kurzen Erläuterung.

Der Genannte ist ein Mann der Restauration, wenn gleich er seine politische Laufbahn mit dem Kaiserthum begonnen und Uebersetzungs-Sekretär Napoleons war. Unter Richelieu, wie auf dem Kongreß zu Aachen arbeitete er nicht ohne Umsicht und Erfolg. Seines Karakters Beschaffenheit macht ihn jeder regelmäßigen Verwaltung geneigt. Mit vielseitigen Kenntnissen und nicht gemeiner Scharfsicht, betrachtet er die weitausreichendsten Gegenstände manchmal aus einem zu beengten, durchaus materiellen Gesichtspunkte. Er verwirft das gegenwärtige Regierungs-System nicht geradezu, doch unterstützt er es auch nicht.

Seine Opposition, wenn man sein Verfahren also

nennen darf, beurkundet sich in oft triftigen, doch nie wirklich feindseligen Einwürfen und Erörterungen. Es ist keineswegs sein Wille, sich zum Vorstand einer bestimmten Angriffspartei zu machen, die Alles befehdet, um Alles zu zerstören. Er bemächtigt sich der in Vorschlag gebrachten Gesetze und Maßregeln in ihren einzelnen Punkten, um diese zu seziren, sie mit seinen erhaltenden Grundsätzen in Parallele zu stellen, und sie an seine der Restauration entlehnten Erinnerungen zu knüpfen, deren lebendiger Ausdruck er ist. Mounier ist kein Politiker, im eigentlichen Sinne des Worts. Er ist nur Staats-Verwalter; und unter einer vollkommen ruhigen Regierung würde er jedem höherm Amte, durch seine Rechtschaffenheit und sein Talent gewachsen sein.

Des Grafen Roy ausgezeichnete finanzielle Stellung, hat seinen Platz in der Pairskammer bezeichnet. Es war unmöglich, daß einer der größten Grund-Eigenthümer in Frankreich sich nicht für eine Regierung erklärte, die das Eigenthum zu beschützen gesonnen war. Indessen beurkundet sich in seinem Reden und Thun immer eine gewisse einseitige Befangenheit, die man höchst wahrscheinlich seinem zu beträchtlichen Grund-Eigenthum (das bereits mehrere Departemente bedeckt, und das durch neue Ankäufe fortwährend sich vermehrt) zuschreiben muß, insofern es im Abgaben- oder im finanziellen Verwaltungs-System um irgend eine Neuerung zu thun ist, die er als höchst gefährlich verwirft, und aus allen Kräften bekämpft.

Wie Graf von St. Cricq, der große Schöpfer des Verbietungs-Systems und des Monopols, hat er,

in industrieller Hinsicht, seine fixen Ideen, denen ihn nichts zu entnehmen vermag. Darum auch würde es verlorne Mühe sein, ihn einer Milderung des Mauthwesens, das dem Lande mehr schadet, als es ihm nutzt, geneigt zu machen. Im Uebrigen verbreitet Roy's Erörterung immer ein großes Licht über alle finanziellen Gegenstände. Mit einer genauen mathematischen Verstandeskraft begabt, beschränkt er des Staates Wohlergehen auf materiellen Geldertrag allein, und verwirft jede Theorie, die den Kreis der von ihm realisirten Erfahrungen übersteigt.

In seinen Reden schimmert nie ein Rückblick oder ein Wunsch durch, der sich auf den ältesten Bourbonenzweig bezöge. Aber jedesmal, wenn Gelegenheit dazu sich darbietet, vertheidigt er das Finanz-System der Restauration wie sein eigenes Werk. Was de Caux für das Kriegswesen geleistet, jene vielfachen Uebersichten und Tabellen der guten Leitung und Verwaltung seines Departements, das hat Roy mehrmals auch für die Finanzen gethan.

Wir haben uns hier nur mit den Partei-Häuptlingen der beiden legitimistischen Schattirungen der Pairskammer beschäftigt, wovon die eine dem Prinzip der Regierung selbst abgeneigt, gegen dasselbe sich erklärt, während die andere vielmehr ein solches zu begründen sich bemühet, doch ohne persönliche und ausschließliche Anneigung an eine Dynastie.

In größere Umständlichkeiten einzutreten, über die einzelnen, unbedeutenden Meinungs-Verschiedenheiten, welche von Individuum zu Individuum bestehen, würde heissen, uns in ein Labyrinth verstricken, dem weder der Faden gesunder Urtheilskraft, noch

vergleichender Erfahrung, mit Leichtigkeit uns wieder zu entführen vermöchte. Wir lassen es also bei dem bewenden, was wir gleich beim Beginn des gegenwärtigen Aufsatzes über diese Partei gesagt.

Die Pairskammer erstaunte nicht wenig, als in der letzten Sitzung Villemain gegen einige Verwaltungs-Maßregeln sich erhob, und die Absicht aussprach, eine Art Tiers-Parti zu begründen, dessen Aufgabe und Beruf sein sollte, weder geradezu die Regierung zu loben, noch geradezu sie zu tadeln. Bei alledem kann man nicht voraussetzen, daß Villemain die Absicht gehabt, eine Art Opposition zu bilden. Seines Begehens Zweck war höchst wahrscheinlich kein anderer, als dadurch zu beweisen, daß er wenigstens noch einigermaßen ein homme du progrès, und kein absoluter Ministerieller sei, wessen man ihn schon mehrmals beschuldigt hatte. Obgleich er seit 1814 an der öffentlichen Verwaltung Antheil genommen, bewahrte er doch immer eine gewisse Unabhängigkeit, die er auch jetzt wieder geltend zu machen sich bemühet, ohne deshalb sein Amt bei der Universität, und das damit verbundene Gehalt von 24,000 Franken (11,200 fl. rh.) aufgeben zu wollen.

Kein sonderbareres Gemisch, als die ministerielle Partei in der Pairskammer. Wir heterogen aber auch die verschiedenen Elemente sein mögen, welche sie bilden, ist sie nichts desto weniger äusserst kompakt und übereinstimmend in ihrem Votum. Welche Mühe sich die verschiedenen Oppositionen ihr gegenüber geben mögen, wenn es um eine große Verwaltungsmaßregel zu thun ist, bleiben ihre wenigen schwarzen Kugel dennoch fast unbemerklich neben der großen Menge

weisser Kugeln, die, beim entscheidenden Skrutinium den Gedanken der Regierung unterstützen.

Um zu wissen, wie diese überwiegende ministerielle Mehrheit nach und nach sich gebildet, muß man einen Blick über die Geschichte der französischen Pairskammer, von ihrem Entstehen bis auf den heutigen Tag, werfen.

Die durch Talleyrand's Einfluß und unter seiner Leitung bewerkstelligte Restauration, fand einen stummen Senat, der während dem Kaiserthum eine klägliche Rolle gespielt, und der auf diese unwürdige Rolle selbst, triftige Ansprüche auf seinen Fortbestand, wenn auch unter einer andern Form, begründete.

Auf Talleyrand's und Beugnots Vorschlag ernannte Ludwig XVIII 150 lebenslängliche Pairs, wozu alle Ueberreste der alten Pairie, vor der Revolution, von dem Erzbischof von Reims, den Herzögen von Uzès, Elboeuf, Montbazon, bis zu den Herzögen von Polignac, Lévis und Maillé, nebst 11 Reichs-Marschällen, 80 Senatoren, einigen napoleonischen Generalen, den Grafen Belliart und Curial, ꝛc., genommen wurden.

Kaum hatte die solchergestalt zusammengesetzte Pairskammer ihre Arbeiten begonnen, als Napoleon von Elba zurückkehrte. Um durch eine radikale Umschmelzung, die er vielleicht für ruhige Zeiten vertagte, nicht zu viel Zeit zu verlieren, behielt er die Pairskammer bei, in die er jedoch größtentheils andere Mitglieder schickte.

Nach den hundert Tagen stellte der König die von ihm ernannte Kammer wieder her, jedoch mit Ausschluß derjenigen Mitglieder derselben, welche das

von dem „Usurpator“ ihnen verliehene Mandat angenommen. Die Zahl dieser letzten überstieg nicht dreissig. Die Kammer wurde zum Ersatz durch mehr als hundert Ernennungen verstärkt, größtentheils den alten emigrirten, blindlings ergebenen Adel betreffend, wodurch der Geist dieser Institution verdorben und rückgängig gemacht wurde, was man von nun an unter der Benennung „Ultra“ andeutete.

Den 17. August 1815 wurde die Pairswürde, durch eine von dem Fürsten von Talleyrand unterzeichnete königliche Ordonnanz, erblich erklärt. Den 6. Oktober desselben Jahres erhielten die Prinzen vom Geblüt Sitz und Stimme in der Pairskammer. Es begann nun eine Rückwirkung, die durch Ney's, Labedoyere's, La Vallette's und anderer Verurtheilung zum Tode, sich offenbarte, und die bald so heftig wurde, daß die Regierung, unter Decaze's System, sich veranlaßt sah, die Mehrheit, welche gegen die Wahlform, und gegen die etwas freisinnigen Gesetze von 1818 und 1819 protestirt, zu mildern.

Eine Ordonnanz vom 5. März 1819 ernannte sechszig Pairs, entnommen der damaligen ministeriellen Bewegung, die streng dem Geiste der Staats-Urkunde gemäß war. Unter diesen 60 neuen Pairs befanden sich einige alte Namen, wie Esclignac, Aragon, Aramont, Raymond de Bérenger, Saint-Simon, Talhuet, Villegontier, ꝛc., sodann die Mehrheit der 1815 ausgeschlossenen Pairs, und endlich einige populäre oder administrative Berühmtheiten, wie Rapp, Rütty, Reille, Mollien, Sussy, Déjean, Darü, Lacépède, ꝛc.

Mit Decaze's Sturz veränderte sich auch das Sy-

stem. Villèle wurde erster Minister. Vom 31. October 1822 an verstärkte er seine ministerielle Mehrheit durch acht Prälaten, die Erzbischöfe von Tours, Sens, Reim und Paris, die Bischöfe Latil, Croy, Frayssinous und von Boulogne.

Nach Auflösung der Deputirten-Kammer, im J. 1823, wurden mehrere ehemalige Mitglieder derselben, wie Lainé, Marcellus, Bonald, Florian de Kergorlay, ꝛc., zu Pairs ernannt. Einige Monate später mußten auf gleiche Weise die während dem Feldzuge in Spanien, zur Wiedereinsetzung Ferdinands VII in seine unumschränkte Macht, geleisteten Dienste, belohnt werden.

Endlich 1827 wurde die Pairskammer vollkommen monarchisirt durch die fournée der Sechsundsiebenzig, und als Martignac das Ministerium übernahm, war es ihm fast unmöglich, irgend eine Maßregel in Ausführung zu bringen, einer gegen sein System *so feindselig* gesinnten Kammer gegenüber, die von Forbin des Issarts, Peyronnet, und unter der Hand von Villèle selbst geleitet wurde. Er wagte einige individuelle Ernennungen, bevor er durch Polignac ersetzt wurde. Dieser, dessen Mission Niemand ein Geheimniß war, wollte eben mit stümperhafter Unzulänglichkeit seine Staatsstreiche in Ausführung bringen, als die Juli-Revolution das ganze unförmliche Gerüst verfälschter Institutionen über den Haufen warf.

Die Pairswürde war einige Tage wie verschwunden. Bei Berathung der ersten Regierungs-Maßregeln, wie bei Ausschliessung des ältesten Bourbonen-Zweiges und bei Erhebung des neuen Königsthrons, spielte sie eine sehr untergeordnete Rolle. Sie zeigte

sich furchtsam, schwankend und mußte sogar die gesetzliche Aechtung gutheissen, welche alle während der Regierung Karls X ernannten Pairs aus ihrer Mitte verbannte. Ein genügender Beweggrund dieses Verfahrens wurde nicht angegeben.

Bald nachher schaffte ein anderes Gesetz, das diese Kammer ebenfalls annehmen mußte, die Erblichkeit der Pairswürde ab. Wie gesagt zog sich bei dieser Gelegenheit der letzte legitimistische Kern zurück, und wurde durch der neuen Ordnung der Dinge ergebene Personen ersetzt. So bildete sich die gegenwärtige ministerielle Mehrheit aus, die man in drei Meinungsmassen, in die wissenschaftliche, die militärische und die verwaltende theilen kann.

Die konstitutionelle Opposition in der Pairskammer ist jetzt nicht mehr, was sie früher war. Als verhängnißvolle Gesetze, von dem Ministerium Villèle entworfen, beinahe ohne alle Discussion von der Deputirten-Kammer angenommen wurden, als eine mächtige geheimnißvolle Kongregation immer mehr der öffentlichen Verwaltung sich zu bemächtigen drohete, offenbarten sich ausgezeichnete Talente, ein edler Patriotismus, eine weise, umsichtige Politik in der Pairskammer. Entweder sind diese glänzenden Eigenschaften jetzt begraben, oder sie haben zur ministeriellen Fahne geschworen. Die wenigen vereinzelten Stimmen, welche die Traditionen jener Opposition wieder geltend zu machen sich bemühen, sind von keiner durchgreifenden Macht, und bleiben ohne Einfluß, wie ohne entscheidende Kraft.

Es gibt noch einige Mitglieder in der Pairskammer, die man weder zur legitimistischen, noch zur er-

haltenden, noch zur ministeriellen Partei, eben so wenig als zum Tiers-Parti und zur konstitutionellen Opposition, rechnen kann. Nicht ganz mit Unrecht dürfte man sie die „mißvergnügte Schattirung“ nennen. Sie besteht größtentheils aus wirklich ausgezeichneten Männern, die entweder von der Regierung sich vernachläßigt glauben, oder die auf irgend eine Weise sich berechtigt halten, über das Verfahren derselben sich beschweren zu müssen.

An dieser Mißvergnügten Spitze erblicken wir Männer wie Molé, Bassano (Maret), Oudinot, Gaëte, ꝛc. Decazes, der auch zu dieser Schattirung gehörte, ist ganz neuerdings, durch seine Ernennung zum Groß-Referendar der Kammer, für die Regierung gewonnen worden. Die von ihm gelassene Lücke dürfte vielleicht von Sémonville, den er in seinem Amte ersetzte, ausgefüllt werden.

Einige Personen wollen behaupten, daß Soult und Broglie ebenfalls zu den Mißvergnügten gehören, weil beide in mehr als einer Hinsicht Ursach hätten über ihre im Ministerium gebliebenen frühern Amtsgenossen sich zu beschweren. Wir halten diese Voraussetzung nicht für gegründet, wenigstens nicht in dem Sinne, daß die beiden letztgenannten, durch ihren Austritt aus dem Ministerium, sich veranlaßt fühlen dürften, in Zukunft eine Art Opposition gegen das Verfahren der Regierung zu konstituiren.

Abriß der Geschichte der Vereinstaaten Nordamerikas. *)

Erster Zeitraum.

Erster Abschnitt.

Wer von uns, wenn er die Geschichte liest, fühlt in sich nicht das Verlangen, der Gründung eines Reiches beigewohnt zu haben? Wer hat zu sich nicht schon gesagt: Die wunderbarste aller historischen Merkwürdigkeiten, das Problem, welches kein Philosoph zu errathen, kein Romantiker durch die alleinige Einbildungskraft zu lösen vermag, ist die erste eine Gesellschaft bildende Gruppe, der Urkern des erobernden Romas und des heroischen Hellas.

Wer, wenn die Natur ihn mit einem nachforschenden Geiste begabt, hat nicht zu sich gesagt: ich möchte in Gedanken in Mitte der ersten Eingebornen Italiens leben, in den wilden Gebirgen Urarkädiens; ich möchte den Kampf des Menschen mit der Natur sehen und bewundern, der gesellschaftlichen Ideen Fortschritte, der Gewerbe und Künste allmähliges Entstehen, die zu Stämmen sich vereinigenden Familien, woraus sodann Völker und Bundesstaaten werden, sehen und bewundern. Wie herrlich, könnte man Zuschauer einer solchen Entwickelung sein ...

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Abriß der Geschichte Amerikas, von seiner Entdeckung bis zu seiner Befreiung," in den Nummern 5, 6 und 7 des vierten Jahrgangs (1827) der Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde, Vorgänger der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

Dies große, dies ausserordentliche Phänomen, das neuere Europa hat es beobachten können. Seit die Buchdruckerkunst, ihr Licht über alle Wissenschaften verbreitend, keine derselben mehr untergehen, keine wichtige Thatsache mehr in Vergessenheit gerathen läßt, seit das neuere Europa Kenntnisse und Begriffe, mit Hilfe der Presse, des Kompas und der Elektrizität, bis ins Unendliche sich vermehrt, ist eine neue Welt, ganz Amerika, unter seinen Augen emporgestiegen.

Riesige Institutionen haben sich ausgebildet. Eine unermeßliche Gewerbthätigkeit hat sich entwickelt. Die gefährlichsten Regierungsversuche, welche man je gewagt, haben stattgefunden. Alles das ist von gestern. Die amerikanische Demokratie, die für gewisse Publizisten nur eine Wiege, ein Vorzeichen ist, drohet in Reichthum und Macht alle alt-zivilisirten Länder zu übertreffen.

Keine dunkle und schwankende Traditionen, keine mythologischen Helden, keine im Gewölk verborgenen Halbgötter in dieses Landes Geschichte. Jeder Umstand wird durch Augenzeugen bestätigt, aus deren Wortstreit, selbst wenn sie sich widersprechen, Wahrheit entsprühet.

Versuchen wir es, einen raschen Blick zu werfen über dieses großen Festlandes Geschick; über was in ihm bereits in Ausübung getreten; über das interessante Drama, von dem auch nicht eine Szene unserer Beobachtung entzogen wird.

Des Philosophen Bemerkungen hinsichts so unbestreitbarer Thatsachen sind oft peinlich. Sein Herz blutet, mit Thränen füllt sich sein Auge, wenn er erkennt, daß der menschlichen Gesellschaft erste Schritte

immer durch Blut fuhren. Um einige Klaftern eines jungfräulichen, fruchtbaren Bodens urbar zu machen, wie vielen Gefahren muß da Trotz geboten, wie viele Ungerechtigkeiten müssen da begangen werden.

Die Alten hatten von dem amerikanischen Festlande eine schwankende Ahnung, die vielleicht auf frühere, im Laufe der Jahrhunderte wieder verloren gegangene, Kenntniß desselben sich begründete. In einem seiner Dramen stellte Seneka, der Tragiker, davon ein ziemlich bestimmtes Zeugniß auf.

„Es wird eine Zeit kommen," sagt er, „wo Thetis, zahlreichen Seefahrern die Bahn frei lassend, uns neue Welten offenbaren wird."

Die isländischen Kronikenschreiber behaupten, daß einige ihrer ersten Seefahrer, nachdem sie die Küsten Grönlands berührt, durch heftige Nordostwinde zu den Gestaden Labradors geführt wurden; daß sie nach ihrer Rückkehr ihren Landsleuten diesen Seeweg andeuteten, und daß ihre Kolonien einige Theile von Terre-Neuve urbar machten.

Wie es sich verhalte mit einem Umstande, den die Sagas mit ihrer gewöhnlichen Uebertreibung und Unbestimmtheit beschreiben, steht dennoch der Ruhm, die eigentliche neue Welt, oder das wirkliche Amerika entdeckt zu haben, Niemand anders als Kristoph Kolomb zu.

Wir mögen die epische Geschichte dieses so muthvollen, so uneigennützigen, so übel belohnten Mannes, der mit tiefem Enthusiasmus eine so heldenmüthige Unbeugsamkeit vereinigte, nicht wiederholen. Die 1492 von Kolomb gemachte Entdeckung setzte bald

alle Gemüther in Bewegung, als fünf Jahre später ein zu Bristol wohnender venezianischer Kaufmann, Namens Johann Cabot, mit seinem Sohne Sebastian sich einschiffte, und der von Kolomb angedeuteten Richtung folgend, das amerikanische Festland unterm 56 Grade nördlicher Breite berührte. Er fand da nichts, als die scharf ausgezackten beeiseten Felsen Labrador's, als einige Polar-Bären und einige Menschen, die eben so wild waren, als diese Thiere.

Die Seefahrer kehrten schnell zurück, um ihren Erfolg bekannt zu machen. Kolomb hatte vor seiner dritten Reise seine Entdeckung noch nicht vollendet. Es war zwei Jahre vorher, ehe Amerie Vespuccio, dieser Beutelschneider des schönsten Ruhms, den das Glück je einem Menschen vorbehalten, der Entdeckung seines berühmten, edeln Vorgängers seinen obscuren Namen gab.

Heinrichs VII (von England) Habgier war rege geworden. Er begünstigte Cabots Unternehmungen, indem er sich jedoch einen bedeutenden Antheil vorbehielt von dem Gewinn, der dadurch sich ergeben konnte. Sebastian ging im Mai 1498 mit 300 Mann unter Segel, wendete sich gegen Island, erreichte Labrador unterm 58 Breitegrade, folgte der Küste desselben bis Maryland, und kehrte, aus Mangel an Lebensmitteln, nach England zurück.

Man weiß jetzt nur wenig über die Reisen dieses kühnen Seefahrers, der, mit großem Muth und beständiger Heiterkeit, 60 Jahre lang einen unbekannten Ozean beschiffte, die Hudsonbucht betrat, in die vor ihm Niemand eingedrungen war, und der starb, ohne irgend einen Gewinn von seinen langen

Mühseligkeiten bezogen zu haben, wo nicht einen Ruhm, den Kolombs überlegenes Geschick mit seinem Glanze allein zu verdunkeln im Stande war.

Von ihm wurden die Anweisungen entworfen zu der Expedition, die den Weg nach Archangel fand. Er gab dem von ihm entdeckten Theile des amerikanischen Kontinents den Namen Neu-England. Wie er übrigens gelebt, und wie er gestorben, ist von seinen undankbaren Zeitgenossen gänzlich unbeachtet geblieben. Wo sein Grab sei, ist Niemand bekannt. —

In seine Fußstapfen, und in die Kolombs, traten bald eine Menge kühner Abenteurer. Kaspar Cortereal reisete 1500 mit Zustimmung des Königs von Portugal ab, berührte die Küste Nordamerikas, drang bis zum 50 Breitegrade vor, bewunderte die üppige Vegetation der von ihm entdeckten Gestade, raubte 50 Indianer, die er mit sich nach Europa nahm, wo er sie als Sklaven verkaufte, erneuerte sodann seine Expedition, und fiel wahrscheinlich als Opfer der gerechten Rache der Eingebornen; denn man hörte ferner nichts mehr von ihm. Solches war der Europäer erste „politische“ Handlung in dem Norden Amerikas.

Bald folgten Franzosen auf Portugiesen und Spanier. Kaum waren seit des Festlandes Entdeckung sieben Jahre verflossen, als bereits kräftige Bretagner und Normänner, an's Meer gewöhnt, Fischereien auf Terre Neuve begründet, dem Kap Breton jenen Namen gegeben, der an ihr Vaterland sie erinnerte, die Karte des St. Lorenz-Meerbusens entworfen, und einige amerikanische Eingeborne nach Frankreich gebracht.

Das 16. Jahrhundert begann. Franz I (von Frankreich) herrschte. Ein Florentiner, Johann Verazzani, machte dem Monarchen den Vorschlag, genauer diese neuen Länder zu durchforschen, die vielleicht einst Königreiche bilden könnten. Der König überließ ihm nur ein Schiff, den Delphin, womit er, nach Ueberstehung eines schrecklichen Sturmes, die Küste von Wilmington erreichte, die vor ihm noch kein Europäer betreten. Er wendete sich von dort weiter gegen Norden, und ging an den reizenden Gestaden Nord-Karolina's vor Anker.

Dort lebte ein ruhiges Völkchen, von olivenfarbiger Hautfarbe, in Thierfelle gekleidet, mit Blumenkronen im Haar, gastfreundschaftlich, einfach, zuvorkommend. Ein junger florentinischer Matros, der ins Meer gefallen, und den die Wellen ausgeworfen, wurde von diesen gutmüthigen Menschen wieder ins Leben gerufen, gepflegt, und endlich dem Kapitän Verrazani ausgeliefert. Zum Dank für solch menschenfreundliches Benehmen, ließ dieser durch seine Leute einen jungen Wilden aufgreifen, ihn mit Gewalt aus den ihn umschlingenden Aermen seiner Mutter reissen, und ihn an Bord schleppen, bloß um den Unglücklichen als eine Kuriosität mit nach Europa zu nehmen.

Verazzani besuchte nun die schöne Bucht Neu-York, verweilte 17 Tage in der von Neuport, und folgte der ganzen Küste Neu-Englands bis Neu-Schottland. Dort fand er Eingeborne, denen ihre Berührung mit den Europäern schon einen gewissen Anstrich von Zivilisation verliehen. Portugiesen und Spanier hatten ihnen von ihrer Sittlichkeit und Kultur dadurch bereits einen überzeugenden Begriff ver-

liehen, daß sie ihre jungen Frauen und Mädchen geraubt. Sie kannten schon den Gebrauch, den blutgierige Barbarei von Stahl und Eisen zu machen versteht. Darum auch zeigten sie sich mißtrauisch, diebisch, hinterlistig, gewaltthätig und vor Allem feindselig gegen alle Weisse.

Im Juli 1524 langte Verazzani wieder in Frankreich an. Seine Beschreibung der Gestade Nord-Amerikas ist die älteste aller darüber vorhandenen. Was wurde endlich aus ihm? Sei es, daß ein Sturm ihn verschlungen, oder daß die Wilden ihn ermordet; sei es, daß er in der Muse einer gelehrt forschenden Zurückgezogenheit sein Leben in Rom beschlossen, wie einige Schriftsteller behaupten: seit seiner ersten Reise, die Frankreich das Recht gab, Kanada für sich in Anspruch zu nehmen, blieb der Name Verazzani fernerhin ungenannt. Bloße Voraussetzungen und Widersprüche bilden allein seiner Lebensgeschichte Ueberrest.

Die verhängnißvolle Schlacht bei Pavia, der klägliche Finanz-Zustand Frankreichs, der Religions-Zwistigkeiten Beginn, die hochfahrende und kostspielige Rivalität zwischen Franz I und Karl V, erlaubten Frankreich nicht, von Verazzanis Entdeckungen den Vortheil zu gewinnen, den sie darzubieten schienen. Einige Bretagner Fischer, die ihrem Vaterlande wesentlichere Dienste leisteten, als die Feldherrn und Ritter des französischen Monarchen, begaben sich nach Terre-Neuve, dessen unerschöpfliche Fischereien Europa so viele Hilfsmittel dargeboten.

Admiral Chabot, der von dem Gewinn dieser gewerbsamen Leute eine Abgabe erhob, bemerkte bald, wie

einträglich ihr Unternehmen sei, und wollte sich demselben beigesellen.*) Eine von ihm angeordnete, und von Jakob Cartier, von St. Malo, befehligte Expedition, erhielt den Auftrag, die Länder der neuen Welt genau zu erforschen.

Sie überschiffte in 20 Tagen den atlantischen Ozean, umkreisete die ganze Insel Trere-Neuve**), durchschnitt den St. Lorenz-Meerbusen, entdeckte die von ihm benannte heiße Bucht, folgte der Küste, und betrat die Gasp-Strömung, wo Cartier mit eigenen Händen Frankreichs Wappen aufpflanzte, und von dem Lande, im Namen seines Königs, Besitz nahm. Er betrat sodann den St. Lorenzstrom, drang bis in das Innere Kanadas vor, und kehrte aus Mangel an Lebensmitteln nach Frankreich zurück. Die Reise war leicht, schnell und glücklich gewesen. Cartiers und seiner Gefährten Beschreibung der von ihnen entdeckten Länder, wurde mit allgemeiner Theilnahme aufgenommen.

Eine zweite, vom König begünstigte Expedition, wurde unverweilt betrieben. Der junge Adel wollte

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Staatswirthschaftliche Erwägungen über den frühern und gegenwärtigen Zustand des Wallfisch- und Kabeljau-Fanges," im vierten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

**) Sie wird jetzt Neufoundland genannt, hat eine Oberfläche von 2000 Geviertmeilen, uud wird durch die 5 Stunden breite Straße von Belle-Ile von dem amerikanischen Festland (Labrador) getrennt. Sie gehört jetzt England, und hat ungefähr 100,000 Einw. Ihrer immer noch sehr bedeutenden Fischereien wegen, wird sie jahraus jahrein von mehr als tausend englischen, französischen und nordamerikanischen Schiffen besucht.

daran Antheil nehmen. Drei wohlversorgte Schiffe gingen unter Segel, und erreichten, nach Uebersteyung eines Sturmes, den prachtvollen Meerbusen, dem der Name des heiligen Lorenz gegeben wurde, und in den sie weiter vordrangen. Man ging bei einer Insel vor Anker, die man Orleans nannte. Die Gegend war von Wigwams (indischen Dörfern) belebt, die von einem wilden aber gastfreundlichen Volke bewohnt wurden.

In einer Schaluppe schiffte Cartier von hier weiter stromaufwärts, und gelangte nach dem indischen Dorfe Oschelaga, gelegen am Fuße eines Hügels, den er erstieg, und von dessen Gipfel er ein herrliches Land, eine reiche Natur, eine üppige Vegetation übersehen konnte. In seiner Freude nannte er den Ort Montreal. — Indessen rückte der Winter näher; die Mannschaft der Schiffe litt am Skorbut. Man kehrte deshalb nach Frankreich zurück, nachdem man das katholische Kreuz und das Wappen Frankreichs in Kanada aufgepflanzt.

Wie umfassend und vielversprechend Cartiers Bericht auch sein mochte, befriedigte er dennoch seiner Landsleute Habsucht nicht. Dem allgemeinen Volksglauben nach, war Amerika ein mit gediegenem Golde überdecktes Land; ein Land, wo Diamanten, Rubinen und andere kostbare Steine so häufig seien, als in Frankreich die Kiesel.

Demungeachtet vergingen drei Jahre, bevor man den Entschluß faßte, das von Cartier entdeckte schöne Land zu kolonisiren. Ein Adelicher aus der Pikardei, Namens Franz de la Roque, Herr von Roberval, wurde nach Verlauf dieser Zeit zum Vizekönig

der amerikanischen Besitzungen, und zum Herrn von Norimbega ernannt. Cartier erhielt den Titel eines General-Kapitäns und ersten Steuermanns der Expedition. Er sollte sie bilden und leiten, auch mit den Eingebornen unterhandeln. Aber statt ihm nützliche Handwerker und kräftige Arbeiter zu stellen, gestand man ihm nur die Erlaubniß zu, aus den Gefängnissen allerlei Lumpen-Gesindel zu nehmen, und damit den Grund zu der neuen Kolonie zu legen.

Cartier schiffte zuerst allein dem St. Lorenzstrom entgegen, erbauete ein Fort, auf der Stelle wo jetzt Quebec steht, und verweilte dort den ganzen Winter, ohne das Land in der Umgegend genauer zu durchforschen. Als er eben wieder nach Frankreich zurückkehren wollte, weil die ihm zu Gebote stehenden Mittel nicht hinlänglich waren, an eine größere Ausdehnung zu denken, traf Roberval, im Juni 1542, mit einer bedeutenden Verstärkung ein.

Die zwischen diesen beiden Männern getheilte Macht-Ausübung hatte eine verderbliche Rivalität zur Folge. Ohne Cartiers Beistand wußte Roberval nicht, was er beginnen sollte, und blieb ein ganzes Jahr unthätig. Sein einziges Bestreben war darauf gerichtet, Ruhe und Ordnung in seinem kleinen Königreiche zu erhalten, indem er die Einen hängen, die Andern einsperren, Männer und Weiber öffentlich durchpeitschen ließ. Ein Jahr später war er wieder in Frankreich, von wo er, sagt man, sich abermals nach Amerika begab. So viel ist gewiß, daß man von ihm nicht mehr reden gehört.

Ein halbes Jahrhundert verschlang Bürgerkrieg alle Hilfsquellen Frankreichs. Ein einziger Versuch,

dessen wir weiter unten gedenken wollen, wurde zur Kolonisirung Floridas unternommen. Wie hätte eine Regierung, welche die pariser Bluthochzeit vorbereitet und befohlen, an Bildung entfernter Kolonien denken können? Die Königin Katharina, ihr Sohn und ihr Hof hatten andere Dinge zu thun, als mit Nordamerika sich zu beschäftigen.

Endlich, als unter Heinrich IV Frankreich sich ein wenig zu erholen begann, als es dem Nebel von Blut und Thränen, der bisher seine Geschichte verdunkelt, sich entnehmen konnte, wendete sich der Politiker Aufmerksamkeit den Fischereien von Terre-Neuve zu, deren Wichtigkeit sich beständig vermehrt hatte. Man zählte 1578 schon 150 Schiffe, die von Frankreichs Hafen dahin abgingen. Vor 1609 gedenkt man eines Seemanns, der mehr als 40 male Terre-Neuve besucht.

Ein Marquis Laroche machte 1598, mit dem Abschaum aller verworfenen Menschen, womit Frankreich seine Kolonien begründen zu können vermeinte, einen abermaligen Versuch, der noch unglücklicher ausfiel, als der Robervals. Erschreckt über ihre traurige Vereinzelung, wie über des Bodens Unfruchtbarkeit, wünschten die Kolonisten sich in ihre Gefängnisse zurück, und ruheten nicht eher, bis man sie wieder nach Frankreich brachte. Ihr kurzer Aufenthalt in Amerika schien für sie Strafe genug.

Unterdessen hatte man die Reichthumsquelle entdeckt, welche der Handel mit Pelzwerk darzubieten vermochte. Chauvin und Pontgravé, Kaufleute von St. Malo, hatten ihre Ausbeutung begonnen. Nach Chauvins Tode bildete sich eine Handels-Gesell-

schaft zu Rouen, und ernannte Samuel Champlain de Brouage, einen wackern, erfahrnen Offizier, zum Leiter einer beabsichtigten Expedition.

Dieser Mann, den man als den eigentlichen Stifter der französischen Niederlassungen in Kanada betrachten kann, war mit gesundem Verstande, vieler Umsicht, Ausdauer und rastloser Thätigkeit begabt. Ihm verdankt man die ersten genauen geographischen Angaben über diesen Theil Amerikas, und über die ihn bewohnenden Nomadenstämme.

Die Gegend von Quebec (indisches Wort, das „Verengung" bedeutet, weil der St. Lorenzstrom hier viel schmäler zu werden beginnt) wurde von ihm zur Erbauung eines Forts am entsprechendsten erachtet. Er traf wieder in Frankreich ein, als man Desmonts durch ein ausschließliches Patent die Souveränetät über alle Länder zwischen dem 40 und 46 Breitegrade, d. h. von Philadelphia bis über Montréal hinweg, nebst dem Alleinhandel mit Pelzwerk, dem Rechte Landstreicher und anderes Gesindel mit sich zu nehmen, und in seinen Besitzungen ihnen Ländereien anzuweisen, zugestanden hatte.

Dieser neue Abenteurer verlies Frankreich, in Begleitung eines gewissen Poutrincourt, mit zwei Schiffen. Der letzte wurde angezogen durch die Lage eines Hafens, den man seit der Eroberung Akadiens durch die Briten, Anapolis genannt. Er bat Desmonts, ihm diesen Landstrich abzutreten, siedelte sich darauf mit seiner Familie an, und nannte den Ort Port-Royal.

Desmonts seinerseits bemühete sich zuerst die Insel Sainte-Croix zu kolonisiren, verlies sie jedoch

bald, und kam ebenfalls nach Port-Royal. Die Einwanderer fanden das Klima rauh und den Landbau beschwerlich, weshalb sie mehr gegen Mittag vordrangen, und das Vorgebirg Cod entdeckten. Angriffe von Seiten der Eingebornen, wie die zahlreichen Klippen längs der Küste, liessen sie auf ihr Unternehmen verzichten, bevor sie Neu-England erreicht.

Mehrere Personen hatten sich während dem über die Desmonts ertheilten ausschließlichen Vorrechte beschwert. Die ihm zugestandene Kommission wurde widerrufen, und eine Handlungs-Gesellschaft von Dieppe und St. Malo ernannte Champlain zum Anführer einer neuen Expedition, die unter seiner eben so geschickten als besonnenen Leitung gelingen mußte.

Neu-Frankreich hatte keinen anderen Gründer als ihn. Einige unansehnliche Hütten bezeichneten den Ort, wo die Stadt Quebec sich erheben sollte. Champlain schloß ein Bündniß mit einem benachbarten wilden Volke, zog mit den Kriegern desselben gegen die Irokesen zu Felde, schlug sie in die Flucht, drang dem Sorelfluß entgegen, und gab seinen Namen dem schönen See, der als ein wirkliches Binnenmeer, sein Andenken immer erhalten wird. Hat er auch Nordamerika nicht entdeckt, ist doch die französische Macht in diesen entfernten Regionen zuerst von ihm begründet worden.

Während die Großen und die Potentaten Europas ihre Länder mit Leichen und Trümmern bedeckten, wurde von einigen Kaufleuten und Fischern ein neues Reich erhoben. Eine andere mächtige und unternehmende Nation, die den übrigen Völkern den Weg

zur neuen Welt angedeutet, die spanische, war indessen nicht müssig geblieben.

Ponce de Leon, ein tapferer Krieger, der Kolomb auf seiner Reise begleitet, und der lange Statthalter von Hispaniola gewesen, bewaffnete auf eigene Kosten drei Schiffe, und ging nach Porto-Ricco. Er suchte mehr als ein Königreich. Leichtgläubig wie ein Matros, unerschrocken wie ein alter Soldat, voll Vertrauen auf alte Traditionen, hoffte er in einer ungewissen Ferne nicht blos Gold- und Silberstangen zu finden, sondern ein wirkliches „Zauberland," ein Feenreich, Bäume, deren Saft ewige Jugend verliehen, wo das Elixir der Unsterblichkeit vorhanden sein sollte, mit einem Worte Eldorado.

Den 27 März 1512, am Palm-Sonntag, bemerkte er die Küste von Florida; solches war der Name, den er diesem Lande gab. Er umschiffte das Vorgebirg, bahnte sich einen Weg durch den Schildkröten-Archipel, und kehrte nach Porto-Ricco zurück. Die Eingebornen hatten den Reisenden nicht zu landen erlaubt. Ueberdem war das Wetter sehr ungünstig gewesen.

Einer von Leon's Gefährten unternahm es bald nachher, die gemachte Entdeckung genauer kennen zu lernen, und die Spanier betrachteten von jetzt als ihr Eigenthum ein Land, von dem sie nur einen Theil der Küste gesehen, während sein Inneres, das ihre Einbildungskraft mit den sonderbarsten Hirngespinnsten bevölkerte, und wo, ihrer Versicherung nach, alle Berge von gediegenem Gold und Silber sein sollten, ihnen gänzlich unbekannt war.

Leon wurde später zum Statthalter von Florida

ernannt, und erhielt den Auftrag, es zu kolonisiren. Bei seiner Ankunft wurde er von den Indiern mit großer Wuth angegriffen, und viele seiner Leute verloren das Leben. Er selbst, von einem vergifteten Pfeil getroffen, begab sich nach Kuba, wo er starb.

Mehrere andere Schiffs-Kapitäne segelten theils an Floridas ungastfreundschaftlichen Küsten vorüber, theils verweilten sie nur kurze Zeit an denselben. Diego Miruelo brachte nach Spanien einige Goldbrocken, die den Wahn über dieses Landes unerschöpflichen Reichthum noch mehr bestärkten. Ferdinand von Kordua, der zuerst Yukatan und die Campêche bucht besucht, wendete sich von dort gegen Norden, berührte einen Theil Nordamerikas, den man nie genauer angedeutet, und fand daselbst ebenfalls den Tod unter den Pfeilen der Wilden.

An der südlichen Grenze der Vereinstaaten wurden nun von Grijalva und Garay, Statthaltern Jamaikas, einige Entdeckungen gemacht. Süd-Karolina, ursprünglich Schikora genannt, wurde von Vasquez de Ayllon, und sechs andern von S. Domingo zum Sklavenfang abgereiseten Spaniern, durchforscht. Sie gaben den Namen Jordan dem heutigen Kombahia-Fluß, und den St. Helena einem Vorgebirg, das jetzt noch so heißt.

Die furchtsamen Eingebornen entflohen, als die Europäer landeten. Man bemühete sich, durch Geschenke und Lebensmittel sie anzulocken. Sie wurden bald so zutraulich, daß sie selbst auf die spanischen Schiffe gingen, deren Anführer sogleich die Anker lichten liessen, und die Unglücklichen ihren Angehörigen entrissen.

Man kann sich die Verwünschungen denken, welche diesen scheuslichen Menschen-Räubern über den Ozean nachfolgten. Welcher Saame des Hasses und der Rachsucht wurde durch solch unmenschliches, unpolitisches Verfahren in der Eingebornen Herzen ausgestreuet. Und solche christliche Barbaren wollten sich anmaßen, die Völker zu ihrem Glauben zu bekehren und sie zu zivilisiren.

Als Vasquez, während einer Reise nach Europa, von Karl V die Bewilligung erhalten, Süd-Karolina zu erobern, und unter seine Krieger zu vertheilen; als er mit seinen Kriegsfahrzeugen, zur Vollbringung seines Mord- und Raub-Entwurfs, in den Jordan gedrungen war, gerieth eines seiner Schiffe auf eine Untiefe. Dieselben Wilden, deren Brüder er geraubt, benutzten diese Gelegenheit, sich zu rächen, und ermordeten einen großen Theil der Mannschaft. Vasquez mußte unverrichteter Sache abziehen, und schämte sich so sehr über seines Entwurfs Mißlingen, daß er in tiefe Schwermuth verfiel, die sein Ende beschleunigte.

Dieser Niederlage ungeachtet, erhielt Narvaez, derselbe, welcher von dem Statthalter von Kuba beauftragt worden, des Ferdinand Kortez sich zu bemächtigen und ihn gefangen einzubringen, die Erlaubniß, Süd-Karolina abermals mit Krieg zu überziehen. Seine Expedition war nur merkwürdig durch die von ihm erlittenen Verluste. Von 300 Mann, worunter 80 Ritter, die er mit sich genommen, sahen nur vier ihr Vaterland wieder; alle übrigen mußten eines schrecklichen Todes sterben.

In Nähe der Apalaschenbucht gelandet, waren

die Spanier unvorsichtig genug, Eingeborne zu Führer zu nehmen. Diese welche bereits Gelegenheit gehabt die Weissen in ihrer ganzen Abscheulichkeit kennen zu lernen, geleiteten sie in ihr Verderben, in dichte sumpfige Waldungen, wo bösartige Fieber, Hunger und der Wilden vergiftete Pfeile auf sie harrten, und wo sie, statt ämsig gesuchtes Gold, den Tod fanden. Die wenigen übriggebliebenen erreichten endlich wieder das Meer in der Bucht von Pensakola, ohne Waffen und Munition, wie ohne Kleider und Lebensmittel, unter Krankheit und Elend jeder Art erligend.

Es war im Dezember 1528. Narvaez und seine Gefährten erbaueten sich aus starker Rinde einige unförmliche Boote, die kaum als solche betrachtet werden konnten, und denen nur bis zur Verzweiflung getriebene Menschen ihr Leben anvertrauen konnten.

Nach Uebersteyung großer Gefahren, gelang es ihnen endlich, die Küste Florida's zu erreichen, wo sie 6 Monate blieben. Sie hatten sich wieder eingeschifft, als sie, an der Mündung des Missisipi von einem Sturm überfallen wurden. Die Mannschaft des einen Boots flüchtete sich auf eine Insel, wo die meisten Hungers starben, so daß, nach Verlauf eines schrecklichen Jahres, nur vier Personen von der ganzen Expedition nach Mexiko kamen.

Wer sollte nun nicht glauben, daß dergleichen traurige, mehrmals stattgefundene Ereignisse, anderen Abenteuern zur Lehre gereicht, und sie entmuthigt haben dürften? — Dem war jedoch nicht also. Der Volksglaube wollte einmal, daß es in dem nördlichen Theile des amerikanischen Festlandes von prachtvollen

Tempeln, von Gold- und Silberſtädten wimmle, die von eben ſo reichen Fürſten, als die mexikaniſchen und peruaniſchen Kaziken, bewohnt ſein ſollten. Nichts war vermögend, Menſchen, die Habgier und Leichtgläubigkeit gefangen hielt, eines Beſſern zu belehren.

Ferdinand von Soto war dieſer Täuſchung berühmteſtes und unglücklichſtes Opfer. Seine Reiſe, in der Umſtände Einfachheit ſelbſt, bildet ein wirklich furchtbares Heldengedicht. Kortez und Pizarros Lorbeern hatten ſeinen Ehrgeiz geweckt. Schon ausgezeichnet durch Kühnheit und Muth, vermählt mit einer der reichſten Erbinnen Spaniens, erhielt er von Karl V die Statthalterſchaft von Kuba, und die Vizekönigs-Würde über das ganze äuſſerſt wenig bekannte Gebiet, welches man damals unter dem allgemeinen Namen Florida bezeichnete.

Kaum hatte er ſein Vorhaben laut werden laſſen, als junge Edelleute, reiche Unternehmer, abenteuerliche Krieger in großer Zahl zu ſeiner Fahne ſchworen. Dieſe verkauften ihre Häuſer, jene ihre Weinberge, um ſich ſtandesgemäß zur Expedition zu rüſten. Sechs hundert junge Männer, der Halbinſel ſchönſte Blüte, ſchifften ſich ein, und durchſchnitten mit frohem Muthe den Ozean. Maſten und Ranen der Schiffe waren mit Blumen geſchmückt, vielfarbige Flaggen weheten. Alles verkündete Freude, Glück, Ruhm und Sieg.

Man verweilte einige Zeit auf Kuba, wo viele andere Krieger ſich um die Ehre bewarben, an dieſer Unternehmung Theil nehmen zu dürfen. Acht Tage ſpäter ging das Geſchwader in der Bucht von Spiritu-Santo vor Anker. Soto ſchickte die

Schiffe zurück, damit kein Vorwand bleibe, an Rückkehr zu denken, oder auf den entworfenen Plan zu verzichten. Nur ein bejahrter Mann, Namens Parcallo, den der Anblick dieser endlosen Wälder und der wilden Erde entmuthigt hatte, begab sich wieder nach Kuba, begleitet mit der Verachtung Soto's und mit dem Hohne seiner Gefährten.

Die übrigen Abenteurer, theils zu Pferde, theils zu Fuß, alle gut gekleidet und bewaffnet, brachen auf, in Begleitung von 12 Mönchen und einigen Kapläanen. Die Armee, mit welcher Kortez seinen Feldzug begonnen, war nicht so zahlreich, nicht so wohl disziplinirt gewesen. Man nahm Ketten mit sich, um die zu machenden Gefangenen zu fesseln, eine vollständige Feld-Schmiede, und alle Kirchengeräthe, um in der Wüste die Messe zu feiern.

Als Vorrath folgte nach eine Heerde Schweine. Auch hatte man große, zum Kampf abgerichtete Hunde, um auf die fliehenden Eingebornen Jagd zu machen. An jedem von der katholischen Kirche vorgeschriebenem Feiertage, beobachtete man genau die gebräuchlichen Zeremonien, und der Krieger Marsch in dieser Einöde, geleitet von Blutdurst und Habgier, gewann das Ansehen einer religiösen Prozession.

Man war schon weit vorgedrungen, und hatte noch keinen Feind begegnet. Die Indier lockten ihre weissen Mörder immer tiefer in undurchdringliche Waldungen und stinkende Sümpfe. Statt die wenigen Eingebornen, welche man von Zeit zu Zeit ansichtig wurde, für sich zu gewinnen, lies man sie entweder von den Hunden zerreissen, oder man verwundete sie, wonach man ihnen ein eisernes Hals-

band anschmiedete, und sie das Gepäck der Truppe zu tragen zwang.

Vom Juni bis zum Oktober 1539 drang man nur bis zur Apalaschenbucht vor, und entdeckte Oschus, Hafen von Pensakola. Soto überwinterte hier, und setzte mit Frühlings-Anfang, mit seiner bereits gegen ihn murrenden Truppe seinen Marsch fort.

„Ich ruhe nicht eher," entgegnete er auf alle ihm gemachten Vorstellungen, „bis ich mit eigenen Augen das ganze Land durchforscht."

Ein Indier, der ihm als Führer diente, und der bemerkte, daß man ihn um so besser behandelte, je unglaublichere Dinge er erzählte, bot des Feldherrn Leichtgläubigkeit durch die albernsten Mährchen unaufhörlich neuen Stoff dar. Ihm zufolge gab es mehr im Innern ein von einer Frau regiertes Land, dessen Einwohner nichts zu thun hätten, als Gold zu graben und zu schmelzen. Der Wilde beschrieb so genau die Verrichtung des Goldschmelzens, daß Soto ausrief: „Er muß es entweder selbst gesehen, oder der Teufel muß ihn davon unterrichtet haben."

Gegen Nordost gewendet, setzten die Spanier über den Attamaha, bewunderten die fruchtbaren Ebenen und die schönen Flüsse Georgiens, und erreichten im April 1540 die Ufer der Ogeschia. Der Mangel an Lebensmittel wurde jetzt bemerklicher. In der wilden Einöde verminderte sich täglich die früher so strenge Mannszucht, und jeder that, was er wollte.

Einer der Gefangenen, den die Spanier mit sich schleiften, erklärte endlich freimüthig, daß man ein

bloßes Hirngespinnst verfolge, und daß er kein Land kenne, jener Goldregion ähnlich, nach welcher man so ämsig spähete. Soto lies ihn sogleich umbringen. Er wollte die Wahrheit nicht hören, weil sie alle seine Entwürfe vernichtete.

In dem kleinen indischen Dorfe Kutifaschani, auf das die Expedition zufällig stieß, fand man einen Dolch und einen Rosenkranz, traurige Ueberreste von Vasquez Gefährten. Soto's Begleiter wollten nicht weiter gehen. Sie verlangten, entweder in ihr Vaterland zurückzukehren, oder an dieser Stelle eine Kolonie zu gründen. Ihr Anführer hörte geduldig der Mißvergnügten Vorstellungen an, wonach er ihnen erklärte, daß sein Wille unerschütterlich sei, und daß sie hier sterben, oder ihm ferner folgen müßten. Sie gehorchten, mit Wuth im Herzen.

Man drang jetzt nach Norden vor, durchschnitt das unfruchtbare Scherokesenland, wo man, auffallend genug, das so begierig gesuchte, doch erst viel später entdeckte Gold, unter den Füßen hatte.

Einige friedfertige Völkerschaften, die von den Europäern noch nicht reden gehört, empfingen sie zutrauungsvoll. Diese ruheten an den Quellen des Kusastroms, und in den Thälern, deren Bäche sich in die Mobilebucht ergießen. Eine Abtheilung des Heeres drang vor bis an den Fuß der Apalaschen, deren unzugängliche Höhe sie erschreckte. Das einzige Siegeszeichen, welches man auf diesem langen ermüdeten Zuge durch unwirthbare Gegenden gewonnen, war nicht gierig gesuchtes Gold, sondern eine bloße Büffelhaut.

Von Kusa wendete man sich nach Süden, war

schierte nach Tuskalusa, und erreichte endlich Mavilla oder Mobile, eine indische Stadt, deren Einwohner den Spaniern sich kampfbereit entgegenstellten. Diese drangen mit Gewalt in die Stadt, liessen ihr Gepäck darin, und zogen nun gegen die Indier aus, die gleich darauf ihren Wohnort niederbrannten, und den Weißen eine Schlacht anboten.

Sie fand wirklich statt. Zweitausend fünf hundert eingeborne Krieger bedeckten das Blutfeld, während nur achtzehn Spanier geblieben waren. Sie hatten jedoch überdem 150 Schwerverwundete, und 12 getödtete Pferde. Der Sieg wurde allein durch die kastilianische Reiterei entschieden. Man hatte jedoch alles Gepäck und alle Beute eingebüßt, weshalb man nach Pensakola zurückkehrte, wo aus Kuba neue Verstärkung eingetroffen war.

Der stolze Soto weigerte sich, irgend einen Bericht, über das Schicksal seiner Expedition, nach Europa abgehen zu lassen. Sein Entschluß war, ihn nur mündlich zu ertheilen, wenn er ein zweites Mexiko entdeckt und erobert haben würde. Mit der ihm zugestoßenen Verstärkung hatte er jetzt noch 500 Mann. Die ganze Landstrecke jenseits Mobile, wurde von kriegerischen Völkerschaften bewohnt. Er zog sich nach Norden, erreichte Schikasa, im oberen Theile des Missisipi-Gebiets, überwinterte dort, und brach im März 1541 wieder auf.

Nichts bis dahin verkündete die Nähe des so sehnsuchtsvoll gesuchten Goldlandes. Die Eingebornen trugen keinen andern Schmuck, als um den Hals hängende Muscheln. Ihre Paläste waren elende Hütten. Soto forderte von ihnen 200 Männer, um sei-

nes Heeres Gepäck zu tragen. Ueber solch Verlangen erbittert, und in ihrem Stolze verletzt, gaben sie sich das Ansehen, einzuwilligen, und zündeten mitten in der Nacht mit eigenen Händen ihre Wohnungen an, worin die Spanier schliefen.

Es war eine entsetzliche Szene. Auf allen Seiten von Flammen umgeben, befanden sich die fremden Abenteurer in der schrecklichsten Lage. Ueberall der Wilden furchtbares Kriegsgeheul; überall Feuer und Giftpfeile. Der alte Wald selbst, dessen Bäume hoch aufflackerten, drohete sie zu zermalmen. Demungeachtet kamen nur eilf Spanier in den Flammen um. Dagegen konnte man weder Waffen noch Kleider retten, und Sotos Krieger befanden sich mitten in der Wildniß, in demselben Zustande, wie die ursprünglichen Bewohner derselben, fast all' ihres Gepäcks, ihrer Pferde und Lebensmittel beraubt.

Bei alledem waren diese so unvorsichtigen, so hartnäckigen, oft so grausamen Menschen mit einem allen Glauben übersteigenden Muthe und einer unbeugsamen Entschlossenheit begabt. Ihre Feldschmiede war unversehrt. Sie verfertigten sich Lanzen und Degen, und der Indier erster Angriff wurde mit Erfolg zurückgeschlagen.

Soto verzagte nicht. Den 22. April begann er aufs neu seine Streifereien, die bisher kein Erfolg gekrönt. Gegen Abend marschierend, befand er sich, nach sieben äusserst mühseligen Tagen, am Ufer des Königs der Flüsse, des Mississipi oder Meschazebeh. Vor dieser fast eine halbe Stunde breiten Wassermasse, die von der Erde, welche sie mit sich

fortreißt, beständig gelb gefärbt, die immer mit vielverschlungenen Aesten und riesigen Bäumen angefüllt ist, blieben die erstaunten Spanier stehen, weil sie darüber nicht hinwegsetzen konnten.

An den Missisipiufern lebten Wilde, die keine andere Waffen hatten, als hölzerne Pfeile, und die der weissen Männer Ueberlegenheit sich unbedingt unterwerfen mußten. Ihre schwachen Boote konnten keine Pferde in sich aufnehmen, weshalb Soto größere Fahrzeuge zu erbauen beschloß. Man verwendete drei Monate zu dieser Arbeit, wonach die Expedition den Strom überschiffte, und sein westliches Gestade betrat.

Durch sumpfige Niederungen bahnte man sich mit Mühe einen Weg, bis zu der jetzt sogenannten kleinen Wiese, die mit Fruchtbäumen bedeckt war, und von wo man sich nach Pakaha begab, dem nördlichsten Punkte, den Soto erreicht. Er verweilte hier 40 Tage. Seine nach allen Seiten ausgesendeten bewaffneten Abtheilungen, fanden überall nichts als Einöden. Gegen West und Nordwest waren seine Nachforschungen nicht glücklicher.

Wo aber war die so heiß ersehnte Gegend, das eigentliche Goldland? — Man kam durch eine Menge kleiner Ortschaften, die von armen, nackten Wilden bevölkert wurden. Die meisten der hier wohnenden Stämme trieben Ackerbau auf fruchtbarem Boden, und fanden in dessen Erzeugnissen hinlängliche Mittel, um mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Die Künste waren bei ihnen noch in der Wiege. Aber ihr Karakter war mild, ihr Benehmen zuvorkommend.

Als sie die mit Feuer und Schwert bewaffneten

Fremdlinge ankommen sahen, und ihre großen Mord-Doggen erblickten, unterwarfen sie sich. Die sich für Christen ausgebenden Spanier mißbrauchten auf eine unwürdige Weise ihren leichten Sieg.

„Man ergriff zwanzig Volks-Vorsteher," sagt der von Debry angeführte Geschichtschreiber Chauvet de Benzo *); „man drohete sie lebendig zu verbrennen, wenn sie nicht das Land andeuteten, wo das Gold wachse. Voll Angst, den Tod vor Augen, antworteten sie an allen Gliedern zitternd, daß sie in acht Tagen die Fremdlinge nach einem Orte führen wollten, wo viel Gold vorhanden sei.

„Man folgte ihnen. Zwölf Tage war man unter ihrer Leitung in der von ihnen angedeuteten Richtung fortgewandert, ohne die mindeste Spur von Gold zu entdecken. Darüber ausser sich vor Wuth, lies Soto ihnen die Hände abhauen, und schickte sie verstümmelt zu den ihrigen."

Dies schändliche Verfahren von Seiten der Spanier, war weniger Grausamkeit als Geiz; wenig bekümmerten sie sich um Leben, Ruhe und Glück der armen Eingebornen. Sie verlangten Gold, Gold um jeden Preis, Gold oder Tod.

Die unglücklichen Indier, von diesem gierigen Golddurst, den sie mit dem besten Willen nicht zu beschwichtigen vermochten, bald unterrichtet, und mit Entsetzen erfüllt gegen die Barbaren, die durch Blutvergießen erzwingen wollten, was demungeachtet nicht zu erzielen war, schrien den sich ihnen nähernden

*) Historia novi orbis, l. II, c. 13; Debry, S. 4 und S. 47.

Weissen zu: „Ihr sucht gelbes Erz, Ihr sucht Sonnen-Metall; der große Geist hat es uns gesagt. Aber es ist in unserm Lande nicht, sondern in einem andern, das noch weit von hier, das da ist, wo die Sonne untergeht.“

So trieben sie die goldgierigen Abenteurer immer weiter gegen Abend, verstrickten sie immer tiefer in die Urwälder, wo jeder Schritt mit einem Schmerz begleitet, jede Strecke durch Hunger, Krankheit und Elend verlängert wurde, wo jede Tagreise unsägliche Mühe, nicht selten das Leben einiger Menschen kostete.

Unstät umherirrend gelangte die Expedition endlich an den Waschita (der bereits den Rothstrom in sich aufgenommen) bei seinem Zusammenflusse mit dem Missisipi. Pferde und Leute waren bis auf den Tod ermattet, rings von wilden Indianer-Horden umgeben, welche sie unaufhörlich befeindeten und die Erschöpften zum Kampfe herausforderten.

Bei aller Tapferkeit konnte Soto sich nicht auf eine Schlacht einlassen. Seine Krieger waren Schatten ähnlich. Er selbst fühlte seine Kräfte schwinden. Sein Stolz war gebeugt, seine Hoffnung dahin. Nach einigen Tagen, während denen er finster, schweigend auf einer Stelle geblieben, von Schwermuth und Verzweiflung zu gleicher Zeit bestürmt, starb er den 21. Mai 1542 an dem von ihm entdeckten Flusse.

Man hüllte seinen Leichnam in einen alten Mantel, und um Mitternacht wurde der Freund Pizarros, von einigen Soldaten getragen, von zwei Priestern begleitet, in die vorübereilende Fluth versenkt. Einige seiner Gefährten weinten, andere sangen das

erste Requiem, welches je in den nordamerikanischen Wäldern erschallte.

So fand ein Mann, der dies Land in verschiedenen Richtungen durchstreift, und es sich unterworfen hatte (wenn man anders sein Verfahren also nennen kann); ein Mann, der die Thaten und Eroberungen eines Kortez zu verdunkeln hoffte, nicht einmal auf dem von ihm mit Blut getränkten Boden ein Grab.—

Der kurz vor seinem Hinscheiden von Soto zu seinem Nachfolger bestimmte Anführer, theilte seine unerschütterliche Hoffnung nicht. Er, wie alle seine Gefährten, sehnte sich nach Ruhe. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, zu Lande einen Rückweg nach dem Meere zu finden, blieb die Truppe am Missisipi, wo sie, vom Januar bis zum Juni 1543 arbeitete, um fünf elende Fahrzeuge zu erbauen, denen sie sich anvertrauete und des Flusses Strömung folgte.

Die Spanier brauchten mit ihren zerbrechlichen Booten, die der geringste Windstoß umstürzen, der unbedeutendste Stoß zertrümmern konnte, nicht weniger als fünfzig Tage, bevor sie, unaufhörlich fortschiffend, den mexikanischen Meerbusen erreichten. Ihre Zahl war bis auf 311 geschmolzen, und selbst diese Uebriggebliebenen waren fast alle krank, mit Geschwüren bedeckt.

Sie hatten den Missisipi entdeckt; das war Alles, was sie mit so vielem Muth, so vieler Beharrlichkeit gewonnen.

Fanatismus machte noch einen Versuch. Drei Dominikaner drangen in das Innere Florida's, und fielen als Opfer eines Glaubens, den sie den Einge-

bornen aufdringen wollten. Schon war viel Blut in diesem unwirthbaren Lande geflossen. Demungeachtet verzichtete Spanien auf seine angebliche Eroberung nicht. Es betrachtete nicht allein Florida, sondern auch Kanada, sondern auch ganz Amerika als sein ausschließliches Eigenthum.

Auszug eines Briefes des französischen Reisenden Poujoulat, über einen Theil Palestinas.

Den 16. April 1831, um 6 Uhr Abends, verlies ich die Trümmer von Askalon, und kam durch den elenden Weiler Erbia, der sich gegen den Sandhügel anlehnt, welcher die Ebene auf der Südseite begränzt. Das Dorf Machdal war mir zur Rechten geblieben. Eine Stunde weiterhin, auf dem Wege nach Gaza, kam ich durch das Dorf Barbara. Von dort bis Der Esner, einer in geringer Entfernung links von der Landstraße gelegenen Ortschaft, rechnet man ebenfalls eine Stunde, und bis Beth Anun, dessen Hütten von Erde gebauet sind, ¾ Stunden.

Ich deute genau alle auf diesem Wege befindlichen Orte an, weil meines Wissens sie noch Niemand genannt, und wenig Reisende diese Gegend besuchen. Je mehr man sich Gaza nähert, über einen um so größeren Gesichtskreis scheint die Ebene sich auszudehnen. Ihr Anblick ist einförmig, wie der des Meeres, wie der des Himmels.

Die vorüberziehende Karavane, der reitende Beduin, das Kameel, mit dem Pflug hinter ſich, Ziegen und Kühe hier und da weidend, Sand- oder Staubwolken, vom Weſt- und Südwind fortgetrieben, das ſind die alleinigen Szenen, welche dieſer Einöde einige Beweglichkeit verleihen. Die Ebene zeigt ſich weithin ganz nackt; nur in Nähe der Dörfer bemerkt man einige Bäume, die Inſeln auf der See zu ſein ſcheinen.

In der Nähe von Beth Anun, zwei Stunden von Gaza, ſahen wir mit einem zahlreichen Gefolge den Sohn des Mutſelim dieſer Stadt vorüberziehen. Er begab ſich nach Akkra, um dem dortigen Paſcha, bei Gelegenheit des Beiram-Feſtes, drei ſchöne Rappen anzubieten. Jedes dieſer Pferde wurde von einem Araber zu Fuß geführt.

Die bei Beth Anun weidenden weiſſen und ſchwarzen Schafe waren ſehr ſchön, unſtreitig die ſchönſten, welche ich je geſehen habe. Die Schäfer bedienen ſich einer Klingel, ich weiß nicht beſtimmt, ob um wilde Thiere zurückzuſcheuchen, oder ihre Heerde zu ſammeln. Die arabiſchen Pflüge, welche ich hier geſehen, ſind viel einfacher und leichter, als die unſrigen, die nur einen unfruchtbaren Boden zu zerreiſſen beſtimmt zu ſein ſcheinen. Den arabiſchen Pflug kann mit Leichtigkeit ein Eſel ziehen.

Bei Beth Anun wurden wir von der Nacht überraſcht. Der Weg nach Gaza wendet ſich hier gegen Südweſt. Bald betraten wir einen Oelbaumwald, der ſich bis zur Stadt erſtreckt, und der uns an den erinnert, welchen wir auf dem Wege vom Piräum nach Athen geſehen, nur daß die Bäume hier weniger

dicht aneinandergedrängt zu sein schienen. Die Sonne hat Spielraum genug, um die Früchte reifen zu können.

Es war 10 Uhr Abends, als wir nach Gaza kamen. Alles war schweigend und finster in der Stadt. Nur einige matte Lämpchen schimmerten neben den Santons-Betplätzen. Die vom Nachtwinde bewegten hohen Palmbäume allein veranlaßten ein geheimnißvolles Geräusch, eine gewisse arabische Harmonie, die eine aufgeregte Einbildungskraft für ein schwermüthiges Gemurmel hätte halten mögen, das bestimmt sei, die Stadt in süßen Schlummer einzuwiegen. Wir nahmen unsere Wohnung bei einem Griechen, dem ersten Kiatib oder Schreiber des Mutselim, an den ich empfohlen war.

Der Weg, den ich von Jaffa bis Gaza verfolgt, war im Mittelalter sehr bekannt. Wie viele tausend Kreuzfahrer waren auf ihm gewandelt. Wie oft hat unter den Hufschlägen ihrer Rosse der Boden gezittert. Der große Schatten eines Richard Löwenherz scheint noch jetzt diese Gegend zu überschweben. Es ist hier kein Punkt, den sein siegreicher Fuß nicht betreten. Die Länder Askalon und Gaza waren ihm eben so gut bekannt, als die Gegend von Canterbury und von Northampton.

Ich verwendete drei Tage auf den Besuch von Gaza. Diese Stadt, auf Arabisch Razzeh genannt, der alte Hauptort der Philister, die schönste Stadt des Stammes Simeon, ehemals berühmt durch ihren Reichthum, durch ihre großen Belagerungen und Schlachten, zwischen Syrien und Aegypten gelegen,

bewahrt noch jetzt eine gewisse Wichtigkeit, die sie dem immerwährenden Karavanenzuge verdankt.

Vergangenheit hat in Gaza kein Denkmal, kein Ueberbleibsel gelassen. Die alte Stadt ist gänzlich vom Boden verwischt, und ist ersetzt worden durch ein Gemisch steinerner Gebäude und hoher Palmbäume, dem es nicht an malerischer Wirkung gebricht. Die arabische Stadt ist nicht von Mauern umschlossen, und nach allen Seiten vollkommen offen.

Ich habe vor Allem den Statthalter oder Mutselim besucht, der mich sehr zuvorkommend und freundschaftlich aufgenommen. Es gibt in dem beamteten Muselmann zwei Personen, die man sehr wohl von einander unterscheiden kann. Die erste ist der von Natur höfliche, gesprächige Privatmann; die zweite ist die strenge, mürrische, wortarme Magistratsperson. Das Volk kennt gewöhnlich nur diese letzte, die es zu fürchten, und der es zu gehorchen gewohnt ist.

Der Mutselim unterhielt sich mit mir hauptsächlich von Bunarparteh sultan kebir (von Bonaparte, dem großen Sultan), dessen Andenken im Morgenlande noch nicht erloschen ist. Massud Ilmadi erinnerte sich mit einem gewissen Anfluge von Vergnügen und Stolz, den fränkischen Helden in Gazä gesehen zu haben. „Frankreich würde wohl nicht böse sein,“ fügte er hinzu, „wenn er noch jetzt sein Sultan wäre.“

Er erkundigte sich sodann um die Ursachen der Juli-Revolution, die er, seiner Aeusserung nach, nicht begreifen könne. Meine Antwort war, daß es mir gehe, wie ihm. Um die Staats-Umwälzungen zu begreifen, fügte ich hinzu, müßte man wissen, warum

die Winde manchmal in der Luft sich entfesseln, warum das Meer aus seinen Abgründen emporwüthet, und die Berge vom innern Erdfeuer zerrissen werden. Gott scheint nicht zu wollen, daß die Menschen in Friede leben und sterben.

Des Mutselim's Höflichkeit verdoppelte sich nach diesen Worten. Er wünschte sehr, daß ich über Algier und Karl X ihm etwas Umständlicheres mittheile, was jedoch ausser meinen Kräften war. Während unserer Unterhaltung, auf welche etwa 20 Araber mit gespannter Theilnahme lauschten, wurden zwei Fellahs oder Bauern von Djora, nahe bei Askalon, hereingeführt.

Sie verlangten in einer zwischen ihnen obwaltenden Streitsache richterlichen Entscheid. Einer hatte dem andern ein Kamel verkauft, wollte es jedoch zurücknehmen, weil er nachgehends mit dem Preise unzufrieden war. Beide brachten umständlich, und ohne unterbrochen zu werden, ihre Gründe vor. „Was einmal verkauft ist, ist verkauft;" solches war der Ausspruch des Mutselim, wonach die Bauern sich entfernen mußten.

Der Seraja ist ein großes Gebäude mit mehreren Höfen, zahlreichen Sälen und schönen Terrassen, von denen man eine große Aussicht hat. Indessen zerfällt der Palast, und der Statthalter thut nichts zu seiner Erhaltung. Ueberhaupt wird von den türkischen Beamten darauf keinerlei Rücksicht genommen. Sie betrachten sich auf ihren verschiedenen Posten wie Reisende, die nur kurze Zeit an einem Orte verweilen können.

Der Mutselim gab drei seiner Leibwächter den Be-

fehl, mich überall in der Stadt zu begleiten. Um deſto beſſer der Abſicht ihres Gebieters zu entſprechen, und ihrer Manier nach um ſo höher mich zu ehren, ſchlugen ſie mit großen Knitteln rechts und links um ſich, theils um ſich einige Beſchäftigung zu geben, theils um die armen Fellahs zurückzutreiben, die aus Neugier ſich mir nähern wollten. Ich habe die allgemeine Bemerkung gemacht, daß der arabiſche Soldat den Fellah nur als ein zweifüßiges Kameel betrachtet, gegen das ihm Alles erlaubt ſcheint.

Gaza, eine der Zugehörungen des Paſchaliks Akkra, bietet dem Reiſenden keinerlei Merkwürdigkeiten dar. Die Chriſten deuteten uns den Platz an, wo der Tempel geſtanden haben ſoll, den der blinde und gefangene Simſon über ſich und 3000 Philiſter eingeriſſen. Von dem auf Bonapartes Befehl demolirten feſten Schloſſe, iſt keine Spur mehr vorhanden. Es gibt in der Stadt 15 Moſcheen, von denen die ſchönſte ehemals eine Kirche war. Ihre Thür wurde uns geöffnet. Sie iſt ein großes Gebäude mit doppeltem Säulengange, gepflaſtert mit marmorartigen weißen Steinen.

Ich habe weder zu Smyrna, noch ſelbſt in Konſtantinopel einen ſo großen und ſchönen Khan geſehen, als zu Gaza. An Bazaren fehlt es ebenfalls nicht, doch ſind ſie weder reich, noch gut eingerichtet. Die darin feilgebotenen Waaren beſtehen in Seife, ägyptiſcher Leinwand, Tüchern, Getreide, Reis, Datteln und Oliven. Der Reis wird von Damiette und die Seidenzeuge von Damas bezogen. Demungeachtet gewährt dieſer Handels-Verkehr der Bevölkerung nur geringe Vortheile, und ich habe nie eine größere Menge Bettler geſehen, als in Gaza. Auf 11,000 bis 12,000

Einwohner gibt es in dieser Stadt nur 200 Christen, alle zur griechischen Kirche gehörig. Dagegen findet man weder Juden, noch Armenier, noch Katholiken. Seit Langem haben die „Väter des gelobten Landes“ Gaza verlassen. Man hat mir nicht einmal sagen können, wo ehemals ihr Kloster war.

In keiner Stadt Palestinas ist der Trachten Verschiedenheit auffallender, als in Gaza. Man stößt im Bazar auf Christen, Osmanlis, Muselmänner aus verschiedenen Ländern, Araber, Fellahs, Beduinen, und unter diesen letztern zu den mannigfaltigsten Stämmen Aegyptens, der Barbarei und Syriens gehörige. Sie unterscheiden sich ziemlich auffallend durch Schnitt oder Farbe ihrer Gewänder, durch ihre besondere Art, den Turban zu tragen, und ein Tuch um ihren Kopf zu wickeln.

Die muselmännische Bevölkerung von Gaza scheidet sich in zwei Sekten, in die Schaffein und in die Anaphi. Beide haben ihre Muftis. Die Zahl der zur ersten gehörigen, ist die bedeutendste. Die Stadt ist in fünf Viertel oder besondere Dörfer getheilt, die nachstehende Namen haben: 1. Razzeh aret Zetun, 2. Aret Segäeh, 3. Aret Fellain, 4. Aret Teuphen, 5. Aret il Daraſi. Beinahe alle Häuser haben einen von indischen Feigenbäumen umschlossenen Garten. Ich habe viele eben so schöne muselmännische Gräber gesehen, als die in Skutari. In der Stadt sind auch einige von verabschiedeten Visiren bewohnte Paläste, die im Uebrigen nichts Ausgezeichnetes haben.

Während meinem Aufenthalt in Gaza besuchte ich zwei Greise, von denen der eine 120 und der andere

113 Jahre alt war. Der erſte heißt Ibrahim Odeh (Ibrahim der Wiederauferſtandene). Man hatte ihn nämlich ſchon einmal beerdigt, als er, während einer gefährlichen Krankheit, in eine tiefe, lang anhaltende Ohnmacht verſunken war. Des letzten Name iſt Iſſeim Mukrak. Beide ſind noch ziemlich kräftig, obgleich ſie zum Gehen ſich eines Stockes bedienen. Sie haben ein gutes Gedächtniß, und ſprechen über Alles, was ſie geſehen oder gehört, mit vieler Umſicht und richtiger Beurtheilung.

Gaza, ſagte der Aelteſte zu mir, hatte ehemals eine Ausdehnung von 4 Stunden. Es erſtreckte ſich auf der einen Seite bis nach dem Dorfe Der Esner, auf der andern bis nach Der Balla, einem zwei Stunden von der heutigen Stadt, und ¼ Stunde vom Meere entlegenen Flecken.

Wie dem auch ſei, glaube ich dennoch nicht, daß ſich Gaza je ſoweit gegen Oſten ausgedehnt, und ſelbſt in der Richtung gegen Der Esner bemerkt man nicht die mindeſte Spur, welche anzudeuten vermöchte, daß hier je menſchliche Wohnungen geſtanden haben. Aber gewiß iſt es, daß die Stadt ehemals dem Meere näher war, als ſie es jetzt iſt. Strabo verſichert, daß ſie ſieben Stadien landeinwärts lag. Sie iſt jetzt 2 Stunden vom Ufer entfernt.]

Die beiden Greiſe fragten mich, ob die Menſchen im Abendlande ein langes Leben genöſſen?

„Im Abend- wie im Morgenlande, wie in allen Theilen der Erde,“ entgegnete ich, „löſcht der Todesengel einen Namen im Buche der Lebendigen aus, ohne Rückſicht auf das Alter zu nehmen. Jedenfalls muß ich geſtehen, daß man mehr Greiſe in Euern

Gegenden findet, als in Europa. Bei uns ist es ein Wunder, wenn ein Mensch hundert Jahre alt wird, während ich auf meinen Reisen in Kleinasien und Palestina mehrere Personen gesehen, die fünfmal 20 Jahre zählten, und denen viele andere durch ihr Alter nahe standen. Ihr morgenländische Menschen lebt länger als wir, weil Euer Leben ruhiger, einfacher, regelmäßiger ist, als das unsrige. In Europa, besonders in unsern großen Städten nutzen Unmäßigkeit, der Geschäfte schnelle, angreifende Bewegung das Dasein früher ab, und verkürzen seine Dauer. Zudem wehet in unserer neuen Generation ein glühender Wind, der vor der Zeit des Lebens Quelle austrocknet, und die Gesellschaft mit 30jährigen Greisen überfüllt."

Die beiden alten Araber begriffen den Sinn meiner letzten Worte nicht, weil es ihnen unmöglich ist, sich zu denken, daß man feindselig genug gegen sich selbst sein könne, um seine Gesundheit absichtlich zu untergraben. Beim Abschiede von den ehrwürdigen Greisen mußte ich, in ihrer Gegenwart, ihre Namen in mein Reise-Tagebuch schreiben, und ihnen versprechen, ihr Andenken immer im guten Gedächtniß zu bewahren.

Vertheilung und Phänomene der drei Naturreiche auf dem Boden Groß-britanniens.

Letzte Erörterung.

Das Studium der in England und Schottland gedeihenden Pflanzen, ist von nicht geringerem Interesse für den Botaniker, als das der Erdstriche für den Geologen. Die Vegetation in England ist sehr thätig, und wenn auch seine oft umwölkte Atmosphäre, die hohe Breite seiner Lage *) und seine nicht besonders heissen Sommer nicht vergönnen, Früchte zu gewinnen, die nur in südlichen Gegenden zu vollkommener Reife gedeihen, ist man dennoch im Stande, selbst im Freien Pflanzen wärmerer Himmelsstriche zu kultiviren.

Man sieht häufig in Kunst- und anderen Gärten verschiedenartige fremde Pflanzen. Der Orangen- und Zitronenbaum, wie die Weinrebe, tragen nicht selten schöne Früchte. Myrthe, Zeder und Zypresse gedeihen, wie in ihrer heimathlichen Erde. Die Lippia cidriotora, die amerikanische Aloe, die indischen Feigenbäume stehen oft in voller Blüte.

In den botanischen Gärten zieht man mit Erfolg die spanische Myrthe, den chinesischen Thee, die japanische Camelia. Ich habe Beete gesehen mit den

*) London ligt ungefähr unter derselben Breite wie Kassel und Leipzig; Birmingham wie Hannover und Frankfurt a. Oder: Liverpool wie Lauenburg und Settin; Carlisle wie Flensborg und Wilna; Edinburg wie Elseneur und Memel.

schönsten Südpflanzen geschmückt, wo die Narzissenlilie, die Bella dona undulata des Südkaps eben so kräftig gediehen, als die einheimischen Pflanzen. Der Magnolienbaum, mit seinen breiten Blumenblättern, die rothe Fuchsia, alle Arten Geranium, Eisenkraut, Olivenbäume, ꝛc. bedürfen nur geringer Pflege, während Lotusbaum, Zist- oder Goldröschen, Jucken, Jasmin, Kellerhals, Clethra arborea, der Kajaputbaum von Neuholland, mit seinen großen Blättern, die nordamerikanische Galardie überall in Großbritannien, sobald sie der Mittagssonne ausgesetzt sind, recht gut fortkommen.

England ist an einheimischen Pflanzen reich. Man zählt derselben ungefähr dreitausend verschiedene Gattungen. Man bemerkt darunter vorzüglich den Erdbeerbaum (arbutus unedo), mit seinen breiten Blättern und seinen herabhängenden Blumenbüscheln, das Heidekraut (erica vagans), das sich nur in Kornwallis zeigt, die Lobelia Dortmanna, die europäische Sibthorba und die Sumpf-Isnarda, die nur in der Insel südlichem Theile gedeihen, den Stratiotes aloides, den Sumpf-Federbusch, das kleine Liebgras, die poetische zweiblumige Narzisse, den Bethlehemsstern und viele andere.

Man sieht anderseits auch Pflanzen, die man sonst nur in den arktischen Erdregionen findet: nelkenartige Blumen, Kreuzpflanzen, Sommerwurz, sternförmige Gewächse, mehrere Alpenblumen, eine Menge grasartige Pflanzen, und andere von allen Familien.

Bemerken müssen wir jedoch, daß mehrere Pflanzen-Gattungen auf dem Boden Englands verschwinden, während sie in andern Ländern, unter denſel-

ben Breiten, noch vorhanden sind, wie in Frankreich, Deutschland, im europäischen und asiatischen Rußland; das Läusekraut vorzüglich, ist beinahe gänzlich ausgegangen. Vielleicht gewährt ihnen der Boden nicht mehr dieselben Säfte, deren sie zu ihrem Gedeihen bedürfen. Das Panicum, dessen Vegetation so kräftig ist in den östlichen Theilen, wird nicht mehr auf der Westküste gefunden, wo es früher in so großer Menge wucherte.

Unter den dem Boden Großbritanniens eigenthümlichen Bäumen, unterscheidet man zwei Eichen-, fünf Ulmen-Gattungen, Buchen, Birken, Platanen, Hagebuchen, Elsen, Linden, Roßkastanien-, Erlen- und Pappelbäume. In des Landes südlichen Gegenden sind die meisten Eichen- und Rothbuchen-Wälder, wachsen die meisten Birken und Tannen auf dem thonigen Boden der Grafschaft Sussex, während man in den gebirgigen Theilen im Norden, auf den Höhenzügen des Grampian-Gebirges, des Brämar, wie deren von Glenmore und Rothiemurcus die meisten Fichtenwaldungen findet.

Nur wenige Fruchtbäume gehören ursprünglich dem Boden Großbritanniens. Die Rebe, der Feigen-, Maulbeer-, Nuß-, Quitten-, Mispel- und der ächte Kastanienbaum, sind aus milderen Ländern eingebracht worden. Die Birn-, Aepfel-, Pflaumen-, Pfirsich-, Abrikosen- und Härtlingbäume erzeugen im Norden nur dann Früchte, wenn sie gegen der Jahreszeiten Strenge geschützt sind.

Korn, Gerste, Hafer, Rocken, überhaupt alle Halmen-Pflanzen, die Menschen und Vieh zur Nahrung dienen, sind nur abträglich, wenn sie in Fel-

dern gesäet worden, die nicht zu hoch über die Meeresfläche sich erheben. Man kann von diesem Phänomen ein auffallendes Beispiel anführen. Der nördliche Theil der Grafschaft Inverneß gewährt nur traurige Erndten, deren Ertrag kaum hinlänglich ist, den Landmann für seine Arbeit zu entschädigen, während in den südlichen Theilen derselben Grafschaft (sie befindet sich zwischen 57^0 und 58^0 nördlicher Breite) die Erndten immer sehr ergibig ausfallen.

Die Eiche gedeihet nicht mehr gut auf einer Höhe von 1700 Fuß überm Meere, und die Ulme nicht mehr auf einer solchen von 2000 Fuß. Die Rothbuche und die Zitteresp̃e sind auf gleicher Höhe mit der Eiche sehr schön, während sie in einer niedrigeren Region nicht fortkommen. Der weisse und schwarze Pappelbaum wächst in Northumberland und Durham nicht. Es ist dasselbe mit der Linde, der Roßkastanie und der Hagebuche, obgleich Stechpalme und Eibe in großer Menge in allen Gebüschen von Durham, Northumberland und Kumberland vorhanden sind. Die weisse Birke wächst nie in derselben Region als die Platane. Die Esche gefällt sich am meisten auf der Berge Gipfel. Else und Schlingbaum schiessen am besten am Wasser auf, und Haselnuß-, Kirsch- und Spindelbaum, wie Holunder- und Himber-Gesträuch, gedeihen am schönsten in von kleinen Thälern durchschnittenem Hügel-Gelände. Esche, Hagedorn, wilde Aepfelbäume sind in allen Theilen der Insel, wie in allen Lagen und Höhen, vorhanden. Dagegen findet man Biru- und Pflaumenbäume, rothe Johannisbeer- und Sauerdorn-Gesträuche nur allein in der Ebene. —

Kommen wir zu der zoologiſchen Geſchichte Großbritanniens, und ſtellen wir davon eine raſche, gedrängte Ueberſicht auf. Es gibt in England beinahe kein einziges wildes, vierfüßiges, fleiſchfreſſendes Thier. Seit Langem ſind Bär und Wolf gänzlich verſchwunden. Nur hier und da gibt es noch Füchſe. Im Lande Wales haben die Zoologen das Daſein drei verſchiedener Fuchsarten beſtätigt. Der Milgri, oder der graue Fuchs, iſt groß, hoch von Geſtalt, ſtark und muthig. Seine Ruthe wird durch einen Haarbüſchel beendet, der einem Federbuſch nicht unähnlich iſt. Die zweite Gattung wird Maſtiff genannt. Sie unterſcheidet ſich nur dadurch von der erſten, daß ſie etwas kleiner iſt. Die dritte Gattung, bekannt unter dem Namen Curgi, iſt klein, und hat durchgehends einen ſchwarzen Schwanz.

Die Race der Frettwieſel iſt ziemlich zahlreich. Sie begreift den Iltis, das Wieſel, das Hermelin, den gemeinen und den Holzmarder. Der Iltis mißt ungefähr 33 engliſche Zoll vom Kopf bis zum Schwanz. Strabo behauptet, daß dies Thier aus Afrika nach England gebracht worden; es iſt jedoch wahrſcheinlicher, daß man es als Eingebornen des letzten zu betrachten habe. Das Wieſel iſt weniger ſtark, als der Iltis, und verbreitet einen noch unangenehmeren Geruch, obſchon es übrigens ein recht hübſches Thier iſt. Das Hermelin iſt die Peſt der Meiereien, das Entſetzen aller Hünerhöfe. Sein Fell wird ſehr geſchätzt, und iſt vorzüglich im Winter ein ſehr geſuchter Toilette-Gegenſtand.

In mehr ſüdlich gelegenen Ländern Europas iſt das Hermelinfell gelbbraun, manchmal blaßgelb.

Aber im Norden, in Rußland, Norwegen und Sibirien, ist es blendend weiß, und der Schwanz endet mit einer ganz schwarzen Spitze. In England ist dieses Thieres Hautfarbe gemischt, und hält die Mitte zwischen jener der nördlichen und südlichen Gattungen. Das Hermelin nährt sich gewöhnlich mit großen Ratten.

Der gemeine Marder scheint dem Aufenthalt in den menschlichen Wohnungen vor jedem andern den Vorzug zu geben. Er verbirgt sich in den Meiereien, in Nähe der Hünerhäuser, wo er oft große Verheerungen anrichtet. Der Holzmarder ist größer. Sein Fell ist von weißgelber Farbe. Er ist wild, liebt die Einsamkeit, fliehet bewohnte Orte, und lebt nur in der Tiefe dichter Waldungen, die mit Fichten untermischt sind. Er klettert mit großer Leichtigkeit auf die höchsten Bäume, fängt Vögel und trinkt ihre Eier aus. Sein Fell ist ein schönes Rauchwerk, das besonders geschätzt wird.

Beenden wir die Liste dieser kleinen Fleischfresser mit der wilden Katze. Dies Thier lebt durchaus wie der Lynx. Man nennt es den großbritannischen Tieger. Es ist größer und stärker als die Hauskatze, bedient sich mit vieler Geschicklichkeit seiner Zähne und Krallen, und bietet jedem Feinde muthig Trotz. Man findet es nur im bewaldeten Gebirg von Westmoreland und Windermore. Die Menge dieser Thiere hatte sich daselbst in der letzten Zeit so stark vermehrt, daß zu ihrer Ausrottung eine große Jagd befohlen wurde. Die wilde Katze scheint von jeher in England vorhanden gewesen zu sein, und selbst die Hauskatze stammt von jener ab. Dr. Leack gibt die Be-

schreibung einer andern wilden Katze, die nur durch einen sehr kurzen Schwanz von der ersten verschieden ist.

Wir mögen hier weder die Dogge, noch die mit dieser Gattung verwandten Hundearten, beschreiben. Man weiß, daß die britische Dogge bei den Römern sehr beliebt war. Es gab damals in Britannien einen besondern Beamten, procurator cynegii genannt, der kein anderes Geschäft hatte, als die schönsten, größten und stärksten Hunde zu den Thierkämpfen nach Rom zu senden. Strabo versichert, daß diese Hunde auch bei den Galliern sehr beliebt waren, indem sie dieselben in der Schlacht gegen ihre Feinde losliessen. Während den unglücklichen Ereignissen, die nur zu lange England verheerten, hatte jeder Landbewohner in seinem Meierhofe eine große Dogge, die man Bluthund (blood-hound) nannte. Diese äusserst böse Hundeart war damals die sicherste Wehr der Privatleute gegen Diebe und andere Uebelthäter.

Die alleinigen wiederkäuenden Thiere, welche der Mensch noch nicht gezähmt, und zu Hausthieren gemacht, sind der Hirsch, der Dammhirsch und das Reh. Man findet in Schottland auch einige wilde Ochsen, und behauptet selbst solche in den großen Wäldern in Londons Nähe gesehen zu haben. Nach den Beschreibungen der Naturforscher scheint es dieselbe Gattung zu sein, wie der Urus silvestris in den Vogesen, in den Ardennen, und in einigen großen Wäldern Deutschlands.

Es gibt vielleicht kein Volk, das eine so große Sorgfalt verwendet auf die Erhaltung der Urracen seiner Hausthiere, als das englische. Darum auch

ist nirgends das Hornvieh, sind nirgends Schafe, Ziegen, Pferde, Esel und Doggen schöner als in seinem Lande. Die besonderen Racen, die das britische Rindvieh unterscheiden, laßen sich auf drei beschränken, nämlich auf das mit den langen, auf das mit den kurzen, und auf das mit den mittlern Hörnern.

Das langhörnige Rindvieh befindet sich nur in der Grafschaft Lancaster. Seine Haut ist dick, sein Fleisch fest, sein Fuß breit. Es gibt wenig Milch. Obgleich von sehr mannigfacher Hautfarbe, hat es dennoch immer einen weissen Streif über den Rückgrat. Das kleinhörnige Rindvieh stammt ursprünglich her aus Holderneß, Teeswater, Yorkshire, Durham und Northumberland. Es gibt gewöhnlich 24 Viertel Milch jeden Tag. Sein Fell ist roth, mit weiß untermischt. Das mittelhörnige Rindvieh kommt aus den Grafschaften Devon, Hereford und Sussex. Es ist stark und muthig, doch gibt es weniger Milch, als das vorbezeichnete. Der wirkliche Ochs von Devon hat dunkelrothes einförmiges Fell, kleine runde Augen, einen wohlgezeichneten Hals, einen mageren Kopf, und einen langen Schweif.

Die englischen Schafe übertreffen an Schönheit die aller andern Länder. Jedermann weiß, daß die Race der berühmten spanischen Merinos aus England abstammt. Es war ein Geschenk Eduards IV. an Johann, König von Arragonien. Die beiden jetzt in Großbritannien vorhandenen Hauptgattungen dieser Thiere, die mit und die ohne Hörner, scheiden sich in mehrere Klassen, je nach den von ihnen bewohnten Gegenden. Die erste Gattung ist in Yorkshire

und in den nördlichen Gegenden einheimisch. Die zweite befindet sich vorzugsweise im Süden.

Die Ziege kann in einem Lande, wo Rindvieh und Schafe in so großer Menge vorhanden sind, keinen besondern Nutzen gewähren. Doch gibt es eine ziemliche Menge im Gebirg. Ihr Fett wird sehr geschätzt.

Nach den arabischen Pferden sind die englischen die schönsten, welche man kennt. Nur mit vieler Sorgfalt und Umsicht, nur indem man die besten fremden Racen mit den einheimischen durchkreuzt, hat man es dahin gebracht, so ausgezeichnete Hengste, wie die englischen, zu erzielen. Nirgends findet man so vortreffliche Wettläufer, so gute Jagd- und Zugferde als in Großbritannien. Jederzeit ist die Pferde-Leidenschaft bei den Engländern vorherrschend gewesen. Unter König Stephan war die Menge der Pferde in London so groß, daß diese Stadt allein deren 20,000 wohlzugerittene hätte darbieten können, womit man ein gutes Kavalleriekorps zu bilden im Stande gewesen wäre.

Die Vögel Großbritanniens sind von denen des Festlandes nicht sonderlich verschieden. Man findet den Goldadler in den Bergen von Kumberland, den kleinen Meeradler auf den Felsen von Wales, und im Norden der Insel den Falken, die Eule und den Fischadler. Es gibt auch noch eine Menge anderer Vögel, wovon die einen sich mit Insekten, die andern mit Körnern nähren, und die alle ohne Unterschied Ihresgleichen auf dem Kontinent haben.

Die großen säugenden Cetaceen sind nur noch in geringer Zahl in den die britischen Inseln bespülen-

den Meeren vorhanden. Manchmal zeigt sich das Seekalb, der Wallfisch, das Meerschwein, ꝛc. auf den Küsten von Northumberland und Yorkshire, indessen entfernen sie sich immer mehr, und ziehen sich in das Eismeer zurück, seit man unabläßlich Jagd auf sie macht.

Die längs dem Strande gefangenen Fische sind sehr wohlschweckend, vorzüglich zeichnen sich in diesem Betrachte die Steinbutte, der Merlan (Meerhecht) und die Sole aus. In den Strömen im Norden gibt es viele Lachse, Forellen und Alpenlachse, die man auch Char nennt. Der Lachsfang ist seit langem ein einträgliches Gewerbe. Das Fleisch des Char ist sehr fein und zart, weshalb dieser Fisch bei Prunkmahlzeiten nie fehlen darf. Man fängt ihn nur in den Seen von Kumberland und Westmoreland.

Die kriechenden Thiere in England sind: die Schildkröte, die Eidechse, der Frosch, die Kröte und die kleine Schlange. Die gemeine Viper ist das einzige in der ganzen Insel bekannte giftige Thier. Der Geologen Nachforschungen haben bewiesen, daß es ehemals solche von ungeheurer Größe gab, die jedoch seit Langem verschwunden sind. Es ist der Megalosaurus, der eine große Aehnlichkeit mit dem Krokodill hat, und dessen Körper 40 Fuß lang war. Es ist der Ichthyosaurus, mit der Kinnlade des Delphins, den Zähnen des Krokodills, den Schwimmfüßen der Seeschildkröte und Fisch-Wirbelbeinen. Es ist der Plesiosaurus mit dem Eidechskopfe, den Schimmfüßen der Schildkröte, dem sehr langen Halse und dem Schlangenkörper. Das wären, nebst eini-

gen Krokodillen, die kriechenden Ungeheuer, welche im höchsten Alterthum Großbritannien bewohnten.

Die Schalthierkunde bietet nur wenige Muschelarten dar, die der Aufmerksamkeit des Naturforschers würdig sind. Man bemerkt unter andern den Pecten opercularis, und seine rothen, grünen, gelben und orangefarbenen Abarten; es ist die Auster, deren Fleisch so beliebt ist.

Die Flußmuscheln sind in England in großer Menge vorhanden. Man unterscheidet darunter vorzüglich die Unio pictorum, die Cyclas cornea und die Unio margaritifera die den Perlensaamen erzeugt.

Die stehenden Gewässer bieten im Ueberfluß den Limnaeus palustris, den Anadon anatinus, nebst einer Menge anderer Muscheln und Wasserpflanzen dar. Man fischt an der Küste auch ziemlich schöne Korallen, und einige kleine Perlmuscheln, die von den Alten nicht verachtet wurden.

Ein nebeliges Klima ist der Insekten Vermehrung so wenig günstig, daß man das Englands als erstes und bestes Sicherungsmittel gegen die durch solche Thiere erzeugte Plage betrachten sollte. Demungeachtet gibt es davon gegenwärtig nicht weniger als zehntausend Gattungen. Unter allen zeichnen sich indessen nur zwei Schmetterlinge aus: der Eurymus europome und der Clouded sulfur.

Schiffbruch zweier französischen Bricks an der Küste von Algier, und Gefangenschaft ihrer Leute unter den Mauren.

Ein französischer Seeoffizier, Namens Hennequin, erzählt im Septemberheft 1834 der Zeitschrift „le Navigateur, Revue Maritime (der Seefahrer, Meer-Revüe)“ den Schiffbruch seines Bricks, Silen, im Mai 1830, an der Küste von Algier. Dies Unglück ereignete sich kurz vor Belagerung und Einnahme der gefürchteten Raubstadt durch die Franzosen, unter Marschall Bourmonts Befehl. Wir wollen von seiner interessanten Schilderung unsern Lesern eine rasche Skizze vorlegen.

Das Brick Silen ging den 9. Mai 1830 von Mahon (auf Minorka) unter Segel, um dem Kapitän der Bellona, Befehlshaber der vor Algier kreuzenden Station, Briefe des Admirals Düperré und frische Lebensmittel zu überbringen. Anfänglich war die Ueberfahrt glücklich und angenehm. Die Balearen verschwanden allmählich vor den Blicken, und bald sah man nur den Himmel über, das weite Meer um sich her.

Den 11. sprang der Wind um, und wurde Gurbin (Westsüdwest). Er fiel stosweis auf die Wasserfläche, durch die er lange Furchen zeichnete, und war fast durchgehends mit feinem Regen begleitet. Indessen war das nichts Ausserordentliches, und man hatte bis zum 13. nicht die mindeste Besorgniß, als man am Abend desselben Tages, beim Schein eines starken Blitzes plötzlich die Küste vor sich gewahrte. Obgleich man ihre Lage ziemlich genau kannte, war

die Schifffahrt nichts desto weniger gefährlich. Die Nacht war sehr finster und stürmisch, so daß man besorgen mußte, entweder gegen den Strand zu gerathen, oder zu weit von den kreuzenden Schiffen entfernt zu werden, weshalb man die meisten Segel einziehen lies.

Der auf diese Nacht folgende Tag war so düster, Nebel und Wolken ruheten so dicht auf dem Wasser, daß man die Gegenstände in einer Entfernung von 20 Schritt nicht zu erkennen vermochte. Sarker Regen floß unaufhörlich, von Windstößen begleitet, gegen die sich nur mit größter Anstrengung laviren lies. Nichts Traurigeres, als des Meeres Anblick unter solchen Umständen. Die Szene, in deren Mitte das in seinen Fugen stöhnende Schiff sich bewegt, vermindert, verengt sich unaufhörlich in dem Maße, als der Regen heftiger, durchdringender wird. Der immer mehr sich verdichtende, immer tiefer sich senkende Nebel scheint ein ungeheurer feuchter Bleideckel über einen tiefen, schwarzen, flüssigen Grabe. Lassen wir jetzt den Berichtabstatter selbst sprechen.

„Gegen 10 Uhr Morgens, am 14, gewahrten wir zwei Bricks, die ohne Zweifel zur Division gehörten. Aber ein starker Windstoß machte es uns unmöglich, ihnen nahe zu kommen, und mit ihnen uns zu besprechen. Sie verschwanden vor unsern Blicken, und wir versanken abermals in finstere Einsamkeit.

„Es war Mittag, als wir ein anderes Brick begegneten, mit dem wir, durch telegraphische Zeichen, uns in Berührung setzten. Es war die Aventure, unter Befehl des Schiffs-Lieutenants von Assigny. Er hinterbrachte uns, daß er mit dem Admiral kreuze, sein

Manöver, des dichten Nebels wegen, jedoch nicht bemerken könne. Wir beschlossen nun neben einander zu halten.

„Das kommandirende Schiff war östlich von Algier, wir konnten es also nicht leicht verfehlen, da jeder Wellenschlag uns ihm näher brachte. Seit drei Tagen hatten wir die Sonne nicht gesehen, und es war unmöglich, mit Bestimmtheit zu wissen, wo wir uns eigentlich befanden, um so mehr, da die Strömung uns weit gegen Morgen fortgerissen. Wir glaubten deshalb noch weit von der Küste zu sein, als wir uns schon ganz in derselben Nähe befanden.

„Der Tag verstrich während der Mühe, die wir uns gaben, uns zurechtzufinden. Wir folgten der Aventure, die uns gewissermaßen den Weg zeigte. Aber auch sie verschwand mit einbrechender Dunkelheit vor unsern Blicken. Wir wollten eben das Schiff wenden, als die Küste sich uns zeigte. Wir hielten sie jedoch für Nebel, und steuerten solchergestalt unserm eigenen Verderben entgegen. Die vom Wind gegen den Strand gedrängten Wogen häuften sich immer mehr um uns auf, und zogen uns mit sich bis zu einer Untiefe.

„Es war unterdessen gänzlich Nacht geworden. Tiefe Dunkelheit deckte das beständig hohlgehende Meer. Wir ahneten noch immer unser Unglück nicht, obgleich wir die Küste unterscheiden konnten, die wir jedoch für den sich aufhellenden Saum des Gesichtskreises hielten. Auf einmal erhielt unser Fahrzeug einen starken Stoß. Wir glaubten einen Augenblick die Aventüre zu berühren, und eilten schon aufs Verdeck,

um davon uns zu überzeugen, als wiederholte noch heftigere Stöße uns eines andern belehrten.

„Das auf allen Seiten erschütterte Schiff schwankte gleich einem Betrunkenen. Eine ungeheure Welle überschwemmte das Verdeck. Das Reiben des Schiffkiels gegen die Felsen verursachte uns Fieberfrost. Es lies sich jetzt nicht mehr bezweifeln, daß wir gestrandet waren. Die Mannschaft sties, wie aus einem Munde, einen Schrei der Verzweiflung aus.

„Im ersten Augenblicke war die Verwirrung allgemein. Man stürzte sich wild und verworren durcheinander. Wind und Meer warfen uns ungestüm hin und her. Dazu die pechschwarze Nacht, das Geheule der aufgeregten Elemente, die Angst der Matrosen, Szenen des Entsetzens, die sich nur empfinden, nicht beschreiben lassen; man mache sich nach dem Allem von unserer Lage einen oberflächlichen Begriff. Der Tod schien unvermeidlich. Denn selbst wenn wir dem Schiffbruch entgingen, und das Land erreichten, harrte dort unser die Wuth der Mauren, unserer Feinde, die wir mehr als alles Uebrige fürchten mußten.“

Um wo möglich so drohender Gefahr zu entgehen, befahl der Kapitän die Masten zu kappen. Das Fahrzeug wurde dadurch zwar ein wenig erleichtert, doch hatte es schon zu viel Wasser eingenommen, als daß man es wieder flott hätte machen können. Gegen 10 Uhr Abends wurde der Wind so ungestüm, und der Wellenschlag so heftig, daß man jeden Augenblick besorgen mußte, das Brick zertrümmert zu sehen. Die Fluth schlug mit solcher Gewalt über das Verdeck, daß man sich darauf nicht mehr festhalten konnte,

während man im unteren Raum befürchten mußte, zu ertrinken. Schon waren mehrere Personen dem Ersticken nahe, und demungeachtet wollte und konnte man sich nicht entschließen ans Land zu gehen, so groß war die Besorgniß, welche dieser unwirthbare Theil Afrikas Jedermann einflößte *).

Nach langer Zögerung mußte man dennoch endlich diesen Entschluß fassen. Um ihn in Ausführung zu bringen, sollte die Schaluppe und das große Boot ins Meer gelassen werden, was jedoch nie gelingen wollte, indem die kurzabgebrochenen Wellen zu hoch gingen, und sie immer wieder zurückschleuderten. In solcher Verlegenheit lies der Kapitän zwei Taue zurecht machen, die von den besten Schwimmern ans Land gebracht werden sollten.

Die Aventure hatte unterdessen mit dem Silen gleiches Schicksal gehabt, doch war es einigen Matrosen gelungen, das Land zu erreichen, und dort ein Tau zu befestigen, worauf sodann die zurückgebliebenen über und durch die tobende Fluth hinweggleiteten.

Kaum war die Mannschaft dieses Schiffes auf festem Boden, so eilte sie der des andern Bricks zu Hilfe. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, als man zwei Taue vom Schiff zum Ufer hinüberbrachte, und dort befestigte, wonach zuerst die Kranken, sodann die Matrosen, nach diesen die Offiziere, und endlich der Kapitän, der letzte von allen, auf dieser schwankenden Brücke hinüberrutschten. Die geretteten umarmten sich ohne Unterschied des Ranges, und beriethen sich über die in Anwendnng zu bringenden Mit-

*) Man war in der Nähe des Vorgebirgs Bingut, ungefähr 10 Stunden oder 30 Seemeilen vom Vorgebirg Karina, gescheitert.

tel, um der sie jetzt von Seiten der Bewohner des von ihnen betretenen Landes bedrohenden Gefahr, zu entgehen.

Auf der einen Seite befanden sich Tunis und Bona. Um dahin zu gelangen, waren Lebensmittel und Kriegsmunition erforderlich, woran es den Schiffsbrüchigen jedoch gänzlich gebrach. Und selbst wenn man damit versehen gewesen wäre, würde es immer ein sehr gewagtes Unternehmen geblieben sein, mit 200 Mann, 50 bis 60 Stunden weit ein feindliches, von kriegerischen, grausamen Horden bevölkertes Land zu durchziehen. Anderseits bot sich Algier dar, womit man im Kriege begriffen war. Demungeachtet beschloß man, der Nähe wegen, dahin sich zu begeben.

Beim ersten Dämmern des Tageslichtes brach man auf, und umschritt eine kleine Landspitze, als man auf drei bewaffnete Beduinen stieß, die auf die Schiffbrüchigen anschlugen, und ihnen durch Zeichen umzukehren befahlen, während sie ihre noch etwas entfernten Gefährten eilig herbeiriefen. Die Franzosen gehorchten, und gingen wieder ihren Schiffen zu. Bald sahen sie sich jedoch auf allen Seiten von großen Schwärmen bewaffneter Beduinen umringt, die aus der Erde emporzuwachsen schienen. Von den nahen Hügeln wälzte sich eine ungeheure Lauine dieses in weisse Mäntel gehüllten Raubgesindels herab, welche die Unglücklichen zu zermalmen drohete.

Bald sahen sie auf allen Seiten von den Barbaren sich umschlossen. Einige derselben bedroheten sie mit ihren breiten Säbeln, andere hielten ihnen Flintenläufe gegen die Brust; alle geberdeten sich wie Unsinnige, fluchten und schimpften auf eine entsetzliche Weise, womit sie wahrscheinlich nichts anderes be-

zwecken wollten, als den Schiffbrüchigen Furcht einzujagen. Mehrere Mauren warfen sich mit großen Knitteln über sie her, und schlugen sie unbarmherzig, indem sie zugleich die Franzosen zwangen, den Weg gegen das Gebirg einzuschlagen.

Andere plünderten indessen die beiden Fahrzeuge, wobei sie eine so große Habgier und Unordnung beurkundeten, daß eine Sache, die man zuerst auf dem Schiffe genommen, von zehn oder zwanzig Personen sich gegenseitig aus den Händen gerissen wurde, bevor sie, oft ganz zerrissen oder in Stücken, von einem allein behauptet werden konnte.

Unter den Matrosen befand sich ein Malteser, der ziemlich gut arabisch sprach und der nachdem er empfohlen, ihm ja nicht zu widersprechen, mit einem der Beduinen-Vorsteher zu reden verlangte, dem er versicherte, daß die Schiffbrüchigen Engländer seien. Man wollte ihm nicht glauben, und drohete dreimal, ihn zu durchbohren, um ihn zu erschrecken, und ihn zu vermögen, die Wahrheit zu gestehen. Er beharrte jedoch fest und unerschrocken bei seiner Aussage, was die Araber, obgleich sie noch zweifelten, dennoch veranlaßte, die Unglücklichen nicht sogleich niederzumachen, wie sie anfangs gesonnen waren.

Man trieb sie nun auf einen hohen Hügel, wo zwei Hütten standen, aus denen einige Dutzend alter Weiber hervorstürzten, welche die Ankommenden mit Spöttereien und Verwünschungen empfingen. Die frechsten dieser Megären rissen ihnen die Schnupftücher ab, welche sie um ihre Köpfe gewickelt, zupften ihnen an den Haaren, spien ihnen ins Gesicht und

zwickten sie bis aufs Blut, während eine Schaar Kinder Steine und Unrath gegen sie warf.

Hinter dem Hügel war ein kleines Thal, in dessen Mitte die Franzosen Platz nehmen mußten. Sie wurden hier aller ihrer Kleider beraubt, und schrecklich mißhandelt, von den unaufhörlich herbeiströmenden Beduinen, die nichts mehr zu rauben fanden, und nun mit den andern über ihre Beute zankten, wobei sie ihre Wuth an den Gefangenen ausließen.

Man führte diese endlich nach einem Duard oder einem in geringer Entfernung liegenden Dorfe. Unterweges wurden sie fast unaufhörlich von ihren Begleitern geschlagen, die sie zwingen wollten, schneller zu gehen, was ihnen, der großen Erschöpfung, der drückenden Hitze und der Dornen wegen, die den Boden bedeckten, und ihre nakten Füße verwundeten, unmöglich war. Ihre Niedergeschlagenheit war so groß, daß sie, ohne an Gegenwehr zu denken, und ohne sich zu beklagen, eine Behandlung sich gefallen liessen, vor welcher sie, zwei Tage früher, dem Tode den Vorzug zugestanden haben würden.

Gleich nach ihrer Ankunft in dem Dorfe, hatten die Mauren wieder einen heftigen Zank mit einander, wahrscheinlich der Theilung der Gefangenen wegen, in Folge desselben einer von ihnen, dessen Zorn bis zur Raserei gesteigert war, sich auf einen Franzosen warf, und ihm mit seinem Jatagan einen gewaltigen Streich versetzte. Der Unglückliche stürzte zu Boden; doch war er nicht tod, und wurde später mit den Uebrigen weitergeschafft. Unter so traurigen Umständen, kam den Gefangenen des Malteſers Sprachkenntniß und Festigkeit trefflich zu statten, und sei-

nem klugen Verfahren hatten sie es zu verdanken, daß viel Menschenblut erspart wurde.

Seit zwei Tagen hatten die Unglücklichen keinerlei Ruhe genossen, und seit 24 Stunden nichts gegessen, es war also nicht zu verwundern, daß sie sich vollkommen erschöpft fühlten, und in der unleidlichen Sonnenhitze beinahe verschmachteten. Sie liessen durch den Malteser um Lebensmittel bitten, und erhielten nach langem Zögern und Schimpfen einige schwarze Brote, die jedem nur ein sehr kleines Stück zu geben vergönnten, was man, mit Hilfe einiger Tropfen stinkenden Wassers, hinunterzuwürgen sich bemühete. Nach dieser armseligen Mahlzeit wurde die Theilung der Gefangenen vorgenommen, und unser Gewährsmann wurde, mit 18 seiner Gefährten, nach einem hart am Meere, auf einer Anhöhe gelegenen, Duard getrieben.

„Hier," sagt er, „erkannten wir erst das ganze Schreckliche unserer Lage, so daß beinahe Verzweiflung unser sich bemächtigte. Denn es war augenscheinlich, daß die Mauren, statt uns nach Algier zu bringen, wie wir bisher gehofft, uns im Gegentheil in den Atlas führen würden. Um das Maß unsers Elendes voll zu machen, hatten wir noch zwei Stunden zurückzulegen bis nach dem uns bestimmten Dorfe.

Die Hitze war erstickend, der vom Ackerbau noch nicht geebnete Boden, war mit Steinen und Dornen bedeckt, über die wir barfuß hinwegwandern mußten, wodurch unsere kaum ein wenig verharrschten Wunden wieder aufgerissen und vergrößert wurden. Unser Körper war in Schweiß gebadet. Wir fühlten unsere letzten Kräfte schwinden, und nur mit Hilfe eines

ziemlich starken Regens, der uns ein wenig erfrischte, kamen wir gegen Abend ganz erschöpft in dem Dorfe, grade oberhalb unserer gescheiterten Schiffe, an.

„Die Hütte, worin wir eingesperrt wurden, war eigentlich nur ein schlechter Stall, kaum für zwei Kühe groß genug, und jetzt sollten 19 Menschen darin wohnen. Nichts zurückstoßenderes als das Haus eines Mauren. Aus Baumzweigen, mit dazwischen geklebtem Viehmist erbauet, befindet man bei feuchter Witterung darin sich in einer Uebelkeit erregenden Atmosphäre, worin man kaum Athem schöpfen kann. Man kennt hier weder Fenster noch Schornsteine, und die darin herrschende Unreinlichkeit übersteigt alle Beschreibung.

„Aller dieser Mißbestände ungeachtet, schliefen wir doch ziemlich gut auf den uns zugeworfenen Strohmatten. Schwarzbrot und Kuskus, Substanz, die ich bereits auf einer Reise am Senegal gegessen, erhielten wir jedoch erst am andern Morgen. Dieser erste Tag war für uns um so unerträglicher, weil wir von der Neugier und Unverschämtheit der Kabailen, oder Gebirgsbewohner, die in Menge herbeigeeilt waren, um uns zu begaffen, viel zu leiden hatten.

„Andere Mauren hatten sich unterdessen in großer Menge versammelt, um uns weiter in des Landes Inneres zu führen. Wir hatten Alles von ihnen zu befürchten. Damit ihre Absicht uns nicht etwa verborgen bliebe, machten sie uns durch sehr bezeichnende Bewegungen begreiflich, daß sie gesonnen seien, uns den Hals abzuschneiden, während andere uns bedroheten, uns an Zahir Pascha auszuliefern, was für

uns, unter jedem Betrachte, eine groſse Gunſtbezeugung gewesen sein würde.

„Der Tag war bei alledem ziemlich ruhig verstrichen, als wir auf einmal einer nach dem andern emporgerissen, und zur Hütte hinausgeschleift wurden. Es war finstere Nacht, und wir überlieſsen uns schon neuer Angſt, als wir bemerkten, daſs diese eben so unnütze als unserseits unverdiente Gewaltthätigkeit, nur den Zweck habe, uns in eine andere etwas gröſsere Hütte zu bringen. Erſt als wir darin waren, bemerkten wir, daſs man uns in einen wirklichen Kloak gestoſsen, dessen Ausräumung einen zweiten Herkules erfordert hätte. Wohl oder übel muſsten mir uns in dem Unrath betten, und obgleich ein Maure, der ein wenig mehr Menschlichkeit hatte, als die Uebrigen, uns ein Feuer angezündet, brachten wir doch eine entsetzliche Nacht zu.

„Tags darauf, den 18 Mai, gegen 10 Uhr Morgens, bemerkten wir in einer groſsen Entfernung im Meere die an der Küste kreuzende Division, die uns zu suchen schien. Sie entdeckte bald die Bricks, und näherte sich bis auf ungefähr eine Stunde. Die Fregatten legten bei, und schickten mehrere Schaluppen ab, die jedoch von den auf den gescheiterten Fahrzeugen befindlichen Arabern mit einem so lebhaften Gewehr- und Kanonaden-Feuer begrüſst wurden, daſs sie unverrichteter Sache abziehen muſsten.

„Das Erscheinen unserer Schiffe hatte uns neue Hoffnung verliehen. Mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten wir die majestätisch sich uns entgegenwölbenden Segel, unter denen unsere Freunde, unsere möglichen Befreier sich befanden. Aber als wir sie

wieder sich entfernen, nach und nach kleiner werden, und endlich ganz verschwinden sahen, als der am Saume des Gesichtskreises schwebende Dunst sie abermals verschlang, als das Meer wieder öde und traurig geworden war, wie vorher, fühlte ich meine Brust sich verengen, und konnte nur mit Mühe meiner Verzweiflung Meister werden.

„Lange blieben wir in dumpfes Schweigen versenkt, unbeweglich, die Augen starr auf die weite Wasserfläche geheftet. Aber alles war vorüber, wie leichtes Schattenspiel, und der Schall der einzelnen Kanonenschüsse, die von den Fregatten gethan wurden, um uns zu leiten, falls wir uns zu retten vermöchten, waren seit mehreren Stunden schon durch der Wogen Gebraus verschlungen, als wir immer noch lauschten, sie immer noch zu vernehmen glaubten.

„Von nun an hatten wir von der Araber Rohheit die entsetzlichste Behandlung zu erdulden. Beinahe in jeder Stunde erneuerten sich blutige Szenen, deren Opfer oder Zeugen wir waren. Man schlug, man ermordete unsere Kameraden vor unsern Augen, ohne irgend einen andern Beweggrund, als die blutgierige Neigung dieser Kannibalen. Nicht selten vertheidigten sich unsere unglücklichen Freunde mit übermenschlichem Muthe, der bei jedem andern Volke ihnen Schonung erworben haben würde. Aber bei diesen Barbaren blieb er durchaus fruchtlos. Was konnte eine Handvoll unbewaffneter Tapferer gegen diese Unholde beginnen?... Sie mußten endlich wohl unterligen.

„Der 19. war ein Hauptmordtag. Von meinen Unglücksgenossen getrennt, allein in der Behausung

eines alten Mauren eingesperrt, der vor der Thür schmauchte, hatte ich mit Tages-Anbruch von meinem elenden Lager mich erhoben, und schauete traurig über die zu meinen Füßen sich ausdehnende flüssige Ebene. Das Geräusch der Wogen, die an den Klippen längs der Küste sich brachen, und meine gänzliche Vereinzelung machten mich sehr niedergeschlagen. Ein klägliches Geschrei, worauf ein entsetzlicher Tumult folgte, schreckte mich plötzlich aus meinem Hinbrüten auf. Ich vernahm der Araber lärmende Freude; ich hörte ihr viehisches Gebrüll. Es schallte von der Hütte herüber, worin unsere unglücklichen Seeleute ermordet wurden.

In demselben Augenblick bemerkte ich drei ganz nackte Matrosen, die von 2 bewaffneten Beduinen fortgeführt wurden. Zu gleicher Zeit erschien unsere Division am Saum des Horizonts. Beim Anblick des Geschwaders von dem Wunsche sich zu befreien beseelt, warfen die Franzosen ihre Begleiter zu Boden, verwundeten sie, eilten dem Meere zu, stürzten sich in die Wellen und schwammen gegen die der Küste sich nähernden Fahrzeuge.

„Aber der Kampf, den sie zu bestehen gehabt, wie ihr schneller Lauf, hatten ihre Kräfte erschöpft. Sie wurden von den Arabern wieder aufgefangen, und ans Ufer zurückgebracht. Man schleifte sie zu den von ihnen niedergeworfenen Beduinen, und ermordete sie neben denselben ohne Barmherzigkeit.

„Das Schicksal der in dem ersten Dorfe Gebliebenen, war nicht weniger beklagenswerth als das unsrige. Die afrikanischen Mörder gingen von Hütte zu Hütte, und brachten fast alle darin befindlichen

Franzosen um. Man kann sich denken, welche Angst Diejenigen auszustehen hatten, die sich noch verschont sahen, und die, ohne im Stande zu sein, sie zu rächen, ihre Kameraden auf eine qualvolle Weise mußten sterben sehen. Nichts Entsetzlicheres, als das Mordgeschrei der Barbaren, untermischt mit den Jammertönen, dem Gewinsel, dem Todesröcheln der Verscheidenden. Es war ein Konzert, das selbst den Hartherzigsten mit Schauder und Bangigkeit hätte erfüllen müssen.

„Acht in einer Hütte eingesperrte Matrosen sahen sich von einer Menge bewaffneter Kabailen umringt, wovon einige ganz mit Blut besudelt waren. Ein Maure stürzte sich mitten unter die Gefangenen, und spaltete einem derselben den Schädel, wonach er sich gegen einen andern wendete, der, stark und muthig, sich ihm entgegenwarf, eine an der Decke befestigte Heugabel herabriß, und damit seines Gegners Streiche parirte. Durch sein Beispiel ermuthigt, kamen ihm zwei seiner Kameraden zu Hilfe, er warf den Araber zu Boden, und durchbohrte ihm die Gurgel mit seiner Gabel. Der Maure stieß einen fürchterlichen Schrei aus, wälzte sich einige Augenblicke in seinem Blute, und hauchte seine Seele unter den entsetzlichsten Zuckungen aus.

„Unterdessen waren eine Menge anderer Kabailen herbeigeeilt, und umringten tobend die Hütte. Ihre Feigheit war jedoch so groß, daß jetzt keiner von ihnen mehr hineinzudringen wagte. Die Kühnsten begnügten sich, ihre Flintenläufe durch die Wand zu stoßen, und nach innen Feuer zu geben, wobei den Gefangenen nichts übrig blieb, als die Gewehre der-

gestalt bei Seite zu drücken, daß sie nicht getroffen werden konnten.

Da sie jedoch bemerkten, daß die Flinten der Mauern keine Steine hatten, sondern mit einer Lunte abgeschossen werden mußten, stürzten sich drei von den Gefangenen auf ihre Feinde, zerstreueten sie, warfen eine Frau über den Haufen, die ihnen, mit dem Säbel in der Faust, den Weg vertreten wollte, und verbreiteten eine so große Furcht unter den Mauren, daß sie beinahe unverfolgt das Meer erreichen, und in dem Schilf eines Sumpfes sich verbergen konnten, wo sie vor allen Blicken verschwanden. Die übrigen in der Hütte Zurückgebliebenen wurden von den inzwischen in großer Menge herbeigeeilten Arabern ohne Gnade niedergemacht."

Am andern Tage, den 19., wurden die noch lebenden Gefangenen in einen Haufen vereint, und unter starker Bedeckung gegen Algier geführt. Von dem Schiffbruche der beiden Bricks unterrichtet, hatte der Dey einen türkischen Offizier abgeschickt, um die Mannschaft abzuholen. Von dem schrecklichen Zustande der ihm übergebenen Unglücklichen tief ergriffen, vermochte der noch menschliche Osmanli seine Thränen nicht zurückzuhalten, und zeigte sich gegen die Franzosen eben so wohlwollend, als die Araber erbittert und blutgierig gegen sie aufgetreten waren.

Er ließ in Mitte des Tages ein großes Zelt aufschlagen, damit die Ermüdeten im Schatten ruhen könnten, und that überhaupt Alles, was ihr Elend nur einigermaßen zu mildern im Stande war. Demungeachtet hatten sie noch viel zu erdulden. Der Weg war weit, mit spitzigen Steinen und Dornen überdeckt.

Oft mußten sie sich mitten durch dichtverschlungenes, wildes Gestrüpp einen Pfad bahnen. Hier und da, wenn ihre Zunge vor Hitze und Durst am Gaumen klebte, stießen sie wohl auf eiskalte Quellen oder Bäche. Aber sie durften davon nicht trinken, der Fieber erzeugenden, tödtlichen Eigenschaften des Wassers wegen.

Tags darauf wurde die Gegend allmählich angenehmer. Die weiten, beinahe unübersehbaren Steppen verschwanden, ein Hügel wölbte sich über den andern, immer mehr und schöner bebauet, und bald mit reizenden Landhäusern geschmückt, wonach auf einmal Algier mit seinen weissen Häusern, seinen zahlreichen Minareten, seinen Gärten und Oelbaumhainen den Blicken der Gefangenen, wie ein großes, herrliches Amphitheater sich darstellte.

Sie wurden in grader Richtung nach der Kasauba, dem vom Dey bewohnten festen Schlosse gebracht, wo der algierische Monarch, vom Altan herab, ihnen einige verachtende Blicke zuwarf, und sie in den Sklaven-Kerker abzuführen gebot.

Bevor sie jedoch darin eingesperrt wurden, ließ man ihnen noch 109 blutige Köpfe sehen, die man ihren von den Arabern umgebrachten Landsleuten abgeschlagen, und die nun rings um den Palast des Barbaren auf langen Stangen aufgepflanzt wurden. Die Elenden, denen man dies Geschäft übertragen, machten sich ein teuflisches Vergnügen, die entstellten Häupter wie Kugeln gegen einander zu rollen, sie den noch lebenden Unglücklichen mit gräßlichem Gelächter vorzuhalten, um sie zu küssen, und hundert Abscheulichkeiten mit diesen leblosen Ueberresten zu begehen,

welche die Feder nicht umständlicher zu beschreiben wagt ...

Noch waren nicht 14 Tage verflossen, als Algier von den Franzosen belagert, beschossen und eingenommen wurde. Die Gefangenen wußten davon nichts. Sie hatten wohl Kanonendonner gehört, da er jedoch bald wieder verstummte, und Alles ruhig blieb, vermutheten sie, daß die Belagerer sich zurückgezogen. Ihr Erstaunen, ihre Freude war also desto größer, als ihres Kerkers Thüre geöffnet wurde, und eine bekannte Stimme unserm Gewährsmann zurief: „Cavilier (Kanonier-Meister) du bist frei!“ —

Der Malteser, dessen Festigkeit und Selbstverleugnung viel dazu beigetragen, daß die Mauren nicht, wie sie es anfänglich im Sinne hatten, alle Schiffbrüchige über die Klinge springen liessen, wurde von den Befehlshabern, den Offizieren und der Mannschaft der beiden Bricks einstimmig der französischen Regierung empfohlen. Nächst dem Orden der Ehrenlegion und dem Grade eines Schiffsmeisters in der französischen Marine, erhielt er noch ein schönes Fahrzeug zur Korallen-Fischerei zum Geschenk, und begab sich nach seiner Heimath, begleitet von den Danksagungen seiner Unglücksgefährten, deren Leiden und Freuden er redlich getheilt.

Der dramatischen Kunst befremdende Regeln und Eigenthümlichkeiten bei den Hindus.

Letzter Artikel.

Man schreibt nur drei Theaterstücke jedem der beiden großen Meister, Bavabuti und Kalidasa, zu, die man als Diktatoren der dramatischen Kunst Indiens betrachten kann. Der erste hat etwas von dem poetischen Karakter Aeschyls. Brahman von Geburt, von einer ausgezeichneten Familie abstammend, nannten seine Zeitgenossen ihn Srikantha (mit der Beredsamkeit in der Kehle).

In den undurchdringlichen Wäldern und dem erhabenen Gebirg von Guduaira aufgewachsen, scheint er sein ausserordentliches Talent der majestätischen Szene zu verdanken, von der er von Jugend auf sich umschlossen sah.

Nichts zarteres und imposanteres zugleich, als seine Schilderungen, sei es, daß er in seinen Dichtungen den Kelch einer Blume, oder den emporkeimenden jungen Rasen, oder das leicht gewiegte, von einem geheimnißvollen Lichte gefärbte Gewölk beschreibt; sei es daß er ein großartiges Gemälde entwirft von dem Marsche der Elephanten, unter deren Schritten der tausendjährige Wald erbebt, oder von dem Krachen des Donners im Gebirg, oder von dem Geräusch, dem Gewühl, der Mannigfaltigkeit einer großartigen Natur.

Die hindustanischen Fürsten liebten und beschützten ihn. Seine drei Dramen sind „Malati und Mada-

wa, Writtara-Rama-Scheritra, und Wira-Scheritra," drei dialogirte Heldengedichte, drei Geschichten des Heldenmuths und der Liebe.

Kalidasa dagegen zeichnet sich aus durch die Milde, die Harmonie, die bilderreiche, elegische Grazie seines Styls. Das Gedicht, „Sakuntala," dessen Verse eine gewisse Aehnlichkeit mit denen Tasso's, in seiner „Aminta," haben, ist zu bekannt, als daß wir uns umständlicher damit beschäftigen sollten. Geben wir vielmehr eine Uebersicht von seinem „Wikrama und Urwasi (der Held und die Nymphe)," eine Art Drama, Trotaka genannt, und zur zweiten Klasse der Uparupakas gehörig.

Wie alle Hindustücke ist es in unregelmäßigen Versen geschrieben, deren Rhythmus sich neigt, sich erhebt, sich ausdehnt, der Form und Ton verändert, um der Gedanken Verschiedenheit zu folgen, welche der Verfasser ausdrücken will. Man kann sich nichts musikalischeres, nichts bald majestätischeres, bald zarteres, nichts geschmeidigeres in seinen Bewegungen denken, als dies Gemisch aller Silbenmaße, vom viersilbigen Verse, bis zu dem, der nicht weniger als 199 Silben enthält.

Der Held und die Nymphe.

Erster Aufzug.

Ort der Handlung. — Die hohen Gipfel des Himaleh. Während der Einleitung vernimmt man Geschrei in der Luft:

„Zu Hilfe! zu Hilfe! Wenn in den Luftregionen ein Freund uns retten kann, so komme er, so vertheidige er uns!"

Die in der Einleitung auftretenden Schauspieler erklären den Zuschauern, daß dies Geschrei von himmlischen Nymphen herrührt, die von einem furchtbaren Feinde verfolgt werden. Die erste Szene beginnt nach dem Gebet. Man sieht die fliehenden Nymphen schreiend im Gewölk sich fortstürzen. Bald nachher tritt auf Pururawas, König des erlauchten Geschlechts (Abkömmling der Sonne und des Mondes). Er befindet sich auf seinem Wagen, den ein geschickter Rossebändiger lenkt.

Pururawas. Stellet ein Euer Geschrei. Sehet, es ist ein Freund, der zu Euch spricht. Es ist Pururawas. Ich habe die Sphäre des Lichtkönigs mit den langen, mit den glühenden Blicken verlassen. Gebietet über mich, und was Ihr fürchtet, sagt es mir.

Nymphe Remba. Ein Dämon verfolget uns.

Pururawas. Zu welchem Zweck so viele Kühnheit?

Nymphe Menaka. Vernimms, o großer Fürst. Die Götterschaar verlassen hatten wir, versammelt in Kuweras Feuerschlosse; Urwasi, nur die Zierliche genannt, des Himmels Schmuck, die reizendste der Nymphen, vor der schon Indra's List und Sri's Schönheit erbleicht, schritt uns voran. Auf einmal überfällt uns Kesi, der Goldstadt mächtiger Monarch, ergreift die sich vergebens Sträubende, und wie der Wind entführt sie unsern Blicken.

Pururawas gibt seinem Wagenlenker den Befehl, wie ein Blitz zwischen den Wolken und über das Gebirg hinwegzugleiten, um den Räuber zu verfolgen. Die Nymphen erwarten ihn auf einem beschneieten Gipfel

mit steigender Ungeduld. Der Gedanke ist weniger schnell, als des Monarchen Flug. Er bringt die ohnmächtige, von ihrer Gefährtin Schitralecka unterstützte, Urwasi zurück.

Pururawas. Verscheucht die Unruh' jetzt. Warum sie länger nähren, da ihre Ursach schon erloschen ist? O, mögen ihre Augen sich erschließen. Die düstre Nacht erstirbt, und Lotus öffnet seine schönen Blumen.

Schitralecka. Ach, ihre Seufzer nur verkünden daß sie lebt.

Pururawas. Schwach, wie die Blume, die der Regen niederdrückt, bedarf ihr furchtsam Herz, bevor es sich erhebt, bevor es wieder schlägt Erholung, Ruhe, Frieden. Seht wie die Schärpe, die ihren Busen deckt, dessen rasche, furchtsame Bewegungen nicht zu verbergen vermag.

Schitralecka. Erwache, o geliebte Freundin. Verscheuche diese einer Nymphe des Himmels nicht zustehende Schwäche. Erwache, Freundin meiner Seele. Deine Feinde sind zur Flucht gezwungen worden.

Urwasi, zu sich kommend. Indra, hast Du mich gerettet?

Schitralecka. Nein, aber ein nicht minder großer Held, Pururawas, der geheiligte Fürst.

Urwasi, nachdem sie Pururawas einige Zeit betrachtet: O Dämon, den ich verwünscht, jetzt dank' ich Dir.

Der König und die Nymphe fühlen sich von demselben Pfeil getroffen. Wir mögen die Tiraden des verliebten Helden und die der Nymphe nicht wiederholen, welche letzte zu jenem sagt, „daß seine Worte

wie Honigtropfen in ihre Seele fallen.“ Pururawas erinnert sie, daß ihre Gefährtinnen sie auf dem beschneieten Gipfel erwarten.

Dritte Szene: — Die Nymphen stimmen bei Urwasis Wiedererscheinen ein Freudenlied an, das ganz den Styl der griechischen Chöre hat, und dessen lyrische Schönheit ausgezeichnet ist. Während dem Getümmel der Beglückwünschung, vernimmt man, gleich einem Donner, Wagengeräusch. Helles Licht umspielt des Gebirges eisige Stirn. Man sieht Schitraratha, den König der Gandarwas, auftreten, der an den Höfen von Siwa, Indra und Kuwera das Amt eines Musikers und Sängers bekleidet. Von Indra beauftragt, die Nymphe den Händen des Dämons Kesi zu entreissen, ist Pururawas ihm zuvorgekommen, und er überbringt jetzt dem letztern die Einladung des Gottes Indra, ihn in seinem Olymp zu besuchen. Der Held zeigt sich dazu geneigt. Die junge Nymphe, deren Reize ihn bereits entflammt, folgt dem luftigen Schwunge der Gandarwas und der Apsarasas. Ihr Liebhaber bleibt auf der Erde und folgt ihr mit begeisterten Blicken, wonach er seinen Wagen besteigt und verschwindet.

So endet der erste Aufzug, dessen Inhalt durchaus lyrisch und interessant, obgleich sehr einfach ist. Uebrigens gebricht es seiner Vorstellung an szenischer Wirkung nicht.

Zweiter Aufzug.

Ort der Handlung. — Pururawas Palast, gelegen am Zusammenflusse des Ganges und der Yamuna. Das Theater stellt einen Garten vor. Die erste auf-

tretende Person ist ein lächerlicher Brahman, der Widuschaka, der, gleich dem spanischen Lakeien, der Typus unserer Melodramen-Einfaltspinsel zu sein scheint. Er heißt Manawa.

Manawa. Es ist recht unglücklich, recht kläglich für einen die Ruhe liebenden Brahman, sich in einer Lage, wie die meinige, zu befinden. Ich weiß ein Geheimniß, und noch dazu ein Königs-Geheimniß. Schweige ich nicht, so bin ich verloren. Aber schweigen ist mir unmöglich. Was soll ich anfangen? Alle Welt sucht mich, alle Welt will mich haben. Ich bin eine gute Haut, mittheilend, unfähig einen einzigen Augenblick einen mich belastenden und erdrückenden Gedanken zu ertragen. Auf Ehre, ich zittere an allen Gliedern. Fasse dich, Manawa, und sei klug. Setze Dich in den Winkel des Tempels. Niemand wird Dich da suchen. Erwarte den Augenblick, wo der König, Dein Herr und Dein Freund, den Rathssaal verlassen wird. (Er setzt sich, und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Eine Zofe der Königin, Nipunika mit Namen, erblickt den Brahman in dieser Stellung. Sie macht, als sehe sie ihn nicht, und beginnt ein langes Selbstgespräch, worin sie über die in dem Karakter des Königs stattgefundene Veränderung klagt. Sie wendet sich keineswegs an Manawa, während sie jedoch gerade das sagt, was diesen nothwendigerweise, in Folge seiner bekannten Geschwätzigkeit, zum Gespräch verleiten muß, woraus sie sodann zu entnehmen im Stande sein dürfte, was sie eigentlich wissen will.

Sie erreicht ihren Zweck nur zu gut. Kaum weiß sie, daß der König liebt, daß sein Herz seiner Ge-

mahlin ungetreu ist, und daß eine Nymphe in den Roman verwebt ist, so eilt sie, den Widuschaka zu verlassen, und ihrer Gebieterin das Geheimniß mitzutheilen, welches des Brahmanen Albernheit ihr verrathen.

Pururawas tritt nach ihr auf. Er ist zerstreut und hört nicht auf den Widuschaka, der ihm ein halb feierliches, halb lächerliches Gedicht vorsagt. Des Fürsten Schwermuth kontrastirt auf eine merkwürdige und komische Weise mit der Mühe, welche der Hofnarr sich gibt, um ernst, schwermüthig und tiefer Kenner in Liebes-Poesie zu scheinen. „Das verliebte Herz dieses Gebüsches, sagt er, ist mit Jasmin umgeben, dessen Knospen anschwellen, wie das Herz eines Heißliebenden von ungestümen Wünschen. Will Eure Hoheit nicht hier ruhen?“

Man sieht indessen Urwasi und Schitralecka, von Liebe schwatzend, durch die Lüfte schweben, und dem Gebüsch sich zuwenden, wo Manawa und der Fürst sich befinden. Sie berühren den Boden, von einem leichten Dunstgewölk umflossen, und nähern sich dem Könige, um zu belauschen, was er mit dem Brahmanen spricht. Beide vermuthen nicht, daß man sie hören könne, und setzen ihre einige Sekunden unterbrochene Unterhaltung fort.

Manawa. Ich habe, wie ich glaube, Euer Majestät ein vortreffliches Mittel, sogar deren zwei, angedeutet, um von dieser himmlischen Verführerin eine Zusammenkunft zu erhalten.

Pururawas. Ich weiß nicht; was hast Du gesagt?

Manawa. So hört mich: dies ist ein nützlicher

und gewichtiger Rath. Euer Gedanke, sagt Ihr, ist ganz erfüllt mit dem Bilde Derjenigen, die Ihr liebt. Um die von Euch so sehr gewünschte Vereinigung zu erzielen, und nicht durch den unangenehmen Gedanken der Abwesenheit gestört zu werden, macht einen guten Schlaf, und ihr werdet ungestört von Derjenigen träumen, an die Ihr unaufhörlich denkt.

Der König antwortet nichts auf diesen vortrefflichen Rath, während Urwasi, entzückt dem Fürsten eine so tiefe Neigung eingeflößt zu haben, ein Blatt abbricht von dem Baume Burga, einige Verse darauf schreibt, und es vor des Brahmanen Füße fallen läßt. Der Widuschaka hebt es auf, und überreicht es dem König, der bei seinem Anblick ruft:

„So beginnt endlich meines Glückes Morgenröthe zu leuchten!“

Manawa. So leset doch, statt zu deklamiren.

Pururawas, lesend. „Eine gleiche, wenn auch noch geheimnißvolle und verborgene Flamme, brennt in zwei verschiedenen Herzen. Für mich hat der reine und frische Hauch, welcher der Wolken Oberfläche bewegt und in meinen Haaren mitten in den himmlischen Grotten spielt, nicht größere Süßigkeit, nicht größeren Reiz, er bringt mir nicht der Gesundheit und des Lebens volleres Maß. Der günstigste und wohlriechendste Wind ist eine Ausdünstung des Todes. Die Blumen vertrocknen und sterben unter meinen Tritten; sie schmachten dahin, wie meine Seele Liebe verzehrt, wie die himmlische und zerbrechliche Gestalt, die jetzt das Feuer der Liebe verschlingt.“

Dieser ziemlich deutlichen Liebes-Erklärung ungeachtet, wagt die Nymphe nicht, das sie umhüllende

Gewölk zu zerreissen, und bittet ihre Begleiterin, sich zuerst zu zeigen. Diese gehorcht, und ohne Zweifel befriedigt von der Leidenschaftlichkeit, die der König bei ihrem Anblick äussert, gibt sie ihrer Gebieterin ein Zeichen. Urwasi tritt nun in dem vollen Glanze ihrer Schönheit hervor.

Urwasi. Triumph meinem Könige.

Pururawas. Wenn Deine himmlischen Lippen mir Sieg wünschen, habe ich schon mehr als Sieg.

Manawa. Schöne Dame, ich bin des Königs Brahmanen einer, sein Vertrauter, der Freund seiner Liebe, weshalb ich das Recht zu haben glaube, auf einen Eurer Blicke Anspruch machen zu dürfen.

Urwasi neigt sich lächelnd gegen ihn. Man gewahrt in der Luft einen Boten der Götter. Dieser ruft:

Schitralecka, Urwasi, kommet, eilet, der Lüfte Gebieter verlangt nach Euch. Sein Palast erwartet Euch. Kommet, um dort Eure geheiligten Pflichten zu erfüllen. Die Beschützer der Welt werden sich bald versammeln, um dem Drama beizuwohnen, das Barata, Euer Herr, gedichtet, Drama glühend von Leidenschaft, von Wahrheit eingegeben, unterstützt von Euch.

Also, wie in Shakspear's Dramen, wie in dem neuern Ballet, findet man bei den Hindus ein Drama im Drama, und die junge Nymphe, Schauspielerin in der Unsterblichen gewöhnlicher Truppe, wird beauftragt, eine der Hauptrollen in dem von dem Muny Barata verfaßten Stücke zu spielen.

Die Nymphen gehorchen. Mit Schmerz sieht Pu-

Liebende immer als ihren Gott betrachtet, o weigere Dich nicht, mich zu erhören."

Ausinari, an der Spitze ihrer Frauen hervortretend: Tröstet Euch, Herr, und seid glücklich, ich bitt' Euch darum, wenn, wie ich vermuthe dieses Schatzes Verlust Euers bittern Kummers Ursach ist.

Sie bietet Pururawas die von ihr gefundene sinnbildliche Liebes-Erklärung dar, wovon der ungetreue Ehemann so stark betroffen wird, daß er nicht ein einziges Wort zu antworten vermag. Der Widuschaka vermehrt nur den Zorn der Einen und des Andern Verwirrung, indem er sagt:

„Sie ist aufgebracht; er befindet sich nicht recht wohl. Wie, wenn wir das Mittagessen aufzutragen geböten? Es wäre ein gutes Mittel für Jedermann, inklusive meine Wenigkeit."

Pururawas, der, wie Rabelais Helden, hier die Rolle eines ziemlich gutmüthigen „Herren der Schöpfung" spielt, findet kein anderes Mittel, als seiner beleidigten Gattin sich zu Füßen zu werfen, und um Verzeihung zu flehen.

Ausinari. Nein, Herr, nein; haltet mich nicht für ein Kind. Diese erheuchelte Ehrfurcht täuscht mich nicht. Legt Eure Vermummung ab. Nichts als erlogene Buße, die ich behandle, wie sie es verdient.

Manawa. Ihre Majestät ist sehr zornig fortgegangen, wie der Regen pfeifend aus der Wolke fährt. (Zu dem auf dem Boden ligen bleibenden König): Ihr könnet Euch erheben Herr, ich erlaube es Euch.

Pururawas. Ich hätte diese Mühe mir sparen

können. Weiber sind scharfsichtig, und unsere Worte sind nicht genügend, ihre Herzen zu rühren.

Dritter Aufzug.

Erste Szene. — Ort der Handlung: Die Einsiedelei des Muny Barata (der, wie man behauptet, des Dramas Erfinder ist). Zwei seiner Schüler unterhalten sich, und man erfährt durch ihr Gespräch, daß die Vorstellung des Stückes in dem himmlischen Palaste Makendra, durch ein sonderbares Ereigniß gestört worden. Nie hatte eine Schauspielerin ein größeres Versehen begangen, als Urwasi in der Rolle der Lakschmi. Diese Prinzessin hat in dem Stücke zu einem in dem Hause ihres Vaters zu gebenden großen Feste mehrere große Herren einzuladen, unter denen sie einen Gemahl zu wählen hat, indem sie, um die Schultern dessen, dem sie den Vorzug zugesteht, eine Blumenkette wirft. Die Kandidaten sind versammelt, und der von Menaka gespielte Gott Waruni sagt:

„Vor Dir, Lakschmi, sind die mächtigen Götter versammelt, welche die himmlischen Sphären regieren. An ihrer Spitze befindet sich Keswa mit den glänzenden Farben. Antworte, welches ist derjenige, dem Dein Herz zugeneigt ist?“

Der Schauspielerin Gegenrede sollte sein: „Puruschotama.“ Aber statt diesen Namen auszusprechen, rief die arme, ganz mit ihrer Liebe beschäftigte Urwasi, den Namen ihres wirklichen Geliebten: Pururawas. Darüber wird der Muny, des Stückes Verfasser, unwillig gegen die arme Schauspielerin, die

durch ihre Zerstreuung den Effekt seiner schönsten Stelle verdorben. Er schreiet:

„Sie hat ihre Rolle vergessen; so möge auch der Himmel sie vergessen.“

Aber Indra, von der jungen Nymphe Schmerz gerührt, und des thätigen Beistandes sich erinnernd, den Pururawas ihm gegen die Feinde der Götter geliehen, verwandelt des alten Dichters Verwünschung in Segen, der Urwasi mit Freude erfüllt. Durch jenen Fluch aus dem Himmel verbannt, erhält sie die Erlaubniß, die Zeit ihres Exils mit dem von ihr geliebten Monarchen zuzubringen. Uebrigens soll diese Verbannung ihr Ende erreichen, wenn der Monarch das Kind erblickt, das sie ihm geben soll.

Zweite Szene. — Das Theater stellt vor einen Schloßgarten. Pururawas und der Widuschaka, gefolgt von mehreren Frauen, mit Fackeln in den Händen, treten auf. Der König denkt nur an Urwasi. Er sieht die Edelsteine nicht, womit die Stufen übersäet sind; er bemerkt die Krystall-Bildsäulen nicht. Er hört nicht auf den Brahman, der das Diamanten-Lusthäuschen rühmt. Der Mond geht auf, und der ihn betrachtende König erschöpft sich in schwermüthiger und verliebter Poesie. Sein Vertrauter theilt diese elegische Verzückung nicht.

Manawa. Ja gewiß, diese Himmels-Königin ist eine schöne Person. Auf mein Brahmanenwort, sie kömmt zu uns, rund wie ein mit Zucker bestreueter Mandelkuchen.

Pururawas. O welche gemeine Vergleichung!

Manawa. Eure Großmutter, Luna, bittet Euch

Platz zu nehmen, weil Ihr so vielerlei ihr zu sagen habt. Ihr könnt dann gemächlicher mit ihr schwatzen.

Pururawas. Sie verbreitet Licht genug; laßt die Fackeln sich entfernen. Ich will hier bleiben, um meinen Träumereien nachzuhängen.

Liebe ist der Text aller Reden des Monarchen und seines würdigen Ministers, der ihn in Allem parodiert. Ein himmlischer Wagen erscheint, strahlt zurück aus dem klaren Spiegel des Ganges, und trägt Urwasi und Schitralecka, beide unsichtbar. Urwasis Kleidung ist die des jungen Mädchens, die ihren Geliebten sucht, sagt der Hindu-Dichter: ein mit Perlen übersäetes Purpur-Gewand. Die Nymphe und ihre Zofe verlassen den Wagen, und schreiten dem Diamant-Lusthäuschen zu, worin der König und sein Hofnarr sich befinden.

Urwasi. Warum mich länger noch verbergen? Treten wir ein.... O Himmel, er würdigt nicht einmal, mich anzublicken.

Schitralecka. In Deiner Eile hast Du ja vergessen, den geheimnißvollen Schleier zu heben, der Dich vor seinen Augen verbirgt.

Man hört verworrene Stimmen hinter der Szene rufen:

„Hier ist der Weg, den Eure Majestät zu gehen hat.“

Der König und sein Vertrauter horchen. Urwasi wirft sich ihrer Begleiterin in die Aerme.

Manawa. Die Königin kommt, seht, seht!

Urwasi. Was soll ich beginnen?

Schitralecka. Bleibe unsichtbar und laß uns hören.

Die Königin und ihr Gefolge treten auf, weiß gekleidet, mit weißen Blumenketten in den Händen. Auſinari, von ihrem ungetreuen Gemahl vernachläſſigt, hat ſich bereits an ihre neue Lage gewöhnt. Sie hat auf ſeine Liebe verzichtet, und hat ihrer Eiferſucht Schweigen geboten. Jetzt kommt ſie, um dieſen Entſchluß ihm zu verkünden, und das feierliche Opfer des Onghya, aus Früchten, Wohlgerüchen und Blumen beſtehend, darzubieten.

Pururawas, der ſie ſo ſanft und verzichtend ſieht, fühlt ſeine Liebe zu ihr wieder erwachen, und Urwaſi ſelbſt geſteht, nicht ohne eine eiferſüchtige Bewegung, daß der Königin Schönheit wirklich göttlich iſt, und daß die Verlobte des Himmelsfürſten nicht mehr Würde und Grazie beſitzt, als dieſe Sterbliche.

Pururawas erfährt indeſſen von ſeiner Frau, daß ſie das Gelübde der Keuſchheit, der Mäßigkeit und Entſagung auf alle Freuden und Vergnügungen abgelegt, weshalb ſie die Götter zu Zeugen anruft. Seine ganze Ueberredungskraft und Zärtlichkeits-Bezeugung hat keinen andern Erfolg, als daß er Urwaſis Eiferſucht ſteigert. Auſinari läßt ſich dadurch ihrem Entſchluſſe nicht abwendig machen. Sie vollbringt ihr Opfer, wirft ſich vor dem König nieder, erhebt ſich und ertheilt ihm ihren Segen.

Auſinari. Heiliges Geſtirn, das in der Nacht ſeine Feuerfahne wehen läßt, vernimm das geheiligte Verſprechen, das ich vor meinem Gatten ablege: Welches auch die Nymphe ſei, die je die Liebe meines Herrn verdient, wenn er ſie ſeiner Zuneigung würdig ſchätzt, übernehme ich hier die Verpflichtung,

sie mit Güte zu behandeln, und als meine Schwester sie zu betrachten.

Urwasi. O welch Glück! Wie sehr erfreuen mich diese Worte.

Manawa. Das ist einmal eine vernünftige Frau, eine exemplarische Frau, die ihre Pflicht recht begreift. Unglücklicherweise hat der Himmel nicht viel dergleichen Weiber geschaffen.

Von diesen Beweisen so reiner Liebe gerührt, wird der König noch zärtlicher, noch eindringlicher als zuvor. Er beschwört seine Gemahlin, ihr Gelübde zurückzunehmen. Sie weigert sich dessen, und ihn nochmals segnend, verläßt sie ihn. Pururawas beginnt nun seine schwermüthigen Stoßseufzer aufs neu. Urwasi schleicht sich hinter ihn, wirft ihm einen Schleier über, und bedeckt seine Augen mit ihren Händen.

Pururawas. Es kann nur Urwasi sein. Welche andere Hand könnte mir diesen Schauer verursachen? Unter welcher andern Berührung würde mein ganzes Wesen von einer so lebhaften Extase erbeben? Mein Herz öffnet sich in ihrer Gegenwart, wie gewisse Blumen unter den milden Strahlen des Monds. Ich erkenne, ich erkenne sie.

Urwasi. Freude und Triumph dem Könige.

Pururawas. Willkommen, herrliche Nymphe des Himmels.

Schitralecka. Alle Glückwünsche gehören dem Könige.

Pururawas. Ich genieſſe sie alle: Urwasi ist mein.

Urwasi. König, ich mache Anspruch auf Dich, im Namen der Götter, welche die Königin zu Zeugen

angerufen bei ihrem feierlichen Schwur. Du bist mein, Pururawas. Antworte, habe ich Unrecht?

Alles ist nun Freude und Wollust in den Gärten des Palastes. Urwasi beklagt den Kummer, den sie unwillkürlich Dem gegeben, den ihr Herz liebt. „Wie süß ist die Freude," ruft sie, „die auf bittern Schmerz folgt." Der Widuschaka theilt seines Gebieters Glück.

Manawa. Gott sei Dank, so ist denn wieder eine Heirath fertig. Freilich hat die Zeremonie dabei gefehlt; ich hoffe jedoch, daß wir Entschädigung erhalten werden, und daß ein gutes Gastmahl ersetzen wird, was noch fehlt. Eure Majestät wird uns dabei günstig sein, sintemalen alle Eure Wünsche jetzt erfüllt sind.

Pururawas. Es ist wahr, ich habe meines Ehrgeizes Ziel erreicht. Das unermeßliche Dach, welches die Welt mit ihrem mächtigen Schatten beschützt, der Thron, dessen Stufen Edelsteine sind, von der Stirn unterworfener Könige abgerissen, würden mir weniger glorreich scheinen, als das Glück, Urwasis Befehle zu vollstrecken, und ihr Sklave zu sein.

Vierter Aufzug.

Nichts Schöneres, nichts Ausserordentlicheres, nichts Sonderbareres als dieser vierte Akt. Der Plan ist der einer arabischen Feerei, und ist mit des Drama's Ueberreste innig verbunden. Man kann seine wunderbare Poesie mit nichts vergleichen, als mit den schönsten Stellen Guarini's und Tasso's. Es ist untermischt und verschmolzen die heftigste Leidenschaft, die feurigste Einbildungskraft, die liebenswürdigste Grazie; es ist ein erhabener Schmerz, verbunden mit rührender Gleichstimmung mit der Natur.

Ein großer Theil dieses Akts wird gesungen. Durch jenen Instinkt des Genies, den unsere Opernmacher nachzuahmen sich bemühen sollten, hat der Dichter sehr richtig errathen, wann und wo der lyrische Gesang einzuweben sei: wenn die Leidenschaft ihren höchsten Punkt erreicht, wenn die Aufregung am lebhaftesten und heftigsten ist.

In dem Augenblicke, wo Pururawas und Urwasi, allein mit ihrer Liebe beschäftigt, am Ufer des Flusses Mandakini sich ergehen, zieht eine Luftnymphe, deren zarte Füße leicht die klare Fluth berühren, den theilnehmenden Blick des Fürsten an, und Urwasi hat ihn bemerkt. Darüber erzürnt, stößt sie ihn zurück, entfernt sich zornig, und versenkt sich in den Wald.

Ein Befehl des Himmels verbietet indessen allen Weibern den Hain Kartukaga zu betreten. Der sie beschäftigende Gedanke läßt des Königs Geliebte dies Verbot vergessen, und den geheiligten Schatten entweihen. Kaum berührt jedoch ihr Fuß den Hain, als sie sich in eine Rebe verwandelt, deren lange, geschmeidige Ranken noch einige entfernte Aehnlichkeit haben mit ihrem schlanken, zierlichen Wuchs. Der König kann sie nur wiederfinden, wenn er den heiligen Diamant besitzt, dessen röthliche Schattirung eine Spur des göttlichen Fußes Gori's bewahrt. Es ist der Rubin, das Sinnbild der Versöhnung.

Verzweifelnd durchstreift Pururawas den öden Wald Akaluscha. Sein Blick ist gen Himmel gewendet. Die Bilder einer zu glücklichen Vergangenheit, die er nicht vergessen kann, erfüllen seine Gedanken. Sein Gewand flattert unordentlich. Sein Schmerz wird beinahe Wahnsinn. Er glaubt noch den Dämon zu

verfolgen, der Urwaſi geraubt. Ein weiſſer Schwan, der auf dem Gewäſſer ſchwimmt, und deſſen ausgebreitete Flügel in dem flüſſigen Kryſtall ſich baden, ſcheint ihm, durch ſeines Halſes ſchwermüthige Bewegung, wie durch ſein langſames Fortrudern, Theil zu nehmen an ſeinem Kummer.

In dieſer ganzen Stelle iſt eine merkwürdige Anſchauung der Beziehungen des Menſchen mit der Natur, und des ſeltſamen Zaubers, den die Gefühle unſerer Seele über ſie verbreiten, vorherrſchend. Der König wendet ſich der Reihe nach an den Elephanten, den Fürſten der Wälder, einſam wie er, weil vielleicht auch er ſeine Gefährtin verloren; an die Wolken in den Lüften, an alle Gegenſtände, die ſeinen Augen ſich darbieten. Er befragt ſie alle, wo der Gegenſtand ſeiner Liebe ſich verborgen.

Es würde unmöglich ſein, anders als in Verſen, dieſe lange aber bewunderungswürdige Elegie wiederzugeben, worin die von dem beſchreibenden Genre unzertrennliche Kälte durch die natürliche, feurige Leidenſchaft des Dichters, durch die ihn begeiſternde wahre Aufregung gemildert wird. Alles erwacht und entflammt ſich in des Königs Rede. Nicht blos die äuſſern Formen erzeugt er wieder, ſondern auch Leidenſchaften und Gefühle, Freuden und Leiden der Waldbewohner, die er ſeinen Gedanken beigeſellt.

Darüber zerreißt ein Fels von oben bis unten. Er öffnet ſich, und ein röthlicher Strahl dringt daraus hervor. Was bedeutet dieſe Flamme, dieſer feurige Schimmer? Iſt es Blut, das aus ſeinem gähnenden Rachen der Löwe bei ſeinem königlichen Gaſt-

mahl fließen läßt? Nein, es ist ein Edelstein. Sein Schimmer ist strahlender, als das Inkarnat der Blume Asokia. Die ihn färbende Sonne, deren Feuer er wieder schillert, scheint seiner sich bemächtigen, und mit ihren glühenden Strahlen ihn verzehren zu wollen.

Eine Stimme in der Luft. O mein Sohn, nimm diesen Rubin. Die Füße einer Göttin haben ihn berührt. Sie hat ihm eine wunderbare Eigenschaft verliehen. Nimm ihn. Deine Verlobte wird Dir wiedergegeben werden. Sie wird die Schmerzen ihres Herrn und ihres Freundes trösten.

Pururawas, nachdem er den Edelstein genommen. Woher diese befremdende Regung? Warum schlägt mein Herz, wenn mein Auge auf diese Staude blickt? Eine nackte, unfruchtbare Rebe. Weder Knospen noch Blüten schmücken sie. Der Regen hat sie ihres Schmucks beraubt. Einige wie Thränen an ihr herabfließende Tropfen zittern auf diesem dürren, vertrockneten Stamme. Keine Biene, die ihn umsummt. Ringsum nichts als Schweigen und Schmerz. Er scheint traurig, wie Urwasi, wie sie, die ohne Zweifel jetzt in der Einsamkeit ihren Verdruß und ihren Zorn beweint. Ich will dies treue und traurige Bild der Nymphe, die ich verloren, an mein Herz drücken.

In dem Augenblick, wo der König mit seiner Hand die Weinrebe berührt, verwandelt sie sich, und Urwasi erscheint. Sie sagt:

„Ruhm dem Könige, Ruhm und Verzeihung. Wie blaß und traurig ihr scheint! Welche Veränderung

hat mit Euch stattgefunden, o mein Gebieter. Und leider bin ich die Ursach davon.“

Pururawas überhäuft die Wiedergefundene mit Liebkosungen. Sie ladet ihn ein, unverweilt nach Pratisch-Thana, seiner Hauptstadt, zurückzukehren.

Urwasi. Beeilen wir uns. Die Stadt beweint ihren verlornen König. Und ich, die an diesem Unglück schuld bin, ich werde den Zorn, das beschimpfende Gemurmel des Volkes erdulden.

Pururawas. Ja, laß uns aufbrechen. Dies Gewölk bietet uns einen weichen Wagen dar; die Strecke wird bald zurückgelegt sein. Um uns zischen, wie rothe Flaggen, die flammenden Blitze, und unser Baldachin ist die duftige, flimmernde Arche, an der Indra des Himmels Farben spiegeln läßt.

Ein Freudenlied beendet diesen Akt, und die Liebenden verschwinden mit ihrem Wolkenwagen.

Fünfter Aufzug.

Das Theater stellt Pururawas Palast vor. Der wundervolle Rubin ist verloren gegangen. Viele Stimmen rufen: „Der Rubin, der Rubin!“ Ein Geier hat den Edelstein geraubt, als Urwasi ihre Kleider abgelegt, um mit dem König und der Königin, am Zusammenfluß der Yamuna und des Ganges, die vorgeschriebenen Abwaschungen vorzunehmen. Der Monarch fordert Bogen und Pfeile. Aber der Geier schwingt die Flügel, und entflieht gegen Süden, indem er den Edelstein mit sich nimmt, der im nächtlichen Schatten, wie der Planet Mars am wolkigen Himmel leuchtet.

Nach einiger Zeit tritt einer der Diener des Hofes auf, und bringt einen Pfeil, woran ein Baumblatt befeſtigt iſt, in welchem der Rubin ruhet. Man bemerkt Schriftzüge auf dem Pfeil, und der König lieſt mit Erſtaunen die Worte: „Dies iſt Agus, des Sohnes Urwaſis und Pururawas Pfeil.“

Pururawas. Mein Sohn? Ich hätte einen Sohn?... Wie kann das ſein?... Mit Ausnahme der Opferzeit Naimiſcha, habe ich meine geliebte Urwaſi nie verlaſſen. Ich habe nie irgend eine Veränderung an ihr bemerkt. Eines Tages nur war ihre Wange ein wenig bläſſer, als gewöhnlich. Ihr Auge war matt. Ermüdung malte ſich in ihren Zügen. Aber dieſer Zuſtand hat nicht lange gedauert....

Manawa. Glaubt Ihr, daß die himmliſchen Nymphen denſelben Unannehmlichkeiten unterworfen ſind, als die irdiſchen? Sie gebären, ohne daß irgend Jemand das Mindeſte vermuthet. Sie wiſſen ſehr gut, glaubt mir Herr, allen Anſchein, alle Spuren ſterblicher Schwäche zu verwiſchen.

Eine Aſketin, eine indiſche Eremitin, Namens Tapaſi, tritt jetzt auf mit einem Knaben, der einen Bogen trägt. Sie benachrichtigt den König, daß der junge Agus, der mit Pururawas eine große Aehnlichkeit hat, ſein und der himmliſchen Nymphe Sohn iſt; daß Urwaſi, einer geheimen Urſache wegen, dem Könige weder Geburt, noch Daſein ſeines Kindes habe entdecken wollen; daß jetzt aber, nach ſeiner That, Agus das Recht habe, von ihm anerkannt zu werden, und Tapaſis ruhige Einſiedelei mit dem Hofleben zu vertauſchen.

Der Knabe ſetzt ſich auf des Throns Stufen,

wünscht sich in seine Einsamkeit zurück, und verlangt nach dem von ihm aufgezogenen geliebten Pfau. Während dieser patriarchalischen Szene, die durch ihre englische Milde wirklich entzückend ist, erhebt sich Urwasi plötzlich und vergießt einen Strom heisser Thränen.

Der König will davon die Ursach wissen, und fragt, „warum diese flüssige Perlenschnur ihren Hals bedeckt, und zwar in einem Augenblicke, wo ihr Sohn, nachdem er einen Beweis seines Muthes und seiner Geschicklichkeit abgelegt, ihnen zurückgegeben wird?“

— Ach, entgegnet sie, ich war so glücklich in Betrachtung meines Kindes, daß ich die verhängnißvolle Verfügung vergaß, die mich verurtheilt, nach dem Himmel zurückzukehren, und Euch zu verlassen, sobald Ihr unsern Sohn gesehen. O König, dieser Augenblick ist erschienen. Darum verbarg ich seine Wiege, darum habe ich dieser weisen Frau ihn anvertrauet. Ach, kaum werde ich fern sein, und schon wird der König mich vergessen haben.

Die zärtliche Urwasi täuscht sich. Pururawas will sie nicht lassen. Er will sich lieber in die von wilden Dammhirschen bewohnte Einsamkeit, auf die öden Gipfel des Himaleh, und in die düstern Wolken zurückziehen, welche sein Wagen bei Verfolgung der Dämonen durchschnitten.

Das mystische Gedicht, von dem wir nur eine unvollkommene Skizze entworfen, wird durch Naredas Auftritt beendet. Dieser Gott, der indische Merkur, überbringt dem Könige eine Botschaft, durch welche die Götter ihm Verzeihung und Wohlwollen

verkünden lassen. Die Unsterblichen bedürfen seiner Dienste, und versprechen ihm, in der Ewigkeit mit der von ihm gewählten Nymphe ihn zu vereinigen.

Des jungen Agus Thronbesteigung findet mit ausserordentlichem Gepränge statt. Der Gesang der Barden vermischt sich dabei mit dem der himmlischen Apsarasas, welche während den Feierlichkeiten in den Lüften schweben, und das Glück ihrer Gefährtinnen besingen.

Nach dem Vorstehenden kann man sich von dem Hindu-Drama einen Begriff machen. Weniger gewaltsam tragisch, als das des Sophokles und Euripides, nähert es sich der Epopee, der Elegie, dem Dithyramb, und entfernt sich von Allem, was gemein, alltäglich, zurückstoßend ist.

Bei Homer selbst sind die innigen, vertrauten Beziehungen zwischen den irdischen Helden und den Himmelstöchtern nicht mit mehr Grazie, mit einer reizenderen, poetischeren Natürlichkeit ausgestattet. Unter allen Metamorphosen Ovid's ist nicht eine, die zarter wäre, als jene der in eine Weinrebe verwandelten Nymphe Urwasi, die auf ihres Gemahls Berührung ihre vorige Gestalt wiedergewinnt.

Die Nymphen-Gruppe, auf den Gipfeln des Himaleh, ist ein herrliches Bild. Wir möchten es jedoch nicht unternehmen, Pururawas Betragen zu loben, dessen Doppelehe ein nicht nachahmungswürdiges Beispiel darbietet.

Agus ist ein Enkel Luna's, und macht seiner Großmutter Ehre: Manawa, der spaßhafte Brahman, verdient Platz zu nehmen an mehr als einer wohlbesetzten Tafel, um die Gäste mit seinen unschuldigen

Witzen und seinen gastronomischen Bemerkungen zu erheitern.

Der mitgetheilten Analyse des Hindu-Dramas kann man auch entnehmen, daß die Gelehrten, welche in den hindustanischen Regionen den gemeinsamen Herd und Ursprung der ganzen Erd-Zivilisation zu erblicken glauben, mehr als einen Grund zur Unterstützung ihrer Meinung angeben können.

Findet man z. B. nicht alle dramatischen Theorien des neuern Europas in den indischen Stücken vereint, ihre lyrischen Gesänge, ihre Dekorations-Veränderungen, ihre feierlichen Schmerzens-Ergüsse, ihre Laute der Verzweiflung, ihre verliebten Szenen und Ueberraschungen, ihre glänzenden Prozessionen und Zeremonien, ihre Chöre, ihre von seltsamen, überraschenden Ereignissen durchkreuzte Bewegung, die, wie auf der spanischen Bühne, schnell aufeinander folgt? —

Man bemerkt darin alle diese Schattirungen, nur gemilderter, weicher, mehr verwaschen; etwas schmelzendes, luftiges, das der Umrisse Schärfe und Eckigkeit vermindert. Nichts dem nordischen Genie eigenthümliches ist vorhanden in diesen reizenden Schöpfungen, deren Duft den Wohlgerüchen einer im ersten Sonnenstrahl sich öffnenden Blume gleichkommt.

Wie rauh die Pfade immerhin sein mögen, auf welchen der Dichter manchmal die Einbildungskraft wandeln läßt, verweilt und ruhet seine Muse dennoch immer in einer milden, leuchtenden Atmosphäre, muß seine Entwickelung immer eine Glorie reiner Flammen und süßer Blumen sein.

Beschreibt er auch den Sturm, läßt er den Don-

ner auch brüllen, iſt es doch nur, um uns bald einen um ſo klareren Himmel, eine von Leben und Fröhlichkeit funkelnde Erde zu zeigen.

Wenn wir, Söhne eiſiger Himmelsſtriche, in Schilderungen des Elends und der Verzweiflung hohes Intereſſe ſuchen, wird von den Morgenländern ſolche Aufgabe mit Abſcheu verworfen. Wir finden Genuß, mit den Elementen, mit dem Geſchick zu kämpfen, und dieſen Kampf wieder zu erzeugen, ſelbſt wenn wir darin erligen.

Je weiter man gegen Norden vordringt, um ſo ſchwerere Seufzer, um ſo herzzerreiſſendere Töne, um ſo mehr Jammer und Qualen jeder Art findet man in den poetiſchen Werken. Die orientaliſche Natur iſt heiterer, prächtiger, hinreiſſender; während die unſere vielleicht energiſcher, edler, erhabener iſt.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Vor den Assisen des Vogesen-Departements, zu Epinal, erschien Anfangs Juli d. J. ein Doktor der Medizin, unter der Anklage einer dreifachen Vergiftung seines Schwiegervaters, seiner Tante und seiner Schwiegermutter, der Verübung mehrerer Diebstähle und authentischer Schrift-Verfälschung. Da dieser Prozeß großes Aufsehen erregt, halten wir es für entsprechend, etwas näher einzutreten in die einzelnen Umstände, welche dazu Veranlassung gegeben.

Anton Büchillot kam im Juni 1830 nach Epinal, wo er sich als Arzt etablirte, und wo er, durch sein einschmeichelndes Wesen, sich bald eine zahlreiche Gönnerschaft erwarb. Je höher jedoch er in der Gunst des Publikums stieg, um so mehr wuchs auch das Mißtrauen derjenigen Personen, die sich gleich anfänglich für ihn interessirt hatten. Sie bemerkten nämlich an ihm eine Schlauheit, eine unbedingte Benutzung aller Gelegenheiten, die zu seines Vortheils Beförderung beitragen konnten, eine so große Verhöhnung alles Schicklichen, daß sie gezwungen an seiner Rechtschaffenheit zweifeln mußten. Mit ihm war ein Frauenzimmer angekommen, das er für seine Schwester ausgab. Man bemerkte jedoch bald, daß die zwischen diesen beiden Personen bestehenden Beziehungen von ganz anderer Beschaffenheit, als zwischen Geschwistern waren.

Zwei Monate waren kaum verstrichen, als er die Absicht, sich zu verheirathen, laut werden ließ. Er verlangte vor Allem eine reiche Mitgift, und bewarb sich um mehrere Mädchen, die eine solche zu haben

schienen, zog sich jedoch sogleich zurück, wenn er nach näherer Untersuchung entdeckt, daß ihr Vermögen nicht so „reell“ war, als das Gerücht behauptet hatte. Endlich widmete er seine Aufmerksamkeit der jüngsten Tochter des ehemaligen Kaufmanns Hyermette, die zwar seit Langem kränklich war, dagegen eine beträchtliche Morgengabe zu erwarten hatte. Ihre drei älteren Schwestern waren mit ausgezeichneten Offizieren verheirathet, und hatten jede 24,000 Franken (11,200 fl.) erhalten. Ueberdem wußte man, daß Hyermette, seine Frau und seine Schwester, die kinderlose Wittwe Rattaire, ein großes Vermögen besaßen, welches die vier Schwestern zu erben hatten.

Es gelang Büchillot bei den Damen Hyermette und Rattaire so gut sich einzuschmeicheln, daß diese des Vaters und zum Theil auch der Tochter Abneigung beseitigten, wonach der Doktor den 3. Mai 1831 mit der Demoiselle Hyermette sich verheirathete. Schon am 5. Mai starb dieser letzten Vater, einige Tage nachher, den 12., ihre Tante, und am 30. Juni ihre Mutter. Kurz vor dem Hinscheiden dieser drei Personen bemerkte man dieselben Anzeichen, die einen unnatürlich herbeigeführten Tod vermuthen liessen, und die öffentliche Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigten. Büchillot wurde allgemein beschuldigt, ihn durch Vergiftung beschleunigt zu haben.

Geboren den 9. Januar 1793 zu St. Pantaléon, im Saône- und Loire-Departement, von wohlhabenden Landleuten, schickten ihn diese in das Kollegium zu Autun, wo er seine verbrecherische Laufbahn mit mehreren an seinen Schulkameraden verübten Diebstählen begann. Den 2. Januar 1811 trat er als Freiwilliger

:n das 13. Jäger-Regiment zu Pferde, deſſen Depot ſich in Garniſon zu Niort befand. Einer durch einen im Zweikampfe erhaltenen Säbelhieb veranlaßten Verſtümmelung des Daumens der rechten Hand wegen, die ihn verhinderte, ferner zu dienen, erhielt er zu Anfang 1812 ſeinen Abſchied. Auch im Dienſt war ſein Betragen nicht untadelhaft geweſen.

Er wurde nun als Supernumerar bei dem Einnehmer Degort, in Autun, angeſtellt. Bald nachher überraſchte ihn der Kaffewirth Mathis, den er oft beſuchte, und der ſich ſchon mehrmals über kleine Diebſtähle beklagt, als jener eben eine beträchtliche Summe aus ſeiner Kaſſe genommen. Um einen Prozeß zu vermeiden, entſchädigten Büchillot's Eltern den Beraubten, doch mußte ihr Sohn ſogleich die Stadt verlaſſen.

Er begab ſich jetzt nach Paris und lies ſich bei der mediziniſchen Fakultät als Zögling einſchreiben. 1815, während den hundert Tagen, befand er ſich in ſeinem Departement, und brachte es ſo weit, daß er zum Lieutenant im vierten Bataillon der Nationalgarde der Saône- und Loire ernannt wurde. Auch hier, wie zu Paris, beſchuldigte man ihn mehrerer kleiner Diebſtähle, und anderer durchaus unredlicher Handlungen.

Nach Auflöſung der Nationalgarde ſetzte er ſeine Studien bis 1820 fort, doch lies er ſich ſchon am 13. September 1817 als Geſundheits-Beamter (officier de santé) im Goldhügel-Departement aufnehmen. Er knüpfte um dieſe Zeit eine verbrecheriſche Verbindung an mit der Gattin eines ausgezeichneten Mannes, Namens Fouffroy, entführte ſie nach Paris, und

gab sie dort für seine Frau aus. Um mit größerer Bequemlichkeit leben zu können, beging er mehrere Diebstähle und Betrügereien unter verschiedenen Namen, war jedoch glücklich genug, fast allen gerichtlichen Verfolgungen zu entgehen. Nur einmal, den 3. Oktober 1819, erschien er vor dem Zuchtpolizei-Gericht, und wurde, „seiner Jugend wegen," nur zu einmonatlicher Haft und 50 Franken (23 fl. 20 Kr. rh.) Strafe verurtheilt.

Mit dem vorbezeichneten Frauenzimmer reisete er 1820 nach Dijon, wo er bei dem Krystallwaaren-Händler Niquet einen Diebstahl verübte, in Folge desselben er den 22. März 1822 kontumaz zu fünfjähriger Haft und 100 Fr. (46 fl. 40 Kr.) Strafe verurtheilt wurde.

Er hatte sich indessen mit Johanna Jouffroy nach der Schweiz geflüchtet, und seinen Wohnort zu Freiburg genommen. Er gab auch hier, wie zu Paris und zu Dijon seine Begleiterin für seine Frau aus, und bewarb sich beim Staatsrath um die Bewilligung, in der Stadt und im Kanton als Arzt praktiziren zu dürfen. Er bestand seine Prüfung vor dem Gesundheitsrath am 25 Januar 1822, und erhielt vom Staatsrath ein Patent als Doktor der Medizin und der Chirurgie.

Sein Aufenthalt in Freiburg dauerte vier Jahre, und wurde durch kein anderes Ereigniß bezeichnet, als daß den 28. Januar 1823 die Jouffroy mit einem Knaben niederkam, den er unter seinem Namen taufen lies. Er trieb die Unverschämtheit so weit, daß er auf seines Kindes Taufschein den Mann seiner ehebrecherischen Gefährtin als Pathen bezeichnen lies.

In den ersten Monaten des Jahres 1825 erhielt die Polizei-Direktion zu Freiburg mehrere anonyme Briefe, worin man den fremden Arzt beschuldigte, eine verheirathete Frau verführt, und mehrere junge Mädchen verdorben zu haben. Man hatte anderseits schon Verdacht geschöpft über die Rechtmäßigkeit seiner Verbindung mit Johanna Jouffroy, weshalb man von Seiten der Kantons-Polizei bei der französischen Gesandschaft in der Schweiz nähere Erkundigungen über Büchillot einzog, die seine Verweisung aus dem Kanton Freiburg zur Folge hatten.

Er begab sich nun nach Héricourt, im Ober-Saône-Departement, blieb jedoch nicht lange an diesem Orte, wo man ihn schon von 1815 her kannte, und machte sich im April 1825 zu Giromagny, im oberrheinischen Departement ansässig, wo er um so zuvorkommender aufgenommen wurde, da in der ganzen Gegend damals noch kein Arzt war.

Anfänglich ging Alles gut; doch bald schöpfte man hinsichts seines Betragens Verdacht. Es wurden schnell hinter einander, in den von ihm besuchten Häusern, mehrere Sachen von Werth vermißt, die von Niemand, als von ihm, entwendet sein konnten. Er kaufte 1826 ein bei Belfort gelegenes vereinzeltes Haus, das er nur zur Nachtzeit besuchte, was natürlich nicht zu seinem Vortheil ausgelegt wurde. Man beobachtete ihn genauer, und ertappte ihn gewissermaßen am 6. November desselben Jahres auf der That, als er im Gasthofe zur alten Post einen schönen Hut entwendete, und in einem nahen Gebüsch verbarg. Es waren in demselben Wirthshause auch

fünf silberne Gabeln gestohlen worden, und man sagte laut, daß Niemand als Büchillot sie genommen.

Gleich darauf äusserte dieser, daß er, dringender persönlicher Angelegenheiten wegen, nach der Schweiz reisen müsse, und daß er wahrscheinlich mehrere Monate abwesend bleiben werde. Er setzte sich in den Eilwagen und verschwand. Die ihm zur Last gelegten Diebstähle waren indessen zur Kenntniß des königlichen Prokurators gekommen, der deshalb eine Untersuchung begann. Sie war noch nicht weit gediehen, als er am 23. Januar 1827 wieder in Belfort eintraf. Er wurde sogleich verhaftet, erschien am 23. Februar vor Gericht, und wurde zu einjähriger und eintägiger Haft, wie zu 50 Fr. Strafe verurtheilt.

Von Giromagny hatte sich Büchillot mit seiner Gefährtin, und einem Manne, dessen wahren Namen man nicht entdeckt, der sich aber Dubois *nannte*, und seit längerer Zeit ein Diebsgenoß der *beiden* ersten zu sein schien, nach Lausanne begeben, wo bei den Gastwirthen Steiner und Favre eine Menge Silberzeug und andere Sachen, während dem Aufenthalt dieser Leute, gestohlen wurden.

Man hatte unterdessen auch erfahren, daß Büchillot am 22. März 1822 zu Dijon verurtheilt worden, weshalb man ihn, nachdem er am 9. März auf seine Apellation von dem königlichen Gerichtshofe zu Kolmar, von der ihn betreffenden ersten Anklage freigesprochen, dorthin brachte. Er gewann ebenfalls seinen Prozeß, aus dem Grunde, weil die über ihn ausgesprochene Verurtheilung bereits *verjährt* sei.

Nach Wiedererlangung seiner Freiheit, begab sich

üchillot nach Châlons-sur-Saône, wo er die Jouffroy
nd, mit der er bis zum April 1828 herumstreifte,
onach er in Villefranche, im Rhone-Departement,
h niederlies, und wo seine Gefährtin den 28. Okto-
r 1829 einen Knaben gebar, den er unter seinem
amen taufen lies.

Bald nachher war er, eines neuen Vergehens we-
en, genöthigt, Villefranche über Hals und Kopf zu
erlassen. Er reisete nach Giessen und kaufte sich auf
ieser hessendarmstädtischen Universität ein Doktor-
Diplom, womit er, in Mitte Novembers, in Straß-
urg ankam, und von dort nach einem kurzen Aufent-
alt nach Pont-à-Mousson sich begab. Er bewarb
ich nun bei dem Minister des Innern um die Er-
aubniß, als Arzt im ganzen Reiche zu praktiziren,
as ihm auch durch eine königliche Ordonnanz vom
. März 1830, in Beachtung seines fremden Doktor-
Diploms, laut dem Gesetz vom 19. Ventose des Jah-
es XI. zugestanden wurde.

Büchillot hatte zu Pont-à-Mousson, ausser der
Jouffroy und 2 Kindern, noch ein junges Frauen-
immer, Namens Elisabeth Boucaud, in seiner
Gesellschaft, das hochschwanger war, und am 24.
Mai in dieser Stadt mit einem Kinde niederkam, wel-
hes Tags darauf starb. Von dem unangenehmen Ein-
ruck unterrichtet, den seine Beziehungen mit diesem
Mädchen, neben seiner angeblichen Frau, gemacht,
erlies er die Stadt, ohne von irgend Jemand Ab-
schied zu nehmen.

Solches waren Büchillots frühere Lebens-Um-
stände, als er nach Epinal kam, wo er, nach Ver-
lauf einiger Monate, mit der jungen Hyermette sich

zu bewerben, den er, von falschen Angaben unterstützt, wohl verdient zu haben behauptete.

Kommen wir jetzt zu der ihm zur Last gelegten dreifachen Vergiftung. Bei seinen Heiraths-Bewerbungen hatte er geäussert, daß er einem Frauenzimmer, welches vermögend sei, keine Geschwister, höchstens noch seine Mutter habe, bei seiner Wahl vor jedem andern den Vorzug zugestehen werde. Erst zu Gunsten der Demoiselle Hyermette schienen seine Absichten eine andere Tendenz zu gewinnen, und obgleich seine Bewerbung anfänglich abgelehnt wurde, erneuerte er sie doch so beharrlich, bis er sie durch einen glücklichen Erfolg gekrönt sah. Seine angebliche Schwester unterstützte ihn in seinen Unternehmungen, so viel in ihren Kräften stand, und rühmte ihn allerorten als ein Muster der Rechtschaffenheit, der Annehmlichkeit und der brüderlichen Liebe.

Der Kaufmann Hyermette war früher unpäßlich gewesen, jetzt befand er sich ziemlich wohl, und äusserte seine Freude darüber gegen alle Personen, die bei dem Gastmahl, bei Gelegenheit der Verheirathung seiner jüngsten Tochter, gegenwärtig waren. Sein neuer Schwiegersohn, der sich seine besondere Gunst erworben, hatte ihm am 2. Mai ein Glas Mandelmilch und eine Tasse Orangeblütenthee zubereitet, um, wie er sagte, ihm damit den Magen rein zu waschen, und als Hyermette kurz vor dem Essen am 3. Mai eine gewisse Bitterkeit verspürte, brachte er ihm noch ein Glas Zuckerwasser, dessen Genuß ihn zu beruhigen schien.

Demungeachtet wurde er am andern Tage von

einem heftigen Schwindel befallen, worauf schmerzliches Erbrechen folgte, das länger als 2 Stunden dauerte. Büchillot brachte ihn zu Bette, und wich nicht von seinem Lager. Er bereitete mit eigenen Händen, was der Kranke einnehmen sollte, und gab sorgsam acht, daß nichts davon verschüttet würde, wonach er Tassen und Gläser selbst reinigte.

Unterdessen verschlimmerte sich Hyermettes Zustand so auffallend, daß man nach einem andern Arzt schickte, der jedoch zu spät kam, und sich von Büchillot mit dem Bedeuten abspeisen lies, daß der Kranke an einer Blut-Aufhäufung im Gehirn leide, und nicht mehr zu retten sei. In der That wurde er, nach abermaligem sehr starkem Erbrechen, ganz kalt, begann zu röcheln, und starb, wie es schien, unter den heftigsten Schmerzen, am 5. Mai, um 10 Uhr Abends.

Dieselben Symptome, welche man bei dem Verstorbenen bemerkt, zeigten sich am 9. Mai auch bei seiner Schwester, der Wittwe Rattaire, die Büchillot auf gleiche Weise behandelte, wie jenen, und die unter denselben Erbrechungen, Schmerzen, Verzuckungen, derselben Erstarrung aller Glieder und denselben fürchterlichen Qualen, drei Tage nachher ihren Geist aushauchte.

Um sich, wie er sagte, *sicher* zu stellen, weil er als alleiniger Arzt die Kranke behandelt, lies er ihren Leichnam Tags darauf öffnen, oder vielmehr er öffnete ihn selbst, in Gegenwart einiger von ihm eingeladenen Praktikanten, denen er im Gehirn einen Bluterguß andeutete, welcher, seines Erachtens, den Tod verursacht, und womit die andern sich begnügten,

ohne ihre Untersuchungen, da er sie nicht verlangte, weiter auszudehnen.

Dieser Maßregel ungeachtet verbreitete sich bald das Gerücht, daß Hyermette und seine Schwester keines natürlichen Todes gestorben seien. Da es jedoch an Beweisen einer gewaltthätigen Todes-Veranlassung fehlte, hatte dies Gerücht keine weitere Folgen, und begann schon einigermaßen zu verstummen, als am 24 Juni die Wittwe Hyermette ganz dasselbe Uebel zu verspüren begann, welches ihren Gatten und ihre Schwägerin getödtet hatte, nur daß es bei ihr weniger schnelle Fortschritte machte, als bei jenen.

Sie hatte von Zeit zu Zeit starke Erbrechungen, dagegen auch wieder Augenblicke, wo sie sich besser zu befinden glaubte. Büchillot besorgte alle Arzneien und Klystire, die er für die Kranke verordnet, wonach er sorgsam die gebrauchten Gefäße und Instrumente reinigte. Sie quälte sich bis zum 29. Abends, wo sie nach allgemeiner Erstarrung und in gänzlicher Erschöpfung starb.

Sie war noch nicht tod, als schon die von Büchillot bestellte Leichenwäscherin erschien, was alle Anwesende in großes Erstaunen setzte. Er lies den Leichnam auch dieser Frau öffnen, und war bei der Sezirung selbst behilflich, obgleich einige Aerzte ihm bemerkbar gemacht, daß sein Benehmen unschicklich sei. Er diskutirte mit den Doktoren über die Ursachen des schnellen Todes seiner Schwiegermutter, als welche er einen Schlagfluß, und andere damit in Verbindung gestandene Zufälle, bezeichnete.

Fünf oder 6 Unzen grünliches Wasser, die man

in dem Magen fand, schienen die Aufmerksamkeit einiger Aerzte zu erregen. Büchillot ergriff das Gefäß, worin man diese Flüssigkeit gethan, und leerte es in einen unter dem Tische stehenden Kübel, mit der kurzen Behauptung, daß darin gar nichts ausser-gewöhnliches sei, und daß es sich nicht der Mühe verlohne, mit einer genaueren Untersuchung oder Zersetzung dieses Wassers, die Zeit zu verlieren. . . . .

Kaum hatte man im Publikum den Tod der Wittwe Hyermette erfahren, als die öffentliche Meinung sich laut und mit Heftigkeit beurkundete. Büchillot wurde allgemein beschuldigt, die drei in so kurzer Zeit gestorbenen Personen vergiftet zu haben, um desto schneller ihres Erbes sich zu versichern. Da er in seinem Heiraths-Vertrag auch die Bedingung eingeschoben, daß, falls er seine Frau überlebe, er sie zu beerben habe, fürchtete man jetzt, daß er auch ihrer sich entledigen, und sodann mit ihrem, durch einen vierfachen Mord erworbenen Vermögen, auf und davon gehen könne. Beim Leichenbegängnisse der Letztverstorbenen wollte niemand ihm zur Seite gehen. Die Verwandten seiner Frau zogen sich von ihm zurück, und vermochten selbst diese, ihn nicht zu begleiten, als er sich bald nachher von Epinal entfernen wollte, um, wie er sagte, in Dôle sich niederzulassen.

Unterdessen war die Boucaud, die kurz vor Büchillots Verheirathung Epinal verlassen, um sich, ihrer Aussage zufolge, nach Lyon zu ihrem Manne zu begeben, im Laufe des Monats Mai wieder in ersterer Stadt angekommen. Sie war sodann nach Plombières, und später nach dem Saône- und Loire-

Departement gereiset, wo sie Büchillot erwartete, der mit ihr zu St. Dezert sich niederlies. Er wurde hier im September 1833 verhaftet und erschien zu Anfang Juli d. J. vor den Assisen zu Epinal, unter der Anklage einer dreifachen Vergiftung und einer Schrift-Verfälschung.

Während der vorläufigen Untersuchung ganzer Dauer, wie vor Gericht, stellte der Angeklagte allen ihn belastenden Umständen, entweder absolutes Leugnen, oder fein genug ersonnene Spitzfindigkeiten entgegen, welche die Sache zu verwirren bestimmt waren, und auch den Erfolg hatten, daß es ihm gelang, ziemlich triftige Zweifel im Geiste der Geschwornen geltend zu machen.

Aller gegen ihn sprechenden Zeugnisse ungeachtet, wußte er doch mit so vieler Feinheit seine Erklärungen abzufassen, aus einzelnen, wenn auch unbedeutenden Widersprüchen so großen Nutzen zu ziehen, daß er seinem Advokaten gewissermaßen in die Hände arbeitete, und ihm zu seiner Vertheidigungs-Rede mehr als ein triftiges Mittel darbot.

Unter den Aussagen der Zeugen machten anderseits vorzüglich die seiner drei Schwäger, die deren Gattinnen, der Schwestern seiner Frau, und wie diese Töchter und Nichten der Verstorbenen, einen großen Eindruck auf alle Anwesenden. Ihrer übereinstimmenden Versicherung nach, lebten sie in der vollen Ueberzeugung, daß ihre Verwandten an Gift gestorben, und daß Büchillot allein ihnen dies Gift beigebracht. De Gassonville, einer dieser Zeugen, äusserte auch, daß er zweimal an sich selbst Anzeichen bemerkt, welche ihn hätten vermuthen lassen, daß

man ihn ebenfalls vergiften wolle, weshalb er seitdem sehr auf seiner Huth gewesen, auch seine übrigen Verwandten auf seine Zufälle aufmerksam gemacht, wonach sie seine Meinung getheilt.

Die Debatten dieses Prozesses, welche 12 Tage gedauert, wurden am 12 Juli geschlossen. Nach seinem Advokaten sprach der Angeklagte auf eine Weise, die seine vollkommene Ruhe beurkundete. Er drückte sich aus dem Stegreife mit einer solchen Zierlichkeit und Wahl der Redensarten aus, daß man ihn eher für einen ruhig erörternden Richter, als für einen so entsetzlicher Verbrechen, als wirklich auf ihm lasteten, Beschuldigten, hätte halten mögen.

Den Geschwornen wurden 15 Fragen vorgelegt, wovon drei die angeblichen Vergiftungen betreffende. Während ihrer Berathung ließ der Präsident des Angeklagten Kleider und Gefängniß durchsuchen. Man fand in dem letzten ein wohlverborgenes Päckchen Arsenik-Schwefel, das dem Gericht übergeben wurde. Erst später erfuhr man, daß er, im Fall einer Todes-Verurtheilung, damit sich habe vergiften wollen.

Die Antworten der Geschwornen waren verneinend hinsichts der Vergiftung und der Schrift-Verfälschung, dagegen bejahend auf alle übrigen. Büchillot wurde demzufolge zu zwanzigjähriger Galeeren-Arbeit, zu öffentlicher Ausstellung auf einem der Plätze in Epinal, zu 100 Franken Strafe, und Bezahlung aller Prozeßkosten verurtheilt.

Nach Erlassung dieses Urtheils und nach seiner Abführung, unterhielt man sich von einem Umstande, der alle Zweifel über seine Schuld zu heben im Stande sein dürfte. Dem Gebrauche gemäß, befand

er sich nicht im Saale, als die Geschwornen ihre Erklärung abgaben, über die sodann die Richter sich zu berathen hatten, bevor der Angeklagte herein geführt, und ihm sein Schicksal verkündet wurde.

Sein Advokat, um ihn früher zu beruhigen, hatte sich zu ihm begeben, und gleich beim Eintritt ihm zugerufen: „Hinsichts der Vergiftung sind Sie quitt.“ Kaum hatte Büchillot diese Worte vernommen, als er hastig aufsprang, den Advokaten mit beiden Armen umspannte, ihn heftig an sich drückte, und wie ausser sich rief: „O lassen Sie sich an mein Herz drücken. Sie sind mein Erhalter, mein Retter. Ihnen allein bin ich mein Leben schuldig!“ Er weigerte sich seitdem zu apelliren, um nicht eine vollständige Revision seines Prozesses zu veranlassen. Er wurde bald nachher an den Pranger gestellt und nach den Galeeren geschickt.

Die ganze Familie Bocard befand sich neuerdings var der sechsten zuchtpolizeilichen Kammer zu Paris, verklagt von ihrem Brotrival Thomas, der sich folgender Gestalt äusserte:

„Ich bin das Opfer dieser hier gegenwärtigen drei Individuen: Vater, Sohn und böser Geist, nämlich der mère Bocard, die ungelogen ein Dutzend Teufel im Leibe hat. Sie, ihr achtbarer Gemahl und ihr liebenswürdiger Sohn (eine schöne Sippschaft, ma foi) haben mich so zugerichtet, daß ich keinen gesunden Fleck mehr am Leibe habe, und meine arme Haut wie gegerbt ist. Ich bin noch ganz gelb.

Bocard Vater, mit selbstgenüglichem Lächeln: Mes amis, laßt nur ruhig das Wasser laufen.

Thomas. Or donc ich war grade an der Barrière du Combat.... en v'là haſt du geſehen regnen Prügel von allen Seiten, wie vom Himmel herab, auf mein Phisique. En veux-tu; ich bin noch ganz gelb davon.

Madam Bocard. Komm her, du Lump, komm her, Verruchter, der weder Sesque (sexe, Geſchlecht) noch Alter reſpektirt.

Bocard Vater. Man ſchweige, Madam.

Bocard Sohn. Halt's Maul, Mutter.

Thomas. Ihrer Behauptung nach habe ich ihnen einen Kunden abtrünnig gemacht (Thomas und Bocard ſind Holzauslader); à moi inconnu. Darauf fallen Niklaus Bocard, der Papa, mit der blauen Jacke und den hübſchen Knöpfen dran, Bocard Sohn mit der unſchuldigen Miene und der Eiſenfauſt, ich kann etwas davon erzählen, mir wie zwei leibhaftige... auf mein Phyſik. Ich bin noch ganz *gelb davon.*

Bocard Sohn. Er hat meinen Vater geſchlagen; ich habe ihm beiſtehen müſſen.

Madam Bocard. Er hat mein armes Kind, mein liebes Söhnchen (Bocard Sohn mißt wenigſtens 5 Fuß 6 Zoll und ſcheint ſehr ſtark) zerquetſcht; ich bin ihm zu Hilfe gekommen.

Bocard Vater. Ich bin geſchaffen, geboren und auf die Welt geſetzt, um meine Frau und meinen Sohn gegen feindſelige Angriffe zu beſchützen.

Thomas. Wer hat angegriffen? Ich nicht. Der Moutard hat mir einen Fauſtſchlag verſetzt, Fameuse poigne, ma foi, daß die Mauer, gegen die ich gefallen bin, mir zwei dafür zurückgegeben.... Excusez.

Madam Bocard. Sehen Sie dies blaß blaue Kleid; er hat es mir am Leibe zerrissen. Ich hoffe, der Beweis ist mehr werth, als seine gelbe Haut. Mein Söhnchen Bocard ist für Ordnung, Zucht und gute Sitten. Thomas, der unausstehliche Weinsack und Sanson, der gleich als Zeuge auftreten wird, zerren sich herum. Mein armer Sohn will sie auseinander bringen. Thomas wirft ihn zu Boden, und tritt ihn mit Füßen. Wie ich das sehe, bin ich keine Mutter mehr, sondern eine wüthende Löwin. (Mit pathetischem Ton, und gegen das Publikum gewendet): Gefühlvolle Mütter, Ihr begreift mich wohl.

Ein Gerichtsdiener ruft den Zeugen Sanson. Eine starke Stimme entgegnet: présent, und hervortritt ein Individuum mit glattgekämmtem Haar, großen goldenen Ohrringen, hervorstehenden Kragen und steifer Kravatte, einem neuen Fuhrmannshemd, weiten Beinkleidern und glänzenden Stiefeln.

Präsident. Euer Name.

Zeuge. Angelika Sanson.

Präsident. Euer Stand.

Zeuge. Holzausladen, oder wenn Sie lieber wollen Holzausladerin.

Präsident. Ihr seid also ein Frauenzimmer.

Zeuge. Zu Ihren Diensten, wenn Sie es erlauben wollen; ich bin vom sesque.

Der königliche Prokurator. Habt Ihr die Erlaubniß, Euch als Mann zu kleiden?

Zeuge. Ohne Zweifel, und noch dazu auf Stempelpapier, wie Sie selbst sehen können. — Nach dieser Erklärung bestätigte Angelika in einem durchaus männlichen Styl, daß alles Unrecht auf Seiten des

Klägers sei, daß er Bocard Sohn zu Boden geworfen, der Mutter dieses letztern das Kleid zerrissen und sie ebenfalls mißhandelt habe, als sie ihren Sohn seinen Händen entreissen wollte.

Diese Aussage wurde noch durch einige andere Zeugen bestätigt, weshalb das Gericht die Angeklagten frei sprach, und Thomas zur Bezahlung aller Kosten verurtheilte.

Die Nummer vom 27 September 1834 der karlistischen Zeitschrift „die Mode, Revüe der eleganten Welt," (die seit der Juli-Revolution eine recht eigentliche politische Skandal-Kronik, eine Art legitimistischer Pasquino oder Marforio geworden, worin unabläßlich die gröbsten Ausfälle gegen Ludwig Philipps Persönlichkeit, die der verschiedenen Mitglieder seiner Familie, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, gegen sein Regierungs-Verfahren und gegen alle die Personen, welche ihn darin unterstützen, wie gegen seine angebliche Gewalt-Anmaßung, ꝛc. erscheinen) enthielt zwei Aufsätze, unter der Ueberschrift: „Bericht an den König," und „zweiter Jahrestag der Volljährigkeit Heinrichs V."

Der Bericht an den König ist dergestalt abgefaßt, wie wenn er von Ludwig Philipp, als General-Lieutenant des Königreichs, herrührte, und für Heinrich V (den Herzog von Bordeaux) bestimmt wäre Dieser Bericht sollte eine Art ironischer Rechtfertigung sein, und enthielt folgende besonders inkriminirte Stellen:

„Sire, Verläumdung hat mein politisches Leben nicht erspart. Ihre ergebensten Anhänger haben mich beschuldigt die verruchtesten Entwürfe im Schilde zu

führen, die ich mit Abscheu zurückstoße, hinsichts derselben es mir jedoch unglücklicherweise nicht vergönnt ist, mich öffentlich zu rechtfertigen. Jedenfalls, Sire, in Erwartung, daß meine Unschuld in ihrem vollen Lichte glänze, lege ich Eurer Majestät Rechnung ab über mein Betragen, weil ich allein Ihnen erklären kann, was auf den ersten Blick Zweideutiges und Unregelmäßiges in gewissen Handlungen meiner äusserst beschwerlichen Verwaltung sein dürfte.

„Aus dieser Rechnungs-Ablegung werden Sie entnehmen, Sire, ob ich je den unabänderlichen Gedanken gehabt, schändlicherweise den Thron zu usurpiren, den schmerzliche Umstände seines rechtmäßigen Königs beraubt (que de douloureuses circonstances ont rendu *veuf* de son roi légitime), und vielleicht wird Eure Majestät zu erkennen geruhen, daß ich mehr als Tugend besitzen mußte, um mich bereitwillig zu zeigen, die travestirte Rolle zu übernehmen, welche ich zu Ihrem Besten spiele, und derentwegen ich, wie man sehr richtig bemerkt, so viele üble Viertelstunden zu verleben habe.

„Vor Allem muß ich ein Prinzip aufstellen, welches ich, als meiner Rechtfertigung eigentliche Hauptbasis betrachte, nämlich daß ein Usurpator nicht regieren kann, wenn er sein Verbrechen nicht durch schöne Handlungen, oder durch große Eigenschaften ausgleicht.

„Nun habe ich jedoch, Sire, meine großen Eigenschaften bisher mit so vieler Sorgfalt verborgen gehalten und verschleiert, daß Niemand, ausgenommen etwa ein Dutzend Spione, die geringste Ahnung davon hat.

„Was schöne Handlungen betrifft, so darf ich mich schmeicheln, derselben mich noch nicht schuldig gemacht zu haben. Mehr noch, ich darf sogar behaupten, daß ich nicht im Stande bin, dergleichen zu begehen.

„Worauf könnte ich mich also wohl berufen, um ein Usurpator zu werden? Nein, Sire, der niedrigste Ihrer Unterthanen ist nicht von dem Holze, woraus man die Napoleon macht.

„Ich verlange zum Beweise nichts, als den Enthusiasmus, womit die gute Bevölkerung Ihrer Hauptstadt meine Regentschaft begrüßt, da ich, wie es meine Pflicht war, nach dem Gefechte auf dem Schlachtfelde erschien. Wahrlich, wäre ich irgend ehrgeizig gewesen, würde es mir leicht geworden sein, damals der Gemüther mich zu bemächtigen, und sie nach Willkür zu lenken. Aber keinesweges, Sire. Das Volk verlangte Freiheit. Ich gab ihm ein Programm, und drückte ihm die Hände. Wir waren bald gegenseitig quitt: Das Volk seines Enthusiasmus; ich meiner Versprechungen.

„Auch kann man mich nicht beschuldigen, die Armee verführt zu haben. Eure Majestät kann also ihrer Treue versichert sein. Brave Krieger finden kein Gefallen am Lächerlichen, und will man ihre Gleichstimmung gewinnen, muß man etwas anderes ihnen zu zeigen haben, als einen elenden Kapaun, der nur mit einem Flügel schlägt *).

*) Dieser Ausfall bezieht sich auf den gallischen Hahn, der seit der Juli-Revolution die Lilien ersetzt hat, und der auf allen Fahnen, Standarten, ꝛc. angebracht ist.

„Sire, man hat Ihnen vielleicht ein Ungeheuer gemacht aus dem Patriotismus, und es ist möglich, daß der Patrouillotismus Derjenigen, welche ich vertraulicherweise meine lieben Kameraden nenne (die pariser Nationalgarde) Ihnen angenehmer sein dürfte. Ich muß gestehen, daß in der Hauptstadt der Butiken und der Agiotirung, der Eifer des Gewürzkrämers und des Handels-Mäklers für meine Person wirklich skandalvoll ist.

„Aber im Grunde ligt darin nichts, was ernstliche Besorgniß einzuflößen vermöchte. Beim Scheeren der Heerde habe ich sie kennen gelernt. Springt ein einziger Hammel über den Graben, so springen ihm alle übrigen blökend nach.

„Uebrigens, Sire, vernachläßige ich nichts, um die Abneigung der öffentlichen Ordnung in Masse (der Nationalgarde) immer mehr zu verdienen. Schon habe ich die lieben Kameraden einiger der vorzüglichsten Provinzstädte verabschieden, auflösen, entwaffnen lassen. Was davon noch übrig geblieben, besteht nur dem Namen nach.

„So sind durch meine Sorgfalt alle Bande zerrissen, die mich mit dem Volke, mit der Armee und mit meinen lieben Kameraden vereinigen konnten.

„Sire, meine Feinde werden nicht unterlassen, Ihnen zu sagen, daß ich, wie ein wirklicher Sanskülotte, einige populäre Lieder auf dem Altan meines Palastes gesungen. Eure Majestät ist zu gerecht, um nicht die Beweggründe einer so großen Dahingebung zu erkennen. Ich war versichert, das Land werde vor Entsetzen beben, wenn es diese verruchten Reime mich singen höre, und alle rechtschaffenen Leute wür-

den nie als König Den annehmen, der mit so vieler Grazie die blutigen Schaffot-Gesänge zu wiederholen im Stande gewesen.

„Ich kann Ihnen auch nicht verbergen, Sire, daß ich die List so weit getrieben, aus vollem Halse zu schreien, ich sei der beste Republikaner des Königreichs. Ich habe mich sogar unterstanden, die Republik fest zu umarmen, es geschah jedoch nur, um sie desto besser zu ersticken. Die Todschlägereien, die Todschießungen und die Kartätschenfeuer haben ihre Wirkung gemacht, und diese Liebkosungen neuer Art haben mit Wucher das Unschickliche meiner ersten Umarmungen wieder ausgeglichen.

„O, wie theuer haben die Leute den Sieg bezahlt, die das Panner der Empörung gegen Eure Majestät zu erheben gewagt. Die Elenden, ohne Zweifel wäre Eure Majestät schwach genug gewesen, ihnen zu verzeihen, während ich sie ohne Barmherzigkeit geschlagen habe. Ich hätte geglaubt ein Verbrechen zu begehen, Sire, hätte ich das schönste ihrer Vorrechte, das der Begnadigung, mir angemaßt. Dies Recht, das allein Eurer Majestät zusteht, habe ich auf irgend eine Weise zu verletzen, mich sorgsam gehütet.....

„Ich habe befohlen, die Kreuze abzuschlagen, die Kirchen zu plündern. Ich habe den in meinem Dienste stehenden Federknechten geboten, jeden Morgen die Diener der Religion zu verspotten, sie zu beschimpfen. Nach Umstürzung der Altäre habe ich auf Menschen, wie auf wilde Thiere, Jagd gemacht. Ich habe sie im Gehölz umschliessen, in ihren Häusern sie, ihre Weiber und Kinder umbringen lassen; ich habe ihr Hausgeräth konfiszirt, und habe mich siegreich

auf den Trümmern ihrer niedergebrannten Hütten gesetzt."

Der zweite Aufsatz enthielt eine Parallele zwischen den Söhnen Ludwig Philipps und dem Herzog von Bordeaux, Heinrich V genannt.

„Arme Kinder, anfänglich in aller Unterwürfigkeit erzogen gegen ihren Herrn und Gebieter, sodann eines Morgens erweckt, in die Empörung geschleudert, und vielleicht nur zu glücklich, könnten sie zurückkehren zu der Ehrfurcht, der man sie nie hätte entnehmen sollen; wie will man, daß sie je irgendwo berufen seien, Könige zu werden in Konkurrenz mit Heinrich V? Heinrich das ernste Kind, das naive Kind, das Kind Soldat, das Kind Admiral, das Kind Poet, das Königkind! Heinrich ganz allein, verbannt, gutstehend für seine Krone, gutstehend für seine Königswürde, und der nur König sein wird unter der Bedingung, der beste und der größte von allen zu sein. Heinrich, der Sohn eines ermordeten und von Frankreich beweinten Vaters. Heinrich, der Sohn einer Mutter, die — ihre mütterliche Dahingebung bis zum Heldenmuth ausgedehnt. Heinrich der rechtmäßige, der rechtschaffene und Frankreich, das nichts ohne ihn kann, das nicht ohne ihn zu leben, zu siegen, selbst nicht zu sterben vermag, nothwendiger König.

„Hoffnung, Hoffnung! Lassen wir die Gegenwart vorübergehen. Uns, uns gehört die Zukunft."

Nach kurzer Berathung erklärten die Geschwornen den Geschäftsführer der „Mode" eines Angriffs gegen die konstitutionellen, durch den Willen des französischen Volkes, dem König Ludwig Philipp zugestan-

denen Rechte, und der Beleidigung gegen des Königs Person, schuldig, weshalb derselbe, Martin genannt (der eigentliche Inhaber dieses Blattes, du Fougerai, hatte sich schon früher aller Verantwortlichkeit entzogen), zu sechsmonatlicher Haft, 3000 Fr. (1400 fl.) Strafe, und Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten, verurtheilt wurde.

Nachstehende kurze Verhandlung zeigt uns den eigentlichen Gamin von Paris, diesen müßig und arbeitsscheu herumstreifenden, sittenlosen Gassenbuben der Hauptstadt Frankreichs, dies erste Element aller Volksaufläufe, aller Plünderungs- und Würgungsszenen welche sich dort bis vor einige Monate noch so häufig ereignet, in seinem wahren Lichte.

Präsident. Angeklagter, wie nennt ihr Euch?

Antwort. Wie ich mich nenne? Das will wohl heißen, wie die andern mich nennen. Hippolyt Polydor Lecocq bin ich eingeschrieben. Aber Goujon nennt mich alle Welt.

Frage. Wie alt seid Ihr?

Antwort. Wie alt ich bin? Hm, 17 Jahr.

Frage. Ihr seid gewiß noch nicht 17 Jahr alt. Ich fordere Euch auf, die Wahrheit zu sagen.

Antwort. Tiens, c'te farce. Wenn ich sage, daß ich 17 Jahr alt bin, so bin ich 17 Jahr alt.

Frage. Wer hat Euch gerathen, zu sagen, daß Ihr schon älter als 16 Jahr seid?

Antwort. Allons donc. Wenn ich sage, daß ich mehr als 16 Jahr alt bin, wird man mir doch nicht das Wort im Munde umdrehen, und mich sagen lassen, daß ich noch unter 16 Jahr bin. Die Furcht

vor der Lehrzeit im Zuchthause braucht mir deshalb keinen Rath zu geben. Ich weiß auch ohnedem, was das Gesetz bestimmt, und brauche mir mein Alter nicht bestreiten zu lassen.

Frage. Man wird darüber nähere Erkundigung einziehen. Welch Gewerbe habt Ihr?

Antwort. Ein Gewerbe? Wollen Sie die Freundschaft haben, mir zu sagen, was das ist, ein Gewerbe.

Frage. Ich frage Euch, was Ihr arbeitet? Hat man Euch nicht ein Handwerk lernen lassen?

Antwort. Tiens, pas si bête. Sie sind grob, wie der Teufel, die Lehrmeister, und ich kann grobe Leute nicht ausstehen. Zudem muß man für ihre Rechnung arbeiten, und bekommt nur schmale Bissen. C'est embêtant comme tout die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Ich will nicht arbeiten.

Frage. Womit bringt Ihr denn Eure Zeit zu?

Antwort. Oh dame, über meine Zeit laß ich mir kein graues Haar wachsen. Meistentheils spiele ich Pigoche (Art Mühlenspiel). Ich bin joliment stark in der Pigoche. Manchmal spiele ich auch Dig dog savate.

Frage. Aber das gibt Euch nicht Euern Lebens-Unterhalt.

Antwort. Ich spiele auch um Geld, au bouchon; da kann man gewinnen. In der Jahreszeit spiele ich um Pfirsisch- und andere Kerne, und wenn ich ein Pack gewonnen habe, verkaufe ich es an Destilirer. Et puis, ich fische auch. Ich verstehe mich auf die coups. Auf der Verpfählung der Insel Louviers: Fameux! und auf der Treppe des Blumen-Stadens

donc... Sie haben da wohl ein Eisen-Gitter gemacht: ah bah, die Eisengitter, was thut das mir; ich klettre darüber hin; et puis der Kammer gegenüber, unter der Brücke der großen bon-hommes. Das sind famose Orte zum Angeln. Ich weiß auch noch andere und bessere. Aber das ist mein Geheimniß. Da beißt's joliment an. Kaum hat man den Faden geworfen, und gleich geht die Feder unter. Tack, ein kleiner Ruck, um den Fisch fest zu machen, und tack, ein zweiter: enlevé. O, da gibts Weißbarse, da gibts; et puis verkauft sich das, um feine Perlen daraus zu machen....

Frage. Habt Ihr keine Eltern, die Euch reklamiren könnten? Was ist Euer Vater?

Antwort. Tiens, als wenn ich meinen Vater kennte. Unbekannt, mein Vater.

Frage. Und Eure Mutter?

Antwort, nach kurzem Stocken, mit einer Thräne: Im Spital gestorben.

In Erwägung, wie es nicht erwiesen, daß Lecocq bereits über 16 Jahr alt sei, erklärt das Gericht, er habe ohne Urtheilskraft gehandelt, spricht ihn von der Anklage der Landstreicherei frei, verordnet jedoch, daß er bis zu vollendetem zwanzigsten Jahre in einem Zuchthause bleibe, um daselbst ein Handwerk zu lernen.

Lecocq. Dummer Ausspruch. Ich werde mir nur die Hand zum Weißbarsch-Angeln verderben, und nachher zu nichts, als zum Stehlen gut sein; voilà tout.

Religiöse Possenspiele zu Neapel.

Es gibt kein kläglicheres und zugleich sichereres Mittel, die Religion herabzuwürdigen, als das, sie zum Spielwerk zu gebrauchen in des Lebens alltäglichsten Ereignissen, und des Glaubens Mysterien in unsere häuslichen Gewohnheiten zu verflechten. Dem sie umringenden Zauber beraubt, verlieren diese Geheimnisse ihre ganze imposante Majestät, und das Volk, geneigt nur zu verehren, was vor seinen Blicken verborgen ist, nur zu bewundern, was seine Vernunft nicht begreifen kann, gewöhnt sich stufenweis mit Gleichgültigkeit, ja selbst mit Verachtung die heiligsten Gegenstände zu betrachten.

Nicht leicht findet man ein Land, wo mit der Religion größerer Mißbrauch getrieben wird, als Italien. Man versinnlicht sie hier unter den lächerlichsten, den anstößigsten Formen; man vermischt hier immer und überall das Profane mit dem Heiligen. Die neapolitanischen Lazzaroni und die unteren Stände in beiden Sizilien, denken sich den Himmel ganz anders, als die übrigen Christen. Der Religion undurchdringlichste Geheimnisse haben für sie keine heilige Schleier mehr. Sie sprechen blos zu ihren Sinnen, und weder ihr Herz, noch ihre Einbildungskraft finden Stoff zu Bildern oder Gefühlen darin.

Durchschreitet man an einem Festtage die Straßen Neapels, so sieht man in denselben die erhabensten, wie die auffallendsten Stellen der heiligen Schrift, in Zuckerbäcker-Waare, in Schokolade, in Marzipan und in gewöhnlichen Mehltaig dargestellt, und zwar blos zu dem Zwecke, daß dies beschränkte, sinnliche

Volk mit der Bibel zuerst spielen, und sie sodann auffspeisen könne.

Hier sieht man eine vergoldete Zuckersonne, der ein Josua von Schokolade, einen Küraſſierhelm auf dem Kopfe, ein langes Rappier in der Faust, still zu stehen gebietet. Im Hintergrunde schlagen sich zwei Armeen von Marzipan oder Brottaig, die bald darauf ein neapolitanischer Kannibale mit Haut und Haar verschlingt, indem er dazu abwechselnd dem Josua ein Bein, oder der Sonne einige Strahlen abbeißt.

Neben der orthodox ihren Marsch unterbrechenden Sonne, sobald ein Juden-Kapitän ihr halt kommandirt, gewahrt man den König Salomo, ebenfalls von Schokolade, auf einem aus hübschen eingemachten Sachen erbaueten Throne sitzend, vor welchem, seines vom Pöbel so bewunderten Ausspruches in dem Kinder-Prozeß gewärtig, eine ehrfurchtsvolle Menge von Marzipan steht, während ein großer Schlagtod von Biskuit, mit der linken Hand ein Zucker-Schwert über dem an seiner rechten zappelnden Schokolade-Kinde schwingt. Des weisen Monarchen Waffenträger sind von Zucker, und ihre furchtbaren Lanzen sind Makaroni-Stengel.

Einige Schritte weiterhin, bemerkt man, bei einem Wurſthändler, zwei Mönche von ehrwürdigem Ansehen, die an beiden Seiten des Verkauftisches knien, und in die tiefste Selbstbetrachtung versenkt scheinen. Eine sonderbare Ortswahl zum Gebet, denkt man, und tritt näher. Nicht ohne Lachen erkennt man jetzt, daß die frommen Väter, nicht im bildlichen sondern im wörtlichen Sinne, aus Blut-, Leber-, Knack-,

Preß-, Magen- und Eselswürsten, aus Schinken, geräucherten Gänsen, Speckseiten und Pasteten zusammengesetzt sind.

Es ist eine wahre Satire, die Jedermann begreift, über die alle Welt lacht, die vorüberwatschelnden „heiligen Väter“ mit inbegriffen, die so weit sich herablassen, ihren Seegen gegen ein Paar Servelats oder gegen ein Stück Lyonerwurst auszutauschen.

Auf solche Weise werden alle die Religion, ihre Glaubenspunkte, ihre Geschichte und ihre Diener betreffenden Beziehungen in Unter-Italien materiell versinnlicht, und dienen dem großen Haufen zur Belustigung. Beinahe ein Drittel des Jahres geht, der vielen Feiertage wegen, mit dergleichen Nichtswürdigkeiten verloren.

Kaum bleiben in jeder Woche drei oder vier Arbeitstage übrig, weil man streng das Fest eines Apostels, einer Jungfrau, eines Märtirers, oder eines der andern Helden und Halbgötter des nach der griechischen Mythologie parodirten römisch-katholisch-apostolischen Kalenders feiern muß. Die Trägheit, welche alle Reisende den Italienern zum Vorwurf machen, ist also eine ihnen auferlegte Pflicht, eine Nothwendigkeit, der sie, ohne eine Kirchen-Reform, sich nicht mehr zu entnehmen vermögen.

In den meisten neapolitanischen Städten bedarf es jedoch solcher Veranlaßung nicht einmal, um das Volk im Nichtsthun zu erhalten, und zu Zerstreuungen, zu Belustigungen jeder Art es zu bewegen. Es ist schon von Natur nur zu sehr geneigt, an einem Sonn- oder Feiertage seinen ganzen Wochen-Verdienst zu verschwenden.

Zu Neapel unter andern sieht man Handwerker, Arbeiter, Männer, Weiber und Kinder monatlich viermal ein benachbartes Dorf besuchen, und zu Ehren des dortigen Heiligen, der nach und nach so große Wunder gethan, daß alle Bauerwohnungen (und es gibt deren eine nicht geringe Zahl) sich allmählig in Wirthshäuser verwandelt haben, deren Eigenthümer ganz gemächlich von dem Gewinn leben, den ihr Patron ihnen zugewendet. Die ärmste Familie würde sich schämen, zu Hause zu bleiben, wenn alle ihre Nachbarn aufs Land ziehen, um dort einen Tag mit Schmausen und Trinken, mit Gesang, Tanz und Spiel zuzubringen. Man widmet einen Tag dem Wohlleben, unter der Bedingung, dafür eine ganze Woche an den Hunger-Pfoten saugen zu müssen.

Am Abend vor dem Auswanderungstage ist das ganze Stadt-Viertel auf den Beinen. Jedermann bereitet sich vor auf die heilige Wallfahrt des morgenden Tages. Ueberall Freude, Geschrei, fröhliches Durcheinander. Ganz Neapel scheint in religiösem Aufruhr begriffen, und Niemand ist auf nächtliche Ruhe bedacht. Je näher Mitternacht rückt, um so stärker wird der Lärm. Es wimmelt in den Straßen von Männern, Weibern, Kindern, die bald beten, bald singen oder tanzen, und die in der größten Unordnung, beim Schalle der Mandolinen und Tamburinen, der wunderthätigen Kapelle zuwandern . . .

Man weiß, welche abgeschmackte, gotteslästerliche Possen, zu denen der Stoff der heiligen Schrift, vorzüglich dem Leben und der Leidens-Geschichte des Erlösers, entnommen war, man ehemals, ja selbst bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts, in den meisten

Ländern unsers Erdtheils, entweder auf den Schaubühnen oder im Freien dargestellt. Dergleichen Szenen ereignen sich noch jetzt häufig in Italien, am meisten jedoch in Kalabrien und in Neapels Umgebungen.

Unfern dieser großen, volkreichen Hauptstadt ligt ein Dorf, im Schatten hoher Tannen, immer grüner prächtiger Lorbeer- und wohlriechender Orangenbäume. An diesem Orte, wo die Natur in ihrer ganzen einfachen Schönheit sich zeigt, wo menschliche Kunst noch nicht ihre Scheere und ihre Richtschnur geltend gemacht, kann man gelegentlich tief in des Mittelalters Schoos sich versenken.

Am Ostertage sieht man nämlich hier ein Schauspiel, von dessen abgeschmackter Religions-Verhöhnung man sich unmöglich einen vollkommen richtigen Begriff machen kann, wenn man ihm nicht selbst beigewohnt. Vier starke Bauernbursche treten am frühen Morgen aus der Kirche von Aranella (Name des Orts), mit einer Tragbahre auf den Schultern, worauf eine ungeheure hölzerne Bildsäule, mit beweglichem Kopfe, ruhet, die St. Johann vorstellen soll, der den Heiland sucht.

Die Bildsäule, der man eine höchst lächerliche Fratze gegeben, die Angst und Erwartung ausdrücken soll, nickt, im Takt mit dem langsamen Schritte ihrer Träger, rechts und links, als suche sie etwas. Sie blickt in alle Häuser, um zu entdecken, ob der Sohn Gottes darin sich verborgen, von dessen Auferstehung ein Engel sie benachrichtigt hat.

Auf ähnliche Weise vielleicht stellten die Griechen, bei der Feier der Geheimnisse von Eleusis, die Unruhe

und Angst der, ihre in den Ebenen Siziliens sich verirrten Tochter Proserpina, suchenden Zeres dar.

Nach ziemlich langem Umherwandeln in den Gassen des Dorfes, vernimmt man in der Ferne religiösen Gesang. Der heilige Johann stutzt, lauscht und nickt hastig mit dem Kopfe, um anzudeuten, daß er jetzt von der ihm verkündeten Auferstehung überzeugt ist. Er macht sich bereit, dahinzueilen von woher der Gesang erschallt. Aber die heilige Magdalena, eine andere kolossale Holzbildsäule, ebenfalls mit beweglichem Kopfe und ziegelrothen Wangen, verrennt ihm den Weg. Sie erinnert ihn an sein der Mutter Jesu gegebenes Versprechen, ihren Sohn nicht früher zu umarmen, als sie. S. Johann, seinem Worte getreu, macht sogleich rechtsumkehrt, um der trostlosen Jungfrau die erfreuliche Neuigkeit, von ihres Sohnes Auferstehung, zu überbringen.

Indessen ist Maria nicht fern. Sie schreitet majestätisch einher, von einer Menge umwogt, die ihr zuschreit, ihr Trauergewand abzulegen. Sie widersteht so lange, bis sie den Heiland erblickt. In demselben Augenblicke wirft sie ihre Trauerkleider von sich, und erscheint in einem prächtigen, mit Silber-Stickereien bedeckten Gewande, und einer schönen Spitzen-Kolerette. Ihrem Busen entfliegt ein Schwarm Vögel, die sich, unter dem Freudegeschrei des Volkes, nach allen Seiten verbreiten. Christus eilt herbei und umarmt seine Mutter. Magdalene und Johann sinken sich wonnetrunken in die Arme. Die heilige Gruppe wird von der jauchzenden Menge umringt, und unter Glockengeläut, Böllerknall und Flintenschüssen, im Triumph nach der Kirche getragen.

Will man ein noch abgeschmackteres Possenspiel sehen, braucht man am Gründonnerstag nur nach Soccivo, einem nahe bei Aversa gelegenen Dorfe, zu gehen. Ein Bauer, mit einer großen blonden Perücke, worauf eine Dornen-Krone angebracht ist, deren Stacheln jedoch nur nach aussen gekehrt sind, mit einem alten Mantel und einem Gürtel um denselben, trägt mühsam ein schweres Holzkreuz.

Zwanzig andere Bauern, in römische Krieger travestirt, mit verrosteten Helmen und Panzern bekleidet, dienen dem Opfer als Bedeckung. Dieses zieht sich am Fuße des ziemlich hohen Kalvarien-Berges bis aufs Hemde aus, um ihn desto bequemer ersteigen zu können. Demungeachtet gibt sich der Bauer das Ansehen, als erlige er unter des Kreuzes Last. Er stürzt einige Male zu Boden, und wird von den Soldaten mit Faustschlägen und Fußtritten wieder aufgetrieben.

Der Arme erduldet alle diese Mißhandlungen mit der größten Geduld, und in der Ueberzeugung, daß, was er in seiner Rolle als Jesus gelitten, als Ausgleichung von seiner Sünden-Rechnung, in der andern Welt ihm abgezogen werden dürfte. Mit Schweiß und Schmutz, manchmal selbst mit Blut bedeckt, setzt er muthig seinen Weg fort, begleitet von Maria und Magdalena, die sich das Ansehen geben, als wenn sie in Thränen zerfließen wollten.

Wenn diese Prozession ihren Umzug vollendet hat, begibt sie sich zur Kirche, begleitet von der ganzen von einem so rührenden Schauspiel innig bewegten Bevölkerung. Diese Rührung verhindert sie jedoch nicht, unmittelbar nach gehörter Messe, dem Pseudo-

Erlöser und den Pseudo-Römern in ein Wirthshaus zu folgen, wo der erste sich gewöhnlich beim Brüderschaft-Trinken mit seinen Henkern, mit seiner Mama und der keuschen Magdalena berauscht, wonach man genöthigt ist, ihn besinnungslos nach seiner Wohnung oder nach dem Gefängnisse zu tragen, falls er, in seiner bachantischen Begeisterung, den einen oder den andern seiner Brüder und Jünger, mit christlicher Milde wund geschlagen.

Graf Matuszewicz.

Der geheime Staatsrath Graf Matuszewicz, ausserordentlicher Geschäftsträger Sr. Majestät des Kaisers aller Reussen bei der britischen Regierung, ist einer der merkwürdigsten Männer unserer Zeit. Als Diplomat und Staatsgelehrter spielt er eine eben so ausserordentliche wie wohl durchdachte Rolle, die in ihm einen sicheren Takt, ein seltenes Begriffs-Vermögen, eine unnachahmliche Gewandtheit und Geistesschärfe beurkundet. In einem hohen Grade das Vertrauen seines Souveräns genießend, versteht er desselben sich würdig zu beweisen, es durch sein Verfahren im Größten wie im Kleinsten vollkommen zu rechtfertigen.

Als Sohn des Grafen Matuszewicz, Finanzministers des ehemaligen Großherzogthums Warschau, verlebte er seine ersten Jahre in dem Hause der Fürsten Czartoryski, denen er jetzt aus allen Kräften dankbar sich zu bezeugen und nützlich zu werden sich bestrebt. Er wurde sodann nach Paris geschickt, wo er, mit angestrengten Studien, seine Zeit sehr gut verwendete.

Durch seines Vaters Hinscheiden wurde er Herr eines großen Vermögens, und 1818 sah er, durch Czartoryski's Verwendung, zuerst im Verwaltungs-, später im diplomatischen Fache sich angestellt. Er fand hier bald Gelegenheit auf eine so vortheilhafte Weise sich auszuzeichnen, daß er in Gesellschaft Golowkin's, Capodistrias und Nesselrode's an den Arbeiten des Kongresses zu Troppau Antheil zu nehmen berufen wurde.

Matuszewicz war von nun an der Haupt-Redaktor der vorzüglichsten diplomatischen, von dem russischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ausgegebenen Schriften. Wir brauchen nur an zwei derselben zu erinnern, die während dem Kongreß zu Verona erschienen und die in der politischen Welt nicht geringes Aufsehen erregten.

Die eine war das an die russischen Geschäftsträger erlassene, von Verona den 14. Oktober datirte Kreisschreiben, und die zweite des Grafen von Nesselrode Mittheilung an den russischen Gesandten zu Madrid, vom 26. November 1822.

Diese beiden Aktenstücke haben seinen Ruf begründet, und zu seiner raschen Erhebung das ihrige beigetragen. Immer seitdem mit den kitzlichsten Unterhandlungen, mit den zartesten Missionen beauftragt, hat er dieselben mit eben so großer Geistes-Geschmeidigkeit als beharrlicher Umsicht in Ausübung zu bringen gewußt. Er ist eine Art überirdisches Wesen neben jenen unbeholfenen Staats-Merkuren, deren weise Politik nur durch unmündige Prahlerei und albernen Trotz sich beurkundet.

Von seinem erstaunlichen savoir faire hat er vor-

züglich in den niederländischen Angelegenheiten einen sprechenden Beweis gegeben, indem er den anscheinend so einfachen, so friedfertigen, alle Skrupel beseitigenden Vorschlag machte, dieses schwierige politische Problem durch „Protokolle“ zu heben, im Grunde aber, dadurch sie immer schwebend zu erhalten, und nie, oder doch nur im Interesse seines Monarchen und dessen Bundesfreunde, sie zu beendigen. Der alte im Uebrigen so scharfsichtige und zurückhaltende Talleyrand selbst ging in diese Falle.

Matuszewicz lebt in England nicht wie ein Gesandter des Zaars, sondern wie ein Landes-Eingeborner. Er hat die britischen Sitten auf eine so täuschende Weise in seine Gewohnheiten übertragen; seine Haltung, seine Manieren, sein ganzes Wesen verräth so wenig den Ausländer, daß die steifsten Tories ihn als Freund und Landsmann betrachten, ihr Herz unverhüllt vor ihm erschließen, alle ihre Hoffnungen und Besorgnisse seiner ungeheuchelten Theilnahme anvertrauen, bei ihm, in Betreff ihrer beabsichtigten Maßregeln, sich Raths erholen, und solchergestalt vor ihm die allen übrigen fremden Diplomaten unerforschliche Sphynx der englischen Kabinets- und Partei-Politik seziren.

Wie sollten sie auch einem Manne mißtrauen können, der im Größten und im Kleinsten lebt und denkt, wie sie, der mit ihnen jagt, trinkt, wettet, spielt; der mit dem Flegma der unnachahmlichsten Gleichgiltigkeit ungeheure Summen wegwirft oder empfängt; der nie zuerst über politische Gegenstände spricht, und beinahe nur gezwungen in nähere Diskussionen, in tiefere Erörterungen über dieselben ein-

zutreten scheint, der immer der erste ist, der sie wieder abbricht, um von Wettrennen, Hahnenkämpfen und dergleichen zu sprechen, der die Namen aller Pferde und Hunde seiner Freunde kennt, und an nichts lebhaftes Interesse nimmt, als was diese selbst in einem hohen Grade interessirt.

Seine in ihrer Art einzige Lage, trägt zu dem Gelingen eines Verfahrens, das nicht musterhafter sein könnte, wie zu Erzielung der dadurch beabsichtigten Zwecke, ebenfalls das ihrige bei. Matuszewicz befindet sich an der Spitze der politischen Angelegenheiten Rußlands in Großbritannien, ohne demungeachtet mit einem offiziellen Karakter bekleidet zu sein. Er allein entwickelt den Knäuel der diplomatischen Unterhandlungen zwischen Zarskoe-Selo und St. James, oder zieht ihn zusammen, ohne das Ansehen zu haben, als bekümmere er sich um etwas anderes als Jagd und Spiel, ohne gewissermaßen für die Folgen der durch sein Verwenden in Ausübung gebrachten Maßregeln, legal verantwortlich zu sein.

Alle Sprungfedern, alle geheimen, alle scheinbaren, alle angeblichen und wirklichen Mittel und Wege der englischen Politik sind für ihn Gegenstände, mit denen er eben so vertraut, in denen er eben so bewandert ist, als die britischen Minister, als die einflußreichsten Parlaments-Glieder selbst.

Mit solcher Kenntniß kann er mathematisch genau vorausberechnen, welches der Gang der englischen Kabinets-Politik inner bezeichneten Marken, wie in einem gegebenen Zeitraume sein werde. Er kann alle sich darbietenden Möglichkeiten; er kann das Für und Wider des Gelingens oder Fehlschlagens eines Planes

erwägen; er kann die Reiz-Mittel, oder die Palliative bestimmen, welche in jedem vorauszusehenden Falle in Anwendung zu bringen sind.

Solch Verfahren, man muß es gestehen, ist wahre „Politik," und wir wundern uns gar nicht, wenn es sogenannte Staatsmänner gibt, denen bei der bloßen Andeutung eines solchen Verfahrens, bereits, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, der Verstand stille steht.

Matuszewicz bewohnt gewöhnlich ein Landhaus zu Melton, in der Grafschaft Leicester. Obgleich unvermählt, macht er doch sehr viel Aufwand. Er hat Pferde, Hunde, den ganzen kostspieligen Train der reichen Briten, von denen viele ihn als ein Very Gentleman-Muster betrachten. Seine jährliche Ausgabe übersteigt im mäßigsten Anschlage 20,000 Pfund Sterling (240,000 fl. rh.). Dieser alleinige Umstand beweiset zur Genüge, welche Wichtigkeit man in Petersburg auf sein Verweilen in England legt, das, seit der Fürst von Talleyrand als französischer Gesandter sich zu London befindet, der Mittelpunkt aller politischen Angelegenheiten Europas geworden ist.

Graf Matuszewicz ist jetzt ungefähr 45 Jahr alt. Er ist wirklicher geheimer Staatsrath und Ritter von 13 der höchsten Orden der verschiedenen Mächte unsers Erdtheils. Sein Benehmen ist höflich kalt, weder zuvorkommend noch abweisend. Beinahe immer ist sein Blick auf den Boden geheftet, und wenn er ihn erhebt, ist er mild und durchdringend zu gleicher Zeit. Er trägt glatt anliegendes Haar und ist immer äusserst einfach, doch mit Sorgfalt gekleidet. Im Gespräch belebt er sich nie, und verhält sich passiv.

Er läßt meistentheils Andere sprechen, und wirft nur einige Bemerkungen zwischen ihre Phrasen, um den Faden ununterbrochen fortzuspinnen, oder einige dunkle Punkte durch einen schnellen Geistesblitz zu erleuchten.

Obgleich er mit der größten Leichtigkeit, und ohne die geringste fremdartige Betonung, englisch und französisch spricht, will man doch bemerken, daß er manchmal auf eine etwas zu gesuchte Weise sich ausdrückt, was wahrscheinlich von dem Bestreben herrührt, keinerlei Blöße zu geben, und seine Gedanken mit zierlichen sinnvollen Worten, über die man, um sie zu begreifen, selbst im gewöhnlichen Gespräch nachdenken muß, desto besser zu umschleiern. Er spricht langsam, wie Jemand, der ein Protokoll verliest. Sehr häufig, statt direkt zu antworten, oder seine Meinung auszusprechen, bedient er sich gewisser Worte, die weder j a noch n e i n bedeuten wollen, wie z. B. freilich, in der That, wahrlich, ohne Zweifel ꝛc., wodurch er Zeit gewinnt, sich zu sammeln, und zu bedenken, was er ferner zu sagen oder zu übergehen hat.

Entscheidende Besitznahme der Regentschaft Algier von Seiten der französischen Regierung.

Gleich nach seiner Ankunft in Algier, erlies der neue General-Statthalter dieser Kolonie, General-Lieutenant Drouet, Graf von Erlon, an alle Bewohner der ehemaligen türkisch-arabischen Regentschaft einen Aufruf, der ein für die Zeitgeschichte zu merkwürdiges Aktenstück ist, als daß wir es unsern Lesern nicht mittheilen sollten. Dieser Aufruf lautet wie folgt:

„Im Namen des allgütigen und barmherzigen Gottes.

„Gelobt sei Gott, des Weltalls Gebieter, der uns richten wird am jüngsten Tage. Wir vertrauen seiner Güte und beruhen uns auf seine Stärke. Er belohnt die Guten und bestraft die Bösen. Denn er kennt die geheimsten Gedanken, und seiner Allwissenheit bleibt nichts verborgen. Zu Ende der Jahrhunderte wird er die Todten wieder auferwecken. Denn er allein ist mächtig und allmächtig.

„Ihm allein die Ehre!

„Der Kalif des Königs der Franzosen, des von Gott Beschützten, Se. Exzellenz der General-Statthalter der französischen Besitzungen im Norden Afrika's, der General-Lieutenant Graf von Erlon, Pair von Frankreich,

„An alle Araber, große wie kleine!

„Der König der Franzosen, Euer Herr und der meinige, hat mir die Regierung Eurer fruchtbaren Gegenden anvertrauet. Der mächtige Monarch, dessen Macht unbesiegbar ist, dessen Truppen so zahlreich sind, als die Sandkörner der Sahara, und dessen

Schiffe den Schoos aller Meere durchschneiden, will über Euch nur durch seine Wohlthaten herrschen. Alle gegenwärtigen Bewohner der Regentschaft Algier sind seine Kinder, ohne Unterschied der Abkunft oder der Religion.

„Darum auch erblicket Ihr in mir das Haupt, welches er dem neuen Volke gibt, das unter dem Schutze Frankreichs rasch dem Ruhme und dem Wohlergehen zuschreiten soll. Aller Unterschied der Herkunft höre auf, und jeglicher Haß verschwinde. Mit der einen Hand werde ich die Wage der Gerechtigkeit halten, gleich für alle, mit der andern das Schwert, um den Unterdrücker zu bestrafen und den Unterdrückten zu vertheidigen.

„Seid gehorsam dem Gesetz. Beschäftiget Euch mit nützlichen Arbeiten, die Glück und Ueberfluß bei Euch verbreiten werden. Greift nur dann zu den Waffen, wenn Eure Ruhe durch Völkerstämme bedrohet wird, die noch verblendet genug sind, um der Anarchie statt der Ordnung, und der Räuberei statt der Arbeit den Vorzug zuzugestehen. Ihr werdet mich alsdann in Eurer Mitte sehen, Euch zu vertheidigen immer willig und bereit.

„Ich will den Schleier der Nachsicht über alle früheren Vergehen decken. Dagegen erwarte ich künftighin von Euch Vertrauen und Unterwerfung, als Preis des Wohlwollens und des Schutzes, die ich Euch darbiete. Seid Ihr gehorsam und friedfertig, werdet Ihr in mir mehr Euern Freund, als Euer Haupt erkennen. Seid Ihr aber unruhig und rebellisch, werde ich unerbittlich sein.

„Einerseits, mit Gehorsam, bieten sich Euch

Ueberfluß, Glück und Ruhe dar, anderseits, mit Empörung, Ruin und Tod. Eure Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Bedenket, daß ich alle meine Versprechungen getreulich erfüllen, und Euch nach Euern Werken behandeln werde. Auf meiner langen militärischen Laufbahn bin ich immer mild gewesen für die Guten, furchtbar den Bösen allein. Vergesset übrigens diese meine Worte nicht: die Franzosen werden den afrikanischen Boden nie verlassen, und alle Völker der Erde wissen sehr wohl, daß es besser ist, sie zu Freunden, als zu Feinden zu haben.

„Ich verlange, daß alle bei Euch reisende Europäer, in Euern Stämmen gute Aufnahme und Schutz finden. Meinerseits werde ich mit beständiger Sorgfalt wachen, daß gegen Euch keinerlei Ungerechtigkeit begangen werde. Wendet Euch in allen Euern Bedürfnissen an mich. Meine Thür wird für den Armen und Unterdrückten immer offen stehen. Mein Herz wird keine gerechte Klage anzunehmen sich weigern. Ich habe kein anderes Verlangen, als Euch alle glücklich zu machen und Euch in brüderlicher Freundschaft leben zu sehen mit den Franzosen, die Eure Feinde und Eure Unterdrücker aus Euerm Lande vertrieben haben.

„Im Hauptquartier zu Algier, den 28. September 1834. Drouet, Graf von Erlon."

Die neue, durch die königliche Ordonnanz vom 10. August d. J., zur Verwaltung der französischen Besitzungen im nördlichen Afrika, ernannte Magistratur, ist am 30. September feierlich eingesetzt und beeidigt worden. Somit hat in diesem Lande eine regelmäßige Ordnung begonnen, die sich allein auf das Wort des Gesetzes stützt, und wo ferner weder Will-

kür noch Gutdünken herrschend sein kann. In der langen Rede, welche der Obergerichts-Beauftragte und General-Prokurator par interim des königlichen Gerichtshofes zu Algier, Laurence, Mitglied der Deputirten-Kammer, gehalten, verdienen vorzüglich folgende Stellen beachtet zu werden:

„Die französische Macht in der ehemaligen Regentschaft Algier, ist unwiderruflich festgestellt, in so fern mindestens, als der Völker Geschick es vergönnt. Man kann jetzt, mit der Gewißheit des vaterländischen Schutzes, hier sich niederlassen, seinen Herd, seine Familie, sein Vermögen, seine Gewerbthätigkeit hieher versetzen. Was in der Fernsicht einer zeitweisen Besitznahme geschehen, hat jetzt einen neuen Karakter gewonnen. Wir sehen nicht allein mehr die täglichen Interessen um uns her sich bewegen. Auf allen Seiten auch beschäftigt man sich mit der Zukunft.

„Die Zivilisation, unvermeidliches Gefolge der meisten europäischen Völker, hatte mit uns dies Gestade betreten. Indessen beurkundete sie sich, in den ersten Zeiten der Eroberung, weniger durch ihre Wohlthaten, als durch ihre Bedürfnisse. Sie schien mehr das Land arm machen, als es bereichern zu wollen.

„Glücklicherweise, daß auf den Krieg ruhigere Zeiten folgen. Ist die Souveränität einmal festgestellt, so strebt diese, in ihrem eigenen Interesse, darauf hin, die erlittenen Uebel wieder auszugleichen, und durch einen regelmäßigen Zustand der Dinge, die unvermeidliche Verwirrung bewaffneter Invasionen zu ersetzen.

„Auch für Afrika sind jetzt die Tage der Ordnung und des Friedens erschienen. Der Zivilisation fortschreitender Gang ist hier gesichert, und eine der stärk-

sten Garantien dieser Fortschritte, bestehet in der jetzt eingesetzten neuen Gerechtigkeits-Pflege ...

„Die vaterländische Regierung hat in die Regeln dieser auf Afrika anwendbar gemachten Institution, einige wichtige Neuerungen eingeführt, deren Nützlichkeit erst durch Erfahrung bewährt werden kann.

„Seit der Eroberung ist Vieles geschehen, was in einem regelmäßigen Staate nicht geduldet werden darf. Die meisten Privat-Vergleiche haben durch Rechtlichkeit und billiges Verfahren sich eben nicht ausgezeichnet. Betrügerische Absichten haben nur zu oft unwürdige Wiedervergeltung nach sich gezogen. Der Verträge Zufalls-Karakter ist erhalten worden durch der Zukunft Unsicherheit. Die ungerechtesten, widersinnigsten Bedingungen sind einerseits von Habgier aufgestellt, anderseits von unsinnigen Hoffnungen angenommen worden. Das Grund-Eigenthum hat zum Theil seine nothwendige Gesetzlichkeit verloren. Das väterliche Erbe wird auf öffentlichem Platze feil geboten, wie jene beweglichen Güter, welche zufälligen Ereignissen und dem Börsenspiel preisgegeben sind.

„Wir befinden uns hier noch in dem ersten Zeitraum der Bildung einer Kolonie. Abenteuerliche Menschen, die auf allen Punkten der Erde dem Glück nachjagen, das in ihrem Geburtslande sich von ihnen abgewendet, diejenigen, denen ihre heimathliche Gesellschaft so zu sagen an der Sonne keinen Platz mehr gelassen, sind die Haupt-Elemente der ersten Kolonialbevölkerung.

„Des Landes Kultus ist nicht der unsere; doch wird es uns ein Leichtes sein, mit ihm im Frieden zu leben. Die durch das Schwert begründete Religion Mahomets hat noch nicht ganz den wilden Prosely-

tismus ihrer ersten Stifter abgelegt. Indessen vermindert die aus den christlichen Ländern verbannte Unduldsamkeit sich auch bei den Muselmännern. Unterstützen wir nach Kräften diesen ruhigen Fortschritt.

„Die Gerechtigkeit gleicht der Glaubens-Meinungen Verschiedenheit aus, wenn sie dieselbe unbeachtet läßt. Gleichgültig über diesen zarten Punkt, wenn des Gesetzes Interesse allein davon betroffen wird, und es nur darum zu thun ist, ein Recht anzuerkennen, oder ein alltägliches Verbrechen zu bestrafen, stehe man dagegen nicht an, rechtmäßige Strenge gegen den in Anwendung zu bringen, der sich unterfängt, einen Bewohner des Landes in seinem Glauben, oder selbst nur in seinen religiösen Gewohnheiten, zu beunruhigen.

„Eine nicht minder zarte und schwierige Aufgabe ist uns vorbehalten. Wirken wir mit Klugheit und Umsicht auf eine allmählige Verschmelzung hin zwischen dem Sieger und dem Besiegten. Mildern wir, was die Eroberung Bitteres hat für den bei dem Grabe seiner Väter wohnhaft gebliebenen Afrikaner. Erinnern wir uns, wie ich es noch lebhaft in mir fühle, des traurigen Anblicks, als fremde Heere unsere Heimath besetzt hielten; und da die französische Souveränetät hier für immer festgegründet ist, so lehren wir Eintracht, treiben wir an zu vollkommener Uebereinstimmung. Machen wir, daß nach dem Beispiel der europäischen Völker, die gegen den Verfall des großen Reiches von fremden Horden so oft überschwemmt wurden, die Stämme der Regentschaft auch einst ihren Eroberern verzeihen, und mit ihnen sich vermischen.“

Menschen-Versteigerungen in der nordamerikanischen Union.

Einem unserer literarischen Freunde, der vor Kurzem aus den Vereinstaaten Nordamerikas zurückgekehrt, welches Land er in rein wissenschaftlich-politischem und administrativem Betrachte bereiset (worüber er ein besonderes Werk herauszugeben gesonnen ist), verdanken wir nachstehende Mittheilung über den moralischen Zustand der Sklaverei in der Union, die wir unsern Lesern, ohne weiteren Kommentar, den Sie selbst dazu machen werden, vorlegen wollen.

.....Obgleich die Verhandlungen der amerikanischen Gesetzgebung meines Studiums Hauptzweck, der vorzüglichste Beweggrund meiner angestrengtesten Aufmerksamkeit zu Washington waren, versagte ich es mir dennoch nicht, von Zeit zu Zeit auch prüfende Blicke zu werfen, auf den allgemeinen sittlichen Zustand des Volkes, in dessen Mitte ich lebte. Meine Theilnahme war eben so wohl hoher Bürger-Tugend, als allen den seltsamen Verzweigungen gesellschaftlicher Verstöße, Gebrechen und Laster gewidmet, die in den nordamerikanischen Bundesstaaten vielleicht greller und auffallender sind, als in irgend einem Lande.

Eines Tages fand ich auf dem mit Zeitungen, Flugschriften und Anzeigen überdeckten Lesetische, in dem Sprechzimmer meines Gasthofes, unter andern eine Bekanntmachung folgenden Inhalts (Ich übersetze wörtlich getreu):

„Marschalls Verkauf (Marshal's sale).

„Kraft einer Schrift (writ) de fieri facias, aus-

gestellt von dem Schreiber des Kreis-Gerichts, werde ich gegen gleich baare Bezahlung, den 15. d. den Neger Georg, lebenslänglichen Sklaven, mit Beschlag belegt und angenommen als bewegliches Eigenthum des Zacharias Hazle, zur Abbezahlung einer durch ihn gegen Wilhelm Smith eingegangenen Schuld, öffentlich zum Verkauf ausstellen. Die Versteigerung wird statt finden vor der Thür des Grafschafts-Gerichts, und wird Punkt zwölf Uhr Mittags beginnen.

10. Januar. Tench Ringgold
Marschall des Distrikts Kolumbia."

In den englischen Kolonien Westindiens, hatte ich, bei meinem Verweilen, die Sklaverei noch in voller Thätigkeit gefunden. Ein Parlaments-Erlaß hat sie seitdem abgeschafft, ohne daß diese Maßregel unmittelbar den Erfolg gehabt, den man sich, vielleicht zu menschenfreundlich, davon versprochen.

Wie dem auch sei, hatte ich dennoch nie eine „Neger-Versteigerung" gesehen, und beschloß, die sich mir darbietende Gelegenheit, zur Beobachtung eines für mich so neuen Verkehrs, nicht zu versäumen. An dem bezeichneten Tage, gegen Mittag, befand ich mich vor dem Gebäude, wo das Grafschafts-Gericht seine Sitzungen hält.

Einige Minuten nach meinem Erscheinen, verbreitete sich unter den Kaufliebhabern das Gerücht, daß ein Fremder, mit sehr verdächtiger Miene, da sei, welcher schon eine oder zwei Personen nach dem zu versteigernden Sklaven gefragt, den er zu erstehen gesonnen scheine.

Nach mancherlei Hin- und Herreden trat ein langer, in einen weiten Mantel gewickelter Mann, der kurz vorher eine Tabakswurst aus seinem Rock genommen, sie zerschnitten, und mit einer guten Handvoll Taback sich die rechte Backentasche ausgestopft, dicht vor mich hin, und fragte mich, indem er sich ein gleichgiltiges Ansehen zu geben bemühete:

„Herr, beabsichtigt Ihr den Neger zu kaufen?"

— Wer, ich? war meine Rücksprache, wobei ich unwillkürlich mich abwendete; Gott bewahre mich davor.

„Ihr thut Recht daran, Herr," fuhr der andere fort, und warf seinen Tabacks-Knäuel im Munde von der Rechten zur Linken. „Unter uns gesprochen, Herr, habe ich selbst die Absicht, den Kauf zu machen, der für Euch gar nicht entsprechend sein kann. Denn erstens, seht Ihr, ist der Sklav mir schon bekannt; zweitens kennt er auch mich, und wünscht mir zu gehören; drittens habe ich gesetzlichen Anspruch auf ihn. . . ."

— Wie das? unterbrach ich den Mann.

„Seht, Herr, sein Eigenthümer ist mir 50 Dollare (150 fl. rh.) schuldig, die er nicht bezahlen kann oder will; gleichviel. Ich, versteht sich, will mein Geld nicht verlieren. Was thue ich, Herr? Ich lasse den Neger mit Beschlag belegen, und das Gericht gestehet mir seine Benutzung während des Prozesses Dauer zu. Da aber der verdammte Kerl von Hazle (Gott verdamm' ihn meiner schönen 50 Dollare wegen!) noch anderen Leuten mehr oder weniger schuldig ist, sind des Sklaven wegen schon drei oder vier Prozesse geführt worden, und der arme Teufel ist seit

fünf Jahren von Hand zu Hand gegangen, ohne zu wissen, wem er eigentlich gehört. Es ist unlängst erst entschieden worden, daß er an den Meistbietenden verkauft werden solle, um einen Theil der Schuld seines ehemaligen Eigenthümers, mit dem für ihn gelöseten Preis, zu bezahlen."

— Und was sagt der Neger zu dem Allem? fragte ich. Statt der Antwort rief mein Interlokutor mit barscher Stimme:

„Hierher, Georg!"

Der Sklave näherte sich.

„Nun, Satanskind," herrschte der Tabacks-Kauer ihm zu, „erschrick nicht gleich so. Der fremde Herr wird Dich nicht fressen. Fürchte Dich nicht."

— O ich fürchte mich nicht vor dem Herrn, sagte an allen Gliedern zitternd der afrikanische Knabe. Er warf seitwärts einen unruhigen, besorgten Blick auf mich; es war mir nicht schwer zu errathen, warum. Wahrscheinlich fürchtete er, von Jemand gekauft zu werden, der grade nicht das anlockendste Aeussere hatte, und als dessen Mäkler oder Theilhaber er mich betrachtete.

Dieser Jemand war ein untersetzter, hagerer Mann, mit einem von tiefen Runzeln durchfurchten Gesichte, auf dem weniger ein hohes Alter, als der Steckbrief ungestümer Leidenschaften und bis zum Ekel getriebener Ausschweifungen, zu lesen war. Seine kleinen grauen Augen waren so tief in ihre Hölen begraben, daß man sie kaum zu bemerken vermochte, um so mehr, da zwei sehr große Brillen-Gläser wie Sargdeckel sie überschatteten. Nur wenn man ihm grade gegenüber stand, konnte man sie wie matte

Kohlen funkeln sehen, und in diesem Falle war ihr Ausdruck keinesweges beruhigend. Sein borstenartiges, unordentlich durcheinander gewirrtes Haar, vollendete das Porträt, und verlieh seinem Kopfe den vollkommenen Ausdruck einer Hyäne.

Ich begriff jetzt recht gut des armen Negers Furcht, das Eigenthum eines solchen Menschen zu werden, und wünschte von ganzem Herzen, daß mein langer Tabacks-Kauer, der doch wenigstens ein menschlicheres Ansehen hatte, ihn erstehen möge.

Nach einigem Hin- und Herführen, das vielleicht keinen andern Zweck hatte, als einen schicklichen Platz zur Versteigerung zu finden, das ich aber für eine Art Schauausstellung hielt, und mit dem Vorreiten eines Pferdes verglich, wurde der Sklave am äussersten Ende des Ganges, wo 4 oder 5 Personen den eigentlichen Kern der Kaufliebhaber bezeichneten, zum Verkauf ausgestellt.

Es bildete sich ein Halbkreis aus Käufern und bloßen Zuschauern. Man schwatzte, scherzte und lachte viel. Mehr als ein derber Spaß über den zu versteigernden Gegenstand, sein Ansehen, seinen Bau, seine Kräfte, seine Haltung, wurde bei dieser Gelegenheit angebracht. Es war in der That nicht möglich, seinen Witz besser zu verwenden: war es doch um den „Verkauf“ eines Menschen zu thun.....

Der Neger schien sich um das Alles eben so wenig zu bekümmern, als wäre er Hund oder Pferd. Er blieb ruhig, die Hände übereinandergeschlagen, den Kopf ein wenig gesenkt, mit den Augen auf der Erde verweilend, oder ausdruckslos in die Oede starrend.

Demungeachtet war er kein gewöhnlicher Afrikaner, mit dickem Kopf, aufgeworfenen Lippen, zerquetschter Nase und krausem Wollenhaar. Er war vielmehr schmächtig von Gestalt, vollkommen regelmäßig gebaut, von mehr schmutzig gelblicher als schwarzer Farbe. Es fehlte seinem Gesichte an Ausdruck nicht, und von Zeit zu Zeit malten sich sehr bemerklich in seinen Zügen die Empfindungen, welche seine verwaisete Lage, und die betrübende Szene ihm geben mußte, deren Haupt-Gegenstand er war.

Armer Knabe, sein Vater und seine Mutter, seine Brüder und seine Schwestern waren, wie ich später erfuhr, seit Langem von ihrem Eigenthümer verkauft, und nach Florida oder Alabama geschickt worden. Er durfte der Hoffnung nicht Raum geben, sie jemals wiederzusehen....

„Nun, Ihr Herren," rief der Marschalls-Adjunkt, „wer setzt den ersten Preis? Seht da, Ihr Herren; betrachtet den Sklaven. Ihr habt nie einen rührigern, lebhaftern Burschen gesehen. Er arbeitet, sage ich Euch, wie ein Tieger."

Einer der Anwesenden rief: Ich gebe 25 Dollare. Ein anderer bot 30, ein dritter 36, ein vierter 40. Der Preis wurde endlich bis auf 100 Dollare getrieben.

Von der Stelle, wo ich Platz genommen, konnte ich den ganzen Vorgang genau übersehen. Ich fühlte meinen Puls schneller schlagen. Die Szene war für mich so neu, daß ich sie blos zu träumen glaubte. Vergebens bemühete ich mich, meiner heftigen Aufregung Meister zu bleiben, zu verhindern wenigstens,

daß man sie nicht bemerke. In demselben Augenblicke wendete sich der Adjunkt, in der Absicht den Preis weiter zu steigern, mit den Worten gegen mich: „Nun, Herr, bietet auch einmal.“

Mein Unwille durchbrach jetzt den Damm, den die Vernunft ihm bis dahin entgegengesetzt, und ich entgegnete heftig und rasch:

„Nein, nein, Gott sei Dank, dergleichen Verkehr treibt man bei mir zu Lande nicht.“

— Ich wollte auch, erwiederte ganz gelassen der Adjunkt, daß wir dergleichen Verkehr bei uns ebenfalls nicht mehr zu treiben brauchten.

Amen, riefen mehrere Stimmen, und — die Versteigerung wurde fortgesetzt.

„Wir können nicht anders, sagte der Adjunkt, mit einem Blick auf mich, der gewissermaßen sein Verfahren rechtfertigen sollte. Wir müssen unsere Pflicht thun. Also 100 Dollare sind geboten, Ihr Herren; 100 Dollare zum ersten, 100 Dollare zum....“

Der kleine, hagere Mann, mit den tiefliegenden Augen unter den großen Brillen-Gläsern krächzte: 120 Dollare. — Des Negers Knie schlotterten. Ein kalter Schauer durchbebte mein Gebein. Ich glaubte, beim Anblick dieses Menschen, Satan zu sehen, um eine Armesünder-Seele feilschend.

„120 Dollare,“ wiederholte der Adjunkt.

Indem trat ein Meier herein, der eben vom Lande zu kommen, und dem des Negers Haltung und Gesicht zu gefallen schien. Er gab dem Adjunkt ein Zeichen, und bot 130 Dollare. Der lange Tabacks-Kauer rief 140, sein neuer Gegner 142 Dollare.

„142 Dollare,“ wiederholte eintönig der Adjunkt.

Unterdessen wechselten die beiden Steigernden einen raschen Blick, wonach sie bei Seite traten und heimlich mit einander redeten. Bald darauf nickte der Pächter bejahend mit dem Kopfe, und beide traten wieder in den Halbkreis. Der lange Mann warf seinen Taback im Munde von der Linken zur Rechten, und sagte gedehnt: 143 Dollare. Sein Mitbewerber überbot nicht mehr. Der kleine Mann biß sich in seine schmale Lippen und blieb stumm.

„143 Dollare (357 fl. 30 kr.), Ihr Herren, 143 Dollare sind geboten,“ rief der Adjunkt. „Steigert Niemand mehr, Ihr Herren? 143 Dollare für den Neger. 143 Dollare zum ersten; wer bietet noch? 143 Dollare zum zweiten; bedenkt's, Ihr Herren. 143 Dollare... noch ist es Zeit... Niemand bietet mehr? 143 Dollare zum dritten, und — zum letzten Male. „Der Bursch ist Euer, Herr; Sklav auf Lebenszeit.“ —

Ich legte meine Hand auf des armen Negers Kopf, und fühlte den kalten Schweiß auf seiner Stirn. Er lächelte halb schmerzlich, halb erkenntlich zu mir empor. Zugleich machte ich dem Käufer mein Kompliment, wonach ich, so schnell meine Beine mich tragen wollten, durch eine lange Baum-Allee lief, theils um durch rasche Bewegung und Orts-Veränderung gewisse unangenehme Gedanken zu verscheuchen, die sich meiner während der Versteigerung bemächtigt hatten, theils um gewissermaßen physisch die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich *frei* sei, und daß nicht der Erstebeste die Hand an mich legen könne,

Galvanische Experimente, angestellt auf dem Körper eines Gehängten.

Die Wirkung der galvanischen Flüssigkeit, anwendbar gemacht auf den Körper der Thiere, kurz nach ihrem Tode, ist, falls sie durch eine starke Batterie hervorgebracht wird, so überaus merkwürdig, die dadurch erzeugten Bewegungen haben eine so große Aehnlichkeit mit denen, welche im Leben ein Ergebniß des freien Willens sind, daß man sich die von den ersten Experimenten des Galvanismus veranlaßte gespannte Theilnahme und Verwunderung leicht erklären kann.

Man ging damals selbst so weit, daß man, wo nicht des Lebens eigentliche geheimnißvolle Quelle, doch wenigstens ein kräftiges Mittel es zu leiten, zu unterstützen, es sogar nach seinem vollkommenen Erlöschen wiederherzustellen, entdeckt zu haben glaubte.

Obschon dieser Enthusiasmus seither sich bemerklich vermindert hat, und zwar aus dem Grunde, weil keines der vorausgesetzten wunderbaren Resultate des Galvanismus in Erfüllung gegangen, bieten dennoch die ganz neuerdings in Richmond, Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Virginien, damit bei einem Gehängten angestellten Experimente, ein nicht gemeines Interesse dar. Der darüber abgelegte Bericht lautet folgendermaßen:

„Der Neger Ben, 25 Jahr alt, war stark und wohl gebaut. Sein vollkommen entwickeltes Muskel-System deutete auf ausserordentliche Kraft. Er blieb 35 Minuten am Galgen hängen. Zehn Minuten

nach der Abnehmung wurde sein Leichnam dem Scheriff übergeben, der ihn unverweilt in den Saal tragen lies, wo Alles zu den beabsichtigten Experimenten erforderliche schon bereit stand.

„Die galvanische Batterie, deren wir uns bedienen sollten, bestand aus 200 Paar Wallaston-Platten, befindlich in vier Trögen, die durch Zinnplatten in Verbindung standen. Nach der beim Bau dieser Batterie angenommenen Vereinzelungs-Methode hatte sie jedoch die Stärke einer Batterie von 300 bis 350 Paar nach der gewöhnlichen Art an einander gefügter Platten.

„Sobald man der Ankunft des Leichnams versichert war, goß man die saure Mischung in die Tröge. Unterdessen war der todte Körper auf den Tisch gelegt worden, und man bemerkte, daß der Ausdruck seines Gesichts beinahe ganz natürlich war. Man entdeckte darauf keine Spur jener heftigen Verzuckungen, die bei Hingerichteten sonst so gewöhnlich sind.

„Ein geschickter Anatomiker entblößte eine wichtige Halsnerve (die des achten Paares, welche den nervosen Einfluß der Lunge dem Magen und dem Herzen mittheilt). Eine lange silberne Nadel, derjenigen ähnlich, deren man sich zur Nadel-Punktirung bedient, wurde dergestalt in den Körper gestoßen, daß sie bis ins Herz drang.

„Diese Nadel sollte andeuten, ob das Herz noch einige Reizbarkeit bewahre, und die Lösung einer unentschiedenen Frage veranlassen, nämlich, ob das Herz durch die galvanische Flüssigkeit angeregt werden könne oder nicht.

„Der Batterie positiver Pol wurde nun mit der Nerve in Verbindung gesetzt, und der negative Pol mit der Silber-Nadel. Man gab sorgsam Acht, bemerkte jedoch nicht die mindeste Bewegung des Herzens, die sich unmittelbar der Nadel hätte mittheilen müssen. Dagegen war die Wirkung auf die andern Theile um so augenscheinlicher. Die Hals- und Brustmuskeln boten äusserst heftige Bewegungen dar. Man hätte sagen mögen, das Subjekt verschlinge etwas mit großer Gier.

„Eine Nadel wurde nun in die Brustfell-Flechse (innere Einathmungs-Muskel) gesteckt, und der positive Pol auf die Nerve des achten Paares anwendbar gemacht. Sogleich dehnten sich leichtzuckende Bewegungen aus über Brust und Bauch. Sie schienen in dem Maße heftiger zu werden, als die Säure mit größerer Stärke auf die Batterie wirkte.

„Der positive Drath wurde nun einer Nadel genähert, die man in die Zwerchfell-Nerve gepflanzt, welche beim Athemholen eine wichtige Rolle spielt. Das Ereigniß war beinahe dasselbe, wie beim vorhergegangenen Experiment; nur, daß die der Brust mitgetheilten Bewegungen, denen vom Schluchzen erzeugten näher kamen.

„Die der hinter den Augenbraunen befindlichen Nerve genäherte Nadel, veranlaßte eine Bewegung der beiden Augenlieder, der dem Blinzeln dieser Theile vollkommen ähnlich, wenn ein fremder Körper gegen das Auge eines Lebenden gerichtet wird. Zugleich gewahrte man auf der einen Wange ein leises Zucken, wie bei Personen, die Nervenschmerz im Gesicht oder Kinnbackenkrampf verspüren, oder wenn

eine Mücke uns quält, und wir sie verscheuchen wollen, ohne uns die Mühe geben zu wollen, die Hand zu erheben.

„Das nächste Experiment wurde mit einer Facies-Nerve (die, welche einem großen Theil des Gesichts seine Bewegung verleihet) vorgenommen. Einige leichte Bewegungen in den meisten Gesichts-Muskeln, waren davon das Resultat. Man bemerkte vorzüglich eine Zusammenziehung und eine Spannng der Nasenlöcher, die viele Aehnlichkeit hatte mit dem Ausdruck der Nichtachtung. Dagegen erkannte man nur schwach jenes so merkwürdige Spiel der Physionomie, wenn die Züge von der Leidenschaften Heftigkeit, oder von den Regungen des Vergnügens belebt sind.

„Eines der interessantesten Ergebnisse war das, welches man in dem Augenblicke beobachtete, wo die zur Zunge führende Nerve (die große Zungen-Nerve) von dem positiven Pol berührt wurde. Dies Organ erlitt sogleich eine starke, sehr schnelle schwingende Bewegung, derjenigen der Zunge einer gereizten Schlange ähnlich. Auch die Muskeln am Anfang der Zunge verriethen ein heftiges Zucken, und man vernahm das Knirschen der gegeneinander schlagenden Zähne. Die Nadel wurde sodann den Muskeln zugewendet, welche die Lippen befestigen und den Mund verschließen. Man glaubte jetzt eine Person zu sehen, die mit leiser Stimme zu sich selbst spricht.

„Die letzten Experimente wurden auf die Glieder anwendbar gemacht. Die erhaltenen Resultate waren im Verhältniß der Masse und Kraft der ihnen als Hebel dienenden Muskeln. So wurde eine der vorzüglichsten Armnerven (die Median-Nerve) entblößt,

und mit dem poſitiven Pol der Säule in Berührung gebracht, während der negative Pol auf eine in den kleinen Finger dringende Nadel wirkte.

„Der Arm, der in wagerechter Richtung lag, erhob ſich mit ſo großer Heftigkeit, daß man alle Kraft aufbieten mußte, ihn zurückzuhalten. Er bemühete ſich unaufhörlich, ſich zu erheben, wie wenn das Subjekt lebendig geweſen, und aus allen Kräften ſich hätte frei machen wollen. Als man ihn endlich fahren lies, ſchlug er mit Gewalt gegen die Bruſt. Man hätte glauben mögen, den zum Kampf bereit gehaltenen Arm eines Boxers zu ſehen.

„Während dieſem ganzen Experiment öffnete und verſchloß ſich abwechſelnd des Todten Hand, der Arm gab nach, und dehnte ſich allmählich aus, wie bei einem Sämann, der beſchäftigt iſt, Samen auf den Acker zu ſtreuen.

„Der Vorderarm bot, auſſer dieſen großen Bewegungen, ein beſtändiges Beben dar, demjenigen eines Thieres ähnlich, das einen Schlag auf den Kopf erhalten.

„Daſſelbe auf eine andere Nerve (die Armſpindel-Nerve) wiederholte Experiment, erzeugte eine verſchiedenartige Wirkung. Die Finger erlitten eine ſchnelle ganz beſondere Bewegung, die mit der eines Flöten- oder vielmehr eines Violin-Spielers, wenn er ſeines Inſtrumentes Saiten berührt, verglichen wurde.

„Dieſe beiden letzten Experimente waren die bemerkenswertheſten, und bewieſen, mehr als alle übrigen, die faſt magiſche Kraft dieſer wunderbaren Wirkung, wodurch ganz dieſelben Phänomene hervorge-

bracht wurden, welche die Glieder einer ihrer ganzen Lebens-Integrität genießenden Person auszuführen im Stande gewesen wären.

„Die mit den untern Gliedern vorgenommenen Experimente boten viel weniger auffallende Ergebnisse dar. Der Körper war im Innern schon beinahe ganz kalt, und seine Reizbarkeit schien größtentheils erschöpft. Ueberdem hatte die Kraft der Batterie sich merklich vermindert, und man konnte nicht mehr so energische Wirkungen, als bei des Unternehmens Beginnen, erwarten, weshalb man es bei den erzielten Resultaten bewenden lies."

Kritische Revüe.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht. Von Dr. C. G. Blanc, Dompredigr und Professor zu Halle. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit erläuternden Abbildungen. Halle, 1833 und 1834. Bei C. A. Schwetschke und Sohn. Gedruckt bei Gebauer. Drei Theile in 8. von 1610 Seiten.

Der zwei ersten Theile dieses nützlichen Werkes haben wir bereits im zweiten Heft des laufenden Jahrganges der Bibliothek der neuesten Weltkunde gedacht. Verbessern wir vor Allem einen wesentlichen Irthum, der sich in die damalige Anzeige eingeschlichen, und durch welchen der Preis des in Rede stehenden Hand-

buches beinahe doppelt so hoch angeschlagen worden, als er wirklich ist. Die jetzt vollständig erschienenen drei Theile, der zweiten viel vermehrten und berichtigten Auflage, die über hundert Druckbogen in 8. betragen, kosten nicht 9 fl. 45 Kr. rhein, sondern nur 3 Thlr. preuß. oder 5 fl. 36 Kr. rhein., was für ein so starkes und gutes Werk ein äusserst geringer Preis genannt werden kann.

Im Allgemeinen können wir das „Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner," von Dr. Blanc, als eins der vorzüglichsten, zweckmäßigsten, umfassendsten, richtigsten und gediegensten Werke, hinsichts der darin behandelten Gegenstände, mit voller Ueberzeugung empfehlen. Nicht allein bietet es genaue, den neuesten und sichersten Quellen entnommene, geographische und topographische Beschreibungen dar, es erstreckt sich auch über aller Länder unsers Erdballs (vorzüglich befriedigend über Europa's) physische, moralische, religiöse und politische Verhältnisse, von deren Geschichte es einen eben so leicht faßlichen, als umsichtsvoll, unparteiisch erörternden Ueberblick gewährt.

Im Einzelnen finden wir in der „allgemeinen Einleitung," welche den ersten Band eröffnet, die astronomische und mathematische Geographie, von dem Standpunkte unserer gegenwärtigen Kenntnisse aus, hinlänglich erklärt. Fixsterne, Planeten, Trabanten, Kometen, der Schöpfung ungeheure, unzählbare Körper, werden rasch an dem Leser vorübergeführt. Länger verweilt sein Blick auf der Erde, dieser seiner Schau- und Wirkungs-Bühne von Gottes Gnaden,

deren Oberfläche er mit Pflug und Philosophie durchfurchen kann. Ihre Gestalt, ihre Größe, ihre Bewegung, diese Haupt-Motive ihres Daseins, werden näher erwogen. Des Mondes Bewegung wird angedeutet, wonach man zu geographischen, topographischen, kartographischen, astronomischen und mathematischen Einzelnheiten übergehet, die alle ihr eigenthümliches Interesse haben.

Wir kommen sodann zu der Erde, für sich allein betrachtet, und finden in diesem Abschnitt befriedigende Erklärungen über die Luft, über Manometer, Barometer, Thermometer, Hygrometer, Eudiometer, über die Luftpumpe, die Aerostaten, Winde, Meteore, wässerige Phänomene, Elektrizität und Galvanismus ꝛc. — Der zweite Abschnitt: das Wasser, enthält die Beschreibung des Meeres, der Ebbe und Fluth, der süßen Gewässer, der Mineral-Quellen, ꝛc. — Der dritte Abschnitt umfaßt: den eigentlichen Erdboden oder das feste Land, dessen äussere Gestalt und Oberfläche, Berge, Fossilien, Steine, Metalle, Salze, Kohlen, Versteinerungen, Hölen; dessen Feuerberge, Erdbeben, Wüsten, More; dessen Temperatur, Klima, Vegetation, Thiere und Menschen; ihre Religion; ihre Verfassungen, ꝛc. — Den Beschluß dieser eben so trefflich gedachten als ausgezeichnet geschriebenen Einleitung, die einen Raum von 98 Seiten umfaßt, macht eine Haupt-Uebersicht der Meere und des festen Landes.

Die nun folgende Beschreibung von Europa ist, wie alles Uebrige dieses Werkes, nach demselben musterhaften System verfaßt, welches in der Einleitung sich so rühmlich beurkundet. Ueberall herrscht

dieselbe Methode, derselbe Takt, dieselbe Mannigfaltigkeit, dieselbe wissenschaftliche Umsicht und Gediegenheit. Das geographisch-statistisch-topographische Gerippe ist überall mit den angenehm gerundeten Formen der Geschichte und Kultur, der Religion und der Verfassungen bekleidet. In karakteristischen Zügen malen sich überall Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche der Einwohner. Man erhält einen genügenden Begriff von Sprache und Literatur, von Maß und Gewicht, ꝛc. der verschiedenen Länder.

Die pyrenäische Halbinsel (Portugal und Spanien), Frankreich und die drei vereinten britischen Reiche sind auf solche Weise behandelt. Der Niederlande politische Scheidung, in Holland und Belgien, ist angenommen. Dagegen bemerkt man in den politischen und geographischen Verhältnissen der Schweiz eine auffallende Verwirrung. Die Kantone sind bunt durcheinander geworfen. Der Staaten Rang- oder Lokal-Ordnung ist nirgends befolgt. Des Landes Größe ist viel zu gering angegeben (696 statt 880 geogr. Geviertmeilen). Die Bevölkerung übersteigt 2,200,000 Seelen. Die Berghöhen sind nicht in runden Zahlen, sondern in sehr genau scheinenden und nichts desto weniger sehr unrichtigen Fraktionen berechnet. Der große Bernhardsberg (kein Gipfel, nur ein Uebergang) ist nicht 10,327 Fuß, sondern nur 7680 Fuß über die Meeresfläche erhöhet. Der Mont-Blanc (in Savoyen) ist seit 1827 noch vier Mal erstiegen worden. Auch die Höhen der Seen sind mangelhaft angedeutet, wie z. B. der Genfersee zwischen 1126 und 1152 Fuß, was diese Fraktions-Rechnung wirklich komisch macht.

Bei Beschreibung der einzelnen Kantone springen dieselben Verstöße hervor. Ihre Gesammt-Bevölkerung, wie die ihrer vorzüglichsten Orte ist irrig bezeichnet. Die Stadt Zürich hat nicht 14,000 sondern höchstens 12,000 Einwohner. Die schönen volkreichen, so äusserst gewerbthätigen Flecken Wädenschwyl, Horgen, Richterschwyl, Stäfa, Meilen, Küßnacht, an beiden Ufern des Zürichsees, sind gar nicht angegeben. — Es ist dasselbe in Bezug auf Bern. Unter den Bädern dieses Kantons ist das von Arziehle (bei der Stadt Bern) als eins der „merkwürdigsten" angeführt, dagegen wird deren von Weissenburg (des wichtigsten in diesem Kanton) und Limpbach nicht Erwähnung gethan.

Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir diese kritische Revüe auch nur oberflächlich fortsetzen wollten. Der Staaten-Sonderung von Basel ist nicht gedacht. Ueberhaupt sind die neuesten polit. Umgestaltungen der einzelnen Schweizer-Staaten gänzlich unberührt geblieben. — Nach der Schweiz folgen die skandinavischen Reiche (Dänemark, Schweden und Norwegen), womit der erste Theil sich schließt.

Der zweite beginnt mit Deutschland, dessen einzelne Staaten wohlverstanden behandelt sind. Daran reihen sich die Beschreibungen von Italien, Griechenland, der europäischen Türkei und der jonischen Insel-Gruppe.

Der dritte Theil enthält eine gedrängte, doch befriedigende Beschreibung des russischen Reiches, mit Einschluß von Polen, des kleinen Freistaates Krakau, und der großen Festlande Asien, Australien, Afrika und Amerika.

Als Handbuch zum öffentlichen Unterricht oder zur Selbstbelehrung, scheint uns das vorliegende Werk vollkommen entsprechend. Es befriedigt gleichzeitig alle Ansprüche, welche der Lernbegierige wie der Unterrichtende, in Betreff eines geographisch-geschichtlichen Leitfadens, geltend zu machen berechtigt ist. Auch empfiehlt es sich, neben dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit seines Inhalts, besonders durch seinen geringen Preis, der ohne offenbaren Verlust, von Seiten der Verlags-Handlung, unmöglich niedriger gestellt, und deren große Ausgaben nur durch einen bedeutenden Debit gedeckt werden konnten.

Die Feuertaufe. Erzählung von Eduard Duller. Zwei Theile in 16. Frankfurt a. M., 1834. Bei J. D. Sauerländer.

Nichts originelleres als diese Erzählung. Sprühender Witz, gemüthliche Laune, spielender Ernst, heitere lachende Kritik sind darin herrschend. Ideenreich, poetisch, üppig kolorirt, wie alle Phantasiestücke Eduard Dullers, ist auch das gegenwärtige ein wirklicher Sturmlauf mit gefälltem Bayonett aller Bataillone der Einbildungskraft, gegen moderne Albernheit und alten Wahn; eine vollständige Kanonade sämmtlicher Batterien der gereiften Vernunft, gegen das festgeschlossene Carré gesellschaftlicher Vorurtheile; eine wohlkombinirte Reiterei-Charge solider Erfahrung, gegen das kompakte Zentrum der Irrwisch-Philosophie und der Sternschnuppen-Moral unserer Tage. Homnnculi quanti sunt, cum recogito.

Freimüthige Bemerkungen über einige der wichtigsten Zeichen der Zeit auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens. Leipzig 1834. In der A. Fest'schen Buchhandlung. 106 S. in kl. 8.

Diese kleine Schrift beginnt mit „allgemeinen Betrachtungen über die Verbindungen der Natur mit dem Menschen und seinen Verhältnissen;“ richtig gedachte, gut geschriebene Einleitung, voll treffender Bemerkungen und karakteristischer Züge.

Daran reihen sich: „menschliche Anwendungen der Lehren der Natur auf Religion, Verfassung, Preßfreiheit.“ Die christliche Religion beruhet auf der breiten Basis der Natur; jede Verfassung muß auf die Natur begründet sein; zu der Wahrheit Auffindung ist Ideentausch, darum freie Mittheilung nothwendig; schrankenlose Preßfreiheit ist unnatürlich: diese Glaubens-Artikel der gesunden Vernunft sind in dem ersten Abschnitt behandelt.

Der folgende betrifft die „gleiche Verpflichtung zur Tragung der Staatslasten,“ und umfaßt die Steuern (ihre möglichst größte Erleichterung; geistige und Geldbeiträge; körperliche Dienste), die gleiche Verpflichtung zum Kriegsdienst, die Ueberlastung des Grundeigenthums. — Der letzte Abschnitt umfaßt die „Gesetzgebung,“ die an sie gerichteten natürlichen Anforderungen, ihre Grundlage, ihr Umfang. Das Ganze schließt mit einer wohlwollenden Schlußbemerkung.

Auch wir erlauben uns eine solche, in Bezug auf diese gehaltvolle Schrift. Was soll in des Inhalts Uebersicht das sechsmal wiederholte Wort „Detaille“ eigentlich bedeuten? Unsers Wissens ist es weder

deutsch noch französisch. Denn in dieser letzten Sprache schreibt man: Detail, was so viel als umständliche oder ausführliche Darstellung bezeichnet, und in der ersten sagt man: Einzelnheiten. Man sollte sich doch endlich entwöhnen, ein seltsames Kauderwelsch zu schreiben, das die so reiche, so schöne deutsche Sprache entehrt, und sie fremden Völkern lächerlich macht.

Journal d'Instruction Nationale. *L'Abeille*. Feuille populaire suisse. — Zeitschrift der National-Unterrichtung. Die Biene. Volksthümliches Schweizerblatt. Vevay (Vivis), im Kanton Waat, 1834. Bei L. A. Michod. In gr. 8.

Wir kennen von diesem neuen Volksblatte bis jetzt nur den Entwurf (Prospektus), und können folglich seinen innern Werth noch nicht beurtheilen. Sagen wir indessen, was desselben Direktion (welche uns zu ihrem korrespondirenden Mitgliede zu ernennen die Ehre erzeigt) darin zu verhandeln gesonnen ist.

1. Schweizer-Revüe. Sie soll enthalten: ein physisches, moralisches und politisches Gemälde der Schweiz; derselben Geschichte, Kroniken, noch ungedruckte Aktenstücke; Lebensbeschreibung berühmter Schweizer, früherer und gegenwärtiger Zeiten; National-Literatur; zu machende nationale Fortschritte; nützlich zu verwendende und einheimisch zu machende fremde Ideen.

2. Volks-Bibliothek. Ihr Zweck soll bestehen: in volksthümlicher Unterrichtung über die merkwürdigsten Gegenstände der Natur-Wissenschaften, der Philosophie, der Geschichte, der Literatur, ꝛc.

3. Auszüge aus neuen Werken und Zeitschriften jeder Art. Intellektuelle und gesellschaftliche Gemälde des 19. Jahrhunderts; philosophischer und malerischer Ueberblick der Vergangenheit; wissenschaftliche und literarische Bruchstücke; Reisen; Sitten-Skizzen.

4. Gesellschaftliche, wissenschaftliche und literarische Kronik. Neue Bücher; Entdeckungen und Erfindungen; gelehrte Gesellschaften; Nachrichten über Reisende; Todesfälle berühmter Personen; Anekdoten, Mannigfaltigkeiten, ꝛc.

Jeden Monat soll ein Heft von 64 Seiten gr. 8. mit gedrucktem Umschlag erscheinen. Der Subskriptionspreis beträgt 6 Schweizerfranken, oder 4 fl. 12 kr. rhein., oder 2 Thlr. 8 Sgr.

Hält dies Volksblatt, was es verspricht, wird es unstreitig eins der wichtigsten Organe der vernunftgemäß mit Zeit und Aufklärung fortschreitenden öffentlichen Meinung in der Schweiz werden, und nicht blos dem französischen, sondern auch den übrigen Theilen dieses schönen Landes, wahrhaft „praktischen“ Nutzen gewähren. Wir werden es uns alsdann zur angenehmsten Pflicht machen, von einem so lobenswerthen Unternehmen umständlich Rechenschaft abzulegen.

Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M. 1834. Bei F. D. Sauerländer. 750 S. in 8.

„Der Zweck dieser Schrift ist, die Ergebnisse deutscher Wortforschung in der Kürze, und so allgemein

faßlich, als es der Gegenstand zuläßt, darzustellen, jedoch so, daß, um Raum zu sparen, nicht jedes Wort aufgenommen ward, wenn es jedermann selbst ableiten kann."

Solches sind des Verfassers eigene Worte, in seiner kurzen Vorrede. Darum auch, wo es an sicheren Wortableitungen gebricht, hat er entweder bloße Vermuthungen gar nicht angestellt, oder dieselben nur mitgetheilt, um sie als gewagt zu bezeichnen, und solchergestalt viele irrige Voraussetzungen, welche man nach und nach in der deutschen Sprache als erwiesene Umstände angenommen, zu beseitigen.

Wahrlich, ein eben so zweckmäßiges als nützliches Unternehmen. Wie viele, nicht blos unwissende, sondern selbst vielseitig unterrichtete Personen gibt es noch, die von ihrer Muttersprache sich keine genügende Rechenschaft abzulegen wissen; wie viele, die ein seltsames Gemisch fremder Wörter, auf eine lächerliche Weise travestirt und betont, mit der schönen, kräftigen deutschen Mundart verschmelzen, in Sprache und Schrift dies klägliche Salmagundi übertragen, und dennoch deutsch zu sprechen oder zu schreiben vermeinen?....

Die Bearbeitungsweise des vorliegenden Wörterbuches der deutschen Sprache, ist meisterhaft zu nennen. Nicht allein beurkundet sie eine tiefe, genaue Kenntniß des bearbeiteten Gegenstandes, sie ist auch so systematisch-klar, so methodisch-faßlich, so unterhaltend und belehrend zu gleicher Zeit, daß diesem Werke ein ausgezeichneter Rang unter allen die deutsche Sprache betreffenden angewiesen werden muß. —

Es ist ein würdiges Seitenstück zu der vortrefflichen „deutschen Sprachlehre,“ von M. W. Götzinger, deren Nützlichkeit bereits so allgemein anerkannt ist, daß in wenigen Monaten die erste starke Auflage gänzlich vergriffen, und eine zweite, vom Verfasser völlig umgearbeitete, nothwendig geworden ist.

Das Wörterbuch der deutschen Sprache ist nach alphabetischer Ordnung eingerichtet. Es enthält mehr als zehntausend deutsche Wortableitungen, mit ihren beziehendlichen Benennungen in anderen neueren und älteren Sprachen. Führen wir als Beispiel auf Gerathewohl das erste beste Wort an, worauf unser Blick fällt:

„Die Torte, ein Backwerk; mittelalt. und ital. torta, franz. tourte, engl. tart, schwed. torta, wallis. tarth. Es scheint zuerst einen gebackenen Ring, dann Backwerk im weiteren Sinne bedeutet zu haben, vom lat. tortus, a, um, gedreht, gewunden, von torquere, drehen.“

Von dem umsichtigen Verleger mit schönem, weissem, starkem Papier, scharfer, angenehm in die Augen fallender Schrift, und musterhaft korrektem Druck ausgestattet, ist dies Werk der günstigen Aufnahme vollkommen würdig, welche es bereits überall gefunden.

Mannigfaltigkeiten.

Sittlicher Zustand der Kolonie Neusüdwales.

Die „Revue étrangère de Législation et d'Economie politique (fremde Revüe über Gesetzgebung und Staats-Wirthschaft)“, herausgegeben von Fölix, Advokat beim königlichen Gerichtshofe zu Paris, enthält einen sehr merkwürdigen Aufsatz über den sittlichen Zustand der britischen Ackerbau- und Verbrecher-Kolonie Neusüdwales (ehemals Botany-Bai) in Australien, wovon wir eine kurze arithmetische Uebersicht aufstellen wollen.

Die Gesammt-Bevölkerung der Kolonie soll sich, nach Fölix, nur auf 36,598 Individuen belaufen. Diese Angabe beruhet entweder auf einem Irrthum, oder sie bezieht sich auf den Zeitraum von 1820 bis 1828. Nach der neuesten Volkszählung vom 1. Januar 1833 ergibt sich, daß die Volksmenge damals bereits 63,000 Seelen überstig (Van Diemensland mit inbegriffen). Von der oben angegebenen Zahl waren 5302 Verurtheilte, welche ihre Strafe überstanden, 825 Begnadigte, und 14,135, welche noch ihre Strafe erdulden.

Von dieser Bevölkerung wurden im Laufe des Jahres 1825 nicht weniger als 7000 neuer Verbrechen wegen, welche sie in der Kolonie verübt, verurtheilt. Ihre Zahl hat sich seit dem 9. September 1829 noch bedeutend vermehrt. — 1828 verurtheilte das Kolonie-Gericht 217 Personen Kapital-Verbrechen wegen. Ueber 106 derselben wurde das Todesurtheil ausgesprochen, und 28 wurden hingerichtet. 1829 wurden 266 Individuen gleicher Verbrechen wegen verurtheilt, wovon 73 zum Tode; 30 wurden hingerichtet. 1830 stieg die Zahl der ersten bis auf 278, die der zweiten bis auf 134, und die der letzten bis auf 49.

In den letzten Jahren haben sich die Nothschändungen

ebenfalls vermehrt, und viele junge Mädchen unter 14 Jahren sind die Opfer solcher Abscheulichkeiten geworden. Diebstahl, von Seiten der Dienstboten, ist sehr häufig. 1829 wurden nicht weniger als 600 Frauenzimmer in ein Straf- und Besserungshaus zu Paramatta eingesperrt, die einen ihrer Vergehen wegen, die andern weil Niemand sie mehr als Dienstboten, selbst nicht ohne Lohn, annehmen wollte.

Durch ein unterm 9. September 1829 erlassenes Gesetz, sind die Männer gezwungen, ihre noch im Zuchthause zu Paramatta befindlichen Frauen wieder zu sich zu nehmen, falls sie es nicht vorziehen 2 Schilling 6 Pence (1 fl. 23 Kr. rh.) täglich für derselben Nahrung und übrige Verpflegung zu bezahlen. — Man kann am besten nach einem solchen Gesetze den moralischen Zustand und die Sitten-Reinheit der so viel gerühmten Kolonie Neusüdwales beurtheilen.

Auswanderungen aus Europa nach Nordamerika.

Die Zahl der Auswanderer aus Europa nach den Vereinstaaten Nordamerikas und nach Kanada, vorzüglich aus Irland, Schottland, England, Deutschland, Italien und der Schweiz vermehrt sich mit jedem Jahre, besonders seit 1831, wie man aus nachstehender Uebersicht entnehmen kann. Die Zahl der Einwanderer aus Europa belief sich 1820 in den verschiedenen Hafen der Union auf 13,256. Davon waren Irländer 3,117, Schottländer 2,638, Engländer 1958, Deutsche 2850, Italiener 261, Schweizer 115, Franzosen 1887, Spanier und Portugiesen 94, Niederländer 211, Schweden, Dänen, Polen, Russen, Griechen ꝛc. 25. In den zehn folgenden Jahren, bis 1830, überstieg die Zahl der Einwanderer aus Europa im Durchschnitt jährlich nicht 15,200 Individuen. 1830 stieg sie auf 22,732; 1831 auf 48,568; 1832 auf 71,744; 1833 auf 88,627, und bis zu Ende Juli 1834 bereits über 100,000 Individuen.

Während den drei Monaten Mai, Juni und Juli sind zu Baltimore 4209 Personen, fast durchgehends Deutsche, angekommen. Zu New-York sind seit Anfang der schönen Jahreszeit nicht weniger als 35,000 Einwanderer ausgeschift worden. Zu Quebec, in Kanada, sind in zwei Tagen 19 Schiffe mit 2194 Irländern angekommen.

Ein sogenanntes Wunderkind.

Die Zeitung von Mailand macht seit einigen Tagen ein gewaltiges Aufsehen über einen noch nicht neun Jahre alten Knaben, Namens Joseph Puglieſi, gebürtig von Palermo, der, ihrer Behauptung nach, ein wirkliches „Wunderkind" sein soll. Man weiß jedoch, welche Beschaffenheit es mit solchen jungen Verstandes-Phänomenen eigentlich hat. Ein unbestreitbar gutes Gedächtniß, einige Rechnungs-Uebung, vorzüglich aber ein gewandter Compère, der in Mitte der Gesellschaft Platz nimmt, durch einen Spiegel mit dem jungen Pic von Mirandola korrespondirt, oder auf eine andere Weise ihm seinen Beistand gewährt, das sind die ganz einfachen Mittel, deren man sich gewöhnlich bedient, um das Publikum mit vorgeblichen fast übernatürlichen Verstandes-Fähigkeiten eines Kindes zu täuschen, das vielleicht im Grunde sich wenig oder nicht von jedem andern unterscheidet.

In einer öffentlichen Sitzung, am 12. September d. J. gab der junge Pugliese (sagt die Gazetta di Milano) einen erstaunlichen Beweis von seiner scharfen Verstandeskraft, indem er mit der größten Leichtigkeit uud Schnelle zwanzig ihm vorgelegte sehr verwickelte Fragen beantwortete. Deuten wir davon nur eine an: Ein Meister zahlt seinem Arbeiter drei Lire (1 fl. 24 Kr.) für jeden Arbeitstag, und der Arbeiter gibt seinem Meister für jeden Tag, wo er nicht arbeitet, eine Lira (28 Kr.) Nach Verlauf von 365 Tagen ist der Arbeiter seinem Meister 15 Lire (7 fl.) schuldig. Wie viel Tage hat er gearbeitet, und wie viel Tage hat er ge-

ruhet? — Pugliesi antwortete noch vor Verlauf einer Minute: Er hat 87½ Tage gearbeitet, und 277½ Tage geruhet.

Eine andere Frage, sagt die italienische Zeitung, hat des Knaben ausserordentliche Eigenschaften in das hellste Licht gestellt. Diese Frage war folgendermaßen abgefaßt: Ein Oheim hinterläßt seinen sieben Neffen 300,000 Lire (140,000 fl.), unter der Bedingung, daß der erste viermal mehr haben solle, als der zweite, dieser viermal mehr als der dritte, der dritte viermal mehr als der vierte, und so fort bis zum letzten. Wie viel wird dem siebenten Neffen übrig bleiben?

Die Antwort auf diese Frage lies sich ziemlich lange erwarten, weshalb einige Personen eine Vereinfachung des Problems verlangten, und daß man statt 300,000 Lire deren nur 30,000 annehme. — „Nicht die Summe, sondern die Neffen verwirren mich," entgegnete Pugliesi. Man verminderte nun ihre Zahl bis auf drei, wonach das Wunderkind beinahe unmittelbar antwortete: Der dritte Neffe erhält $1428\frac{12}{21}$, der zweite $5714\frac{6}{21}$, und der erste $22,875\frac{1}{7}$ Lire. — Hinzufügen muß man noch, daß die Antwort des Knaben beweist, daß das Wort „Neffe" noch nicht zu den vorher bestimmten Zeichen gehörte.

Betrügerei nach dem Tode.

Im Juli d. J. wurde ein Notar in Termonde (Belgien) zu einem kranken Frauenzimmer gerufen, das ihr Testament machen wollte. Die Erblasserin wohnte bei einem achtbaren Bürger, dem sie einen schönen Acker zu Hamm und einen andern zu Mörecke vermachte. Die Stadtarmen wurden von ihr ebenfalls mit 2 Aeckern bedacht. Auch der Kirche wurde von ihr ein bedeutendes Legat ausgesetzt. An ihrem Todestage deutete sie auf ein Schreibpult, mit der Aeusserung, daß darin alle ihre Papiere, ihre Kostbarkeiten und ihr baares Geld enthalten seien. Kaum hatte sie für immer die Au-

gen geschlossen, als dieser Schreibpult sogleich gerichtlich versiegelt wurde. Man sorgte für ein prächtiges Leichenbegängniß, bei welchem der Hauswirth und die Armen ihre Wohlthäterin beweinten, während die Geistlichkeit einen ungewöhnlichen frommen Prunk geltend machte, um den eigensüchtigen Weltmenschen recht bemerklich zu machen, wie hoch auch die Kirche diejenigen zu ehren wisse, welche als ihre dankbaren Kinder in dem Herrn entschlafen.

Bemerken muß man noch, daß die Kranke ihrem Wirth, bei dem sie sich bereits krank eingemiethet, und der sie nicht genauer kannte, sie jedoch für eine wohlhabende und vornehme Person hielt, drei oder vier Monat lang Miethe, Kost und Verpflegung schuldig geblieben, daß Arzt, Apotheker, Krankenwärterin und andere Personen, die während ihrer Krankheit ihr verschiedene Dienste geleistet, keinen Heller baares Geld erhalten, und alle an ihre Testaments-Vollstrecker verwiesen waren. Dies Testament war freilich Jedermann bekannt, doch nicht der Inhalt des Schreibpultes. Mit Ungeduld erwartete man seine Entsiegelung. Sie wurde endlich gerichtlich vollzogen, und die Kasten wurden geöffnet. Aber da fand man weder Papiere, noch Geld, noch Kostbarkeiten irgend einer Art, höchstens ein wenig zerrissene Wäsche und eine Menge Lumpen, deren Gesammtwerth nicht 5 Franken (2 fl. 20 Kr.) betrug. Es versteht sich von selbst, daß die vermachten Aecker eben so wenig vorhanden waren, und daß Wirth, Arzt, Apotheker, Geistlichkeit und Stadtarme von einer schlauen Betrügerin geprellt worden, die in aller Bequemlichkeit *sterben*, und mit unverdienten Ehrenbezeugungen beerdigt sein wollte.

Aufferordentliche Vegetations-Phänomene.

Selten ist ein Jahr an merkwürdigen, überraschenden Phänomenen der Pflanzenwelt reicher gewesen, als das von 1834. Der lange anhaltenden, fast immer gleichmäßigen Wärme mächtiger Einfluß, hat sich selbst im Thierreich be-

urkundet, und bei vielen wildlebenden Mammiferen (Säugethieren), wie bei Hasen, Füchsen, Kaninchen, ꝛc., den bisher bestrittenen Fall bewährt, daß sie zweimal in einem Jahre Junge geworfen. Wir begnügen uns, diesen Umstand blos oberflächlich anzudeuten, um etwas ausführlicher mit einigen in diesem Jahre sich ereigneten Vegetations-Wundern uns zu beschäftigen.

Daß an vielen Orten in Frankreich, Deutschland, der Schweiz und selbst in England Fruchtbäume zweimal geblühet, daß hier und da an ihnen im September die Bildung neuer Früchte begonnen, daß sogar verschiedene Reblauben zweimal reife Früchte getragen (zu Paris, auf der Chaußée d'Antin, zu Valenciennes und Lille, ꝛc.) ist durch die Zeitungen hinlänglich zur öffentlichen Kenntniß gelangt.

Weniger bekannt sind nachstehende ausserordentliche Thatsachen, deren Authenzität wir versichern können. Lepine, Eigenthümer zu Saran, in Frankreich, hat in seinem Weinberge einen mittelmäßigen Rebstock, der 65 vollkommen reife Trauben getragen, wovon die Beeren bunt untermischt weiß und schwarz gewesen. Eine solche Bastard-Erzeugung ist um so auffallender, da die kleinen, die größere Traubenmaße bildenden Träubchen, bald abwechselnd weiß und schwarz, bald unregelmäßig bunt untermischt waren. Mehr noch, es befanden sich an einigen Trauben sogar Beeren, zur Hälfte weiß, zur Hälfte schwarz, mit so genau geschiedener Farbe, wie wenn sie mit dem Pinsel gemalt worden. Dieser beinahe unglaubliche Umstand ist von einigen hundert Personen schriftlich bescheinigt, und durch obrigkeitliche Beglaubigung auser allen Zweifel gestellt.

Nach der Zeitung, Echo de la Frontière, hat der Gärtner Dutemple, zu Valenciennes, im Nord-Departement, in diesem Jahre in seiner Weinpflanzung zwei vollständige Weinlesen gemacht, die erste im Juli, die andere im Oktober. Bei der ersten waren die Trauben ganz reif, weich und süß.

Bei der zweiten fand man sie, durch einige kalte Septembertage angegriffen, etwas grün, ziemlich hart und ungefähr von demselben Geschmack, wie in kalten Jahren. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, da in gewöhnlichen Jahren, wenn der Sommer nur einigermaßen anhaltend feucht oder kühl ist, die Trauben im Nord-Departement nicht ganz reif werden, weshalb man genöthigt ist, die Reben in Spalieren zu ziehen.

Zu Dünkirchen hat man von demselben Baum sogenannte Ludwigsbirnen erster Erndte zu Anfang Juli, und zweiter Erndte gegen Mitte Septembers gegessen. Die erste reife Birne dieser zweiten Erndte, wurde am 1. September gebrochen, während man die letzte der ersten Erndte den 26. Juli abgenommen. „Wir glauben nicht," sagt das Journal de Dunkerque, welches diese Thatsache anführt, „daß seit Menschengedenken ein solches Phänomen in unserer Gegend sich ereignet habe."

An vielen Orten sind früher einfache Blumen zum zweitenmale und zwar doppelt aufgeblühet. Sogar am Ufer des 10 Minuten im Umfang haltenden Sees auf dem großen Bernhardsberge, 40 Fuß unter dem Hospiz und 7640 Fuß überm Meere, der oft den ganzen Sommer über zugefroren bleibt, hat man im Späthjahr doppelte Veilchen gefunden, von denen das obere aus dem Kelche des andern emporgeschossen.

In dem Garten von Manderstone, einem Landgute des General-Lieutenants Sir W. Maitland, befindet sich in voller Kraft ein riesiger Aprikosenbaum, der 61 Fuß 9 Zoll hoch, 14 Fuß 7 Zoll dick, und an der Mauer, woran er gezogen ist, einen Raum von 893 Geviertfuß bedeckt. Er trägt jedes Jahr eine große Menge Früchte. Nach dem Caledonian Mercury hatte man den 12 August bereits 8810 vollkommen reife Aprikosen gepflückt. Es blieben damals noch 4800 am Baum, die nach und nach bis zum 18 August abgenommen werden sollten. Der Baum ist sehr schön, und 46 Jahr alt.

Inhalt des zehnten Theiles.

Seite

Ersteigung des Gipfels eines der berühmtesten Vulkane Amerika's - - - - - - - - - - - - - - - 3

Fortschritte und Entwickelung der Philosophie und metaphysischen Wissenschaften, seit Anfang des 19. Jahrhunderts. (Letzte Erörterung.) - - - - - - 28

Parlamentarische Statistik der französischen Pairs-Kammer - - - - - - - - - - - - - - - - - - 52

Abriß der Geschichte der Vereinstaaten Nordamerika's. (Erster Zeitraum. Erster Abschnitt.) - - - - - 71

Auszug eines Briefes des französischen Reisenden Poujoulat, über einen Theil Palestina's - - - - - 98

Vertheilung und Phänomene der drei Naturreiche auf dem Boden Großbritanniens. (Letzte Erörterung.) 107

Schiffbruch zweier französischen Bricks an der Küste von Algier, und Gefangenschaft ihrer Leute unter den Mauren - - - - - - - - - - - - - - - - 118

Der dramatischen Kunst befremdende Regeln und Eigenthümlichkeiten bei den Hindus. (Letzter Artikel.) 135

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich. - - - - - 161

Religiöse Possenspiele zu Neapel - - - - - - - - - 187

Graf Matuszewicz - - - - - - - - - - - - - - - 194

Entscheidende Besitznahme der Regentschaft Algier von Seiten der französischen Regierung - - - - - - 200

Menschen-Versteigerungen in der nordamerikanischen Union - - - - - - - - - - - - - - - - - - - 206

Galvanische Experimente, angestellt auf dem Körper eines Gehängten - - - - - - - - - - - - - - 217

Kritische Revüe - - - - - - - - - - - - - - - - 222

Mannigfaltigkeiten:

Sittlicher Zustand der Kolonie Neusüdwales - - - - 233

Auswanderungen aus Europa nach Nordamerika - - - 234

Ein sogenanntes Wunderkind - - - - - - - - - - 235

Betrügerei nach dem Tode - - - - - - - - - - - 236

Ausserordentliche Vegetations-Phänomene - - - - - 237

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neueſten Weltkunde“ erſcheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei ſolcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang beſteht alſo aus vier ſtarken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man ſich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 13 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlaſſen. Man abonnirt ſich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern in ganz Deutſchland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neueſten Weltkunde beſtehen darin, raſch, treu, wahr, unparteiiſch in ihren Rahmen Alles zu umfaſſen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges ſich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu ſtellen, was bei allen ziviliſirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Intereſſe erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt iſt unter folgenden Rubriken begriffen:

Philoſophie. — Moral. — Geſchichte im ausgedehnteſten Begriff. — Reiſen und geographiſche Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortſchritte der Ziviliſation — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft. — Statiſtik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen. — Naturgeſchichte. — Wiſſenſchaft in allen ihren Verzweigungen (Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Arzneikunde rc. rc.). — Biographien. — Literariſche Abhandlungen. — Ausländiſche Literatur. — Kunſt-Erzeugniſſe. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Eilfter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Vierter Band, zehnter bis zwölfter Theil.

Eilfter Theil.

Aarau 1834.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Europa's politische Bewegung seit den Juli-Ereignissen in Frankreich.

Erste Betrachtung.

Seit 1830, diesem gleich einem Schwert-Kometen drohenden Jahre; diesem Jahre, das alle Thronen umzustürzen, zu zertrümmern, zu vernichten bestimmt schien; durch das, dem Anschein nach, entweder alle Königreiche zerstückelt, alle Monarchien geschleift werden sollten von neu erstehenden Republiken, oder in welchem die älteren Freistaaten erliegen zu müssen bestimmt schienen, unter der Monarchien gemeinsamem Streben: — welches ist seit diesem 1830 unsers Erdtheils politischer und gesellschaftlicher Zustand gewesen?

Aufgeregt in seinen innersten Tiefen, beharret Europa in einer beispiellosen Lethargie. Von einem moralisch-hitzigen Nerven-Fieber verzehrt, das hier und da mit den Ausbrüchen einer bösartigen Gallen-Krankheit, an einigen Orten sogar mit diplomatischer Epilepsie, oder mit demagogischer Hirnwuth verbunden scheint, schmachtet es seit vier Jahren abwechselnd von Hitze und Frost gequält.

Siehe, seine Helden, seine Zeitungs-Demosthene am Pol des Statu quo sich wärmend, und im Sirokko des Riesenhauches der unaufhaltsam vorwärts dringenden Volksvernunft erstarrend! Siehe, seine Poli-

zei-Monaden, seine Intelligenz-Nachtwächter, seine unermüdlichen Versorger des großen politischen Augias-Refektoriums. — Wie Alles wimmelt und schafft, wie Alles sich gegenseitig über den Haufen rennt und verschlingt!

Köstlicher Anblick, herrliches Schauspiel, unvergleichliches Durcheinander! Als wenn die Menschheit ausdrücklich bestimmt wäre, von doktrinären Sangrados geschröpft, oder von radikalen Bombasten kurirt werden zu müssen....

Die innere, heftige Krankheit, die unsern Erdtheil verzehrt, statt durch vulkanische Zuckungen, durch ungestüme Ausbrüche sich zu beurkunden, wüthet nur im Verborgenen. Sie durchschleicht seine Eingeweide, verzehrt seine besten Lebenskräfte, schwächt ihn bis zu einem Grade, der alle weithin blickenden Intelligenzen für seine Zukunft besorgt macht.

Daß das Uebel vorhanden ist, weiß jedermann. Es ist keine sonderliche Scharfsicht erforderlich, es zu erkennen, es zu verspüren. Darum auch ist jedermann auf eine entsetzliche Katastrophe gefaßt. Man ahnet, man prophezeihet sie. Aber gerade dadurch, daß man auf allen Seiten ihretwegen ausserordentliche Vorkehrungen trifft, verhindert man sie.

In diesem sonderbaren Kampfe ist alle Welt benachrichtigt. Jeder ist auf seiner Huth. Alle Gauen Deutschlands, Frankreichs, Belgiens, Hollands, Italiens und der Schweiz (der pyrenäischen Halbinsel, des ungeheuern moskovitischen Zaaren-Reiches, der Türkei und der britischen Inseln nicht einmal zu gedenken, weil sie ausser den Marken Zentral-Europa's ligen) bevölkern sich mit Bayonetten.

Man füllt die Kriegs-Kaſſen, um möglichen Ereigniſſen die Spitze bieten zu können. Man zeigt dem Prinzipien-Gegner, obgleich noch nicht materieller Feind, eine unheilverkündende Stirn. Die Lunte brennt überall neben drohenden Feuerſchlünden, die jetzt Muth, Geſchicklichkeit und militäriſches Talent erſetzen. Wer heut zu Tage zweihundert Kanonen hat, iſt ſtärker und des Sieges gewiſſer, als wer nur hundert ins Feld ſtellen kann.

Der Armee Stärke iſt von keiner ſo großen Wichtigkeit mehr, als ſie es noch zu Napoleons Zeiten geweſen. Die Einnahme von Algier und von Antwerpen hat das zur Genüge bewieſen. Die Brandraketen, die Kolumbinen, die Kartätſchen, deren man ſich in den neueſten Zeiten bedient; die, ungeheure Vernichtungs-Maſſen fortſchleudernden, doch ſo leichten Mörſer, die man früher, als ſie noch ſo ſchwerfällig waren, nur zu langwierigen Belagerungen brauchte, und die jetzt in jeder Feldſchlacht die bedeutendſte Rolle ſpielen würden: alle dieſe Zerſtörungs-Werkzeuge veranlaſſen zu große Lücken in den dichtgedrängten Schlachtreihen, als daß man es unternehmen könnte, auf der Soldaten Tapferkeit allein ſich zu beruhen.

Wer es wagen wollte, mit Vier- oder Sechspfündern ins Feld zu ziehen, könnte im Voraus einer vollſtändigen Niederlage verſichert ſein. Die bei weitem größte Zahl der Feuerſchlünde, deren man ſich jetzt in den öſterreichiſchen, preuſſiſchen und franzöſiſchen Heeren bedient, beſteht beinahe durchgehends aus kurzen (3½ bis 4 Fuß langen), in Erz 3 bis 4

Zoll dicken 12, 16 und 24 Pfündern, die Kugeln von der Größe eines Menschenkopfs aufnehmen.

Die Artillerie hat nur die zur Fortschaffung des Geschützes und der Munitions-Wagen nothwendigen Pferde. Alles ist vereinfacht, auf das zweckmäßigste eingerichtet. Die Pulverkasten dienen als Sitze für die Kanonierer. Mit der größten Schnelle und Leichtigkeit fliegt die Artillerie von einer Höhe zur andern. Sie überflügelt den Marsch der Infanterie, und hat von Kavallerie nichts zu besorgen, da alle Kanonierer zugleich Scharfschützen sind, und die Pferde im Nothfall so lange in Respekt halten können, bis die Batterie anfgefahren ist.

Diese Einrichtung, dieser bewaffnete Friedens-Zustand ist in allen Monarchien Mittel-Europa's derselbe. Oesterreich und Preussen haben eine furchtbare Artillerie, Frankreich nicht minder. Die beiden ersten, selbst ohne den Beistand der übrigen deutschen Bundes-Mächte, können 1500 Feuerschlünde, von jedem Kaliber, ins Feld stellen. Frankreich hat deren ebenfalls tausend bereit. Jede dieser Mächte weiß das; jede kennt ihre Stärke. Aber auch die der andern Mächte.

Darum reichen sie sich einander eine diplomatische Hand. Sie unterhandeln mit Würde, mit Gelassenheit. Alle die großen seit vier Jahren getroffenen Vorbereitungen und Zurüstungen haben keinen andern Zweck, als des Friedens Erhaltung, auf die unter den gegenwärtigen Umständen allein mögliche Weise zu sichern. Der wirkliche Staatsmann begreift das sehr wohl. Gewisse Politikomanen begreifen es

nicht. Die gaffende Menge ſperrt den Mund auf und wundert ſich.

„Das alſo iſt der Zweck, das Ziel einer ſo gewaltigen Aufregung?“ ſagt ſie. „Ungeheure ſtehende Armeen, und eine ſolche Erſtarrung? Ueberall mit Eifer, mit einer krankhaften Heftigkeit ſich berathende Geſetzgebungen, und ſo geringfügige Ergebniſſe? Ueberall Verlangen, Drang, fieberiſches Streben nach Freiheit, und in allen Ländern politiſche Miſſionäre, die ihre Freiheits-Predigten im Kerker abbüßen?

„Wie ſonderbar; welche auffallende Anomalie. In den Ländern, wo die Preſſe unabhängig iſt, werden ihre Vergehen ſo ſtreng beſtraft, daß ihre Unabhängigkeit ſelbſt für ſie eine Plage iſt. Wo der demokratiſche Geiſt mit dem größten Ungeſtüm ſich geltend zu machen ſucht, wie in Frankreich und England, ja ſelbſt in einigen Kantonen der Schweiz, ſtellen ſich den „Radikalen“ unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Haben ſich ihre Kräfte auch vermehrt, hat die Macht ihrer Gegner dennoch in einem noch größeren Verhältniſſe zugenommen. Sie glaubten ohne große Mühe den Sieg zu gewinnen, und kaum daß man ihnen hier und da das Vergnügen eines unbedeutenden Scharmützels zugeſteht.“ —

Richtigkeit, Erſchlaffung, Letbargie, Entmuthigung ſagt Ihr?... Wir glauben nicht, daß eine ſolche Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes Europa's richtig und vernunftgemäß ſei? Eure Geringſchätzung, glaubt mir das, wird das große politiſch-geſellſchaftliche Räthſel nicht löſen. Man muß die verwickelte Angelegenheit aus einem höheren, aus einem von Partei-Intereſſe gänzlich geſondertem Ge-

sichtspunkte betrachten, um sie wahrhaft beurtheilen zu können.

Der große Kampf der Unumschränktheit und der Freisinnigkeit, oder mit andern Worten, des Absolutismus und des Liberalismus, schreibt sich nicht von „gestern" her. Seit länger als einem halben Jahrhundert geben und empfangen die Parteien, in gegenseitigem Austausch, eben so starke als eindringliche Lektionen.

Es gibt nicht ein Interesse, das nicht darauf hingestrebt, sich Eingang zu verschaffen, Raum zu gewinnen, sich zu befestigen. Einige Parteien, der Vergangenheit mannigfache Lehren benutzend, haben sich der innern Mängel und Verstöße entledigt, die ihre Existenz kompromittirten, oder ihre freie Bewegung hemmten. Andere haben ihren Gegnern Grundsätze der Stärke, der Erneuerung entlehnt.

Es ergibt sich aus diesem allgemeinen Streben, aus dieser gewaltsamen Spannung aller Fibern, daß alle Thatkräfte auf eine fast gleichmäßige Weise und bis zu einem Grade sich entwickelt haben, der weder Sieg noch Niederlage vergönnt.

Einige haben sich verstärkt, unter dem Anhauche des möglich erachteten Entsetzens, der Erneuerung jener blutigen Szenen, welche die französische Staats-Umwälzung von 1789 entehrt. Furcht hat sie neu gestählt. Ihrer Selbst-Erhaltung Bedürfniß hat sie genöthigt, alle irgend nützlichscheinende Hilfe an sich zu ziehen. Sie haben sogar friedlichen Doktrinen Elemente zu ihrer Vertheidigung entnommen.

Diejenigen europäischen Interessen, welche seit

einigen Jahren ſich am meiſten bedrohet geſehen, haben ſich auch am eifrigſten bemühet, ſich zu verſtärken.

Unter Karl X ſchien die römiſch-katholiſche Kirche unabläſſig darauf hinzuſtreben, der weltlichen Macht ſich zu verſichern. Sogleich wurde ſie durch einen freiſinnigen Aufſtand zurückgeſtoßen.

Die Demagogie, nach den Juli-Barrikaden, richtete ihre Angriffe ſchon gegen das Eigenthum. Der träge, tiefentartete Pöbel, unter der Leitung einiger Advokaten und einiger Studenten, theilte ſchon vorläufig unter ſich die Häuſer und Grundbeſitzungen der Bemittelten *). Folge davon war, daß das Eigenthum, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, durchaus bürgerlich, aber hartnäckig und unbeugſam, wie „perſönliches Intereſſe“ immer iſt, ſich erhob.

Die Tory-Partei in England, hat ſeit der Parlaments-Reform, vorzüglich ſeit der letzten Neugeſtaltung des reformirenden Miniſteriums, eine innere Kraft gewonnen, wie man ſeit einem Jahrhundert ſie an ihr nicht bemerkt. Das vor Kurzem noch unterdrückte Irland iſt nicht mehr blos drohend, es iſt ſelbſt wahrhaft gefährlich geworden. Sein Streben

*) So unglaublich dieſe Angabe auch ſcheinen mag, ſo wahr iſt ſie dennoch. Man hat in andern Ländern keinen Begriff, wie weit die Habgier, die räuberiſche Verworfenheit der unterſten Stände in Frankreich gegen Mitte 1833 bereits geſtiegen war. Wir haben mit eigenen Ohren gehört, wie eine Bande arbeitsſcheuer Tagdiebe, vor einer Reihe anſtändiger Häuſer verweilend, derſelben künftigen Beſitz diskutirt, und zwar, mit Bezug auf derſelben jetzige Eigenthümer, in Worten und Redewendungen, die dem entſetzlichen Zeitpunkt von 1793 entlehnt ſchienen.

hat anderseits die immer schwächer werdende Kraft des protestantischen Interesses neu belebt.

Man beobachte jetzt alle diese feindselig gegen einander gesinnten Gruppen, unaufhörlich beschäftigt, gleichförmige Waffen zu schmieden, um nicht einen Zoll breit zurückzubleiben; sich bekämpfend, ohne einen entscheidenden Sieg erzielen zu können; beständig das Eisen kreuzend, ohne sich tödlich zu verwunden; des Gegners Streitkräfte berechnend, um sich gleichmäßige Hilfsmittel zuzusichern....

In einem größern Maßstabe dasselbe Schauspiel. Die kleinen Mächte allein sind unterlegen. Wie jene Sterne, die genöthigt sind, der anziehenden Kraft der großen benachbarten Planeten zu folgen, haben sie, gern oder ungern, Monarchien oder Republiken (der Name thut zur Sache nichts) dem System sich anneigen müssen, das sie sonst verschlungen, vernichtet haben würde.

So hat die Juli-Revolution den König der Niederlande, der zu hartnäckig ihrem Einflusse widerstreben wollte, die größte Hälfte seiner Staaten entrissen. So hat Rußlands überlegene Macht das republikanische Streben Polens erstickt, und den Freistaat Krakau, der an diesem Streben thätigen Antheil genommen, unter Vormundschaft der drei großen ihn begrenzenden Mächte gestellt.

Die zum Kampf bereiten, in steter Rüstung beharrenden Streitkräfte Europa's, bieten sich solchergestalt gegenseitig Schach. Die Schätze füllen sich nur in Erwartung, in der täuschenden Voraussetzung eines nahe bevorstehenden Krieges, der nicht stattfinden wird, der nicht stattfinden kann.

Dieſe Rüſtungen, dieſe Schlagfertigkeit haben allgemeine Beſorgniſſe erzeugt, die als Ergebniß dem erprobteſten Muthe gleichkommen. Geſtehen muß man auf jeden Fall, daß der Zuſtand, in welchem Europa gegenwärtig ſich befindet, worin es vielleicht noch ein oder zwei Jahre beharren kann, einer der ſonderbarſten, der merkwürdigſten iſt, dem unſer Erdtheil je ausgeſetzt geweſen.

Die wirkliche, die geheime Bewegung, die der Staaten Schickſal beſtimmt, iſt nicht die ihrer „Leidenſchaften,“ ſondern die ihrer Intereſſen.

Erklären wir uns deutlicher. Es gibt in dem Leben der Völker, wie in dem der Individuen, einen materiellen und poſitiven Theil, der über alles andere endlich die Oberhand behält; ein Bedürfniß der Erhaltung, der Vermehrung ihres wirklichen Wohlergehens, ihrer Vergrößerung, das früher oder ſpäter über jeden Enthuſiasmus, über jeden Fanatismus, über alle Vorurtheile triumphirt.

Man denke ſich ein Individuum, bei dem Leidenſchaft mit Intereſſe kämpft; das von zwei entgegengeſetzten Anregungen bewegt wird. „Es unterligt, wenn die Leidenſchaft obſiegend bleibt; während, wenn das Intereſſe triumphirt, mit einem ſichern materiellen Gewinn, immer eine gewiſſe von Selbſtſucht unzertrennliche, Geringſchätzung verbunden iſt.“

Ein Individuum iſt ein Volk; ein Volk iſt ein Individuum.

Während der franzöſiſchen Staats-Umwälzung wurde das materielle Intereſſe Frankreichs nothwendigerweiſe der beherrſchenden Leidenſchaft aufgeopfert und mit Füßen getreten. Blut floß ſtromweis. Die

Schlösser wurden niedergebrannt. Die permanente Guillotine stand auf allen Plätzen. Sie wurde von reisenden Henkern von Dorf zu Dorf gebracht, um die Verurtheilten desto schneller expediren zu können, und keinerlei Hinderniß im Kopf-Abschlagen zu finden *). In den Flüssen stießen sich die Opfer der berüchtigten Noyaden. Was war die Folge davon? Elend, Bankerott, Hungersnoth auf allen Seiten.

Bonaparte, der gleich einem Richter nach des Erblassers Tode, der Gerechtigkeit Siegel auf die Revolution drückte; der, indem er sie fortsetzte, zu ihrem Universal-Erben sich erklärte, mähete die Generationen mit noch weniger Schonung und Erbarmen, als Robespierre selbst.

Wenig kümmerte man sich darum. Es handelte sich um eine große Leidenschaft, um eine jener Leidenschaften, welche die Völker urplötzlich ergreifen, sie bewegen, sie durchschütteln und erneuern. Es war darum zu thun, mächtig zu sein, und dem ganzen

*) Ein gewisser Schneider, katholischer Priester aus Würtemberg, der 1791 nach Frankreich gekommen war, um sich um eine konstitutionelle Pfarre zu bewerben, fand das Amt eines Ober-Scharfrichters viel einträglicher, und reisete mit seiner Guillotine im ganzen Elsaß herum. Man berechnet, daß er während seinem letzten Ausfluge im J. 1793, der nur sechs Wochen dauerte, nicht weniger als 132 Personen habe hinrichten lassen. Als er nach Straßburg zurückkehrte, hielt er seinen Einzug in einer mit 6 Schimmeln bespannten offenen Kutsche, seine Maitresse neben sich. Dieser Anmaßlichkeit wegen wurde er auf seiner eigenen Guillotine ausgestellt, und 3 Stunden dem Gespött des Pöbels Preis gegeben. Man schickte ihn sodann nach Paris, wo er mit einer Fournée von 80 andern hingerichtet wurde.

Europa Trotz zu bieten. Man wollte ſeine Stärke zeigen und ſeinem Stolze einen Triumph zuwenden.

Fragt man, was Frankreich war? — Es waren 25 Millionen Menſchen, die ihre Sklaven-Feſſeln zerbrochen. Ihr erſter Sieg hatte ſie berauſcht. Ihr Selbſt-Vertrauen kannte keine Schranken mehr.

Man muß es geſtehen: die Sache war ſchön. Sie war um ſo ſchöner, da ſeit dem weit vorgerückten Alter Ludwigs XIV, Frankreich gewiſſermaßen zermalmt worden; da man ſeinen Ruhm erſtickt, ſeine Macht herabgewürdigt hatte.

Adel und Herrlichkeit hatten ihre Zeit gemacht. Alles was die edeln Raſſen an Saft und Kraft beſeſſen, was dem Vaterlande zum Nutzen und zur Ehre gereichen konnte: ſie hatten es ihm dargebracht. Die Reihe war jetzt an den Bürgerſtand (der Roture), an den Inſaſſen (den ſogenannten Manans), Wall und Schirm des einer Neugeſtaltung ſo ſehr benöthigten Frankreichs zu werden.

Es war alſo in dieſer Beziehung etwas beinahe voraus beſtimmtes, etwas unumgänglich nothwendiges in der vorgedachten Bewegung. Sie ereignete ſich nicht blos, weil es um Freiheit zu thun war, ſondern weil die zur Unternehmung erforderlichen Kräfte ſich das Gleichgewicht hielten; weil, indem man das augenblickliche Intereſſe der Leidenſchaft des Augenblicks aufopferte, indem man Gold und Blut der Bürger ohne Schonung vergeudete, indem man Städte verwüſtete, Erndten verheerte, Blutgerüſte aufſchlug, — man einem Ziele zuſchritt, das man auf jeden Fall erreichen mußte, und das Erneuerung, Vergrößerung, vollkommene Umgeſtaltung Frankreichs war.

Das ist des Räthsels Lösungswort. Wer dem Vordringen dieser so fürchterlichen Revolution sich entgegenstellte, hatte den Anschein, die Menschheit zu vertheidigen; doch in Wirklichkeit schadete er ihr.

Sagen wir mehr noch — und wir fühlen selbst, wie sonderbar diese Behauptung klingt — daß bei einigen wilden oder fanatischen Menschen, welche dieser Katastrophe Werkzeuge waren, schon damals ein schwankendes Vorgefühl der künftigen Vortheile war, welche die große Umwälzung ihrem Vaterlande darbieten sollte.

Man glaube deshalb nicht, daß wir diese blinden, schrecklichen Werkzeuge auf die entfernteste Weise zu entschuldigen gesonnen seien. Das Feuer, das ganze Wälder und Erndten niederbrennt, das die Erde, welche es mit Asche bedeckt, fruchtbar macht, ist nichts desto weniger ein entsetzliches Unheil.

Wie in dieser Krisis-Epoche die Zivilisation, mit Sturm und Ungewitter, unter Gewaltthätigkeiten jeder Art, sich Bahn brach, so bedarf die Zivilisation jetzt, um vorwärtsschreitend zu bleiben und nützlich zu sein, des Friedens und der Ruhe.

Die alleinigen Nationen, welche in den letzten Jahren zurückgeblieben, sind die, welche „Krieg" gewollt. Man sehe was Portugal, was Spanien, was Holland dadurch gewonnen haben? Vergessen wir auch das unglückliche Polen nicht, dessen nutzlos verschwendeten Heldenmuth man beklagen muß, obgleich bei so gewagtem, bei so ungleichem Spiel, sein trauriges Schicksal sich leicht voraussehen lies.

Befremdend genug, alle Welt während der französischen Revolution hätte geglaubt, daß es keine mög-

liche Zukunft für die Völker gebe, als im Frieden*); und doch war Krieg durchaus nothwendig. Es bedurfte der Scharfſicht eines J. J. Rouſſeau, eines Montesquieu, um die noch fernen Anzeichen des großen Kataklysmus zu gewahren.

Seit den Juli-Ereigniſſen dagegen glaubt alle Welt, daß man auf einem Vulkan ſich befindet, und daß der Feuerberg in Kurzem ſeinen Ausbruch haben muß, weil er zu viel kochende Lawa, zu viel konvulſiviſche Elemente in ſich birgt. Es iſt eine immerwährende ängſtliche Erwartung, ein beſtändiges Schweben und Schwanken der Hoffnung für die Einen, der Furcht für die Andern.

Auf beiden Seiten täuſcht man ſich. Man vergißt, daß die Ereigniſſe im Juli 1830 in Frankreich keine vollſtändige Staats-Umwälzung, ſondern nur eine verwaltende, oder wenn man will eine dynaſtiſche Reform konſtituiren.

Ein Adminiſtrations- und unter gewiſſen Umſtänden ein Dynaſtie-Wechſel ſelbſt, iſt keine Revolution. In Schweden wird Guſtaf Adolph IV abgeſetzt, ſeine Nachkommenſchaft wird von der Erbfolge ausgeſchloſſen, und ein franzöſiſcher General, Bernadotte, wird auf den Thron berufen. Niemand ſpricht demungeachtet von einer ſchwediſchen Revolu-

*) Dieſer Glaube war ſo allgemein, daß man in Frankreich, in Deutſchland, in der Schweiz, überall vorausſetzte, Robespierre ſei des Krieges (der damals kaum begonnen) alleiniger Urheber. Daher die vielen Kupferſtiche und Holzſchnitte, ſeine Hinrichtung vorſtellend, mit dem als Unterſchrift beigefügten Stoßſeufzer:

„Robespierre iſt endlich tod.
Schenk jetzt den Frieden, o lieber Gott.“

tion. Und in der That, was ist durch diesen Personen-Wechsel im Staate umgewälzt worden? Er bewahrte seine frühern Institutionen; er veränderte die Verwaltung allein, welche mit derselben Bewachung und Ausübung beauftragt war.

In der iberischen Halbinsel dagegen veranlaßte Napoleon, durch den Vertrag von Bayonne, der das Haus Bourbon des Thronrechts beraubte, und das Haus Bonaparte als neuen Regentenstamm einsetzte, eine wirkliche Staatsumwälzung. Alles gewann dadurch eine andere Gestalt. Institutionen, Gesetze, Gebräuche, Politik und Volks-Karakter.

Jede gewaltsame Institutionen-Veränderung also: das ist eine Revolution. Daß Ludwig Philipp statt dem Herzog von Bordeaux den französischen Thron bestiegen, macht eine solche nicht.

Hätte man 1830, mit dem ältesten Bourbonen-Zweige, zugleich die seit 1814 bestehende Staats-Verfassung abgeschafft; hätte man die monarchische Form beseitigt und die Republik proklamirt; hätte man alle Institutionen dieses großen Landes umgestaltet und seiner Politik eine andere Richtung, als die bis dahin verfolgte, angewiesen; dann, erst dann würde man mit Recht die Juli-Begebenheiten eine Revolution haben nennen können. Bis auf den heutigen Tag aber haben sie nichts veranlaßt, als eine Verwaltungs-Reform.

Eine Revolution in Frankreich würde erst dann stattfinden, wenn die politische Propaganda in ihm die Oberhand gewänne; wenn sie, mit oder ohne Hilfe der gegenwärtigen Dynastie, der Mehrheit der Nation zum Trotz, eine andere Regierungsform, als die monarchisch-erbliche, einzuführen sich bemühete; wenn

ſie des Landes Inſtitutionen mit Heftigkeit, mit Gewalt veränderte; wenn ſie ihren politiſchen Grundſätzen auch in andern Ländern Eingang zu verſchaffen ſich beſtrebte, wie es zu Ende des vorigen Jahrhunderts geſchehen.

Die Zukunft der auf allen Seiten zum Kriege bewaffneten Völker iſt im Frieden, und im Frieden allein. Nur um dieſen Preis ſind dem Schickſal der Ziviliſation Fortſchritte feil. Wenn früher bei denſelben Nationen, die im Frieden fortſchlummern zu können vermeinten, des Krieges und der Umwälzungen Greuel und Stürme nothwendig waren zu ihrer gewaltſamen Erweckung, findet jetzt das abſolute Gegentheil ſtatt.

Man entnimmt aus dieſer einfachen Erklärung, wie oft der politiſche Anſchein mit der politiſchen Wirklichkeit im Widerſpruch ſteht; wie oft jener dieſem geradezu entgegengeſetzt iſt. Die Strömung, welche am meiſten in die Augen fällt, welche am meiſten des großen Haufens alltägliche Intelligenz betrifft, geht vom Nord nach Süd. Aber weiß man denn nicht, daß unter jener eine andere nicht minder ſtarke und mächtige Strömung unaufhaltſam vom Morgen gegen Abend dringt?....

Man wird jetzt ſehr wohl begreifen, wie intereſſant und wichtig es ſein kann, nach dieſem Grundſatze die wirkliche und die anſcheinende Bewegung der verſchiedenen Mächte Europas zu vergleichen. Wir wollen dieſe moraliſch-politiſche, oder vielmehr dieſe „pſychologiſch-politiſche“ Parallele einer zweiten Betrachtung vorbehalten.

Ludwig XVII, Herzog von Normandie, eines Komplotts zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung Frankreichs wegen, verurtheilt.

Während dem Kaiserthum und der Restauration, ja schon unter dem Direktorium und dem Konsulat traten falsche Ludwige XVII auf, die bald mehr, bald weniger Aufsehen erregten, theils als Wahnsinnige, theils als Beutelschneider behandelt, und nach einigen Monaten vergessen wurden.

Wer hätte nun denken sollen, daß nach dem Müllerknecht Mathias Brüneau, auf den Béranger sein bekanntes Lied: Prince de Navarre, prince — faites nous des sabots... gemacht, eine abermalige Auflage dieser abgenutzten Mähr, in der Person eines achten oder neunten Herzogs von Normandie, erscheinen werde?

Ein Prozeß, der in den letzten Oktober- und in den ersten Novembertagen d. J. vor den Assisen des Seine-Departements zu Paris verhandelt worden, gibt uns davon den Beweis. Indessen war der Angeklagte nicht vor Gericht beschieden, weil er sich fälschlich die Namen Ludwig XVII und Herzog von Normandie beigelegt, sondern weil er, mit Hülfe dieser Namen und anderer erdichteter Vorspiegelungen, gewisser Betrügereien sich schuldig gemacht; weil er einen vollständigen Plan zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung in Frankreich, zur Ermordung des Königs Ludwig Philipp, und seiner ganzen Familie, entworfen; weil er eine geheime Presse gehabt, um auf derselben unerlaubte Schriften zu drucken; weil er sich verbotener Waffen, falscher Siegel und Stempel ꝛc. bedient.

Der Angeklagte, der in jedem seiner Aufenthaltsorte unter einem andern Namen sich bezeichnet, jedoch überall auf eine geheimnißvolle Weise angedeutet, daß er eine Person von sehr hohem Stande, daß er niemand anders, als der rechtmäßige Sohn Ludwigs XVI sei, nannte sich, kurz vor seiner Verhaftung, Baron von Richemont. Er ist 46 Jahr alt. Sein Gesicht, das keinen besondern Ausdruck hat, verräth in nichts seine vorgebliche Verwandschaft mit der Familie Bourbon, deren Mitglieder im Allgemeinen durch ihre Gesichtszüge auf eine überraschende Weise, und durch eine auffallende Familien-Aehnlichkeit sich auszeichnen.

Auf die an ihn gerichtete Frage des Präsidenten Bryon, nach seinem Namen und Stand, entgegnete er.

„Die ausserordentliche Bewegung in allen Ministerien, die unaufhörlichen Arbeiten des Telegraphen, das große Aufsehen, welches die gegenwärtige Verhandlung erregt, sagen Ihnen zur Genüge, wer und was ich bin.“

Auf alle übrigen, während drei Stunden an ihn gerichteten Fragen, war ihm keine Antwort abzugewinnen. Um dies sonderbare Individuum etwas näher kennen zu lernen, theilen wir einen gedrängten Auszug aus der Anklagsakte mit.

Schon vor Ausbruch der Revolution von 1830 hatte ein Mann, der sich Ethelbert Ludwig Hektor Alfred Baron von Richemont nannte, behauptet, er sei Ludwig XVII, Herzog von Normandie, Sohn Ludwigs XVI. Als solcher hatte er in den Jahren 1828 und 1829 mehrere Bittschriften an beide Kammern gerichtet. Er verlangte dadurch die Anerkennung

seiner Rechte, und bezog sich auf ein Schreiben aus Luxemburg, vom 6. Januar 1826, worin er die Gültigkeit seiner Ansprüche auf das Klarste bewiesen haben wollte.

Nach den Juli-Ereignissen protestirte er gegen Ludwig Philipps Thronbesteigung, in zwei, „Herzog von Normandie," unterzeichneten Kreisschreiben. Bald nachher gab er seine Denkschriften und mehrere andere aufwieglerische Abhandlungen, in Betreff seines angeblichen Erbrechts, heraus. Er veränderte sehr oft seinen Wohnort und seinen Namen. In Paris nannte er sich Hebert, oder Pictet, oder Baron von Richemont *). In Lyon hieß er Legras, oder Graf von St. Julien. Vielen Personen war er auch unter dem Namen Oberst Lemaistre bekannt.

Er hatte anfänglich die Absicht, als Sohn Ludwigs XVI um seine gerichtliche Anerkennung sich zu bewerben. Aber überzeugt, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichen könne, beschloß er, hinfort zu komplottiren, weshalb er zu Lyon und Paris so viel Anhänger als möglich für sich zu gewinnen bemühet war. Auf solche Weise hatte er schon 1831 mehrere Mißvergnügte angeworben, und Geld unter sie vertheilt. Von Lyon begab er sich, als sein erster Versuch mißlungen war, nach dem Schlosse Lafreta, in der Nähe dieser Stadt, sodann nach den Eisenwerken von Pérandez, und überall verbreitete sich, gleich nach seiner Ankunft, das Gerücht, daß Ludwig XVII in der Gegend sich befinde.

*) Diese Zusammenstellung von Pictet und Richemont läßt vermuthen, daß der Angeklagte seinen Namen der Genfer Familie Pictet von Rochemont entlehnt.

Man hat bei ihm einen sehr bedeutenden Briefwechsel in geheimen Ziffern gefunden. Man liest in dem mit Nro. 235 bezeichneten Briefe vom März 1833: „Wenn Sie Gründe zur Genüge haben, um das Ungeheuer zu verabscheuen, das den Thron besudelt, habe ich deren noch viel durchgreifendere. Der feige Bösewicht hat alle Völker verrathen. Den Harpien ähnlich, hat er Alles verpestet. Geräth dies Ungeheuer je in meine Hände, werde ich nicht einen Augenblick anstehen, seinen verruchten Kopf auf dem Blutgerüst rollen zu lassen, nachdem man dieselbe Operation mit seiner ganzen Nachgeburt vorgenommen. Das ist mein letztes Wort. Meine Leute werden ungeduldig. Sie wollen handeln. Ich thue was ich kann, um sie zurückzuhalten. Wir sind bereit, und jeden Augenblick auf das zu gebende Zeichen gefaßt.“

Bei einer am 13. Mai d. J. bei Asselin, einem seiner Helfershelfer, vorgenommenen Haussuchung, wurden mehrere aufrührerische Schriften entdeckt. In einem, mit Nro. 243 bezeichneten Briefe, las man: „Alles ist bereit. Man beabsichtigt einen Aufstand (une levée de boucliers) in Lyon zu bewerkstelligen, und nach Paris zu marschieren, um den dortigen Brüdern beizustehen. Sie werden kein anderes Haupt anerkennen, als welches ihnen hinlängliche Sicherung darbieten wird. Unter dieser Beziehung habe ich beinahe die volle Gewißheit, nicht zurückgestoßen zu werden, und zwar mit um so größerer Zuversicht, da meine Grundsätze bekannt sind. Nicht minder wichtig in ihren Augen ist es, daß ich nicht meines Gleichen habe. Meine Leute wirken nachdrücklich, und versäumen keine Gelegenheit.“

Mehrere dieser Briefe sind unterzeichnet: „Herzog von Normandie.“ Man hat auch ein Taschenbuch entdeckt, worin der Angeklagte mit hieroglyphischen Zeichen, alles einschrieb, was er that. Nächst einem Lilien-Stempel hatte er auch einen solchen mit dem napoleonischen Adler, indem er dadurch die Anhänger des Kaiserthums für sich zu gewinnen hoffte. Das von ihm angesponnene Komplott sollte an den Juli-Jahrestagen 1833 ausbrechen. Das Taschenbuch lieferte dazu den Beweis. Einer seiner Agenten, Boucher Lemaître, Offizier in der Nationalgarde, wurde am 28. Juli, während der Revüe, verhaftet. Man fand in seiner Behausung eine Menge Druckschriften, die sich alle auf den angeblichen Herzog von Normandie und dessen Pläne bezogen, nebst mehreren Siegeln und Stempeln, theils mit Lilien, theils mit dem Adler.

Aus allen diesen Umständen ergeben sich für die Anklage folgende Punkte: Komplott gegen das Leben des Königs und gegen die Sicherheit des Staats; mehrere Preßvergehen, und Aufwiegelungs-Versuche mit Hülfe der Presse; geheime Buchdruckerei; Besitz verbotener Waffen; vier verübte Betrügereien.

Unter den aufwieglerischen Schriften, welche der Angeklagte bekannt gemacht und verbreitet, zeichnet sich besonders die aus, betitelt: „Juli-Frankreich lies, beurtheile und handle, wenn du kannst ꝛc.“ Man las darin folgenden, dem König Ludwig Philipp zugeschriebenen Vertrag, den er angeblich mit dem heiligen Bunde abgeschlossen:

„Garantirung aller Besitzungen Ludwig Philipps in und ausser Frankreich; all' seines beweglichen und unbeweglichen Eigenthums, in demselben Zustande,

wie es in dem Augenblicke seiner Abdankung, für sich und seine Familie, zu Gunsten des ältesten Bourbons-Zweiges, sich befinden werde. Unmittelbare Wieder-Erhebung dieses ältesten Zweiges auf den französischen Thron. Lebenslängliche Ausbezahlung einer jährlichen Summe von zwei Millionen Franken (933,333 fl. 20 kr. rh.) an Ludwig Philipp. Zerstückelung Frankreichs oder Beschränkung seiner Ausdehnung auf folgende Weise: Abtretung von Elsaß und Lothringen an Oesterreich; von franche Comté und eines Theils von Burgund an Preußen; von Belgien, Flandern und eines Theils der Picardie an Holland; von Dauphiné und Provence an Sardinien; von Roussillon, Foix, Béarn und Gascogne an Spanien; von Bretagne, Normandie, Picardie und Artois an England ꝛc. ꝛc."

Dieser alleinige Entwurf kann einen genügenden Begriff von dem Geistes-Vermögen des angeblichen Ludwig XVII und seiner Anhänger geben. Diese letztern, welche als Mitangeklagte auftraten, waren: Boucher Lemaître, 40 Jahr alt, Noten-Linierer; Lorenz Asselin, 50 Jahr alt, Landwirth; Niklaus Colliard, 57 Jahr alt, Schreiber.

Wie gesagt antwortete der Hauptangeklagte während der ersten Audienz, am 30. Oktober, auf alle während drei Stunden an ihn gerichteten Fragen nicht ein Wort. Erst als ihm sein Taschenbuch vorgehalten wurde, erklärte er, daß Vieles darin verändert und zugefügt worden. Auf alle ferneren Fragen beharrte er bei seinem Schweigen, und sprach nur, wenn es um Aufklärung eines materiellen Umstandes zu thun war. Er weigerte sich, irgend eine Erklärung

über seine politischen Entwürfe, deren in allen seinen Briefen und auf allen Seiten seines Taschenbuchs gedacht wird, zu geben.

Unter den Zeugen sagte der Schriftsteller Andryane, daß, während er als Staatsgefangener in dem Gefängniß S. Margaretha, in Mailand, sich befunden habe, er einen gewissen Bourdon oder Bourdone gesehen, der sich für den Herzog von Normandie ausgegeben, der ihm jedoch keine Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Angeklagten zu haben scheine.

Seinerseits behauptete dieser letzte, daß er wirklich, auf Verwenden der französischen Regierung, im J. 1825 in S. Margaretha eingesperrt worden, wo er unter dem Namen Bourbon und nicht Bourdone bekannt war, und wo er Andryanes Bekanntschaft gemacht haben will. Er behauptet, daß man ihn mit großer Achtung behandelt, und daß Silvio Pellico und Wit seiner erwähnen. Andryane meint, daß der angebliche Herzog von Normandie seines Erachtens gerade diesen Schriften alles entnommen, was er über das Gefangenhaus S. Margaretha zu wissen scheint.

Der zweite Zeuge, Namens Lasne, ehemaliger Gefangenwärter im Tempel zu Paris, sagt aus, daß der Angeklagte vor einiger Zeit in Gesellschaft eines andern Individuums zu ihm gekommen; daß er mit ihm von dem Dauphin (Ludwig XVII), der seiner Obhuth anvertraut gewesen, gesprochen, und ihn, der vollkommen vom Gegentheil überzeugt sei, versichert habe, daß der Prinz von einem hölzernen Pferde aus dem Tempel gebracht worden, während er doch in seinen Armen den Geist aufgegeben habe.

„Der Sohn Capets," sagte Lasne, „war drei

Monate krank, bevor er starb. Er war sehr ernsthaft, zurückhaltend, und sprach äusserst wenig. Aber was er sagte, zeugte von vielem Verstande und scharfer Urtheilskraft. Er wollte nie eine Speise genießen, oder eine Arznei nehmen, wenn ich nicht zuvor davon gekostet."

„Der Wärter, ein gewisser Laurent, dem man ihn vor mir anvertrauet, hatte den armen Knaben gänzlich vernachläßigt. Ohne ihn zu prügeln, oder ihn sonst zu mißhandeln, sorgte er weder für seine Reinlichkeit, noch für seine Verpflegung. Er brachte ihm sein Essen, stellte es auf den Ofen, und entfernte sich, indem er sorgsam die Thür verschloß, ohne sich weiter um seinen Pflegbefohlenen zu bekümmern."

„Dieser, der vergiftet zu werden besorgte, aß gewöhnlich nichts als trockenes Brot. So war es kein Wunder, daß er krank werden mußte. Sein Leib war angeschwollen, und sein Zustand im höchsten Grade kläglich, als ich im Fructidor des Jahres drei zu seinem Wärter ernannt wurde. Ich hielt ihn reinlich und gab ihm besseres Essen. Von Zeit zu Zeit ging ich mit ihm auf dem Vorplatz spazieren."

„Des Prinzen erster Arzt war Dessault. Er hatte den Kranken noch nicht acht Tage behandelt, als er plötzlich vom Schlag gerührt wurde. Die Konvention ersetzte den Verstorbenen durch Pelletan und Petit-Mengin, die in Allem Dessaults Verfahren fortsetzten. Demungeachtet verschlimmerte sich des Knaben Zustand zusehends, und nach Verlauf von drei Monaten hatte ich das Leidwesen, ihn auf diesem meinem linken Arm sterben zu sehen."

Präsident. War es möglich, bis zu dem Prinzen zu gelangen?

Lasne. Niemand durfte zu ihm gelassen werden ohne einen ausdrücklichen Befehl, ausgestellt von einem der Volks-Vertreter. Man mußte mehrere Höfe durchschreiten und bis zum dritten Stock des Thurms hinansteigen. Das Zimmer hatte eine starke, mit einem kleinen Eisengitter versehene Thür, und wurde nur nach Vorzeigung des Befehls geöffnet. Wir hatten 30 Mann Wache, mehrere Thürschließer, Gefangenwärter und 17 Dienstboten.

Präsident. Man behauptet, daß der Dauphin in einem Pferde von Holz oder Karton fortgeschafft worden.

Lasne. Das ist grundfalsch. Ich habe nichts als die reinste Wahrheit gesagt. Der Prinz ist gestorben, in meinen Armen gestorben. Ich habe seinen Leichnam seziren sehen, und habe mich erst nach seiner Beerdigung entfernt.

Piston, Richemonts Advokat. Kannten Sie ihn schon früher?

Lasne. Ja, ich habe ihn mehrmals in den Tuilerien gesehen, wenn ich als Hauptmann in der Nationalgarde dort die Wache hatte. Ich habe ihn damals oft in seinen kleinen Garten begleitet, und mich mit ihm unterhalten. Er erkannte mich ebenfalls, als ich ihm sagte, daß mich die Regierung zu seinem Wärter ernannt.

In der Audienz am 31. Oktober trat ein Mann auf, der sich Morel de St. Didier nannte, Eigenthümer zu sein, nnd im S. Marien-Durchgang No. 7 zu wohnen vorgab. Der wirkliche rechtmäßige Herzog

von Normandie, Karl Ludwig von Bourbon, sagte er, schicke ihn, um eine Protestation einzulegen gegen ein Individuum, das sich fälschlich seinen Namen und Titel beigelegt. Der Prinz, fügte Morel hinzu, behalte sich vor, gerichtlich seine Anerkennung zu betreiben, ohne auf irgend eine Weise die jetzt bestehende Regierung gefährden zu wollen. *) Dies Intermezzo hatte weiter keine Folgen, nur daß nach einer Pause der Angeklagte sich erhob und mit feierlicher Stimme sagte:

„Wenn ein Bürger einen Namen für sich fordert, muß er ihn wenigstens kennen. Der Sohn Ludwigs XVI heißt nicht Karl Ludwig, sondern Ludwig Karl.“

Mehrere Bürger von Rouen bezeugen, daß sie den Angeklagten früher unter dem Namen Hébert gekannt, daß er damals blondes Haar und einen röthlichen Backenbart gehabt (er hat jetzt grau-schwarzes Haar und keinen Backenbart), daß man ihn, obgleich er eine Fabrik gekauft, der er einige Jahre vorgestanden, seiner sonderbaren Reden wegen für einen Polizei-Spion oder einen Karbonaro gehalten, und so viel als möglich allen Umgang mit ihm vermieden. Einigemal hat man ihn ein Band des Ordens der Ehrenlegion tragen sehen. Ein Zeuge ist beauftragt gewesen, für ihn Briefe, an Heinrich von Transtamarre adressirt, in Empfang zu nehmen.

*) Man scheint allgemein zu glauben, daß dieser neue Herzog der Normandie nichts gewesen, als ein Deus ex machina der Polizei, den man blos habe auftreten lassen, um dem Prozeß Richemonts jede Wichtigkeit zu nehmen, und ihn lächerlich zu machen.

Frau Dürüpt, auch Gräfin von Deux-Ponts (Zweibrücken) genannt, hat durch den Eigenthümer Morin den Baron von Richemont, auch Herzog von Normandie genannt, kennen gelernt. Ein gewisser Berger warnte sie, sich nicht zu tief mit ihm einzulassen, weil er ein Polizei-Agent sei. Später erklärte er jedoch, daß er sich geirrt, und daß Richemont wirklich Ludwig XVII sei.

Dieser Berger, den man nirgends zu entdecken vermocht, scheint niemand anders gewesen zu sein, als der ehemalige Inspektor der geheimen Staatspolizei, Carlier, welcher der Dürüpt sich bedient, um bei dem Herzog von Normandie einen Aufpasser zu haben. Die Dürüpt übernahm die Besorgung von fünf Briefen, bestimmt für Chalons-sur-Marne, Nancy, Straßburg, Baden-Baden und Metz, die ihr von Berger zugestellt wurden, und wofür sie 2300 Fr. (1073 fl. 20 kr.) erhielt. Nach ihrer Rückkehr übergab sie die dafür erhaltenen Bescheinigungen an Berger.

Der Angeklagte verlangte die Erlaubniß, die Dürüpt, welche er als eine ihm beigesellte Aufpasserin bezeichnete, befragen zu dürfen. Indessen ergab sich aus allen diesen Hin- und Herreden nichts Bemerkenswerthes.

„Eines Tages," entgegnete die Gefragte, „unterhielt ich mich mit dem Grafen Dü Chaffault, der zu mir sagte, ich wollte 40,000 Fr. darum geben, wenn ich wüßte, ob Ludwig XVII noch lebt. Ich benachrichtigte den Herzog von Normandie davon, der mir eine Menge Papiere zustellte, worin seine Reisen unter Wilden, Affen und Teufeln (was weiß ich?) beschrieben waren. Der Graf wollte sich nicht einmal

die Mühe geben, alle die Geschichten zu lesen, und sagte zu mir: Ihr Herzog von Normandie ist ein Glücksritter, ein Intrigant. Laroche-Jacquelin und andere können sich durch dergleichen Albernheiten wohl täuschen lassen. Aber mich führt man mit solchen Polizeistückchen nicht hinters Licht.“

Die Dürüpt fügte noch hinzu, daß sie oft geglaubt, der Angeklagte sei verrückt, so überspannte Dinge habe er gesprochen. Mehr als einmal habe er seiner Legionen erwähnt, die er gegen Ludwig Philipp, den er nur das verruchte Ungeheuer genannt, ins Feld zu stellen gesonnen sei. Ein anderes Mal sei er wieder entschlossen gewesen, alle Kinder des Königs umzubringen, weshalb er beständig einen Dolch bei sich getragen. Bald habe er gegen die Republikaner geschimpft, und geäussert, daß er viel zu ihrer Niederlage im Juni 1832 und im April 1834 beigetragen; bald sei er gegen die jetzigen Minister erbittert gewesen, und habe geschworen, ihre Köpfe auf dem Blutgerüst rollen zu lassen.

Morin de la Guérivière, Eigenthümer, auf dem Boulevart Beaumarchais wohnhaft, sagte aus, daß er den Baron von Richemont seit dem 14. Mai 1831 kenne, daß er seitdem in beinahe ununterbrochener Berührung mit ihm gestanden, daß er die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Normandie herausgegeben, und daß er der festen Ueberzeugung lebe, wie der Angeklagte der wirkliche Ludwig XVII sei, obgleich man ihn selbst einige Zeit dafür gehalten, und er den erlauchten Sohn des königlichen Märtirers erst habe von Angesicht zu Angesicht sehen müssen, um sich zu überzeugen, daß dieser und nicht er es sei.

Die Gräfin von Deux-Ponts habe ihm gesagt, daß sie wichtige, den rechtmäßigen Erben der Krone Frankreichs betreffende Papiere, unter andern eigenhändige Briefe des Prinzen von Condé und des Marquis von Lafayette, über jenes Entführung aus dem Tempel, in dem Hause des gegenwärtigen Finanzministers Humann, zu Straßburg, als dieser noch Schleichhändler war, vergraben.

Präsident. Ich bin General-Prokurator in den Rhein-Departementen gewesen, habe jedoch nie gehört, daß Herr Humann Schleichhandel getrieben.

Morin. Ich garantiere es nicht, man hat den Angeklagten sehr angeschwärzt, ich will ihn wieder weiß waschen.

Präsident. Wie haben Sie Richemonts Bekanntschaft gemacht?

Morin. Bei Gelegenheit meiner Erfindung, auf eine neue Art die Rasiermesser zu schleifen. (Lautes Gelächter.) Ein Unbekannter brachte mir zwei Rasiermesser zu schleifen. Er kam nach 6 Tagen wieder, und als er das Testament Ludwigs XVI in meinem Zimmer hängen sah, erzählte er mir, daß der Herzog von Normandie noch lebe, daß er ihn kenne und daß er sein Geschäftsführer sei. Ich bewarb mich um die Gnade, ihm vorgestellt zu werden, und so habe ich seine Bekanntschaft gemacht.

Vor Beendigung dieser Audienz erhob sich der Angeklagte, und äusserte sich folgendermaßen: „Ich habe nie behauptet, daß ich wirklich Ludwig XVII sei, sondern nur, daß ich es zu sein glaube. Habe ich mich geirrt, so ist es immer in vollkommener Ueberzeugung und redlicherweise (de bonne foi) geschehen.

Man hat es versucht, mich in polizeiliche Umtriebe zu verwickeln. Aber es ist mir nie beigekommen, in Verschwörereien (conspirailleries) mich einzulassen."

In der Audienz am 1. November äusserte sich Richemont über seine frühern Lebens-Verhältnisse.

„Man will wissen," sagte er, „weshalb ich in Italien als Staatsgefangener behandelt, und wann ich aus den mailändischen Kerkern wieder entlassen worden? Ich bin den 12. April 1818 in der Nähe von Mantua verhaftet worden. Ich war auf der Rückreise aus den Staaten der Herzogin Maria Luise, mit der ich eine geheime Konferenz gehabt. Ich protestirte gegen die an meiner Person verübte Verletzung des Menschenrechts, und erklärte meine Eigenschaft als Franzos. Man entgegnete, daß man auf ausdrückliches Verlangen der französischen Regierung also verfahren.

„Ich befand mich schon seit acht Jahren in Gefangenschaft, als der Kaiser von Oesterreich nach Mailand kam. Ich bewarb mich bei Sr. Majestät um meine Freiheit, und erhielt sie auf der Stelle."

Der Angeklagte legte sodann Rechenschaft ab, über seine Reisen und über seinen Aufenthalt in der Schweiz; über seine in diesem Lande mit mehrern ausgezeichneten Personen angeknüpfte Bekanntschaft, wie über seine Versuche, nach Frankreich zurückzukehren, was ihm endlich durch das Jura-Gebirg gelang. Er begab sich zuerst nach Toulon, später nach Lyon. Sein Hauptbestreben, bei allen diesen Erklärungen, geht dahin, die Aussagen Andryane's und Lasne's zu wiederlegen.

„Ich zweifle nicht," sagte er, „daß des ehemaligen Tempelwächters Zeugniß, über den angeblichen

Tod des Dauphins, in Betreff meiner, bei dem Publikum und bei den Geschwornen einen nachtheiligen, ungünstigen Eindruck gemacht. Bei alledem möchte ich nicht verweilen bei den Bemerkungen, welche die Aussage eines 74jährigen Mannes, der hier wie durch einen Zauberschlag aufgetreten ist, und den man seine Lektion hat einlernen können, zu erzeugen im Stande gewesen.... Der Dauphin ist nicht tod. Ich will das durch authentische Aktenstücke beweisen. Täusche ich mich in meiner Behauptung, so ist diese Täuschung die meines ganzen Lebens."

Bei einer andern Gelegenheit sagte er: „Man wird Ihnen Beweise vorlegen, daß an dem Tage, wo der Leichnam des angeblichen Ludwig XVII sezirt wurde, die damalige Regierung dem entführten Sohne Ludwigs XVI in allen Richtungen nachspähen lies."

Diese Beweise sogleich mitzutheilen weigerte er sich, weshalb der Präsident zu ihm sagte: Wenn Ihr Advokat sie erst in seiner Vertheidigungsrede geltend machen will, kann er gewiß sein, unterbrochen zu werden. Dergleichen Beweise sind vor allem einer strengen Prüfung zu unterwerfen. Wollen Sie deshalb sich ihrer bedienen, so fordere ich Sie auf, uns jetzt dieselben vorlegen zu lassen.

Nach langem Wortstreit entschloß sich des Angeklagten Advokat endlich, einen Brief des Konventionsmitglieds Chazal mitzutheilen, wodurch bewiesen werden sollte, daß Ludwig XVII nicht tod sei.

Es war darin die Rede von einem gewissen Aujardies, einem Landstreicher, den man auf der Straße von Fontainebleau angehalten, weil er mit einem Kinde reisete, das nicht das seinige war, und über

dessen Herkunft man keine genügende Aufklärung hatte. Diese Verhaftung fand statt am Tage nach dem Tode des Dauphins. Aujardies blieb 14 Tage in Haft, wonach man ihn nebst dem Knaben, der eine ältern-lose Waise war, wieder in Freiheit setzte, und beide ruhig ihres Weges ziehen lies. Der vorgelegte Brief bewies also durchaus nicht, was er beweisen sollte, und war dem Angeklagten mehr schädlich als nützlich.

Hinsichts der diesen letzten betreffenden Beschuldigung der Betrügerei, sagte sein Advokat: „Um sie zu beweisen, müßte man wenigstens Personen auftreten lassen, die sich beschweren. Aber niemand bezüchtigt Richemont, von ihm hintergangen zu sein. Hat er sich den Titel Herzog von Normandie gegeben, so ist das kein Vergehen, da durch einen Beschluß der gesetzgebenden Macht, man seit 1830 sich alle erdenklichen Titel, selbst den königlichen, beilegen kann, ohne deshalb straffällig zu sein.“

Präsident. Man bedient sich befremdender Ausflüchte in dieser Sache. Wenn der Angeklagte 1833 verhaftet worden, so ist es nicht, weil er diesen oder jenen Titel sich beigelegt, was nur lächerlich gewesen wäre, sondern weil er den Geheimnißvollen gespielt; weil er zu erklären sich geweigert, wer er sei, woher er komme, was er treibe; weil er unter seiner Larve sich Anhang zu erwerben bemühet gewesen, entweder um Leichtgläubige zu betrügen, oder mit ihrer Hilfe Umtriebe, Verschwörungen anzuzetteln; weil er, als man schärfer in ihn gedrungen, geäussert, er kenne seine Familie nicht, er sei ein natürliches Kind, er sei nie zu Rouen und Lyon gewesen, wo er doch längere Zeit sich aufgehalten, ꝛc.

Er ist so zurückhaltend, so verschwiegen geblieben, daß man erst 1834 etwas Näheres über ihn zu entdecken im Stande gewesen. Jetzt behauptet er, gültige Titel zu haben, um seine Ansprüche, seine Rechte zu behaupten. Hat er wirklich dergleichen Titel, warum zeigt er sie nicht, warum macht er sie nicht geltend, jetzt, wo er es in voller Sicherheit könnte, wo er sich in Gegenwart der Geschwornen, in Gegenwart des ganzen Publikums befindet, jetzt, wo kein Unterschleif möglich ist, wo alles offen und klar verhandelt werden muß... Und legt er sie demungeachtet nicht vor, was soll man von der Sache denken? Muß man nicht glauben, daß er mit bloßen Vorspiegelungen um sich gefochten, die nicht die mindeste ernsthafte Prüfung zu ertragen im Stande sind?..

Unter den zu Gunsten des Angeklagten auftretenden Zeugen, sagte Frau von Mallard: „Man behauptete, daß Ludwig XVII mit der verwittweten Herzogin von Berry sich vermählt habe, und daß das Kind, womit diese letzte in Blaye entbunden worden, aus dieser Ehe entsprossen sei. Es war also ganz natürlich, daß Ludwig XVII unter so bewandten Umständen noch leben mußte, und ich zweifle selbst jetzt nicht im geringsten, daß er wirklich noch am Leben ist."

Saint-Omer, Uebersetzer im Ministerium des Innern, erklärt, auf welche Weise er den Schlüssel zu der geheimen Ziffernschrift gefunden, deren der Angeklagte zu seinem Briefwechsel und zu den Bemerkungen in seinem Taschenbuche, sich bedient. Er hat etwa zehn Stunden zu dieser Arbeit gebraucht. Mehrere Worte, vorzüglich Namen, sind versetzt (ana-

grammatisirt). Demungeachtet hat er alles übersetzt. Die Zifferschrift, deren man sich zur Korrespondenz bedient, ist so höchst einfach, daß sie nur von jemand herrühren kann, der äusserst wenig in dergleichen Vorkehrungen bewandert ist. Der Zeuge war des Schlüssels zu derselben schon nach einer halbstündigen Vergleichung versichert. Hinsichts der Ueberschreibungen und der Auslöschungen, versichert der Uebersetzer, daß sie von ihm nicht herrühren, und daß überhaupt das Taschenbuch sich ganz in demselben Zustande befinde, als in dem Augenblick, wo es seiner Arbeit unterzogen worden. An den meisten ausgelöschten Stellen scheine früher der Name Berger (des geheimnißvollen Korrespondenten Richemonts, der wahrscheinlich kein anderer als der Polizei-Inspektor Carlier war) gestanden zu haben.

Beauftragt, die bei dem Angeklagten gefundenen Drucker-Schriften und seine Druck-Presse zu untersuchen, sagte der Werkverständige Nové aus, daß er mit der in dem ihm versiegelt zugestellten Beutel befindlichen Schrift, die ganze von Brüssel datirte Proklamation des Herzogs von Normandie gesetzt, und auf der Handpresse Richemonts dieselbe abgezogen habe.

Dieser wiederholte im Gange der Verhandlung mehrmals, daß er zu Niemand gesagt, er sei Ludwig XVII, oder Herzog von Normandie. Daß er es wirklich sei, davon habe er die vollkommenste Ueberzeugung; doch habe er sich nie bemühet, seinen Glauben irgend jemand aufzudringen.

Der Zeuge Dübourg hat von den Damen von Grigny, auf Lafréta, bei Lyon, 20.000 Fr. (9333 fl. rh.) erhalten, und sie dem Angeklagten zugestellt. Er

weiß nicht, ob dies Geld diesem gehörig gewesen, oder ob die Damen es ihm geliehen oder geschenkt. Um über diesen wichtigen Punkt, auf den zum Theil die Anklage der Betrügerei beruhet, sich hinlängliches Licht zu verschaffen, forschte der Präsident nach Richemonts Existenzmitteln.

„Ich habe bedeutende Güter," entgegnete er.

Präsident. Sie sprechen immer von Ihren Gütern. Aber Sie sagen nie, wo dieselben gelegen sind.

Angeklagter. Ich will es nicht sagen, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, daß die Regierung sie mit Beschlag belege.

Präsident. Wenn Sie von Seiten Ihrer Gläubiger solch Verfahren besorgten, würde es noch wenigstens einigermaßen glaublich sein. Sie wissen sehr wohl, daß die Regierung das Recht nicht hat, Ihr Privat-Eigenthum mit Beschlag zu belegen. Ihre angebliche Furcht ist also nur ein Vorwand. Sie besitzen nichts, darum spielen Sie in Allem, im Größten wie im Kleinsten, den Geheimnißvollen.

Angeklagter. So beweise man mir doch, wo ich mein Geld bernehme.

Präsident. Und wenn man beweiset, daß Sie es nur durch falsche Vorspiegelungen, mit Hilfe erdichteter Unterschriften gewinnen, daß ihr ganzes Dasein das eines Industrie-Ritters ist.... Sie begreifen, was alsdann für Sie die Folge sein wird.

Angeklagter. Meine Kapitalien befinden sich in den Händen meiner Bankiers. Man kann mich nicht zwingen, ihre Namen zu nennen. Ich will sie nicht nennen.

Alles Eindringens, aller wiederholt an ihn gerichteten Fragen ungeachtet, beharrte er bei dieser Antwort. Nur einmal fügte er noch hinzu: „Man will wissen, wo meine Besitzungen sind? Die Regierung kennt sie sehr gut.“

Präsident. Glauben Sie mir, die Regierung kümmert sich weniger um Sie, als Sie voraussetzen zu wollen scheinen.

Herzog von Caraman, 71 Jhr alt, General-Lieutenant und ehemaliger französischer Gesandter zu Wien, versichert, daß er nicht die mindeste Kenntniß gehabt von des Angeklagten Verhaftung in der Lombardei, daß er dieselbe weder unmittelbar noch mittelbar verlangt, daß er dazu von der Regierung keinen Auftrag erhalten, und daß er nicht einmal wisse, ob ein Franzos, der sich Herzog von Normandie genannt, von der österreichischen Polizei je angehalten worden, obgleich das alles während seinem Verweilen in Wien, im J. 1818, sich ereignet haben soll.

Herzog von Choiseul, dem Richemont seine Protestation gegen die Ausrufung des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen zugeschickt, sagt, daß er dieselbe unmittelbar dem Polizei-Präfekten habe zukommen lassen, weil er seit mehreren Jahren ähnliche Protestationen, immer im Namen des Herzogs von Normandie, aber augenscheinlich von verschiedenen Personen herrührend, erhalten habe.

Der Eintritt des Zeugen Carlier erregte eine gewisse Bewegung unter den Anwesenden, der geheimnißvollen Rolle wegen, welche er in dieser Sache gespielt zu haben scheint. Er erklärt 39 Jahr alt, ehemaliger Polizei-Inspektor und gegenwärtig Seifen-

Fabrikant zu Sens (24 Stunden von Paris) zu sein. Seiner Versicherung zufolge ist der Angeklagte ihm gänzlich unbekannt. Er hat die Dürüpt 1815 gekannt, als er Geheimschreiber des General-Lieutenants der Polizei zu Straßburg war. Diese Frau, die sich damals Baronin oder Gräfin von Deux-Ponts nannte, spielte ziemlich ungeschickt die Rolle eines bonapartischen Partei-Häuptlings.

In der neuesten Zeit traf er wieder mit ihr zusammen. Sie unterhielt ihn von Ludwig XVII, den sie 1831 gesehen zu haben behauptete. Sie selbst nannte sich jetzt Dürüpt, und bewarb sich um ein Amt für ihren Mann. Da man ihr kein anderes, als das eines Polizei-Sergeanten anbieten konnte, kam sie nicht wieder. Seit 1833, fügte Carlier hinzu, bewohne er Sens, wo er einen Seifenhandel angelegt. Er sei im Februar 1833 mit einem besondern Auftrage nach Portugal geschickt worden, habe drei Monate dort bleiben müssen, wonach er seine Entlassung genommen. Seitdem stehe er mit der Polizei in keiner Berührung mehr.

Präsident. Der Angeklagte behauptet, daß Sie unter dem Namen Verger, mit ihm, dem Herzog von Normandie, in Briefwechsel gestanden, und daß Sie ihn dringend eingeladen, sein Vorhaben, bei den Gerichten um Anerkennung seines bürgerlichen Standes anzutragen, so lange zu verzögern, bis Sie ihm mehrere wichtige Papiere, welche Sie zu erlangen hofften, mitgetheilt haben würden. Haben Sie diese Rolle gespielt, und haben Sie mit ihm einen Briefwechsel in geheimer Ziffernschrift geführt?

Carlier. Die Munizipal-Polizei, an deren

Spitze ich mich befand, hat selbst auf die entfernteste Weise nichts mit der Politik zu thun. Uebrigens kann ich weder in Ziffern schreiben, noch Ziffernschrift lesen. Als die Dürüpt mir von ihrem Herzog von Normandie gesprochen, habe ich ihr zur Antwort gegeben, daß er ein Intrigant sei; und das sage ich auch jetzt.

Richemont. Waren Sie nicht Chef der Schloß-Polizei im J. 1833.

Carlier. Wieder eine andere Geschichte. Ich bin seit länger als einem Jahre Seifen-Fabrikant in Sens. Früher war ich drei Monate in Portugal, das weiß Federmann.

Der Zeuge Georget befand sich in Haft im Gefangenhause Sainte-Pélagie, als der Angeklagte in dasselbe gebracht wurde. Er glaubte sogleich in ihm einen gewissen Hervagault zu erkennen, der 1808 zur Deportation verurtheilt worden, weil er sich für den Herzog von Normandie ausgegeben. Er erfuhr später von Richemont, daß er sich irre, daß er nie mit ihm eingeschifft worden, und daß der, von dem er spreche, zu Bicêtre gestorben sei.

Kaufmann Chabrol. Ich war 1795 Befehlshaber der Nationalgarde zu Thiers, als ich erfuhr, daß ein Landstreicher, Aujardias genannt, zu Herrn von Barche-Beane einen Knaben gebracht, und ausgegeben, daß dieser Knabe der Dauphin, Sohn Ludwigs XVI, sei. Als Freund vom Hause wollte ich von der Sache wirklichem Gehalt mich unterrichten. Ich sah den Knaben, und fand nichts besonderes an ihm. Man stellte Nachforschungen an. Die Sache machte Aufsehen und beide wurden verhaftet. Es er-

gab sich, daß Aujardias mit seiner Angabe uns habe foppen wollen. Man lies beide ihres Weges ziehen. Später befand ich mich zufällig in Gesellschaft mit Morin (de la Guérivière). Ich sprach von Thiers. Er fragte mich, ob ich mich noch des verhafteten Dauphins erinnere, und fügte hinzu: „Jener Dauphin war ich;“ worauf ich entgegnete: Ich erkenne Sie nicht mehr.

Rémüsat, Doktor der Medizin zu Aque, sagt aus: Ich war 1811 innerer Arzt (interne) im Spital der Unheilbaren, als eine Frau über die Behandlung im Krankenhause sich beklagte, und hinzufügte, daß wenn ihre Kinder von ihrer traurigen Lage unterrichtet wären, sie ihr wohl beistehen würden. Ich befragte sie über ihre Kinder, worauf sie entgegnete: „Es sind nicht meine leiblichen Kinder, sondern meine Pflegkinder, die kleinen Bourbonen, deren Erzieherin ich gewesen bin.“ Da diese Frau keine der Eigenschaften hatte, worauf man bei den Erziehern fürstlicher Kinder eine so große Wichtigkeit legt, hielt ich sie für närrisch, erkundigte mich jedoch nach ihr, und erfuhr, daß sie die Frau des Tempel-Gefangenwärters Simon sei. Ich unterhielt mich nun weiter mit ihr, und erfuhr unter andern, daß der Dauphin nicht im Tempel gestorben sei, sondern daß man ihn daraus entführt habe.

Präsident. Diese Frau ist 1819 gestorben. Hat sie Ihnen die Zeit der Entführung angedeutet?

Rémüsat. 19. Januar 1794.

Präsident. In den von ihm oder seinen Anhängern bekannt gemachten Schriften, gibt der Angeklagte den Juli 1794 an. Die Simon war da-

mals schon seit länger als einem halben Jahre nicht mehr im Tempel, weshalb man später das Datum verändert hat. Noch etwas anderes: der Prinz von Condé, dem, der Angabe nach, Ludwig XVII anvertraut wurde, erließ, nach dem Tode des Dauphins, eine Proklamation an seine Armee zu Gunsten Ludwigs XVIII. Wie würde dies Verfahren mit seiner allgemein bekannten Rechtschaffenheit sich in Uebereinstimmung bringen lassen?....

In der Audienz am 3. November sagte der königliche Prokurator Aylies, in seiner Beweisführung gegen Richemont, unter andern:

„Des Angeklagten Verfahren ist entweder das eines Wahnsinnigen, oder das eines vorsätzlichen Betrügers. Im ersten Falle müssen wir ihn bemitleiden; im letzten ist er in einem hohen Grade strafwürdig. Was soll man neben dieser auf jeden Fall unsinnigen und abgeschmackten Anmaßung, von den Leuten denken, die ohne die mindesten triftigen Beweise sich hintergehen lassen? Gewisse Vorurtheile können die Grenzen der menschlichen Leichtgläubigkeit freilich weit ausdehnen. Aber wo so viel Verstöße gegen die Möglichkeit einer Sache bestehen, als hier, möchte man wohl voraussetzen dürfen, daß etwas anderes, als bloßer Glaube mit im Spiele sei.“

In einem Requisitorium, das viertehalb Stunden dauerte, setzte der königliche Prokurator alle die Punkte auseinander, welche, laut der Anklage Richemonts, Boucher-Lemaître's und Asselin's Schuld bezeugen. Hinsichts des vierten Angeklagten, des Schreibers Coullaud, fand er den auf ihn lastenden Ver-

dacht nicht gegründet genug, um irgend eine Strafe auf ihn anwendbar machen zu können. —

„Der Augenblick ist erschienen," sagte nun Richemont in seiner etwas schwülstigen Vertheidigungsrede, „den Schleier zu erheben, der ein großes Geheimniß der Ungerechtigkeit deckt. Sie sollen das Unglück kennen lernen, das mein Dasein übersättigt hat. Sie sollen erfahren, und Europa mit Ihnen, welchen unerhörten Verfolgungen meine verhängnißvolle Geburt (ma fatale naissance) mich unaufhörlich ausgesetzt hat. Sie sollen meine Unterdrücker, Sie sollen ihr Opfer kennen lernen. Meine Gegenwart ist eins jener Phänomene, das Staats-Umwälzungen allein zu erzeugen vermögen. Ich bin eines jener Opfer, die nur selten der Faktionen Wuth überleben."

Bei alledem sagte der Angeklagte mit keinem Worte, wer er eigentlich sei; nicht einmal, daß er sich für Ludwig XVII halte. Beständig auf die Verfolgungen zurückkommend, die er erduldet haben will, auf die „Abscheulichkeit" der gegen ihn gerichteten Anklagen, auf die „Niederträchtigkeit" der Mittel, deren man sich bedient, um ihn zu verderben, um ihm den Anschein eines Verschwörers zu geben, überging er nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit, was er zu seiner Rechtfertigung, zur erforderlichen Aufklärung der Sache hätte sagen sollen; was man in jedem Augenblicke von ihm endlich zu vernehmen vermuthete; was er auf alle mögliche Weise andeutete, und was er demungeachtet nie mit klaren Worten auszusprechen wagte.

Er berichtete, wie man den 15. Oktober 1833 beabsichtigt habe, ihn, der damals krank gewesen,

gewaltsam seinem Bette zu entreissen, ihn zu Fuß, in Regen und Wind, durch Wasser und Koth, an die Pferde der Gendarmen befestigt, mit der Kette um den Hals, vielleicht mit irgend einem Verbrecher zusammengebunden, nach Lyon zu bringen, um dort ihn zu verhören.

Diese dramatische Szene, die den Denkwürdigkeiten Magolon's oder Fontan's entnommen zu sein scheint, brachte ganz die entgegengesetzte Wirkung hervor, welche Richemont davon sich versprochen. Sie schien nur lächerlich, weil er von alle den hergezählten „Gräueln" nicht eins an sich selbst erfahren; weil er damals sein Zimmer nicht verlassen; weil, selbst in dem Fall wo man ihn nach Lyon zu bringen für nothwendig erachtet hätte, eine Postkutsche bereit stand, um ihn so schnell als möglich dahin zu transportiren.

Der Angeklagte sprach ferner von den ihm gelegten Fallstricken; von den gegen ihn aufgetretenen falschen Zeugen; von den ihm gemachten Vorschlägen, den ihm gewordenen geheimnißvollen Mittheilungen, wovon er nichts, als solche oberflächliche Andeutung, verrieth; von den ihn betreffenden allgemeinen Nachforschungen, deren alleiniger Zweck darin bestanden, seine geheimsten Gedanken, seine wichtigsten Papiere, vorzüglich einen Briefwechsel ihm zu entreissen, welcher die regierende Macht mit Angst und Schrecken erfüllt. Er fuhr sodann fort:

„Ihr unterfteht Euch, mich eines Komplotts zu beschuldigen? Aber welches ist dies Komplott? Wo sind meine Mitschuldige? Ich suche sie und finde sie nicht. Ihr unterfteht Euch, mich einer Freveltat zu bezüchtigen? Welche Gründe führt Ihr dafür an?

Ein Briefwechsel mit Agenten der regierenden Macht, mit Agenten, die Ihr sehr gut kennt, die aber anzuerkennen Ihr Euch schämt, und die Ihr Euch wohl gehü:et haben würdet zu stellen (de produire), falls ich diese Sorge nicht auf mich selbst genommen hätte....

„Wo sind wir, meine Herren, daß dergleichen Abscheulichkeiten ungestraft begangen werden können? Ich muß es mit der ganzen Aufrichtigkeit eines Ehrenmanns sagen: es hat kein Komplott, keine Frevelthat gegeben, und zwar aus dem Grunde, weil alles was man gethan, um mich aufzuwiegeln, fruchtlos geblieben, weil mein ganzes Begehen nur darauf hinzielt, einen bürgerlichen Standpunkt mir zu sichern, weshalb ich bei des Landes Gerechtigkeitspflege auf eine regelmäßige Weise darum einkommen wollte. Die regierende Macht wußte das sehr wohl, und grade deshalb ist sie gegen mich verfahren, wie sie gethan.

„Es ist jetzt der Augenblick, meine Herren, Sie von den schändlichen, gegen mich angesponnenen Umtrieben zu unterrichten. Ich werde es mit Biedersinn und Freimüthigkeit thun. Ich werde meinem Unwillen Schweigen gebieten. Ich werde die Asche der Todten in Ruhe lassen. Ich werde ihre anklagenden Schatten nicht aufrufen. Ich werde großmüthig (généreux) bis ans Ende sein. Demungeachtet wisse man, daß jede Geduld ihre Grenzen hat.

„Die regierende Macht wußte, daß es noch ein Opfer gab, welches dem Sturm entronnen war, der fast seine ganze Familie verschlungen hatte (qui avait *englouti* presque toute sa famille). Sie war unterrichtet durch ihre Agenten, daß dies Opfer sich bemühete, alle Diener zu entdecken, und alter Papiere

sich wieder zu versichern, die ihm mit Gewalt entrissen worden, Papiere, die ihm nothwendig waren, zur Unterstützung des Begehrens der Zugestehung eines gesetzlichen bürgerlichen Standes. Sie wußte das, und war um die Folgen besorgt. Man mußte sie also um jeden Preis verhindern."

„Die vertrauten und gewöhnlichen Mittel, deren man sich zur Erledigung eines Ueberläſtigen bedient, konnten ohne Gefahr nicht anwendbar gemacht werden. Man bediente sich also anderer Ausflüchte. Der Ober-Agent eines gewissen Ortes (der Tuilerien) wurde beauftragt, mit mir in Briefwechsel zu treten, um von meinem Vorsatze mich abzuwenden. Er sagte mir manches Wahre, das sein Herr allein wissen konnte. Er bot alles auf, um mich zu verhindern, die Feststellung meines bürgerlichen Standes zu betreiben, indem er mich versicherte, daß die Papiere, welche ich suchte, in seinen Händen sich befänden. Er gab mir eine so genaue Beschreibung von ihrer Form, ihrem Zusammenhang (leur contexture), ihrem Inhalt, ihrer Ausfertigung und ihren Unterschriften, daß er sie durchaus besitzen und sie vor Augen haben mußte, um auf solche Weise sich erklären zu können. Er erbot sich, sie mir zurückzugeben, und überdem noch die Personen zu entdecken, welche ich suchte. Wie hätte ich da noch zweifeln können? Rechtschaffene Unglückglückliche sind nur zu leichtgläubig.

„Durch solche Versprechen gelang es, mir beträchtliche Summen abzupressen, welche die Agenten unter sich theilten. Zur Entschädigung für eine so schändliche Hintergehung bin ich Besitzer eines Briefwechsels, der die regierende Macht in einem hohen

Grade kompromittirt. Man wird ſeine Wichtigkeit bald beurtheilen können. Denn er ſoll gedruckt, bekannt gemacht und in großer Menge vertheilt werden....“

„Noch einige Worte, meine Herren, und ich habe geendet. Geßner wurde 1765 von einer Dame über das Schickſal ihrer Tochter befragt, die meine Mutter war. Er gab ihr dieſe merkwürdige Antwort: „Es giebt Kreuze für alle Schultern.“

„Die Aegyptierin, die Napoleon weiſſagte, daß, nachdem er Schlachten gewonnen, Königreiche erobert und vertheilt, und eine Krone getragen, er in Verbannung ſterben werde, verkündete mir auf demſelben Geſtade, daß ich die Welt durchirren würde, ohne eine Zufluchtsſtätte zu finden, daß ich lebenslänglich unglücklich ſein, und ſterben würde, geboren zu ſein (que je serais malheureux toute ma vie et que je mourrais d'être né).“

„Meine Mutter hat ihr Kreuz getragen. — Napoleon iſt in Verbannung geſtorben. — Ich bin auf Erden herumgeirrt und habe nirgends einen Zufluchtsort gefunden. — Ich bin immer unglücklich geweſen. — Eine einzige dieſer Weiſſagungen iſt noch nicht in Erfüllung gegangen. — Ihr Ausſpruch, meine Herren, und das Land werden darüber entſcheiden.“

Nach ſeinem Advokaten nahm Richemont in der letzten Audienz, vom 4. November, abermals das Wort.

„Der königliche Prokurator hat Ihnen geſagt,“ äuſſerte er ſich, „daß ich ein Anſtifter von Unruhe und Empörung, ein gefährlicher Menſch ſei, der an allen aufrühreriſchen Umtrieben Antheil genommen.

Das ist eine Verläumdung. Ich fordere ihn heraus (je lui porte le défi), mir irgend ein aufrühreriſches oder unredliches Begehen zu beweiſen, zu ſagen, mit welcher Geſellſchaft ich in Berührung ſtehe und nur einen einzigen meiner angeblichen Mitſchuldigen aufzuführen. Er wird ſich dafür wohl hüten, weil er nur auf Menſchen ſtoßen würde, die ihm nicht unbekannt ſind.

„Er hat von dem auf meinem Wege verbreiteten Gerücht geſprochen, das, wenn auch ungewiß, doch jedenfalls wirklich erſtaunlich war. Hat er Ihnen deſſelben Quelle, hat er Ihnen ſeine Urheber angedeutet? Nein; denn auch hier würde er auf dieſelben Menſchen ſtoßen.“

„Er hat Ihnen von revolutionirenden Umtrieben geſprochen. Worin läßt er ſie beſtehen? Welcher Art ſind ſie? Ich fordere ihn heraus, ſie zu entſchleiern.“

„Er hat Ihnen von geheimnißvollen Winkelzügen geſprochen. Aber er hat ſich wohl gehütet, ſie näher anzudeuten. Und hier verlangt man etwas anderes, als bloße Angaben....“

„Er hat Ihnen geſagt, daß ich der Sohn Ludwigs XVI nicht ſein könne. Hatte er Ihnen geſagt, wer ich bin? Ich habe ihn förmlich aufgefordert, es zu erklären. Er hat geſchwiegen. Sie werden das Schweigen würdigen, meine Herren. Sie werden auch den Beweggrund würdigen, der uns verhindert hat, Ihnen unſere Titel vorzulegen. Es iſt weder der Ort, noch der Augenblick dazu. Kompetente Gerichte werden darüber entſcheiden.“

„Er hat Ihnen geſagt, daß aller Orten Nach-

forschungen angestellt worden. Aber er hütet sich wohl, von derselben Ergebniß Sie zu unterrichten. Er darf es nicht; seine Macht geht so weit nicht: eine andere Macht widersetzt sich dem."

„Wie denn, meine Herren, könnten Sie glauben, daß man bei einem Manne wie ich, und in einem solchen Augenblicke vernachläßigt haben würde, seine Nachforschungen überall auszudehnen, wo ich verweilt habe, besonders in Mailand? Nein, nein, meine Herren; glauben Sie es nicht. Man hat überall hingeschrieben. Man hat erhalten, was man wünschte, und was man nicht bekannt zu machen wagt; oder vielmehr, man hat sich dessen enthalten, weil man sehr wohl wußte, welche Bewandniß es mit mir habe, und daß alle Schritte überflüssig gewesen sein würden."

„Ich wiederhole es Ihnen, wenn ich im Irrthum bin, so ist es auf die rechtschaffenste Weise von der Welt. Unglücklicherweise ist es also seit jetzt beinahe 50 Jahren; und ich glaube, daß ich diesen Irrthum mit ins Grab nehmen werde... Ich will Sie nicht länger langweilen, meine Herren. Denn Sie müssen jetzt überzeugt sein."

Nach dritthalbstündiger Berathung gaben die Geschwornen ihre Antworten, auf die ihnen vorgelegten Fragen. Sie waren verneinend in Bezug auf Boucher-Lemaître, Asselin und Couillaud, weshalb diese sogleich freigesprochen wurden. Auch die Frage hinsichts der dem angeklagten Richemont zur Last gelegten Betrügereien war verneinend. Alle übrigen dagegen, mit Ausnahme der einen Angriff gegen das Leben des Königs betreffenden, waren bejahend.

Es ergab sich daraus, laut dem Urtheil des Gerichts:

„daß Hébert, sich Baron von Richemont nennend, schuldig erklärt worden:

1. eines Komplott-Verbrechens, dessen Zweck Untergrabung (destruction) der Regierung, Aufwiegelung zum Bürgerkrieg, zur Bewaffnung der Bürger, die einen gegen die andern, gewesen;

2. eines Presse-Vergehens, der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung und der Beleidigung gegen des Königs Person;

3. einer Störung des öffentlichen Friedens, durch Antreibung zum Haß und zur Verachtung gegen eine gewisse Klasse Personen;

4. einer ohne Erfolg gebliebenen Reizung zum Bürgerkriege (welche Vergehen sich aus den von dem Angeklagten bekanntgemachten Schriften ergeben);

5. des Vergehens einer geheimen Buchdruckerei;

6. des Tragens einer vom Gesetz verbotenen Waffe.

In Folge dieser Erklärung der Geschwornen verlangte der königliche Prokurator, daß die stärkste, in solchen Fällen, laut den Artikeln 86, 87, 89 und 20 des Strafgesetzbuches vorgeschriebene Strafe auf den Angeklagten anwendbar gemacht werde.

Präsident zu diesem letzten: Haben Sie etwas gegen die Anwendbarmachung der Strafe geltend zu machen.

Angeklagter. Ich habe die Erklärung der Geschwornen nicht wohl verstanden.

Präsident. Das Verbrechen, dessen Sie schuldig erklärt werden, ist das des Komplotts, dessen Zweck Umsturz der Regierung und Aufreizung zum Bürger-

krieg iſt. Haben Sie darüber irgend eine Bemerkung zu machen?

Angeklagter. Ich habe nichts zu ſagen.

Nach reiflicher Berathung machte das Gericht die oben angedeuteten Artikel des Strafgeſetzes, ſo wie alle diejenigen, welche ſich auf die verſchiedenen als erwieſen erkannten Vergehen des Angeklagten beziehen, auf denſelben anwendbar, und verurtheilte Heinrich Hébert, ſich Baron von Richemont nennend, zu zwölfjähriger Einſperrung, verordnete die Vernichtung der geheimen Preſſe, und aller ſeiner mit Beſchlag belegten Schriften.

Der Geſchwornen Erklärung in dieſer Sache hat nicht geringes Erſtaunen erregt, ſelbſt bei mehreren Magiſtrats-Perſonen, die während der Berathung des Jury über die Sache und über die konſtituirenden Wahrzeichen des Komplotts ſich unterhielten, das, laut dem Geſetze, in einer Verbindung mehrerer Perſonen, zur Erreichung eines beſtimmten Zweckes, beſteht.

Wäre die Antwort der Geſchwornen auf die erſte Frage, hinſichts eines Komplottes, deſſen Zweck ein Angriff gegen des Königs Leben geweſen, bejahend ausgefallen, und wäre nicht hinzugefügt worden, daß in der Sache zu Gunſten des Angeklagten mildernde Umſtände vorhanden ſeien, hätte unvermeidlich ein „Todes-Urtheil“ über ihn ausgeſprochen werden müſſen.

Ausflug über die Pyrenäen nach Arragonien und Katalonien.

Auf dem Wege von St. Gaudens nach Bagnères-de-Lüchon, erblickt man in einiger Entfernung vom Dorfe Cierp, zur Rechten das hübsche Mariathal, mit seinem grünen Mantel, und seinen bunten Tausendschön-Sträußen. Es mündet in das Aurethal. Man läßt die Garonne zur Linken, um dem zwischen engen Ufern rasenden Piquetbache entgegen zu steigen. Die Lage von Cierp ist herrlich. Aber um so schöner die Natur sich hier zeigt, um so schmutziger und zurückstoßender sind die Menschen.

Das Thal verengt sich, der Weg klimmt jäher hinan, die Berge sind nicht mehr mit sanftgerundeten, saftiggrünen Formen bekleidet. Sie zeigen ihre nackten, durchfurchten, steilabgerissenen Wänden, hier und da von den Streifen der von ihnen herabfallenden Bäche gefärbt.

Von Zeit zu Zeit gewahrt man eine Kaskade, oder die Spitze eines in Trümmern zerfallenden Thurms. Vor etwa 25 Jahren, als Napoleon eine allgemeine Volkszählung verordnet, fand man in diesem Gebirg ganze unbekannte Volksstämme, Nachkommen der so lange verfolgten Albigesen *), die von der französischen Staats-Umwälzung und deren Folgen beinahe nichts wußten, die sich noch immer vogelfrei erklärt glaub-

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Religionskrieg der Protestanten in den Cevennen, und gegenwärtiger Zustand dieser Volkspartei, im vierten und fünften Theile des laufenden Jahrgangs unsers Werkes.“

ten, und nur mit Mühe vom Gegentheil sich überzeugen ließen.

Sie haben seitdem größtentheils die Pyrenäen verlassen, und sind in ihre frühere Heimathen, in Languedoc, zurückgekehrt, oder haben sich in größern Städten, wie Toulouse, Bordeaux, Montauban, Paris, Marseille, Lyon ꝛc. angesiedelt. Ihre Wohnungen, ihre Kirchen im Gebirg verfallen jetzt. Nur wenige dieser letztern, meistentheils kleine, unansehnliche Tempel, sind für den römisch-katholischen Kultus eingerichtet worden.

Weiterhin gegen Bagnères gelangt man, nach Durchschneidung eines vorspringenden Pyrenäen-Zweiges, wieder in ziemlich ebenes Land. Die Aussicht erweitert sich. Man gewahrt in der Ferne die bis über die Wolken emporragenden Gipfel des Hochgebirgs, mit nieschmelzendem Schnee und Gletschermassen bedeckt.

Die Gegend, welche man durchwandert, wird auf jeden Schritt lachender. Die Dörfer gruppiren sich mit so vieler Zierlichkeit am Fuße malerischer Höhen; das Thal ist so abwechselnd mit zerstreuten Hainen, Obstbäumen und Blumengärten geschmückt; die auf allen Seiten rauschenden Bäche bringen eine so große Abwechslung in diese Szene, daß man Bagnères betritt, wenn man sich noch weit davon entfernt glaubt.

Bagnères-de-Lüchon ist ein Flecken oder eine kleine Stadt, die nur aus einer großen Straße besteht, welche sich längs den Badhäusern dahin zieht, und durch eine schöne schattige Promenade beendet wird. Hier und da bemerkt man einige hübsche Ge-

bäude, die blos zur Beherbergung der Badgäste aufgeführt worden; alles Uebrige ist sehr unbedeutend.

Es war gegen Ende Septembers als wir hier eintrafen. Die fremden Gäste hatten sich wieder entfernt, wie Schwalben, um nach milderen Zonen zu eilen. Die Versammlungssäle verschlossen sich, die Krämer räumten ihre Buden, die Gastwirthe verabschiedeten ihre überflüssige Dienerschaft. Indessen wimmelte es noch von Pferde-Vermiethern, Lohnbedienten, Gebirgsführern und andern dienstbaren Wesen, die sich noch nicht entschließen konnten, einen Ort zu verlassen, wo sie den Sommer über so reiche Erndten gemacht. Wir wurden von ihnen überfallen, wie von Raubvögeln, die uns noch einige Silberfetzen abzureissen hofften, um ihr Peculum ganz unversehrt nach Hause zu bringen.

Selbst in den schönsten Sommertagen, wenn die meisten Fremden in Bagnères sich befinden, erhebt dieses Ortes Wichtigkeit sich nicht über das Mittelmäßige; und ist die Badezeit vorüber, so versinkt er in ein vollkommenes Nichts. Man gewahrt in ihm alsdann nur als eine kleine, unbedeutende Stadt, entfernt von allen großen Landstraßen, hart an der äussersten Grenze gegen Spanien, wohin von hieraus kein Post- oder Handelsweg führt, ohne allen Verkehr, ohne alle Gewerbthätigkeit, öde, düster, langweilig, tod, ein Aufenthaltsort, wohin man seinen ärgsten Feind nicht verwünschen möchte.

Es war eben Jahrmarkt, als wir in Bagnères eintrafen. Der Ort wurde dadurch wenigstens einigermaßen belebt, weshalb man ihn auch als letztes Fest vor des traurigen Winters Eintritt feiert. Alle

Bewohner der Umgegend finden sich an diesem Tage hier ein. Von den Hoch-Pyrenäen kommen die einsam lebenden Hirten, kommen Katalonier und Aragonier, mit ihren langen rothen Mützen, die sie viereckig auf dem Kopfe zusammenschlagen, mit ihren rothseidenen oder wollenen Gürteln, und ihren Leinwand-Sandalen, die mit einem Riemen an den nackten Füßen befestigt sind.

Das junge Mädchen von Viel oder Venasquez zeigt sich hier mit ihrer schwarzen Mantilla und ihren leichten Schnürstiefeln; die Gebirgs-Bewohnerin mit ihrer hübschen Kaputze, die sich wie ein Horn an der Stirne zuspitzt, und faltenreich die Achseln bedeckt.

Dies Gemisch verschiedenartiger Trachten, Gebräuche und Mundarten; des Spaniers ernstes und doch belebtes Gesicht; die hohe Gestalt, der starke Wuchs des Barbasten vom Hochgebirg, war für uns ein eben so neues als interessantes Schauspiel. Demungeachtet fühlten wir schon am andern Morgen, daß die Einförmigkeit des Aufenthalts zu Bagnères uns beschwerlich falle, weshalb wir beschlossen, einen Ausflug zu machen.

Es gibt deren zwei, die von fremden Besuchern am häufigsten unternommen werden. Der eine führt zum Oosee und zu seinem großen Wasserfall, der andere in das Lilienthal, der in demselben in großer Menge wachsenden violetten Lilien wegen also genannt. Man durchwandelt herrliche Buchenwälder, und hört beständig unter sich den Piquetbach brausen, der alle Gewässer dieses Thalgeländes in sich aufnimmt. Zur Rechten erblickt man zerstreute Hirten-Wohnungen, wie Lerchen-Nester in des Grundes tiefstem Einschnitt.

Sie ſind nur im Sommer bewohnt, wenn das Vieh in der Umgegend genügende Nahrung finden kann. Mit Herbſtes Anfang ziehen Heerden und Hirten in die tiefer gelegenen Dörfer. Der letzten Lebensweiſe iſt äuſſerſt einfach und mäßig. Ihr Schutzpatron iſt S. Aventin, ehemals Hirt wie ſie. Er ſteht in hoher Verehrung, und man erzählt ſich viele, manchmal recht unſchuldige Wunder, die er gethan haben ſoll.

Im Winter wird von herumziehenden Lehrern Schule gehalten, und in Betreff des erſten Unterrichts ſind die Bewohner dieſes Theils der Pyrenäen weit erhaben über die der reichen, herrlichen Ebenen am nördlichen Fuße dieſes Gebirgs, die weder leſen noch ſchreiben können, und denen jeder Unterricht ein Greuel iſt.

Sagen muß man doch, daß die ſogenannten Seelſorger dieſer verblendeten Menſchen, an ihrem beharrlichen Widerwillen gegen Alles, was man Aufklärung nennt, am meiſten ſchuld ſind, indem ſie alle Kenntniſſe, welche den alltäglichen Kreis dieſer, nach ihrer Meinung, nur zu mühſamer Arbeit, zu blindem Glauben und zum Gehorſam gebornen Menſchen, als eine Anlockung des Teufels verſchreien, die man mehr als die ärgſte fleiſchliche Sünde fliehen müſſe.

Das Lilienthal wird durch einen Wald- und Felſenſaum beendet, von deſſen Höhen vier Waſſerfälle herabſtürzen, die zu den ſchönſten dieſer Gegend gehören. Die Höllen-Kaskade iſt merkwürdig durch ihren hohen Sturz, durch die tiefſinſtere Höle, aus der ſie hervorbricht, durch die bunte Iris, von der ſie im Sonnenſchein umſchwebt wird, durch ihre bald wie Pfeile und Strahlen ſich zur Tiefe ſenkende, bald wie

ein grauer Schleier die Felswand überhauchende, bald wie leichtes Schnee-Gestöber in Staub aufgelöſete Waſſer-Maſſe.

Auſſer dieſen beiden angenehmen Ausflügen in den Umgebungen von Bagnères gibt es noch einen dritten, viel längeren, viel beſchwerlicheren und oft ſogar gefährlichen, den wir zu unternehmen geſonnen waren. Er ſollte uns über die höchſten und ſteilſten Berge dieſer Kette nach Venasquez, der erſten Stadt in Arragonien führen.

Mit Einſchluß des Führers brachen wir, vier Mann ſtark, um 5 Uhr Morgens auf. Gleich hinter Barrèges mußten wir, durch ſchöne Walduugen, aber auf vielgewundenen, ſchmalen, holperichten Wegen, ſteil bergan ſteigen. In geringer Entfernung ſahen wir einen alten Wartthurm, der in den Zeiten der ſarazeniſchen Einfälle, zu des Landes Schutz und Bewachung erbauet worden, neben den Trümmern einer jener zahlreichen Burgen, worin die Tempelherren zum Kampf gegen den Erbfeind bereit lagen.

Drüber hin dehnten ſich, auf des Berges ganzer Breite, die ſchönen Weiden von Canzor aus. Vor uns erhob ſich die ungeheure Fels-Pyramide, die man die Pike des Port von Venasquez nennt *), während rückwärts der liebliche Thalgrund von Bagnères ſich aus-

*) Man bezeichnet in den Pyrenäen unter dem Namen Port (hergeleitet von Porta: Thür) alle ſchmalen Bergübergänge, wie man in den penniniſchen Alpen, öſtlich und weſtlich vom großen Bernhardsberge, ſie Fenêtre: Fenſter nennt. Breitere Uebergänge heiſſen Fourches, Furca's oder Joche, und noch breitere Sättel oder Cols.

dehnte, leicht überdeckt von einem bläulichen Höherauche, der seinen Anblick noch magischer machte.

Nach dritthalbstündigem Ansteigen erreichten wir das französische Hospiz. Es trägt diesen Namen ein der Stadt Bagnères gehöriges Gebäude, welches an einen Privatmann unter der Bedingung verpachtet worden, Reisende, die Sturm oder Unwetter überfallen, zu beherbergen und zu beköstigen, beides jedoch nicht unentgeldlich, wie in einigen Hospizen in den Alpen, sondern gegen gleich baare und immer ziemlich theure Zahlung. Uebrigens findet man hier selten etwas anderes, als Brot, Käse und Wein, nebst einer elenden Matratze, falls man über Nacht zu bleiben genöthiget ist.

In den Wintermonaten ist dies Quasi-Wirthshaus nicht bewohnt; doch findet der Reisende die Thür immer offen, und neben Holz und Heu, auch einige Lebensmittel, die in jeder Woche erneuert werden müssen. Es bleibt sodann der Einkehrenden Billigkeit anheimgestellt, wie viel sie, für das Genossene und Verbrauchte, Geld auf dem Tische lassen wollen. Seit Menschen-Gedenken hat noch niemand gegen diese angenommene Regel sich vergangen, und der Hospizwirth scheint mit seiner Winter-Einnahme nicht unzufrieden.

Wir setzten uns an den Rand eines silberhellen Baches, und während unser Führer, dessen malerische Kleidung recht gut zu den uns umschließenden Gegenständen paßte, für seine kleinen Pferde sorgte, zogen wir den mit spanischem Wein gefüllten Puro *) her-

*) Der Puro ist eine Flasche mit zwei Oeffnungen. Durch die

vor, und hielten ein recht eigentliches Gil-Blas-Frühstück, sowohl hinsichts der Gerichte, woraus es bestand, als der es würzenden Heiterkeit.

Wir glaubten beim Hospiz schon recht hoch zu sein, erfuhren jedoch bald, daß es nur die Weghälfte bis zu des Berges Höhe bezeichne. Weiter oben ist kein Wald mehr. Man betritt den nackten Fels, auf dem der Pfad oft äusserst schmal, glitschig und gefährlich ist.

Ich hatte hier Gelegenheit, den ausserordentlichen Instinkt und die seltene Geschicklichkeit unserer kleinen Pferde zu bewundern, die genau die Stelle zu finden wissen, wo sie mit Sicherheit auftreten können. Manchmal zögern sie, scheinen sich zu besinnen, versuchen mit einem Fuß, den sie in eine Felsspalte schieben, wonach sie sich einen Ruck geben, der sie allmählig höher bringt, bis sie den ganzen jähen Abhang erklimmt, den man an seinem Fuße für unersteiglich gehalten.

Senkt sich anderseits der Fels, so stemmen sie die Vorderbeine fest gegen den Boden, ziehen die Hinterbeine an sich, und lassen sich, mit der Last auf ihrem Rücken, in voller Sicherheit hinabgleiten. Man darf sie bei solchen Gelegenheiten nicht lenken wollen, sondern muß den Zügel nachlassen und ihnen erlauben, die ihnen am besten scheinende Richtung einzuschlagen.

---

eine wird er angefüllt, aus der andern trinkt man, indem man den Puro in ziemlicher Entfernung über dem Munde hält, und das Getränk in diesen fließen läßt, ohne daß es die Lippen berührt. Auch in mehreren Theilen Italiens trinkt man auf solche Weise, die für den Fremden eben so unbequem als lächerlich ist, obgleich man nicht anders trinken kann, falls man nicht ein Glas hat.

Unser Weg stieg unaufhörlich vielgewunden hinan, und war ausserordentlich rauh und beschwerlich. Die von uns bereits erklimmten Höhen dehnten sich unter uns gleich einer Ebene aus. Die Pike, diese ungeheure Felsnadel, bis zu deren Gipfel einige Stunden vorher unser Blick sich kaum zu erheben vermochte, war jetzt nur noch eine ganz gewöhnliche Höhe. Schon sahen wir den Adler zu unsern Füßen schweben, und näherten uns den Wolken, die in den nahen Klüften sich verbergen zu wollen schienen.

Wir mußten oft halten, um unsern Thieren Zeit zum Verschnaufen zu gönnen, wonach wir von Fels zu Fels, von Einöde zu Einöde weiter gelangten. Bisher war es sehr warm gewesen, und die Sonne war uns nicht wenig beschwerlich gefallen. Aber als wir die großen blauen Seen erreichten, die sich nahe an des Berges Uebergange befinden, wurde die Luft so dünn und so frisch, daß wir uns genöthigt sahen, uns in unsere Mäntel zu hüllen.

Jetzt hatten wir nur noch eine schmale, schwierige doch bald überschrittene Stelle vor uns, wonach wir den Port von Venasquez erreichten, der durch ein auf einem steilen Felsen befestigtes Eisenkreuz (welches zugleich die Gränze zwischen Frankreich und Spanien andeutet) bezeichnet wird *). Auf dieser Stelle blieben wir vor Erstaunen wie festgebannt. Vor uns senkte sich eine enge, düstre Schlucht hinab, die von einem wilden Bache durchrauscht, hier und da mit Schnee und Eis angefüllt, erst weiter unten durch einige vereinzelte Tannen belebt war, während uns

*) Dieser Punkt ist 7280 Fuß über's Meer erhöhet. Er wird also eben so hoch als der Geltenpaß in den Berner-Alpen.

gerade gegenüber, kahl und öde, mit gelblichen Felswänden und langen Schneefeldern, mit Trümmern und blitzendem Eise auf seinem Scheitel, ein schrecklicher Berg sich erhob: es war die Maladetta, deren Gipfel eine absolute Höhe von 10,330 Fuß hat *).

Ehemals, erzählt der Spanier, hatte dieser Berg kein so grausenhaftes Ansehen als jetzt. Er war schön fruchtbar, mit fetten Wiesen und herrlichen Wäldern bedeckt. Mehrere Dörfer lagen an seinem Abhange zerstreut, von vielen hundert in Freude und Ueberfluß lebenden Menschen bewohnt.

Eines Tages wollte der liebe Gott sie versuchen, um sich zu überzeugen, ob sie auch wirklich so vieles Glückes würdig seien. Er verwandelte sich in einen Pilger, klopfte an ihre Thür, und bat die Leute, da er sehr müde und hungrig sei, ihm ein Nachtlager zu gewähren.

Niemand wollte ihn aufnehmen; alle stießen ihn zurück. Nur in einer kleinen, abseits gelegenen Hütte, fand der Wanderer, was er suchte. Der Familien-Vater, obgleich sehr arm, hieß den unansehnlichen Fremdling willkommen, führte ihn zu den Seinigen, nöthigte ihn Platz zu nehmen am Tische, und theilte mit ihm sein Mahl; wonach er ihm ein Lager bereitete.

Am andern Morgen versetzte der liebe Gott des armen Mannes Hütte, die er in ein großes, bequemes Haus verwandelte, auf einen andern Berg, in Mitte der schönsten Weiden und Gebüsche, wonach er die

*) Man muß die Maladetta nicht verwechseln mit dem Malahite, auch Nethou genannt, dem höchsten Gipfel des Pyrenäen-Gebirges, der sich bis auf 10,720 Fuß erhebt, und mehr östlich gelegen ist.

erstaunte Familie in's Freie führte, und sie ihren Blick auf die Maladetta heften lies.

„Sehet da," sagte er, und streckte den Arm aus gegen diesen Berg, „wie der Himmel die Bösen und Hartherzigen bestraft." In demselben Moment stürzten ungeheure Felsmassen und Schneelauinen von des Berges Gipfel, und begruben die Dörfer, mit allen darin befindlichen Einwohnern. Die fetten Weiden verschwanden, und wurden durch Schneefelder oder Trümmer ersetzt. Die Heerden verwandelten sich in Stein, und man kann seitdem den Berg, der durch dies Ereigniß seinen Namen erhielt, nur noch mit Furcht und Schrecken aus der Ferne betrachten.

Aehnliche Fabeln, die durchgängig sehr alt sind, und die vielleicht aus dem Morgenlande herstammen mögen, sind auch in den Alpen ziemlich verbreitet. Man erzählt sie sich besonders in den Schweizerkantonen Bern (hinsichts der Blümlisalp oder Frau, im Kanderthal), Unterwalden (in Betreff des Stanzerhorns oder der Blumalp), Graubünden (über Fermunt und Selvretta), in Savoien, Tirol ꝛc. Dergleichen Geschichtchen oder Legenden beurkunden, unsers Erachtens, mehr als alles übrige, der Völker Verwandschaft, und deuten den gemeinsamen Urquell an, dem sie entsprossen sind.

Die Maladetta ist nur 170 Fuß niedriger als der Mont-Perdu, der, ehe man die Malahite genau gemessen, für den höchsten Punkt in den Pyrenäen gehalten wurde. Auf diesen Höhen findet man noch den wilden Steinbock mit dem langen Zottelhaar, den ungeheuern Hörnern und den sehnigen Füßen, die

ihn mit Leichtigkeit die steilsten Felsen erklimmen, in die gräßlichsten Abgründe sich versenken lassen.

Man bemerkt hier auch den Isard, die geschmeidige Gemse mit dem zierlichen Kopfe und den lebhaften Augen, der noch viel schwerer beizukommen ist, als der Alpen-Gemse. Zwischen den am höchsten steigenden Tannen und Arwen gräbt sich der braune Bär seine Höle, und hoch an der zerklüfteten Felswand, zwischen Schnee und Gewölk, nistet der Königsadler und der Lämmergeier, der, als ein kaum bemerklicher Punkt in den Lüften schwebend, im Thalgrunde seine Beute erspähend, wie ein Pfeil auf dieselbe sich stürzt, und mit mächtigem Flügelschlag zu unersteiglichen Höhen sich wieder emporschwingt.

Doch ist nicht Alles furchtbar und drohend in dieser wilden Natur. Nur einige Schritte, und neben einzelnen Alpengewächsen, neben dem Rhodedendron und der Enziane, flattern Schmetterlinge mit *bunten* Flügeln, der Vulkan, der Apoll, mit den weissen, schwarz und roth gefleckten Flügeln, der Distelfink, der Schildkröten-Schmetterling, ꝛc.

Der Geolog seinerseits kann hier den merkwürdigsten Nachforschungen sich überlassen. Er findet Steine, die gelb wie Schwefel, schwarz wie Eisen, *weiß wie* karrarischer Marmor sind. Er entdeckt Versteinerungen in allen Steinarten, am meisten im Schiefer. Nächst dem gewöhnlichen weissen, rothen und grauen Marmor, gibt es noch 12 andere Arten in diesem Gebirg, das auch einige Silberstufen und nicht unbedeutende Bleigänge enthält.

Vom Port de Venasquez geht man beständig bergab, auf einem noch viel übleren Wege als der, auf wel-

chem man heraufgekommen. Man klettert zwiſchen Trümmern, locker aufeinanderligenden Steinen, und weiter unten über Baumſtämme hinweg, die der Bach mit ſich fortgeriſſen, und die mehr als einmal den Pfad verſperren.

Manchmal findet man eine Treppe, deren hohe, ungleich in den Felſen gehauene Stufen viel gefährlicher ſind, als alles Uebrige. Die Pferde haben faſt nirgends einen ſichern Tritt und halten ſich hart gegen den Felſen, um nicht in den zur Linken gähnenden, ſchwindelnd tiefen Abgrund zu ſtürzen, den ein Bach mit ſchäumender Wuth durchbraußt.

Wollte man dieſen Weg nicht einmal bequem, ſondern nur gangbar machen, müßte man immerwährend Arbeiter darauf beſchäftigen, weil jeder Sturm, jeder Regenguß ihn wieder von Grund aus verdirbt. Jahraus jahrein, beſonders im Winter, kommen mehrere Reiſende auf dieſem ſchrecklichen Uebergange um, obgleich er ſchon mehrmals mit großer Feierlichkeit von Geiſtlichen, an der Spitze langer Prozeſſionen, reichlich mit Weihwaſſer beſprengt und geſegnet worden.

Es fällt den die benachbarten Ortſchaften bewohnenden Kataloniern nicht ein, obgleich ſie mit ihren Maulthieren jährlich mehr als 50 Mal über den Berg ziehen, ſeine ſteilen Abhänge ein wenig zu mildern, hier und da eine Abwehr aufzuſtellen, eine Felsſpalte auszufüllen, oder eine Brücke über den ungeſtümen Bach zu werfen.

Wahr iſt es, daß die Einwohner von Venasquez vor einigen Jahren bei der Regierung um die Erlaubniß ſich beworben, einen Theil ihres überflüſſigen Holzes ſchlagen und verkaufen zu dürfen, um mit dem

daraus gelöseten Gelde den Weg ausbessern zu können. Leider ist ihnen bis auf den heutigen Tag diese Erlaubniß noch nicht zugestanden worden.

Wollte man die Sache aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten, würde man vielleicht finden, daß die nächste Verbindungslinie zwischen Paris und Madrid hier durch führt, indem sie bedeutend kürzer ist, als die über Bayonne und Vittoria. Die Zeit ist erschienen, wo die Völker, mehr als je, das Bedürfniß fühlen, die zwischen ihnen sich ausdehnenden Strecken abzukürzen.

Am Fuße des Berges bemerkten wir das erste spanische Gebäude, das von der Stadt Venasquez zur Aufnahme der Reisenden erbauete Hospiz. Waren wir schon mit dem auf der französischen Seite unzufrieden gewesen, mußten wir doch jetzt gestehen, daß es ein wahrer Palast neben der stinkenden Hütte war, die man ein Hospiz zu nennen sich nicht entblödete.

Es ist unmöglich, sich etwas zurückstoßenderes zu denken. Der Steinhaufe, welcher das Haus vorstellen sollte, schien auf Gerathewohl zusammengeworfen. Einige darüber gelegte Bäume, die man nicht einmal ihrer Rinde beraubt, und auf die andere etwas flache Steine lagen, bildeten das Dach, worin einige gelassene Löcher zugleich Fenster und Rauchfänge bildeten.

Im Innern befanden sich auf der einen Seite die Kühe, auf der andern die Menschen, zwischen denen noch allerlei Vieh von großem und kleinem Kaliber, der unzähligen Insekten nicht zu gedenken, herumlief. Man konnte in dieser Wildenwohnung, in der seitwärts ein großes Feuer auf dem nackten Boden brannte, nicht einmal aufrecht stehen, und mußte sich, gleich

den um den Herd gruppirten schmutzigen Männern und Frauen, die einen wie die andern mit düstern, unheilverkündenden Gesichtern, auf dem Boden niederkauern.

Wir beeilten uns, diese Lappländer-Hütte, und ihren stinkenden Dunstkreis zu verlassen, um im Freien unsere Mahlzeit zu halten. Denn glücklicherweise hatten wir noch einige Lebensmittel. Wir liessen uns nur Wasser und ein Stück Brot geben, das schwarz wie der Boden war.

Wir setzten sodann unsern Weg durchs Gebirg fort, ohne daß er bequemer oder angenehmer werden wollte. Rings eine wilde, traurige Natur. Nichts als zerrissene Berge, tiefe, nackte Schlünde, von Zeit zu Zeit eine Kaskade oder ein tobend vorüber eilender Bach, keine andere Vegetation, als einige Buchsstauden: das waren die Gegenstände, welche auf einer mehr als zweistündigen Wanderung sich uns darboten.

Nirgends eine menschliche Wohnung, nirgends die mindeste Spur von Leben und Kultur. Vor, hinter und neben uns nichts als furchtbar drohende Gegenstände, steile oder zur Hälfte abgebrochene Felsgipfel, nackt und öde, ein Bild des starren, kalten Todes, folgten in ununterbrochener Reihe aufeinander. Gegen sie hinan dehnten sich zerrissene Schluchten aus, die wie durch Riesenkeile tief gespalten zu sein schienen, die nichts als Abgründe darboten, und dem Auge keinen Ruhepunkt, keinerlei Perspektive gewährten. Es war ein Bild des versteinerten Entsetzens, das der Mensch nur anzustaunen, nicht zu erfassen vermag.

Erst gegen Abend, als wir uns Venasquez näherten, bemerkten wir einige Bäume, einige Hecken,

einige leichte Umzäunungen, inner welchen sich ein Gärtchen, ein kleines Feld befand. Wir sahen wieder Hirten und hübsche Maulthiere; wir fühlten uns wieder in der lebendigen Welt. Kurz darauf gewahrten wir das feste Schloß, das, dem Zustande seiner Wälle und übrigen Vertheidigungs-Werkzeuge nach zu urtheilen, dem Angriffe einer Kompagnie entschlossener Soldaten nicht wohl widerstehen könnte.

Endlich betraten wir die Stadt, eine durchaus spanische Stadt, ganz wie ich sie mir im Voraus gedacht, mit engen Gassen, voller Schmutz und allerlei Geräthschaften, düstern Häusern und elenden Bewohnern. Man sieht da weder Kaufladen, noch Aushängeschilde, noch selbst Fensterscheiben, geschweige denn öffentliche Brunnen, oder andere zur allgemeinen Bequemlichkeit erforderliche Denkmäler.

Von dem Gebrauch der Straßenbeleuchtung durch Laternen, hat man hier nicht den mindesten Begriff, und wenn die Bürger Nachts aus zu gehen haben, leuchten sie sich mit einer Kienfackel, um über den unordentlich herumligenden Steinen, Balken, ꝛc. sich nicht den Hals zu brechen.

Die Bevölkerung ist im höchsten Grade arm, und wörtlich in Lumpen gekleidet. Man wird von Kindern verfolgt, die mit der einen Hand diese Lumpen festhalten, um sie im Lauf nicht zu verlieren, und die andere bittend ausstrecken, um ein kleines Almosen zu empfangen. Hier und da bemerkten wir Frauenköpfe, die, wenn sie nur zur Fenster-Oeffnung herausgestreckt waren, und man ihre zerrissenen, schmutzigen Kleider, ihre nackten, schwarzen Füße nicht sehen

konnte, uns wirkliche Muster von Schönheit und Grazie zu sein schienen.

Obgleich Venasquez 1700 bis 1800 Einwohner hat, gibt es in der ganzen Stadt doch nicht ein einziges Wirthshaus. Wir hatten ein Empfehlungsschreiben an den Kommandanten des festen Schlosses, der uns sehr freundschaftlich empfing. Leider gebrach es ihm an Raum, weshalb er uns zu einem Maulthier-Händler führte, der zugleich Post-Direktor war, und gelegentlich Fremde, von denen er etwas verdienen zu können glaubte, bei sich aufnahm.

Aber auch bei ihm konnten wir kein Nachtquartier finden. Er lies grade sein Haus ausbessern, dessen oberer Theil beinahe ganz abgetragen war. Nach einer sehr ermüdenden Tagreise waren wir also der Gefahr ausgesetzt, für die bevorstehende Nacht nicht einmal ein Obdach zu finden.

Glücklicherweise legte der Kommandant dem Post-Direktor unsere Unterbringung so eifrig ans Herz, daß dieser sich endlich bereitwillig zeigte, uns zu einem seiner Verwandten zu führen, wo wir drei ziemlich reinliche Betten, ein besseres Abendessen, als wir gehofft, vortrefflichen Wein von Saragoza, und ein hübsches Mädchen fanden, von dem wir bei Tische mit vielem Anstand bedient wurden *).

Kaum waren wir am andern Morgen aufgestanden, als der Direktor erschien, und uns mit vieler

*) Um Abends beim Tischdecken, oder beim Auftragen der Speisen, die Hände frei, und zu gleicher Zeit Licht zu haben, setzen die Dienstmädchen in Spanien den Leuchter mit dem brennenden Lichte auf den Kopf.

Höflichkeit einlud, bei ihm eine Taſſe Schokolade zu trinken. Er führte uns in einen großen, mit ſeinem Wappenſchilde verzierten Saal. Denn er war, wie wir jetzt erfuhren, von Adel. Sein Freund, bei dem wir über Nacht geblieben, war es gleichermaßen, und der kleine Krämer, bei dem wir einige Zigarren kauften, war es ebenfalls.

Bei allen erblickten wir, an der am meiſten in die Augen fallenden Stelle ihrer Wohnung, ein großes bunt gemaltes Wappenſchild, mit dem Namen der Familie unter demſelben. Gewöhnlich ſind dergleichen Wappenſchilde über der Eingangsthür angebracht, und haben als Umſchrift die Worte: Armas de los Yebras; Armas de los Armendaris; Armas de los Esponcedras (Wappen der Yebras, ꝛc.). In dem kleinſten Dorfe findet man wenigſtens ein halbes Dutzend Adeliche, die, auſſer ihrem Wappen, ſich durch nichts, weder durch ihre Kleidung, noch durch ihren Wohlſtand, von den übrigen Bauern unterſcheiden.

Der Verkehr zu Venasquez iſt äuſſerſt gering, der Ackerbau iſt im Verfall, und es gibt in der ganzen Stadt kaum 30 Familien, die zu leben haben, während alle übrigen im tiefſten Elend ſchmachten. Demungeachtet hat dieſe arme Bevölkerung ſieben Prieſter, wovon zwei Haupt-Pfarrer, zu ernähren. Jeder derſelben bezieht von 30 Garben immer drei für ſich, und eine vierte zur Unterhaltung der Kirche. Man ſchätzt ihr Einkommen im Durchſchnitt jährlich auf 10,000 Realen (2335 fl. rh.) für jeden Pfarrer, und auf wenigſtens 2500 Realen (584 fl. rhein.) für jeden

der übrigen Prieſter *). Während unſerm Frühſtück klagte der Direktor ſehr über einen ſolchen Zuſtand der Dinge.

„Die Regierung,“ ſagte er, „nimmt mir das ſicherſte Drittel meines Einkommens, und die Prieſter unſerer Stadt, die herumſtreifenden Kapuziner, die Abläſſe und milden Gaben, die ich nicht verweigern kann, nehmen mir ein zweites Drittel.“

Seines Mißvergnügens über die Geiſtlichkeit ungeachtet, wollte er uns nicht abreiſen laſſen, ohne vorher die Kirche geſehen zu haben. Mit der aufrichtigen Wonne eines ſpaniſchen Katholiken zeigte er uns der Reihe nach die prachtvollen Meßgewänder von Lyon, die ſchönen Seidenzeuge von Valenzia, die ſilbernen und die vergoldeten Gefäße, wonach er uns, in einer kleinen Kapelle, einer Bildſäule von gediegenem Silber mit den Worten gegenüber ſtellte:

„Sehen Sie, das iſt der heilige Martial, der Schutzpatron unſerer Stadt. Wir ſetzen all' unſer Vertrauen in ihn, und er verdient es in vollem Maße. Denn jedesmal, wenn man ſeine Zuflucht zu ihm nimmt, darf man ſicher ſein, erhört zu werden, und bitten wir ihn um Regen oder Sonnenſchein, ſo erhalten wir den einen oder den andern ſicherlich.“

Er ſagte das mit ſo vieler Zuverſicht, daß wir nicht einen Augenblick an ſeiner Ueberzeugung zweifeln konnten, weshalb wir uns wohl hüteten, auf irgend eine Weiſe ihm unſern Unglauben merken zu laſſen.

*) M. ſ. den Aufſatz: „Bild der Geiſtlichkeit in Spanien und ihrer apoſtoliſchen Armuth,“ im dritten Theile des Jahrgangs 1832 unſers Werkes.

Beim Austritt aus der Kirche wünschten wir die Schule zu sehen. Für Mädchen ist keine solche hier. Man behauptet, daß sie genug wissen, wenn sie den Rosenkranz abzubeten verstehen. Will man demungeachtet, daß sie wenigstens lesen und schreiben lernen, muß man sie nach dem 20 Stunden entlegenen Barbastro schicken.

In einem kleinen, schmutzigen Gemache, von elendem Ansehen, fanden wir etwa 20 Knaben auf einigen Bänken sitzend, und einen ernsten Mann ihnen gegenüber. Das war das Kollegium von Benasquez. Indessen überraschte es uns nicht wenig, zu finden, daß man sich in demselben der gegenseitigen Lehrmethode bediente.

Alle Kinder haben ein Buchstabirbuch, den geschichtlichen Katechismus von Abbé Fleury, mit Fragen und Antworten, die Mährchen des Abbé Sabatier, und ein anderes ganz spanisches Buch, betitelt: „Auserwählte Lektionen.“

Es ist in diesem letzten ein sonderbares Gemisch aller Verfinsterungs-Ideen und alles Aberglaubens, der in der Halbinsel noch in so hohem Kredit steht. Man findet darin Fabeln und Gebete, Legenden und religiöse Betrachtungen, profane Aufsätze neben asketischen Abhandlungen. Das Ganze wird beschlossen durch eine gegen Napoleon 1808 geschriebene Ode. Die Namen: blutgieriger Tieger, abscheulicher Korse, entsetzlicher Tirann, Behemoth und Leviathan werden ihm darin nicht erspart, während jede Strophe mit dem Lobe Englands sich beendet.

Ingeniosa Albion que de los mares
A pesar del tiranno el gran tridente,

El arbitro del mundo te ha otorgado.
Tu siempre ha penetrado
La torcida intencion que mil pesares
Causò y desolacion al continento, etc. *)

Der Schulmeister, mit dem wir uns ziemlich lange unterhielten, schien ein unterrichteter Mann. Er verstand italienisch, sprach mit Leichtigkeit lateinisch, und las zu seiner Zerstreuung die Stadt Gottes von S. Augustin. Wir hatten einige Minuten vorher mit einem wohlgenährten Priester gesprochen, der bei weitem so viele Kenntnisse nicht besaß. Später fragten wir den Direktor, wie viel dem Schulmeister sein Amt eintrage? Nicht ganz 1000 Realen (235 fl. rh.) entgegnete er. Aber in der Zwischenzeit, wenn er nicht Schule hält, fügte er hinzu, hat er noch ein anderes Gewerbe, das viel einträglicher ist. Er ist nämlich Hufschmied....

Es war schon gegen Mittag, als wir Venasquez verliessen. Wir hofften recht gut vor Anbruch der Nacht Bossos, in Katalonien, erreichen zu können. Indessen kamen wir erst um 2 Uhr Nachmittags nach dem Hospiz, und hatten von dort noch 3 Stunden bis zur Höhe des steil abgerissenen Berges, der Maladetta gegenüber, den unser Weg hinanklimmte, wenn man anders eine graue Spur, die nicht selten auf dem nackten Felsen verschwand, einen Weg nennen darf.

Wir sahen uns bald genöthiget, zu Fuß zu gehen, des zu jähen Ansteigens wegen, und unsere Pferde

*) Sinnreiches England, das aus seinen Meeren, den mächtigen Dreizack, des Tirannen Schrecken, den Schutz der Welt, uns zugestanden hat; wohl hast Du leicht die abscheuliche Absicht durchdrungen, die tausend Sorgen und schreckliche Verheerungen über das Festland verbreitet.

nach uns zu ziehen, was um so beschwerlicher war, da sie auf dem glatten Schiefer oft abwärts glitschten. Der Boden war sehr ungleich, und jeden Augenblick verschieden. Bald hatten wir eine feuchte Wiesenstrecke zu durchwandern, bald über graue Marmortrümmer zu klettern; die weithin ein trauriges Chaos bildeten.

An einer schroffen Felswand, die uns jeden Ausweg zu versperren schien, machten wir einige Augenblicke halt. Wie konnten von hier alle Schluchten und Engpässe der Umgegend von Venasquez übersehen. Die Maladetta schien in sich selbst zu versinken, und sendete uns ihren eisigen Anhauch zu.

Endlich erreichten wir den Uebergang der Pikada*), von wo unsern Blicken sich acht große Bergketten darboten, die sich, die einen über die andern, aufthürmten, bald in Wellenform der niedrigen Gegend zueilend, bald in zackigen Spitzen oder scharfen Graten sich erhebend.

Es war nun darum zu thun, abwärts zu gelangen, und wir bemerkten bald, daß wir das schwierigste Stück Weges noch vor uns hatten. Die von uns eingeschlagene Richtung, die allein zugängliche, war im höchsten Grade rauh, und mehr einem in grader Linie abwärts sich senkenden Bachbette, als einem gangbaren Pfade ähnlich.

Wir hatten unaufhörlich große Steine und entwurzelte Bäume zu übersteigen. Von der Höhe rollten uns Felsbrocken nach, und man mußte sich sehr in Acht nehmen, um davon nicht getroffen zu werden.

*) Ihr Gipfel ist 8540 Fuß und ihr Uebergang 7860 F. ü. M.

Wir banden die Pferde an einander, und lieſſen ſie ſich ſelbſt wieder einen Weg ſuchen, während wir auf lange Fichtenzweige uns ſtützten, und mit Entſetzen in den unter unſern Füßen gähnenden Abgrund blickten. Die Gegend war hier wo möglich noch wilder, als in der Nähe von Venasquez.

Die Nacht überraſchte uns, als wir im Walde Pomero uns befanden. Der Pfad war immerfort ſehr unſicher und wenig bemerklich. Wir ſaßen wieder auf, aus Beſorgniß uns zu verirren, was demungeachtet geſchah. Der dichtverwachſene Tannenwald, den wir zu durchwandeln hatten, vermehrte die Finſterniß dergeſtalt, daß wir nicht zwei Schritt vor uns ſehen konnten. Nach und nach wurde das Gehölz ſo dicht, die Zweige ſenkten ſich ſo niedrig, daß ſie uns immerwährend ins Geſicht ſchlugen und wir abſteigen mußten, um vorwärts zu kommen.

Jeder zog ſein Pferd hinter ſich her, und es blieb uns kein anderes Mittel, von unſerer gegenſeitigen Gegenwart uns zu überzeugen, als uns von Minute zu Minute bei unſerm Namen zu rufen. Vergebens ſpäheten wir in Nähe und Ferne nach dem matten Schimmer eines Lichtes. Ueberall nichts, als finſtere, ſchwarze Nacht. Unſere Lage wurde noch verſchlimmert durch des Führers Geſtändniß, daß wir den rechten Weg verfehlt, und er nicht mehr wiſſe, wo wir ſeien.

Unter ſolchen Umſtänden blieb uns nichts übrig, als dem Inſtinkt unſerer Pferde uns zu überlaſſen. Und in der That nahmen ſie ſogleich eine andere Richtung, mitten durch dichtes Geſtrüpp, durch enge

Schluchten und über steile Abhänge, bis sie auf einen andern Pfad gelangten, der nicht breiter und ebener war, als der früher verfolgte.

Vor uns hörten wir das Toben eines wilden Baches, der hier in der Nähe entspringenden Garonne. Bald rauschte ein anderes Wasser in einem tiefen Abgrunde neben uns. Von Zeit zu Zeit bemerkten wir die schäumende Fluth zwischen den Bäumen, wie wenn sie sich auf uns zu stürzen und mit sich fortreißen wollte. Ein einziger Fehltritt unsers Pferdes, irgend ein Gegenstand, der es erschreckt hätte, eine Wurzel, über die es gestolpert, und wir wären unerrettbar verloren gewesen.

Auf solche Weise verstrich beinahe eine Stunde, bevor wir wußten, ob wir auf dem rechten Wege uns befänden, oder nicht, beschäftigt mit alle den seltsamen Gedanken, die eine solche Lage erzeugen kann, mit alle den gespenstischen Täuschungen, welche darin die aufgeregte Einbildungskraft sich malt. Bald schien uns ein seiner Rinde beraubter Baumstamm ein uns entgegenkommender riesiger Mann, oder ein Felsblock ein Haus, oder das zur Seite fließende Wasser ein schöner ebener Weg, dem wir mehr als einmal zuzulenken entschlossen waren.

Endlich hatten wir den Wald hinter uns, und gewannen die Ueberzeugung, daß wir auf dem rechten Wege seien. Zugleich aber zerriß mein Sattelriemen. Ich mußte absteigen, und mein Pferd hinter mich herziehen. Mit Schweiß überdeckt sank ich an einem Bache nieder, und stillte in langen Zügen meinen heißen Durst.

Bald darauf gewahrten wir ein Licht, und er-

reichten eine Einsiedelei, wo ein Hirt hauſete. Der Raum war zu enge, um uns ein Nachtlager zu gewähren, weshalb wir uns begnügen mußten, eine Laterne zu kaufen, deren matter Schein uns auf dem Wege längs der Garonne voranſchwebte, bis zu dem Dorfe Bordes, in Katalonien, wo das Vergnügen, ein Obdach, ein großes mitten in der Küche brennendes Feuer, und ehrliche, zuvorkommende Leute zu finden, alle überſtandenen Mühſeligkeiten uns bald vergeſſen lies.

Tags darauf ſetzen wir unſern Weg durch das Aranthal fort. Es iſt eine der ſchönſten Gegenden in den Pyrenäen, und uns ſchien ſie um ſo reizender, weil wir zwei Tage in einem wilden, wüſten Gebirg, zwiſchen nackten, ſteil abgeriſſenen Felſen zugebracht. Mit Entzücken genoſſen wir des Morgens Friſche, durchſchnitten wir die grünen, weithin ſich ausdehnenden Wieſen, begrüßten wir den ſie beſpülenden Bach und die hübſchen an ſchön bewaldeten Abhängen zerſtreueten Dörfer.

Boſſos, wo wir nach einſtündigem Marſche ankamen, iſt eine noch kleinere, aber viel lachendere Stadt als Venasquez. Es fehlt in ihr nichts als eine wohlhabendere und weniger unreinliche Bevölkerung. Wir haben Häuſer geſehen, in deren Innerem die Menſchen weniger Platz einnehmen, als die Spinne-Gewebe. Die meiſten Geſichte, welche wir anſichtig wurden, waren bleich und mager. Die Kinder hatten, ſtatt der Kleider, mehr oder weniger zuſammenhängende Lumpen auf dem Leibe. Der Frauen ganzer Schmuck beſtand aus Ohr- und Fingerringen von Blei, und aus Halsbändern von Glaskorallen.

Bei alledem war die Kirche reich verziert, und hatte nicht weniger als zehn Priester, für eine Bevölkerung von kaum tausend Seelen. Nirgends aber auch ist die Bettelei unverschämter, als in diesem Städtchen. Der Reisende wird von ganzen Schwärmen verhungerter Frauen, Mädchen und Kinder überfallen, die ihm ihre schmutzigen Hände dicht unters Gesicht halten, und mit der kläglichsten Stimme um ein Almosen flehen.

Auf der Landstraße, zwischen Wiesen und Feldern, wird man von jungen und alten Arbeiterinnen verfolgt, die mit den schmerzlichsten Geberden, mit halb weinerlicher, halb gellender Stimme, um eine Gabe bitten. Reicht man ihnen eine solche, so wird man von immer größern Bettlerhaufen bestürmt; versagt man sie ihnen dagegen, so schimpfen sie, und werfen dem Reisenden Steine nach.

Gegen Mittag erstiegen wir den Portillon *), über den wir wieder nach Frankreich zurückkehren wollten; und nachdem wir zwei elende Städte, in Arragonien und Katalonien, gesehen, nachdem wir auf den entsetzlichsten Bergwegen herumgeirrt, schmuzige Hospize besucht, von den Personen, bei denen wir eingekehrt, arg übernommen worden, und das klägliche Schauspiel einer von der Natur so reich ausgestatteten, dennoch im tiefsten Elende schmachtenden, durch Unwissenheit und Aberglauben herabgewürdigten Bevölkerung vor Augen gehabt, betraten wir mit dem lebhaftesten Vergnügen die zu Frankreich gehörige schöne Bürde-Weide, und begrüßten mit

*) Er ist nicht über 5800 Fuß hoch.

Freudegeschrei das in der Ferne sich uns zeigende Thal von Bagnères, mit der kleinen Stadt dieses Namens in seiner Mitte.

Nach zweitägiger Ruhe beschlossen wir die Pyrenäen in einer andern Richtung zu durchstreifen. Folgt man der Landstraße von St. Gaudens nach Bagnères-de-Bigorre, so hat man die hohe Bergkette bald näher, bald in größerer Ferne beständig zur Linken. Man bemerkt hier sehr genau alle die verschiedenen Beleuchtungs-Effekte, welche ein bald heiterer bald bewölkter Himmel erzeugt.

Hier sieht man steil abgerissene, seltsam zerklüftete, schwärzliche Felsen; dort ziemlich ausgedehnte Schneefelder oder kleine Gletscher, die wie Krystall im Sonnenlicht funkeln; weiterhin saftige Wiesen, oder düstere Wälder, die wie ernste Rahmen ein Prachtgemälde zu umschließen scheinen, indem nicht mehr nackte Felsen, öde Wildnisse, traurige Einsamkeiten die Hauptmotive ausmachen, sondern eine lange Reihe zierlich ausgezackter Gipfel, deren Umrisse sich harmonisch mit der Wellenform der unter ihnen befindlichen Höhen verschmelzen, und die Thürme, die Mauern und Wälle einer ungeheuern, am Saume des Gesichtskreises sich erhebenden Festung, zu sein scheinen.

Bagnères-de-Bigorre, wo wir mit Anbruch der Nacht eintrafen, ist der Hauptort aller in der Umgegend liegenden Badstädte, wie Cauterets, St. Sauveur, Barèges, Lourdes, Argelles, ꝛc. *) Es

*) Bagnères-de-Bigorre hat 7800 Einw., Cauterets 2600, Bareges, 2400, Lourdes, 3100, Argelles oder Argelez

ist der Mittelpunkt alles Verkehrs dieser Gegend. Hier findet man die schönsten Badhäuser, die größten und theuersten Gasthöfe, die reichsten Kaufladen, und eine geschäftige, zahlreiche Bevölkerung.

Ganz in der Nähe öffnet sich das reizende Campanerthal, frisch wie eine Oase, grün wie ein Smaragd und lachend wie ein Frühlings-Morgen. Ist man einige Zeit in diesem herrlichen Gelände verweilt, hat man seine schönen Wälder, seine geheimnißvollen Höhlen, seine Felsen und Hügel besucht; hat man in dem malerischen Dorfe Sainte-Marie, auf dem so stark bevölkerten Berge, wo Alles Leben und Freude und Genuß ist, geruhet: dann findet man Bagnères, mit seinen verdorbenen Einwohnern, seinen Spieltischen, seinen Kaffeehäusern, wo einer den andern zu betrügen sich bemühet, seinen schamlosen Sirenen, die dem Vorübergehenden Kußhändchen zuwerfen, unerträglich.

Nach den Bädern, deren Zierlichkeit man nicht verkennen kann, ohne sich einen Anschein von Geschmacklosigkeit und Barbarei zu geben; nach dem Museum, wo man eine merkwürdige Sammlung aller Pyrenäen-Erzeugnisse sieht, ist unstreitig die Marmor-Schleiferei Gerüzets die interessanteste Anstalt in Bagnères.

Man findet hier nicht blos sehr geschickte Arbeiter, welche die künstlichsten Sachen verfertigen, sondern alle Marmor-Arten des ganzen Gebirgs, von blas- und dunkelgrünem, bis zu dem rothgeaderten, granit-

1400. — St. Gaudens hat deren 6300 und Bagnères-de-Luchon 2800.

ähnlichen, der vielleicht die schönste aller Gattungen ist, den Muschel-Marmor (lumachelle oder lumaquelle) mit den Goldadern, den Hortensia, von derselben zarten Farbe wie die Blume, deren Namen er trägt, den dunkelblauen Aspin, den Milchmarmor von St. Beat und den Onyx nicht ausgenommen, aus welchem letzten man Vasen schneidet, deren Zierlichkeit Homer gerühmt, und die Apoll selbst, als dargebrachte Opfer, nicht verschmäht haben würde.

Sittlicher und geistiger Zustand der Savoyarden in der Fremde, besonders deren zu Paris.

Die in Paris kürzere oder längere Zeit verweilenden Savoyarden, bilden eine zahlreiche Kolonie, deren Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten wenig bekannt sind. Man weiß von dieser schwebenden Bevölkerung kaum mehr, als daß sie mit Rauchfang-Kehren, Lasttragen, Schuhputzen und andern ähnlichen Verrichtungen sich beschäftigen. Der große Haufe denkt sie sich noch jetzt, wie sie zu Voltaire's Zeiten war, der in seinem „armen Teufel," dieser Satire der Schöngeister seiner Zeit, sie folgendergestalt schilderte:

J'estime plus ces honnêtes enfans,
Qui de la Savoie arrivent tous les ans,
Et dont la main légèrement essuie
Ces longs canaux engorgés par la suie.

„Ich achte höher jene ehrlichen Kinder, die aus Savoien jährlich zu uns kommen, und deren Hand leichthin jene langen mit Ruß angefüllten Kanäle reinigt."

Ein anderer Traditional-Typus derselben Art, eben so rechtschaffen und wo möglich noch ärmer, zeigt sich in jenen Murmelthier-Exponenten, in jenen klappernden Leier-Spielern, in jenen plumpen Tänzern und Tänzerinnen, hilflosen Kindern, die ihre unglücklichen Aeltern um einen Louisd'or für ein Jahr verkaufen, und die mit kläglicher Stimme ihr:

Dis, Gazanetta, vastitété lougha *), etc.

absingen, indem sie durch grelle Töne eine Heiterkeit zu erheucheln sich bemühen, die ihre Seele nie gekannt; die mehr vom öffentlichen Erbarmen leben, als von ihrer eigenen und von ihrer thierischen Gehilfen trauriger Kunstfertigkeit, oder von den kleinen Diensten, welche sie dem Publikum zu leisten im Stande sind; bei denen aber immer jene eisenfeste Ehrlichkeit, jene Treue und jener Glaube, jene primitive Tugend heimisch sind, die dem scharfbeobachtenden Molière den verwundernden Ausruf entrissen: „Où la vertu va-t-elle se nicher?"

Seit Molière haben auch die Savoyarden in Zivilisation und Gewerbthätigkeit Fortschritte gemacht. Paris ist für sie nicht mehr eine bloße Werkstatt oder ein Spital.

Wohl hat Savoyen immer noch seine elende, halb verhungerte, durch den Schleichhandel entsittlichte Bevölkerung, ausgebeutet wie dies unglückliche, in einigen Theilen so fruchtbare und schöne Land, immer noch ist durch eine seinen Sitten, seiner Nationalität, seiner Sprache, seinen Bedürfnissen fremde Beherrschung; durch einen im Solde dieser letztern

*) Sag, Johanna, willst Du Dich vermiethen.

stehenden Adel; durch eben so vernunftwidrige als empörende Abgaben, Monopole und Mauth-Verordnungen; durch eine Geistlichkeit, die dem Armen den letzten Bissen raubt, wofür sie ihn durch stinkenden Aberglauben und abgeschmacktes Zeremonienspiel zu entschädigen sich bemühet *).

Die Auswanderungen aus Savoyen haben seit mehreren Jahren einen spekulativeren, einen mehr rationellen, einen positiveren Karakter gewonnen. Nicht mehr die zur schweren Arbeit zu Berg und Wald unbrauchbaren Kinder, nicht mehr unbehilfliche Leierspieler, Gazanetta-Tänzer, Murmelthier-Führer, Rauchfang-Kehrer und Schuhputzer begeben sich in die Fremde, sondern der Bevölkerung eigentlicher Kern, ihr durch seine Kraft- und Thätigkeits-Summe werthvollstes Kapital, entzieht sich in von Jahr zu Jahr steigender Zahlenmasse der piemontesischen Blutsaugerei, um in der französischen Schweiz, in Frankreich, selbst in Großbritannien und Deutschland, den zur Gesundheit eines Volkes unumgänglich nothwendigen Sauerstoff der Freiheit aus voller Brust einzuathmen.

Ziemlich starke Savoyarden-Kolonien haben sich in Genf und Lausanne, in Marseille und Bordeaux, vorzüglich aber in Paris und Lyon gebildet. Die in Paris besteht aus mehr denn 20,000 Individuen (vor den Juli-Ereignissen war sie noch viel beträchtlicher), und die in Lyon aus 8000 bis 9000 Personen, wovon jedoch, seit dem blutigen Gefecht im April d. J.,

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Ausflug nach der Allée-Blanche," im vierten und sechsten Theile des laufenden Jahrgangs unsers Werkes.

bei 600 Familien in ihre eigentliche Heimath zurückgekehrt sind.

Ueberhaupt bewahrt der Savoyard, wo er auch sei, für diese letzte eine entscheidende Vorliebe. Hat er durch rastlosen Fleiß, durch fast unglaubliche Sparsamkeit nur so viel erübrigt, um in dem wilden Thalgelände, wo er zuerst die Sonne begrüßt, ein Stück Feld, eine Bergwiese, ein kleines Haus kaufen zu können, so ist nichts im Stande ihn zurückzuhalten in der großen, reichen Stadt, wo sein Verdienst gesichert ist, wo er seine alten Tage in Ruhe und Bequemlichkeit zuzubringen hoffen dürfte.

Aber mit diesem Zurückströmen der einige Jahre in der Fremde gebliebenen Menge, gelangt auch größerer Wohlstand, gelangen auch Erfahrung und Unterricht in die engen Schluchten von Faucigny, Maurienne und Tarentaise.

Die Savoyarden, welche jetzt ihre Berge verlassen, sind nicht mehr so unwissend, als man gewöhnlich glaubt. Die meisten können lesen, einige sogar schreiben. Vortreffliche Rechenmeister sind alle. Von allen Adern schlägt die arithmetische am stärksten in ihnen, ohne sie jedoch betrügerisch zu machen. Die kleinsten Kinder addiren und multipliziren mit auffallender Präzision an ihren Fingern, oder in ihrem Kopfe.

Mit diesen ersten Unterrichts-Elementen hat ihr merkantilischer Ehrgeiz auch einen größern Spielraum gewonnen. Sie ziehen nicht mehr blos für eine Jahreszeit (Saison) aus, wie die Maurer aus dem Limousin und aus der Marche, oder wie die Kinder von Auvergne für ein Jahr. Es ist eben so wenig des unbedeutenden Vortheils wegen, den Familien-Erspa-

rungen einige Thaler beizufügen, ein Stück Vieh zu kaufen, oder ein Feld abzurunden.

Der Jüngling, welcher heut zu Tage sein Dorf verläßt, hat beständig die Person vor Augen, die er bei seiner Rückkehr vorstellen will. Wenig kümmert er sich um Mühe und Zeit. Kann er nur hinreichend vor sich bringen, um das Erstaunen Derjenigen zu erregen, die ihn mit dem kleinen Bündel auf dem Rücken, den Stock in der Hand haben abreisen sehen, und die ihn nun als einen der Wohlhabenden der Gegend (un des *gros* du pays) anerkennen müssen, so ist er zufrieden.

Die Entfernung, wie groß sie auch sei, erschreckt ihn nicht. Petersburg und Moskau ligen ihm so nahe, als Grenoble und Besançon. Ein wahrer Savoyard geht überall hin, wo er Geld verdienen kann. Man findet ihn eben so thätig und haushälterisch in Wien als in London, in Frankfurt als in Berlin.

Die meisten Auswanderer dieser Art geben jedoch Frankreich den Vorzug; sei es der Sprache und Lebensweise oder der größeren Leichtigkeit wegen, in diesem großen Lande verschiedene Gewerbthätigkeitszweige sich zueignen zu können, die in anderen Gegenden seit Langem von einheimischen Arbeitern ausgebeutet werden.

Von den 5000 bis 6000 erwachsenen Jünglingen, die jahraus jahrein ihr savoyisches Vaterland verlassen, wenden sich mehr als die drei Viertel dem für ihre ökonomische Wißbegier klassischen Boden Frankreichs zu.

Luxus und Künste haben sie nach Lyon gezogen. Sie gesellen sich den Seiden-Arbeitern bei, und machen

sich, je nachdem die Umstände ihnen größere Vortheile darbieten, zu Webern, Zeugdruckern, Zeichnern oder Werkmeistern. Bei 2000 Maurer oder Steinmetzen, größtentheils aus den Thalgeländen von Samoëns, Megève, Thorens, Tanninges, in Faucigny, oder aus denen von St.-Jean-d'Aulps, Abondance, Boège und Boëgève, in Chablais, zerstreuen sich in der ganzen Schweiz, wie in die östlichen und südlichen Departemente in Frankreich.

In Paris haben die Savoyarden das Monopol aller zarten Verrichtungen und Geschäfte, die gewöhnlich noch mehr Umsicht und Diskretion, als strenge Rechtschaffenheit erfordern. Sie sind die Merkure der großen Stadt. Als Ausläufer, Kassen-Diener, Büreau-Aufwärter, Kammer-Diener, Geschäfts-Führer, Intendanten, Laden-Diener, Krämer, ꝛc. bemerkt man sie auf allen Plätzen, in allen Straßen, überall wo sich ihre stäte Bereitwilligkeit, ihr guter Wille, ihre unermüdliche Emsigkeit geltend machen kann.

In Nähe der Börse, der Posten und Messagerien, aller öffentlichen Verwaltungen und Behörden wimmelt es von ihnen. Von den schwersten, unförmlichsten Lasten, bis zu den kostbarsten Gegenständen, besorgen sie Alles mit jener Vorsicht, jenem Takt, die man, als ihnen angeboren, betrachten kann. Der ganze Mobiliar-Reichthum von Paris, die ganze Bewegung seines Handels, wie alle Erzeugnisse seiner Industrie, zirkuliren unter der alleinigen Obhuth ihrer Rechtschaffenheit.

In einer ähnlichen Lage spielen die Lastträger zu Marseille die Gebieter von Hafen und Stadt, wäh-

rend es dem Savoyarden nie beikommt, eine mühsam gewonnene vortheilhafte Stellung mißbrauchen zu wollen. Diese Menschen-Rasse hat den Instinkt der Erwerbung; der befehlende Sporn ist nicht in ihrer Natur.

Die Savoyarden-Kolonie zu Paris ist nicht immer so reich und blühend gewesen, als sie es gegenwärtig ist. Von Beginn der Revolution, bis zu Ende des Kaiserthums, gab es nur wenig Einwanderer dieser Art. Napoleons Konskriptionen und Kriege beschäftigten die junge Mannschaft der Departemente des Mont-Blanc und des Léman anderweitig*). Erst seit der Restauration, vorzüglich seit 1820, fand die Einwanderungs-Bewegung in einem großen Maßstabe statt.

Unter den dieselbe veranlassenden Ursachen, muß man den Frieden oben anstellen, der viele tausend Aerme unbeschäftigt lies. Doch gesellte zu dieser Völker-Wanderung im Kleinen sich auch der magische Reiz des Gewinnes, der, den eingelaufenen Berich-

*) Savoyen gehörte von 1792 bis 1815 zu Frankreich. Man bildete daraus zuerst das Mont-Blanc-Departement, welches 1798, nach Vereinigung der Republik Genf mit Frankreich, in zwei Theile, oder in die Departemente des Mont-Blanc und des Léman, geschieden wurde. Das erste umfaßte des ehemaligen Herzogthums größte südliche Hälfte, und enthielt in 33 Kantonen, mit 420 Gemeinden, 283,500 Einwohner; das letzte, aus dem Gebiet von Genf, dem Ländchen Gex, und den nördlichen Provinzen Savoyens bestehend, hatte in 23 Kantonen, 277 Gemeinden und 173,200 Seelen. Die Bevölkeruug des eigentlichen Savoyens (ohne Genf und Gex) belief sich 1783 auf 422,165 und 1833 auf 509,754 Individuen. (M. s. Bibliothek der neuesten Weltkunde, vierter Theil 1834, S. 29.)

ten zufolge, die Unternehmungen der ersten Ankömmlinge so reichlich gekrönt, daß bald Alles, was in Ober- und Unter-Savoyen nur irgend loskommen konnte, den goldenen Weg nach Frankreichs Hauptstadt einschlug.

Die Auswanderungssucht war eine wirkliche Epidemie. Dörfer, kleine Städte, zerstreute Gehöfte wurden dadurch entvölkert. Der erlittene Verlust war um so fühlbarer für das Land, weil er grade in der kräftigsten Jugend bestand. Obgleich seit 1830 der zu große Emigrations-Eifer etwas nachgelassen, gibt es doch in Ober-Savoyen, besonders in Beaufort, Bauges und Myans ganze Gemeinden, wo man nicht einen Mann zwischen 20 und 30 Jahren findet, und manche Ortschaft in Genevois und Savoie-Propre hat zu der Kolonie in Paris ein Kontingent von 300 bis 400 Individuen gestellt.

Die Savoyarden in Paris haben sich, aus eigenem Antrieb, einer fast ganz regelmäßigen Organisation unterworfen. Die Emigranten-Masse ist um die Haupt-Thätigkeits-Mittelpunkte gruppirt, von denen einzelne Abtheilungen detaschirt werden, die in den verschiedenartigsten Positionen kampiren, um alle sich nur irgend darbietenden Arbeits-Gelegenheiten zu entdecken.

Unermüdlich, geschmeidig und fest zusammenhaltend, wie diese Allobrogen-Nachkömmlinge sind, können sie mit Leichtigkeit jeder Konkurrenz Trotz bieten, und gewiß sein, früher oder später sie zu überflügeln.

Die Auvergnaten haben schon längst darauf verzichtet, sich mit ihnen zu messen. Sie werden immer mehr aus allen Posten verdrängt, welche sie bisher

eingenommen. Die Savoyarden bekleiden faſt alle höheren Dienſtboten-Stellen. Sie überlaſſen dagegen ihren Nebenbuhlern die Schreigewerbe in den Straßen, die edle Schornſteinfegerei, den Kohlenhandel und die Waſſerträgerei.

Der Savoyard iſt der ziviliſirte Auvergnat, mit ſeiner ganzen Ausdauer und Verſchlagenheit, doch ohne ſeinen heftigen, brutalen Karakter. Die Ecken ſeines Gemüths ſind abgerundet, wie die ſeiner Phyſionomie. Seine Vorſicht iſt weniger mißtrauiſch und zurückſtoßend. Ueberhaupt iſt ſein ganzes Benehmen viel zuvorkommender. Seine Haltung iſt weniger ſchwerfällig, ſeine Hand iſt weniger plump. Er verſteht in ſein Benehmen mehr Annehmlichkeit und mehr gefällige Einfachheit zu legen.

Der Auvergnat iſt in der Straße geblieben, mit ſeiner rauhen, polternden Sprache, mit ſeiner ungelenkigen körperlichen Maſchinerie. Er betrinkt ſich, prügelt ſich noch immer, übervortheilt den Fiskus um einige Sous, und vermag weder ſeinen Geſchmack noch ſeine Berechnungen zu einem höheren Geſichts-Punkte zu erheben.

Der Savoyard dagegen ſchmiegt ſich mehr den Gebräuchen und Gewohnheiten der Perſonen an, von denen er etwas zu verdienen hofft. Er iſt gewiſſermaßen der Affe einer feineren Ziviliſation, deren Genüſſe er noch nicht zu ſchätzen weiß, deren Bedürfniſſe aber ſeine Taſche füllen. Er nimmt eben ſo gut ſeinen Platz ein im Vorzimmer als auf dem Eckſtein, eben ſo gut im Komptor als hinter der Kutſche.

Und wie ſollte man ihn nicht gern haben? Sein natürlich ehrliches, wohlgebildetes Geſicht, mit den

von Gesundheit strotzenden Wangen, seine ruhige, bescheidene Haltung, müssen ihm alle Thüren öffnen.

Und wenn man nun, nach dem ersten angenehmen Eindruck, unter seiner alltäglichen Rinde eine jede Probe bestehende Rechtlichkeit, einen unermüdlichen Diensteifer, eine niemals murrende Gefälligkeit, eine Milde und Sitten-Reinheit entdeckt, die sich nie Lügen straft: wie sollte man da nicht in unsern Tagen so seltene Eigenschaften an ihm schätzen, die nicht allein zum Erwerben, sondern auch, und am meisten, zum Erhalten nothwendig sind.

Die Savoyarden in Paris haben noch einen anderen wesentlichen Vortheil über die dienstbaren Wesen aus anderen Gegenden. Man weiß immer, wo man sie finden kann, weil sie in Menge vereinigt, und unter gleichförmigen streng beobachteten Familien-Gesetzen leben. Die Leute von jenseits der Loire und die aus Lothringen, wohnen in garnirten Kabachen, in elenden Winkel-Gäßchen, die kein rechtschaffener Mensch zu betreten wagt, wo der Erste Beste aufgenommen wird, wenn er sein Nachtlager bezahlen kann; wo arbeitsame Leute und träges, schamloses Lumpengesindel in buntem Gemisch durcheinander kampiren; wo Verwandte, Freunde, Bewohner desselben Dorfes sich nur bei der Arbeit oder im Wirthshause sehen.

Die Auvergnaten leben anders, doch nicht besser. Sie hausen auf verräucherten Speichern, in elenden Ställen und großen Kammern, welche sie familienweis miethen, und worin sie auf ihren eigenen Strohsäcken, meistentheils ohne Bettstellen, schlafen. Sie befinden sich immer im Mittelpunkte gewisser Stadt-

theile, denen sie, seit undenklichen Zeiten, vor allen übrigen den Vorzug zugestehen.

Sie sind wohl beisammen, doch nicht einig. Ein „Meister" hat eine ganze Heerde Kinder als Lehrlinge, oder zu äusseren Arbeiten. Sie kennen sich alle genau. Aber sie helfen sich selten oder nie. Man sollte meinen, Bäre in ihren Hölen zu sehen. Kein Band gemeinsamer Interessen und gegenseitiger Zuneigung, das sie umschlingt. Die Familie und ihre Bedürfnisse; weiter reicht ihre gesellschaftliche Verbindung nicht.

Die Savoyarden-Kolonie hat eine bei weitem mehr ausgebildete republikanische Form. Sie ist schon mehr als bloße Familie: sie ist Gemeinwesen, wenn auch noch nicht das des Staats, und kaum das der Provinz.

Hat man jene engen Thalgelände bereiset, die wie eben so viele Bäche vom Mont-Blanc, vom Buet, vom Bonhome, vom Iseran und Mont-Cenis zum Genfersee, zur Arve, zur Rhone, zum Arcq und zur Isère sich hinabsenken; hat man die unbedeutenden Städte besucht, die um keinen Mittelpunkt sich gruppiren, die Dörfer, zwischen denen noch keine Beziehungen bestehen, so findet man Savoien wieder in Paris, doch ohne seine unübersteiglichen Berge, ohne seine unwegsamen Schluchten, ohne seine brückenlosen Ströme.

Es ist dieselbe topographische Scheidung; hier die Leute von Moutiers, dort die von St. Jean-de-Maurienne, weiterhin die von Sallenches, oder die von Conflans; immer eine Gemeinde in einem Quartier. Unter einander verschmelzen sie sich nicht. Jede Ge-

meinde hat ihre Grenzen, die sie nicht überschreitet, und die sie nicht überschreiten läßt.

Alle diese kleinen Gemeinwesen ziehen ihre Angehörigen ausschließlich an sich, stutzen sie zu, gewähren ihnen die Mittel, auf die entsprechendste und vortheilhafteste Weise ihr Brot zu verdienen. Keine Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Gemeinden. Man möchte sie sich einander gänzlich fremd halten.

Zwischen den Mitgliedern derselben Gemeinde dagegen ist die Verbindung innig. Gewöhnlich miethen ihrer drei oder vier eine Kammer, die sie ziemlich gut einrichten, und wo sie auf gemeinschaftliche Kosten leben. Sonntags, manchmal auch in der Woche, versammelt man sich bei dem ältesten der Sippschaft, oder bei dem, der das größte Zimmer hat. Die Unterhaltung betrifft bald das theure Vaterland, bald die Arbeiten und Interessen aller, wie jedes einzelnen.

Den Jüngern wird guter Rath; die Aeltern spenden ihrer Erfahrung Früchte. Man theilt sich die Bemerkungen mit, welche jeder auf seinem individuellen Geschäftswege eingesammelt. Solcher Austausch gegenseitiger Beobachtungen ist oft von nicht geringem Nutzen. So waren die Savoyarden die ersten, die nach den Juli-Ereignissen den Verfall gewisser Stadtviertel zu Paris, und die steigende Handels-Bewegung anderer erforschten, und danach ihre Maßregeln trafen.

Wird ein Mitglied eines solchen Gemeinwesens krank, so pflegen ihn die andern mit derselben Sorgfalt, wie wenn er im Schoose seiner Familie sich befände. Seine Bedürfnisse werden aus einer gemeinsamen Kasse bestritten. Man bringt ihn in einem

Krankenhause unter; man bestellt ihm Wärter, man besucht, man tröstet ihn, und verliert ihn so zu sagen nicht einen Augenblick aus dem Gesicht.

Die aufgeklärtesten Köpfe der Kolonien hatten einen Verbindungs-Plan zwischen allen in Paris repräsentirten Gemeinden Savoiens ausgedacht. Es war darum zu thun, eine große Hilfskasse, einen Beschützungs-Mittelpunkt für alle Arbeiter zu stiften.

Aber der Vortheil, den jeder Einzelne von einer solchen Verbindung gewinnen konnte, in seinen Beziehungen mit den Privatleuten und mit der Obrigkeit, machte nur wenig Eindruck auf sie. Die Intelligenzen waren noch nicht erleuchtet genug. Gewöhnt einfach, in beständiger Beschäftigung und äusserst sparsam zu leben, wollte es ihnen nicht in den Sinn, daß gemeinsames Wirken für sie von so überwiegendem Nutzen sein könne, als man sie versicherte.

Sie glaubten im Gegentheil durch solche voraus festgesetzte Schadloshaltung einige träge oder ungeschickte Individuen sich aufzubürden, weshalb der Entwurf einstimmig beseitigt wurde. Denn das den meisten Staatsmännern so werthe Axiom ist auch die politische Religion der Savoyarden: „Jeder für sich, Gott für alle.“

Anderseits haben sie eine schnellentscheidende, strenge Gerechtigkeits-Pflege. Sie erwarten in diesem Betrachte nicht erst den Ausspruch der Gerichte. Wer eines Vergehens sich schuldig macht, wird ohne Weiteres aus ihrem Gemeinwesen ausgeschlossen. Verbirgt er sich, wird ihm so lange nachgespähet, bis man ihn entdeckt, und in diesem Fall darf er auf

derbuch erhalten, dessen Visirung nur 1 Livre (28 kr.) kostet. Indessen werden diese letzten nur zu häufig von den königlichen Karabinirern (Gendarmen) betrogen, die ihnen die Paßverordnung zuerst vorlesen und ihnen sodann einen großen Freundschaftsdienst zu erweisen behaupten, wenn sie ihnen dies Visa für 2 Livres verschaffen.

Auf solche Weise verdienen sie manchmal in einem Tage 40 bis 50 Franken. Viele Auswanderer schleichen sich deshalb ohne Wanderbuch oder Paß über die Grenze, wenn sie nämlich sicher zu sein glauben, daß man sie im Auslande deshalb nicht behelligen wird.

Im Durchschnitt verweilen die Savoyarden 10 bis 12 Jahre in Paris. Gewöhnlich haben sie, nach Verlauf dieser Zeit, ein kleines Vermögen sich erworben, womit sie in ihrer Heimath ein Eigenthum sich kaufen können. Ihr täglicher Gewinn hängt fast ausschließlich ab von ihrer Thätigkeit und ihrem savoir-faire.

Indessen sind nicht alle ihre Industrien gleich ergiebig. Der Kassen-Diener und der Büreau-Aufwärter hat sein bestimmtes Gehalt, ein Amt, das für ihn eben so abträglich an Feier- als an Werktagen ist. Zudem steht er mit höheren oder niedrigern Behörden in Berührung, und kann durch seine Verwendung manche klingende Vortheile gewinnen. Er ist die wichtigste, wenn auch nicht die opulenteste Person der Emigration. Bei 1000 Franken (466 fl. 40 kr.) jährlich und einer Livrey, muß er äusserst sparsam sein, und noch überdem gute Trinkgelder beziehen, um den Werth eines Landgehöftes in Faucigny oder Tarentaise zusammen zu bringen.

gleicher Zeit sein bereits gewonnenes Geld, und seine Kraft, welche jenes ihm vermehren hilft.

Der Savoyard, der als Knabe nach Frankreichs Hauptstadt kommt, hat bereits ein gewisses Ehrgefühl, welches darin besteht, daß er sich durch sich selbst erhalten, und niemand zur Last fallen will. Er hat seine Eltern, seine Spiel- oder Arbeits-Gefährten, seine Heimath verlassen. Aus der Alpen düsterm Grunde, vielleicht aus der engen Schlucht von Tamié, dem Eingange eines finstern Schachtes ähnlich, wo der Gesichtskreis zwischen zwei steilabgerissenen Felsmassen beschränkt ist, wo man noch in patriarchalischer Einfalt lebt, wo man keinen einzigen unserer erkünstelten Bedürfnisse und Genüsse kennt, sieht sich der junge Hirt plötzlich, ohne allmäligen Uebergang, in den Schoos einer üppig schwelgerischen Zivilisation versetzt, auf ein uferloses, sturmbewegtes Meer, dessen Gefahren wie dessen Reichthümer er nicht kennt.

Er sieht sich vereinzelt, auf sich selbst beschränkt. Der Führer, der ihn nach Paris gebracht, oder der Vormund, an den er gewiesen worden, weiset ihm einen schicklichen Platz in der ersten besten Straße an, und bekümmert sich nicht weiter um ihn. Er muß sich selbst Arbeit suchen, sich Verdienst verschaffen.

Man denke sich diese Vereinzelung des blutjungen Menschen, der vor 14 Tagen noch ein entlegenes Thal bewohnt, in einer so großen, so volkreichen, ihm so gänzlich unbekannten Stadt. Jeder andere würde von Angst und Kummer befallen werden.

Dazu rechne man noch, daß in der ersten Zeit

oft mehrere Tage verstreichen, bevor er das Geringste verdient, daß er vielleicht den ganzen Tag nichts gegessen, und sich mit leerem Magen hinter eine Hausthür legt, um die Nacht da zuzubringen, weil er sich zu gestehen schämt, daß er heute noch nichts erworben hat.

Nach und nach findet der neue Ankömmling einige Kunden, die ihm zu der so heiß ersehnten Beschäftigung behilflich sind. Ein Thürsteher, ein Ladendiener oder ein Kammermädchen nimmt ihn in seinen Schutz. Er gewinnt Zutritt zuerst in einem Hause, sodann in mehreren. Man läßt ihn Holz spalten und Briefe oder Pakete tragen.

Seine Stellung wird nun immer schlüpfriger. Seine erstaunte Intelligenz dringt immer tiefer in gewisse Geheimnisse ein. Er lernt mehr als eine Liebes- oder Geld-Intrigue kennen. Die Erbärmlichkeiten der Verfeinerung, des Luxus glänzendes Elend, ist für ihn kein Geheimniß mehr. Wie viele Klippen hat seine Rechtschaffenheit zu vermeiden, wie viele Fallstricke werden seiner schlichten Vernunft gelegt ...

Der junge Savoyard hat Augen und sieht nicht, er hat Ohren und hört. Sein Mund verräth nie, was er denkt. Man hat ihm die Verhaltungsregeln seines künftigen Verfahrens tief eingeprägt, und sie sind immerfort seinem Gedächtnisse gegenwärtig. Er weiß, daß er allen Kredit verlieren würde, wenn er unbescheiden, wenn er schwatzhaft wäre. Darum scheint er so einfältig, darum ist er so verschwiegen, so untheilnehmend. Es ist eine Rolle, die er spielt, und er spielt sie nicht schlecht.

Wie viel Verachtung hat er nicht zu ertragen,

wie viel Eitelkeit in allen Stockwerken des gesellschaftlichen Gebäudes hat er nicht zu schonen. Der Lakey, der Stallknecht selbst behandelt ihn mit Geringschätzung. Sie halten sich für seine Gönner, und lassen an ihm die nichtachtenden „Airs“ aus, die sie von ihren Herren täglich zu verdauen haben, und welche sie, komisch genug, nachzuäffen sich bemühen.

Der Savoyard seinerseits gibt sich kein Air, weil sich damit nichts verdienen läßt. Er verwirklicht vielmehr das ironische Ideal eines römisch-katholischen Papsts, in seiner Eigenschaft eines Knechtes der Knechte Gottes und der Menschen.

Wenig ist ihm daran gelegen, wer, und mit welchem Blick man ihn bezahlt. Alleinige Hauptsache für ihn ist, daß man ihn wirklich bezahlt. Seine ganze Zuvorkommenheit, jeder Dienst, den er zu leisten vermag, von welcher Tendenz er auch sei, ist um dieſen Preis.

Und solche Dienstbeflissenheit, die mit einer reinmathematischen Ehrlichkeit verbunden ist, welcher Quelle entsprießt sie? Der Liebe für seinen heimathlichen Herd, für sein Vaterland allein. Wo der Savoyard auch verweilen mag, überall beschäftigt er sich ausschließlich mit dem, was den Boden betrifft, auf dem er als Kind gelebt und entbehrt, auf den er als Greis zu leben und zu genießen hofft.

Allein, oder in Gesellschaft mit seinen Landsleuten, an einem Ruhetage, wie bei jeder schicklichen Gelegenheit, beschäftigt er sich mit seinen heimathlichen Erinnerungen. An einem solchen Tage schreibt er, oder läßt er an seine Verwandten schreiben, liest er zum 20stenmale die von diesen erhaltenen Briefe,

nimmt er lebhaften Antheil an der Freude der Seinigen, wie an ihrem Kummer.

Erfährt er, daß Zwietracht in der Familie herrscht, so stützt er sich auf die Autorität, welche die Hilfsleistung gewährt, die er seinen Eltern zukommen läßt, um ernstlich zum Frieden zu mahnen. Er macht gewissermaßen eine Bedingung für die Zukunft daraus.

„Ich erfahre", schrieb einer dieser Leute an seinen Vater, „daß meine Mutter unglücklich ist. Ich schreibe Euch, um Euch zu sagen, daß ich nicht zufrieden bin."

Begreift man die Drohung? Er spricht laut und gebieterisch zu den Seinigen, obgleich seines Vaterlandes Gesetz ihn bis zum Tode seines Erzeugers unter Vormundschaft hält, und mit Minderjährigkeit schlägt. Eine so große Macht hat auf diese armen Gebirgsbewohner des Geldes Glanz.

Der in Paris wohnende Savoyard dagegen, fürchtet viel weniger den Polizei-Präfekten der Hauptstadt, oder den ihn vertretenden Polizei-Kommissär, oder sonst irgend eine französische Behörde, als die geistliche und weltliche Magistratur seines Heimathsortes. Bei Allem, was er thut, fragt er sich: was wird der Herr Pfarrer, was wird der Herr Syndik dazu sagen?

Ist der Savoyard körperlich wohl gebildet, so ist Paris für ihn nicht der Ort, seine persönlichen Vorzüge geltend zu machen. Vielleicht versagt er es sich nicht, einen vollständigen Anzug von feinem Tuch, die unterscheidende Kleidung des wohlhabenden Eigenthümers und des Kapitalisten, sich anfertigen zu lassen; doch geschieht es nur, um ihn unverweilt nach seinem Geburtsorte zu schicken, und erst dort, nach seiner Rückkehr, desselben sich zu bedienen.

Bis dahin, und hätte er auch noch so bedeutende Summen zu seiner Verfügung, trägt er nichts anderes, als die hellbraune grobe Tuchjacke, die eng anschließenden Beinkleider von derselben Farbe, die ein vaterländischer Kleiderkünstler, der die Mode nicht kennt, ihm gemacht. Dazu kommt eine Weste, die er vielleicht geschenkt erhalten, ein alter, ganz abgegriffener, unförmlicher Filzhut, oder eine Mütze, ein schwarzes oder buntes Halstuch, ein Paar Schuhe mit zolldicken Sohlen und mit Nägeln beschlagen.

Der Savoyard, so lange er sein Gewerbe in der Fremde betreibt, raucht und schnupft nicht, weil ihm das eine unnütze Geldausgabe machen würde. Er trinkt nur selten Wein, ausgenommen wenn man ihn solchen neben seiner Bezahlung für seine Mühe anbietet. Hat er schon einige tausend Franken erspart, und bietet sich ihm ein ausserordentlicher Gewinn dar, so kauft er sich vielleicht eine silberne Uhr, oder einen Regenschirm von rothem Zeuge. Aber er bedient sich weder des einen noch des andern; grade als wenn er nicht zu wissen brauchte, wie spät es ist, und als wenn es in Paris nie regnete.

Mehr noch, er glaubt diese kostbaren Gegenstände nicht in Sicherheit, so lange er sie in Händen hat. Damit sie, seinem üblichen Ausdrucke gemäß, gerettet (sauvé) seien, schickt er sie nach seiner Heimath, und ist erst über sie ruhig, wenn er erfährt, daß sie dort in gutem Zustande angekommen sind. Ist er reich, d. h. hat er über 10,000 Fr. (4667 fl.) erspart, so läßt er sich, falls er jung und wohlgestaltet ist, malen.

Dieser Ausgabe Beweggrund ist gewöhnlich eine

Spekulation. Er schickt das Bild ein halbes oder ein ganzes Jahr vor seiner Rückkehr nach Hause. Seine Verwandten zeigen es ihren Nachbarn, zeigen es jedermann, der es sehen will. Mehr als ein junges Frauenzimmer geht, es zu betrachten. Auf solche Weise hat schon mancher eine reiche Frau bekommen. Man muß gestehen, daß die Idee mit dem Porträt, so dumm nicht ist.

Verheirathung ist für die Savoyarden eine sehr ernste Angelegenheit, wobei sie all' ihren gesunden Verstand geltend machen. Nur äusserst selten siedeln sie in der Fremde sich an. Nichts auf der Welt könnte sie vermögen, eine Pariserin zur Frau zu nehmen, und eine so schwächliche Pflanze in die rauhe Luft ihrer Berge zu versetzen. Zofen oder Damen, reiche oder arme, sind für sie nur Saal-Puppen, die zu nichts anderm als zum Paradiren, Minaudiren, Gestikuliren und Schnabeliren tauglich sind, und die weder Hitze noch Frost, weder Arbeit noch Entbehrung ertragen können.

Die Savoyarden, welche als Handelsleute in Paris angesessen sind, und nicht die Gelegenheit finden, in ihrem Geburtsorte sich zu verheirathen, nehmen manchmal, doch nur selten, eine Normännin oder eine Picarde zur Frau. Dergleichen Leute werden fast immer von ihren Landsleuten als gefährliche Neuerer verschrien, mit denen ein ächter Savoyard keinen Umgang haben darf.

Gewöhnlich, wenn der Ausgewanderte, in einem Alter von 28 oder 30 Jahren, in seine Heimath zurückkehrt, unterziehen sich die Seinigen der „Brautschau" für ihn. Man läßt die Vermögensumstände

und den Karakter aller Mädchen in der Umgegend die Revüe passiren. Schönheit wird, und mit Recht, als bloße Nebensache betrachtet. Jeder sagt seine Meinungen über die zuletzt ausgeschiedenen, zwischen denen die Wahl schwankend bleibt.

Nach endlich getroffener Bestimmung muß der junge Mann vor Allem des Mädchens Zuneigung zu gewinnen suchen, bevor er mit ihren Eltern sprechen darf. Man verfährt dabei mit größerer Zartheit, als bei den traurigen Geld-Heirathen in unserer alltägli-Welt, wo eine förmliche Vorstellung und zwei oder drei Unterhaltungen, oft nicht einmal unter vier Augen, sondern in Gegenwart anderer, hinlänglich sind, um eine so ernste Verpflichtung, wie die der Ehe, für sein ganzes Leben einzugehen.

Bei den Savoyarden wird in solchen Fällen eine Art Koketterie beobachtet, der es weder an Grazie, noch an Unschuld gebricht. Um des jungen Frauenzimmers Aufmerksamkeit zu erregen, ergreift der Freiwerber jede schickliche Gelegenheit, sich auf ihrem Wege zu finden, wozu ihm der Gang nach und aus der Kirche die beste Veranlassung darbietet.

Er stellt sich vor alle übrigen Männer, um sie zu betrachten, und folgt ihr in der Ferne, bis er, beim Umbiegen in eine andere Gasse, oder beim Eintritt in ihr elterliches Haus, einen flüchtig auf ihn gerichteten Blick erspähet. In diesem Falle sucht und findet er leicht ein Mittel, ihr näher zu kommen, sei es bei der Arbeit im Felde, sei es auf dem Gange nach der Stadt.

Zur Erndtezeit begibt er sich nach dem Acker, wo er sie zu finden hofft. Erblickt er sie, so geht er vom

entgegengesetzten Ende langsam die Furche hinab, in welcher ihre Sichel beschäftigt ist. Von Ferne schon sieht sie ihn kommen. Will sie ihm wohl, so geht sie ihm arbeitend entgegen.

Gegen des Feldes Mitte begegnen sich beide. Aber weder er noch sie blicken auf. Beide scheinen sehr emsig beschäftigt. Man rückt sich Zoll um Zoll näher. Endlich berühren sich die Kleider, die Hände. Beide schrecken ein wenig zurück. Indessen faßt der Jüngling Muth, und, sind die andern Schnitter weit genug entfernt, um nicht jede seiner Bewegungen bewachen zu können, so schiebt er ihr furchtsam zitternd einen kleinen Goldring an den Finger, wonach das Mädchen, ebenfalls zitternd, die Wangen mit dem schönsten Inkarnat jungfräulicher Scham bedeckt, ohne aufzusehen, langsam die Furche wieder hinabschreitet, an deren äusserstem Ende erst, sie einen starren Blick auf den an ihrem Finger prangenden Schmuck zu richten wagt.

Beide haben kein Wort mit einander gewechselt; sie haben sich nicht einmal angeschaut. Demungeachtet haben sie sich vollkommen begriffen: sie sind jetzt verlobt. Sollte man nicht meinen, die Erneuerung der biblischen Szene zwischen Ruth und Boas zu sehen? . . .

Leider wird diese schöne Natürlichkeit früher oder später durch andere weniger milde, mehr positive Sitten ersetzt werden. Der giftige Anhauch des pariser Lebens wird allmählig auch diese von Unschuld duftende Blume verderben, der Savoyarden einfacher Karakter-Typus wird nach und nach eine andere Tendenz gewinnen. Unglücklicherweise ist es ein unver-

meidliches Ergebniß der Berührung zweier ungleichen Ziviliſationen, daß die am meiſten ausgebildete die mehr zurückgebliebene endlich ganz verwiſcht.

Die Savoyarden mögen ſich immer neufühlen in ihren alten Gebräuchen, in ihrer alten Tugend, nach ihrer Rückkehr, in ihrer Berge reiner Atmosphäre, ſie mögen immerhin, während ihrem Aufenthalt in Frankreichs Hauptſtadt, ſich bemühen, ihre Traditionen unverſehrt zu erhalten, die Sitten und Gewohnheiten zurückzuſtoßen, welche ſie 10 oder 12 Jahre hintereinander ununterbrochen vor Augen haben; es bleibt doch immer etwas davon in ihrer Erinnerung, in ihrem Gemüthe übrig.

Unmerklich öffnen ſich ihre Poren in dieſem künſtlichen Gewächshauſe, wo der Verſtand ſchneller reift, aber wo das Herz verwelkt. Die Ziviliſation umfluthet, überſchwemmt ſie. Einige Tropfen davon werden von ihnen mit in ihre Heimath gebracht, und auf die folgende Generation übergetragen.

Man bemerkt das ſchon an mehr als einem Orte. Chamouny ſteht weit über Sixt, und Sallenches weit über Megève. In den entlegeneren Provinzen des Herzogthums iſt dieſe theilweiſe Vorwärts-Bewegung noch viel auffallender. Tarentaiſe und Maurienne ſind durchaus primitiv, in Vergleich mit Savoie-Propre und Genevois, vorzüglich aber mit den in der Nähe von Genf gelegenen Ortſchaften von Carouge, Faucigny und Chablais.

Hier herrſcht ſchon des 19. Jahrhunderts durchaus merkantiliſcher Geiſt, dort findet man noch Sitten-Einfalt, Karakter-Milde, ſtrenge Rechtſchaffenheit,

alle jene guten Eigenschaften, mit jenen Vorurtheilen verschwistert welche der Anhauch einer mehr ausgebildeten Zivilisation schwächt, insofern er sie nicht gänzlich verwischt.

Des englischen Kabinets Rechtfertigung über die letzte Parlaments-Sitzung; nebst einem Notabene für jedermann.

Ohne Zweifel haben unsere Leser von dem ausserordentlichen Aufsehen gehört, den ein in dem neuesten Herbst-Hefte der Edinburger Revüe erschienener Aufsatz, „über die letzte Sitzung des englischen Parlaments," in den drei vereinten Königreichen, und selbst ausser denselben, gemacht.

Dieser Artikel, worin das Wigh-Ministerium sehr gelobt wird, und der zugleich eine Antwort sein soll, auf die gegen dasselbe, wie gegen das reformirte Parlament*) gerichteten Vorwürfe der Saumseligkeit und des Verraths geleisteter Versprechen, ist dem Lord Kanzler Brougham zugeschrieben worden.

Lord Durham (Grey's Schwiegersohn) protestirte, bei einer öffentlichen Gelegenheit, förmlich gegen mehrere ihn und die frühere Verwaltung, wozu er

---

*) Man vergleiche mit den Aufsätzen: „Ueber die gegen das neue britische Parlament und das Ministerium Grey gerichteten Angriffe und Beschuldigungen der Parteien," im ersten und zweiten Theile, und mit dem: „Die letzte ministerielle Krisis in England ꝛc." im achten Theile des Jahrgangs 1834 unsers Werkes.

gehört, betreffende Stellen dieses Aufsatzes, und sprach im Allgemeinen eine Art Nichtachtung aus gegen seinen Verfasser.

Wir glauben indessen sagen zu können, daß dieser Verfasser Lord Brougham nicht ist. Man findet in mehreren Stellen dieses Artikels zu große Lobeserhebungen über des Kanzlers Verfahren, als daß ein so scharfsinniger Mann, wie Brougham, dergleichen Weihrauch sich selbst hätte streuen können.

Augenscheinlich dürften jedoch mehrere der darin enthaltenen Angaben nur von ihm herrühren können, weshalb wir glauben, ohne Widerlegung behaupten zu müssen, daß das Ganze nicht von ihm, sondern von seinem „vertrauten Freund," dem ehemaligen Direktor der Edinburger Revüe, Jeffreys geschrieben worden. Theilen wir jetzt die vorzüglichsten Stellen des in Rede stehenden Aufsatzes mit.

Man wird uns hoffentlich nicht der Gleichgültigkeit beschuldigen gegen die Sache der Reform. Man weiß recht gut, wie sehr wir durchdrungen sind von der Nothwendigkeit, das Volk, durch von der Regierung ausgehende Maßregeln, Theil nehmen zu lassen an allen Vortheilen, welche unsers vertretenden Systems Verbesserung veranlassen muß.

Uns demnach auf die von unsern wohlbekannten Gesinnungen dargebotene Sicherung beruhend, überzeugt ausserdem, daß der Reform Anhänger „Wahrheiten" in Rede stellen dürfen, die, wenn sie von ihren Gegnern ausgingen, gerechtes Mißtrauen erregen würden, halten wir es für unsere dringendste Pflicht, unserer Le-

ser Aufmersamkeit hinzulenken auf einen verhängnißvollen Irrthum, in den viele der unsrigen in der letzten Zeit verfallen sind.

Welcher Gunst unsere Grundstütze sich auch erfreuen mögen, und obschon man die Tory-Partei als tief gesunken betrachten kann, wissen alle, welche die menschliche Natur kennen, welche den schwankenden Zustand der öffentlichen Meinung studiert haben, sehr wohl, „daß die beste Sache, durch die Fehler und Verstöße ihrer Freunde verloren gehen kann.“

Mehr noch, wenn diese Fehler und Verstöße in ihrem Namen begangen, wenn ihre Folgen verhängnißvoll werden, kann man das Uebel als unverbesserlich betrachten, vorzüglich in England. Denn nie werden unsere Landsleute mit den Ereignissen im Widerspruch entscheiden.

Der Erfahrung Lehren haben in allen Ländern eine große Wichtigkeit. Bei uns sind sie unwiderruflich. Dergestalt, daß wenn ein Engel vom Himmel käme, er sich vergebens bemühen würde, mit der ganzen Beredsamkeit seiner Seraph-Stimme, mit der ganzen Autorität seiner göttlichen Sendung, die Wirkung einer neuerdings erworbenen und persönlichen Erfahrung zu bestreiten.

Daher unsere ernsten Besorgnisse. Wir fürchten, wir fürchten, daß gewisse Mängel und Verstöße, in den von der Reform-Anhänger Ungeduld veranlaßten Gesetzen, der Partei, die sich genöthigt gesehen, sich die „erhaltende“ zu nennen, bald die alleinigen Mittel darbieten dürften, welche für alle Zukunft ihr noch übrig bleiben.

Angenommen z. B. daß diese Ungeduld die Regie-

rung zu irgend einer unüberlegten Maßregel innerer Politik vermocht, begründet auf freisinnige Absichten, und mit alleiniger Beachtung des öffentlichen Wohlergehens; doch wenig erörtert, übel verdauet, mit Uebereilung in Ausführung gebracht — was würde sich da ergeben, wenn die Mißbestände ohne Heilmittel wären, wenn die nachtheiligsten Folgen als ihr einziges Ergebniß sich dargeboten?....

Die, welche die Haupt-Eingeber einer solchen Maßregel gewesen, würden von der politischen Szene verschwinden. Man würde von ihnen nicht mehr sprechen hören. Niemand würde zu der Krisis Veranlassung beigetragen haben wollen, und man dürfte wetten, daß gerade die, welche am meisten auf der angeblichen Wohlthat Ausführung gedrungen, die ersten sein, die darüber sich beklagen würden.

Die Zeitungen, die von ihnen früher gespielte Rolle vergessend, würden ihre anklagende Stimme der öffentlichen Beschwerde beigesellen. Die unglückliche Maßregel würde jetzt von niemand angerathen worden sein. Die Regierung allein wäre dafür verantwortlich, nicht blos weil sie nicht gelungen, sondern vorzüglich, weil sie nur durch eigene Eingebung, und nicht durch „fremden“ Einfluß bestimmt worden. *)

*) Dieser Vorwurf des englischen Ministeriums gegen diejenigen seiner Anhänger, welche es zu großer Zögerung beschuldigen, ist auch in einigen andern Ländern auf die sogenannte „Bewegungs-Partei“ (der Radikalen nicht zu gedenken), anwendbar. Wo würde man unter andern jetzt in Frankreich (wo ohnedem schon so viel Verwirrung herrscht, daß man einen politischen Babel-Thurmbau zu sehen glaubt) sein, hätte man den verwegenen Entwürfen Odilon-Barots, Laffitte's, Sal-

Bald jedoch würde der Tadel eine andere Richtung nehmen. Das Publikum erfährt früh genug den thätigen Antheil, den jeder an einem stattgefundenen Ereignisse genommen. Die Minister wären von allen Parteien verhöhnt worden. Das würde indessen anderseits die Gegner freisinniger Meinungeu nicht verhindern, gegen diese Meinungen zu Felde zu ziehen, und alles Uebel der Sache der Reform zuzuschreiben.

„Sehet da, die Früchte Eurer Reform," würde der allgemeine Schrei sein. „Sehet da, welche gefährliche Führer die Reformisten sind!"

Wer nicht begreift, wie sehr dergleichen Reden die Reihen der besten Volksfreunde schwächen, kennt die Menschen nicht, am wenigsten die, welche die großbritannische Insel bewohnen.

Um noch klarer der Begebenheiten Einfluß auf die öffentliche Meinung zu beweisen, nehmen wir einen der wichtigsten und zugleich der populärsten Gegenstände: die Neger-Sklaverei. Wahrlich, es gab nie einen mehr allgemein interessanten Gegenstand, keinen, der so viel Gleichstimmung erregte. Allgemeine Belobung begleitete die große, von dem freisinnigen Ministerium von 1833 in Ausführung gebrachte Maßregel. Das Land in Masse, hätte damals mit Stolz den Ruhm in Anspruch genommen, ihr Urheber zu sein.

Erfahren wir dagegen jetzt, durch Nachrichten aus den Kolonien, nicht etwa, daß das Bill mangelhaft, oder daß irgend eine seiner Verfügungen schädlich gewesen, oder daß eine wichtige Vorkehrung darin vernachläßigt worden; sondern einzig und allein, daß die

verte's u. a., in ihrem compte rendu eine günstige Aufnahme zugestanden? —

Neger sich empört, daß sie einige Pflanzungen verwüstet und Blut vergossen haben: nur wenige Personen werden da noch einzugestehen wagen, daß sie das Emanzipations-Bill angerathen und gutgeheissen haben.

Und dennoch ist es nur um eine alles Partei-Geistes ledige Angelegenheit zu thun, worin die religiösen Gesinnungen mit den festgestelltesten staatswirthschaftlichen Grundsätzen in voller Uebereinstimmung sind.

Diese kurze Bemerkungen sollen nichts anderes bezwecken, als die Nothwendigkeit herauszuheben, in der Gesetz-Vorbereitung „Sicherungen" gegen unvorherzusehende Ereignisse, vermittelst einer langsamen, mit Umsicht und reifem Bedachte gepflogenen Berathung, festzustellen. Eine übereilte Gesetz-Gebung kann die verhängnißvollsten Mißbestände herbeiführen. Denn sie kann die Gesetzgeber, und die Grundsätze, welche sie geleitet haben, mit sich fortreissen. —

Beschäftigen wir uns jetzt mit dieses Aufsatzes eigentlichem Gegenstande. Man hat dem Parlament und dem Ministerium den Vorwurf gemacht, daß sie in den beiden letzten Sitzungen zu wenig geleistet.

Dieser Vorwurf ist augenscheinlich ungerecht, wenigstens in Bezug auf die Sitzung von 1833. Möchte man in der That ernsthaft behaupten, daß es nicht genug sei, in einer Sitzung den Handel mit Indien freigemacht und ein Reich von 20 Millionen Seelen neu erbauet — die Sklaverei in West-Indien abgeschafft — die Gerichts-Höfe in ihren wesentlichen Theilen reformirt — wichtige Verbesserungen in die Kriminal-Gesetze leingeführt — alle, oder fast noch alle übriggebliebenen Sinekuren abgeschafft — die irländische Hierarchie von ihren schreiendsten Mißbräuchen be-

freiet — endlich allen Munizipal-Körpern Schottlands eine neue Verfassung gegeben zu haben?....

Mit so ungeheuern, in einer Sitzung vollbrachten Arbeiten, war es unmöglich, daß die darauf folgende daran eben so reich sein konnte. Das Werk war vollendet. Umsichtsvolle, geschäftserfahrene Menschen machen, nach allen in der Gesetzgebung vorgenommenen Umgestaltungen, immer eine Pause, um der Erfahrung Lehren abzuwarten.

Andere Gründe machten ebenfalls Zögerung nothwendig. Es war darum zu thun, England dieselben Munizipal-Anstalten zu geben, als Schottland. Mußte man da nicht alle möglichen Nachforschungen anstellen, bevor man eine Maßregel annahm, welche die Verfassung umgestalten sollte von etwa 400 alten Munizipalitäten, die wichtige Vorrechte genossen, die fast alle verschiedenartige Einrichtungen hatten, und die, kraft gewisser Titel und Rechte, im Besitze eines beträchtlichen Eigenthums sich befanden?

Eine andere große Maßregel war ebenfalls vorbereitet. Sie würde ohne einen unvorhergesehenen Umstand, der sie verhinderte, wahrscheinlich schon in Ausführung gestellt sein. Wir wollen von dem neuen, die Verhältnisse zwischen den Schuldnern und den Gläubigern betreffenden, Gesetze sprechen, worin eine der Haupt-Verfügungen die war, daß die Einkerkerung, schuldenwegen, abgeschafft sein sollte.

Eine so schwierige, so verschürzte Maßregel, konnte im Unterhause nur von dem General-Advokaten, dem einzigen Kron-Beamten vertheidigt werden, der in der Praxis der Gerichte und des gebräuchlichen Rechts bewandert war. Es hat sich jedoch der Fall ereignet,

daß dieser Beamte in den letzten Tagen der Sitzung vom Parlament ausgeschlossen worden. Er ist neuerdings, durch den Patriotismus der Einwohner Edinburgs, und durch der Tory-Partei auffallende Niederlage in dieser Hauptstadt, wieder ins Parlament getreten. *)

Das ist die alleinige Ursache der Vertagung, der in Rede stehenden gerichtlichen Reform. Sie allein hat die Vorlegung des Bills über die Orts-Gerichte verzögert, das, nach seiner Verwerfung im vorigen Jahre im Oberhause, vom Lord Althorp für die diesjährige Sitzung angekündigt worden.

Wollte man so weit gehen, zu behaupten, daß Regierung und Parlament verantwortlich seien für den Zufall, der, indem er den General-Advokaten aus der Kammer entfernte, zugleich die gerichtliche Reform verzögert hat?

Haben der Reform Anhänger in dieser Hinsicht sich keinen Vorwurf zu machen? Haben sie den General-Advokaten zu Dudley unterstützt? Waren sie damals auf ihrem Posten, sie, die mit so vielem Eifer die Abschaffung der Einkerkerung schuldenwegen, und die Reform unsers Kriminal-Gesetzes, fordern?

Die Personen selbst, die so zu sagen die Presse leiten, und die aus dieser Verzögerung den Text ihrer Anklagen machen, haben sie auf keinerlei Art zu des General-Advokaten Niederlage beigetragen? Mit einem Worte, hat man sie nicht durch einen befremdenden Widerspruch, in demselben Augenblicke

*) Irren wir nicht, so ist dieser Beamte niemand anders, als des gegenwärtigen Aufsatzes muthmaßlicher Verfasser.

über seinen Sturz sich beglückwünschen, mit großem Geschrei die von ihm vorgelegten Bills verlangen, und anderseits die Regierung und das Unterhaus beschuldigen sehen, daß sie die Vorlegung eines Bills vertagt, dessen Berathung diese Magistrats-Person allein zu leiten im Stande war?

Wenn aber alle diese vereinten Beweggründe Ursach gewesen, daß die Arbeiten der letzten Sitzung nicht so zahlreich haben sein können, als die der Sitzung von 1833, ist darum, wie man behauptet, gar nichts geschehen?

Man muß im Gegentheil erkennen, daß das Wenige, was in Ausführung gestellt worden, hinlänglich gewesen wäre, nicht blos eine Sitzung des alten, sondern selbst eine Sitzung des reformirten Parlaments, auf immer berühmt zu machen.

Vor Allem ist ein Akt angenommen worden, der das wichtigste, an Mißbräuchen fruchtbarste Staats-Departement, das des Schatzmeisters, diese alte Festung der ehrwürdigsten Abgeschmacktheiten, reformirt. Mehrere Sinekuren sind verschwunden. Nützliche Pläne sind aufgestellt, zahllose Verminderungen sind in Ausführung gebracht, der Geschäftsgang ist ausserordentlich vereinfacht worden.

Diese Reformen haben, wie sie es verdienten, die Beistimmung und das Lob der strengsten Staatswirthe, unter andern Hume's, sich erworben. Sie waren der strengsten Nachforschungen Ergebniß. Man verdankt sie vorzüglich Sir James Graham, der damals zum Ministerium gehörte.

Der Lord Kanzlers Bill, welches ein Zentral-Gericht krimineller Gerechtigkeits-Pflege für die Stadt

London einsetzt, hat ebenfalls Gesetzeskraft erhalten. Es soll unverzüglich in Ausführung gestellt werden. Die Vortheile bestehen darin, nicht allein für die wichtigste Stadt des Königreichs ein Gericht zu gründen, das jeden Monat einmal seine Sitzungen hält, sondern auch ein Verbesserungs-System zu beginnen, das, man darf es hoffen, bald über ganz Großbritannien sich ausdehnen wird.

Die große Maßregel der Sitzung aber ist das Armen-Bill (Poor laws). Wie sehr war ein solcher Gegenstand des Nachdenkens unserer Staatsmänner würdig. Selbst wenn Ministerium und Parlament keine nützliche Neuerung eingeführt, würde allein diese genügen, ihnen ewige Ansprüche auf des Landes Erkenntlichkeit zuzusichern.

Wir beabsichtigen nicht, hier in die Einzelnheiten der Verfügungen dieses Bills einzutreten. Das Publikum ist davon seit Langem unterhalten worden. Erfahrne Menschen haben nur eine Meinung über sein Verdienst, und über seiner glücklichen Ergebnisse Wahrscheinlichkeit. Der Regierung entschiedenste Gegner haben ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit ihn ehrender Freimüthigkeit hat der Herzog von Wellington, nur den Eingebungen seiner vortrefflichen Urtheilskraft gehorchend, erklärt, daß diese Angelegenheit, woran alle früheren Minister gescheitert, mit Talent und Muth von dem gegenwärtigen Kabinet behandelt worden.

Und nie hatte sich demungeachtet diese Sache, von größeren Schwierigkeiten umschlossen, dargestellt. Die öffentliche Meinung schien sich gegen sie auszusprechen. Uebelverstandene Beweggründe von Menschlich-

keit und Freiheit; der Armen angebliche Rechte; eine dem Anschein nach harte und strenge Disziplin; Besorgniß der Veränderung seit Langem bestehender Gebräuche: alles vereinigte sich, um in den Augen des Publikums die Verfügungen des neuen Systems zu entstellen.

Die natürlichen Vorurtheile unwissender und furchtsamer Gemüther, wurden noch vermehrt durch die vereinten Bemühungen der Presse in der Hauptstadt. Man vermag sich keiner andern Maßregel zu erinnern, die mit so großer Beharrlichkeit und Wuth von dem Augenblicke, wo sie in Vorschlag gebracht wurde, bis zu dem Augenblicke, wo das Bill die königliche Gutheissung erhielt, von der Presse angegriffen worden.

Die Regierung hat sich durch diese Masse von Privat-Interessen, von Unwissenheit, Vorurtheil und übertriebener Furcht nicht zurückschrecken lassen. Sie ist in grader Richtung ihrem Ziele zugeschritten, und das Bill hat seine verschiedenen Wandelungen erlitten, ohne auf das geringste Hinderniß zu stoßen, in Gegenwart eines über alle jene kleinlichen Betrachtungen, welche die Gegner des vorgeschlagenen Gesetzes belebten, erhabenen Parlaments.

Nie wurde ein größerer Sieg von Vernunft über eitles Geschrei, von einer berathenden Versammlung Weisheit über die Bemühungen der Unruhestifter, die an des großen Haufens Leidenschaften sich gewandt, gewonnen.

Hätte man die Aufklärung des reformirten Parlaments, seine Unabhängigkeit von den populären Leidenschaften bezweifeln wollen; hätte man vermuthet, daß es gefährlich sei, dem Volke einen größeren An-

theil in Ernennung der zur Leitung der Staats-Angelegenheiten berufenen Männer zuzugestehen, würde die Geschichte des Armen-Bills hinlänglich sein, alle Zweifel zu beseitigen, und zu beweisen, daß die neue Wahlform Vertreter gewährt, die des Vertrauens ihres Landes vollkommen würdig sind.

Ist also der mindeste Anschein von Wahrheit in der Behauptung, daß die Sitzung von 1834 nichts geleistet? Würde man sich über die folgenden Sitzungen beschweren, wenn ihr alleiniges Resultat darin bestände, einige große Verbesserungen zu erzeugen in der Gerechtigkeits-Verwaltung, oder in Veränderungen unsers inneren Systems, im Interesse der unglücklichsten Klasse unserer Bevölkerung?

Die mit Ruhe vorzubereitenden Vortheile, die von langer Hand anzunehmenden Maßregeln, und die schweren Mißbestände einer übereilten Gesetzgebung, sind gegenseitig so augenscheinlich, daß es hinlänglich ist, sie anzudeuten, um die gewünschte Ueberzeugung zu erzielen.

Was zu Edinburg, bei Gelegenheit des Lord Grey und der Grundsätze der Reform zu Ehren gegebenen National-Festes sich ereignet, unterstützt, was wir eben gesagt. Personen, die man für die in ihren Verbesserungs-Ansichten ungeduldigsten hielt, erkannten die Wahrheit der von diesem Staatsmanne und von dem Lord Kanzler zu Gunsten einer in der Gesetzgebung, mit Maß und Klugheit, aber zugleich mit Festigkeit und ohne Ausflucht, geführten Reform. Demungeachtet fügten diese Personen noch hinzu:

„Dem Feinde keinerlei Zugestehung — keine Prinzipien-Verleugnung — keine halben Maßregeln.“

Dieser Phrasen bediente sich vorzüglich Lord Durham, obgleich seine Rede im Uebrigen nichts war, als eine Wiederholung dessen, was andere vor ihm gesagt.

Wir machen darum in unsern Bemerkungen diesem wackern Freunde, welcher der Sache der Reform bereits so wichtige Dienste geleistet, keinen Vorwurf. Indessen erlaube man uns, zu fragen, ob dergleichen Wortfügungen etwas anderes sind, als eitle Laute, als Worte ohne besondere Bedeutung; ob sie einen Anschein von Sinn haben, in dem Munde derjenigen, die ihrer sich bedienen?

Alle Umständlichkeiten sind hier überflüssig. Wie geschieht es aber, daß Lord Durham sich dem widersetzt, was er „Zugestehungen und halbe Maßregeln“ nennt, er, der 1817 Urheber eines großen Parlaments-Reform-Entwurfs war, den er als unumgänglich nothwendig zur Rettung des Staats erachtete, und der mit so vieler Sorgfalt ausgearbeitet worden, daß er, im einfachsten Gerechtigkeits-Gefühl, den Antheil bezeichnen zu müssen glaubte, den ein alter Freund daran genommen, damit auch dieser seinen Belobungs- und Erkenntlichkeits-Antheil davon gewinne, — und der demungeachtet, einige Zeit nachher, Lord Russells Plan sich beigesellte, obgleich derselbe, von einer ganz andern Beschaffenheit als der seinige, weniger umfassend in seinen Verfügungen, dagegen leichter ausführbar war, und dem Personen ihre Beistimmung geben konnten, die sich unbezweifelt dem von 1817 widersetzt haben würden?

Hat deshalb jemand sich unterfangen, Lord Durham zu tadeln? Haben einige von den wenigen, welche

mit ihm für den Entwurf von 1817 gestimmt haben würden, sich beklagt, daß er dem Feinde Zugestehungen gemacht, daß er seine Grundsätze verleugnet, oder daß er halben Maßregeln beigestimmt?

Wahrlich, nein. Er hat bei dieser Gelegenheit als weiser, umsichtsvoller Mann gehandelt, dem Erfolg der Sache, der er sich zugewendet, am Herzen lag, und der bereit war, jede elende Betrachtung persönlicher Eitelkeit dafür aufzuopfern.

Nie hätte Lord Durham, oder irgend einer seiner Amtsgenossen, bei der in Rede stehenden Mahlzeit erscheinen, nie hätte diese Mahlzeit weniger noch Lord Grey zu Ehren gegeben werden müssen, wenn Zugestehungen und halbe Maßregeln politische, jeder Verzeihung unwürdige, Sünden wären. Denn nie wahrlich wurde eine Maßregel mehr verstümmelt, als das Reformbill, nie wurden, durch Zugestehungen aller Parteien, in ein Bill größere Veränderungen eingeführt.

Es war zuerst um die Verfügung, hinsichts der Wahlsteuer von 20 Pfund Sterling (240 fl. rh.) zu thun, welche der von Lord Russell und dem Unter-Ausschuß in Vorschlag gebrachte Entwurf enthielt. Sie würde hundert „faule Flecken“ vernichtet, und deren doppelt soviel geschaffen haben.

Das Ministerium verminderte die Wahlsteuer bis auf 10 Pf. Sterl., und Lord Durham machte keinen Einwurf dagegen. Freilich könnte man sagen, daß solch Verfahren mehr die Ausdehnung eines Grundsatzes war, als eine von dem Bill, in einem durchaus entgegengesetzten Sinne vor seiner zweiten Vor-

legung erlittene Umgestaltung, und das zwar nachdem es schon des Unterhauses Erörterung erlitten.

Wenn eine Zugestehung eine Grundsatz-Verleugnung ist, die sich nicht rechtfertigen läßt, wie war es möglich, daß Lord Durham das Bill annahm, mit dem von Lord Chandos aufgestellten Amendement, dessen augenscheinlicher Zweck darin bestand, den großen Eigenthümern einen überwiegenden Einfluß in den Ausschüssen zuzugestehen?

Diese Klausel war höchst verderblich. Sie war im Widerspruch mit allen Grundsätzen, worauf das Bill beruhete. Demungeachtet nahm Lord Durham nahmen alle Reformatoren eine also verstümmelte Maßregel lieber an, als daß sie das Ganze verloren gaben.

Wir wissen wohl, daß man entgegnen wird, diese Umgestaltung sei durch ein Kammer-Votum veranlaßt worden. Warum aber bewahrte das Ministerium, dessen Haupt Lord Grey, und von dem Lord Durham eines der thätigsten Mitglieder war, den Freemen das Stimmrecht, das nachtheiligste von allen Privilegien, dasjenige, welches Bestechlichkeit erzeugt und sie erhält?

Diese Veränderung wurde eingeschoben in das Bill, während dem Zwischenraum der Kammer-Sitzung, nachdem sie zum ersten Male verworfen worden, und zwar zu dem alleinigen Zwecke, desselben Gegner zu versöhnen. Wir fragen nun Lord Durham selbst, wie man eine solche Taktik zu nennen habe, wo nicht eine „Zugestehung“ gegen seine Feinde, eine Art Kompromiß; also grade die beiden Dinge, die er jetzt mit so großer Heftigkeit verworfen?

Wir tadeln ihn deshalb nicht, weil er das also verstümmelte Bill vor dem Unglück, gar keine Reform zu erzielen, den Vorzug gegeben. Sein Benehmen war im Gegentheil das eines Staatsmannes, eines erleuchteten Beförderers der Reform.

Hat er nun aber das Recht, dieselben Titel denjenigen zu verweigern, welche ein gleiches Verfahren beobachtet haben? Er, und die andern Anhänger der Reform, die ihn nachgeahmt, haben sie das Recht, bei einem Gastmahle, gegeben zu Ehren derjenigen, denen man die Reform verdankt, und grade deshalb gegeben, weil sie also verstümmelt und verkürzt sie angenommen, haben sie das Recht, fragen wir, als Stoiker aufzutreten, unfähig „je die geringste Zugestehung zu machen“ zur Erreichung ihres Zweckes, oder „einen Pfennig weniger anzunehmen, als ihrer Forderungen ganzen Betrag?“

Weil wir doch einmal von diesem merkwürdigen zu Edinburg begangenen Feste sprechen, können wir nicht umhin, einige Worte hinzuzufügen über die ausserordentliche Gesinnungs-Offenbarung dieser Stadt, zu Gunsten der Reform und des Verfahrens des gegenwärtigen Ministeriums. Des Lord Kanzlers und Lord Grey's Reise bis in die entlegensten Dörfer Schotlands, ist von Anfang bis zu Ende nichts gewesen, als ein auffallender Beweis, daß die Regierung der Tories vorüber ist. Diese Partei kann nicht mehr bestreiten, daß die öffentliche Zustimmung auf Seiten ihrer Gegner ist. Sie muß erkennen, daß Gewalt allein heut zu Tage Schotland unter einem Tory-Ministerium regieren könnte, und daß ein Volk

sich nicht mehr leiten läßt von einer Partei und von Grundsätzen, die es so sehr verabscheuet.

Indem wir uns des Wortes „Tory“ bedienen, wollen wir nichts andeuten, als die Ultra-Grundsätze, welche als Häuptlinge die Kumberland, die Kenyon, die Roden anerkennen. Wir sind weit entfernt, dieselben Gesinnungen zu hegen gegen die Freisinnigen dieser Partei und gegen ihre Gesinnungen. Wir verneinen im Gegentheil nicht, daß der Tag erscheinen kann, wo das Bedürfniß, uns von der Anarchie und der oranischen Beherrschung zu retten, die Mitwirkung dieses erleuchtetsten Theiles der Opposition, dem das englische Volk ehemals nützliche Anstalten zu verdanken gehabt, annehmbar machen kann.

Wir müssen jedoch hinzufügen, daß, mit Ausnahme so ausserordentlicher Umstände (der zahlreichen Fehler und Verstöße ungeduldiger Geister, die weder der Herzog von Wellington, noch Sir Robert Peel zurückhalten können, nicht zu gedenken), nichts andeutet, daß die Nation lange eine aus Tory-Elementen bestehende Regierung dulden könnte.

Es ist augenscheinlich, daß das Land nicht tory ist, und daß es sich durch keinerlei Schattirung dem Torysmus nähert. Als Lord Mansfield die Meinung aussprach, „daß die gegenwärtige Regierung nicht populär sei,“ obgleich er zugleich erkannte, daß die Opposition eben so wenig auf Popularität Anspruch machen könne, hatte er zweifelsohne die auserwählten Kreise befragt, bestehend aus dem Kaplan und dem Geschäfts-Führer, in welchen Kreisen die Pairs des Königreichs gewöhnlich leben und sich be-

wegen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Begebenheiten seitdem Seiner Herrlichkeit die Ueberzeugung gegeben, wie unrecht Sie gehabt, eine solche Meinung anzunehmen, und mehr noch, sie öffentlich bekannt zu machen.

Denn selbst nach dem Rücktritt einiger einflußreichen Mitglieder des Ministeriums, selbst nach der Verspätung, den die oben erklärten Umstände bei einigen wichtigen Maßregeln nothwendig gemacht, selbst bei dem gegen das Armen-Bill erhobenen Geschrei, hat Erfahrung bewiesen, daß die Regierung der Nation Vertrauen noch in einem hohen Grade besessen.

Ueber dieſen Punkt können jedoch die Tories, wie andere Personen von unabhängeger Meinung, leicht sich täuschen. Es ligt nicht in dem Wesen irgend eines Ministeriums, jedes Jahr dieselben Zueignungs-Gesinnungen zu erregen, die mit Heftigkeit, selbst mit Uebertreibung dann sich verkünden, wenn einem beliebten Ministerium endlich der öffentlichen Angelegenheiten Leitung anvertrauet wird, oder wie während den ersten Monaten seines Bestandes, und während seiner ersten Verwaltungs-Maßregeln.

Es ist nicht möglich, daß es in jeder Periode seines Daseins mit jenem lärmenden Beifallgeschrei begrüßt werde, das nur Augenblicken der Krisis vorbehalten ist. Eine Regierung ist im Gegentheil manchmal genöthigt, den zu eifrigen Entwürfen ihrer Freunde sich entgegenzustellen, und ihren Gegnern durch Annahme unpopulärer Maßregeln gewissermaßen gewonnenes Spiel zu geben. Beweise davon gibt das irländische Zwangs-Bill, geben einige andere Maßregeln,

die das Kabinet anzunehmen gezwungen gewesen, obgleich sie mit seinen Grundsätzen und mit seinen Absichten in direktem Widerspruch standen.

Daher, und aus der natürlichen Tendenz jeder volksthümlichen Aufregung, sich zu beschwichtigen, zu erlöschen, falls sie nicht unaufhörlich wach gehalten wird, durch neue Ereignisse, hat man unbedachterweise geschlossen, daß das gegenwärtige freisinnige Ministerium des Landes Vertrauen nicht mehr habe. Das beste Mittel, davon sich zu überzeugen, würde darin bestehen, es durch seine Gegner zu ersetzen.

Als Stanley's und mehrerer anderer Mitglieder des Kabinets Rücktritt, einige Besorgniß dieser Art erwecken konnte, war das Land vollkommen ruhig. Die öffentliche Gleichgiltigkeit selbst, könnten wir hinzufügen, hatte ihren höchsten Punkt erreicht. Denn lange erwartete Maßregeln waren für eine entferntere Zeit vertagt worden. Man war genöthigt gewesen, andere anzunehmen, die man mit Mißbehagen gesehen. Es bot sich kein dem Ministerium günstiger Umstand dar; und demungeachtet erinnert sich jedermann noch des allgemeinen Freude-Ausbruches, den Lord Althorp's Erklärung erzeugte, „daß die Regierung keinerlei Schwächung erleide, weder in ihrem Gange noch in ihren Grundsätzen."

Niemand bezweifelt, daß diese Erklärung im Lande dieselbe hohe Freude erzeugt, als im Parlament. Nur eine oder zwei Zeitungen, von tiefgewurzeltem Hasse gegen jede freisinnige Regierung beseelt, haben sich nicht gescheuet, anderer Meinung zu sein. Sie haben sich und ihre Leser während der todten Jahres-

zeit *) mit schrecklichen Prophezeihungen und wüthenden Angriffen vergnügt, die wahrscheinlich beim Volke dasselbe Schicksal haben werden, als ihre Angriffe und Voraussagungen hinsichts des Armen-Bills.

Uebrigens ist, in den letzten Zeiten, das Verfahren der Presse bei allen Parteien nicht vorwurfsfrei gewesen. Ihr Einfluß hat sich aus diesem Grunde sehr vermindert. Sie hat die Vorausbestimmungen derjenigen gerechtfertigt, die verkündeten, daß die Reform in dem Vertretungs-System die Kraft dieses mächtigen Hebels, den man nur zu oft mißbraucht, vermindern würde.

Solches mußte der Reform unvermeidliches Ergebniß sein. Gestehen muß man jedoch, daß der Presse unerklärliches Benehmen seit dieser Zeit, den Verfall ihrer Macht sehr beschleunigt und der Prophezeihung Erfüllung früher und vollständiger herbeigeführt, als man sie aller Wahrscheinlichkeit nach erwarten konnte.

Vorstehender Aufsatz gibt einen ziemlich genauen Begriff von des englischen Ministeriums gegenwärtiger Lage, den es bekämpfenden Parteien gegenüber.

Während man in Frankreich, fast 50jähriger Umwälzungen und Zertrümmerungen endlich müde, mit Eifer einen neuen politischen und gesellschaftlichen Zustand festzustellen sich bemühet (dessen Gedeihen weder ministerielle Spaltungen, gleich jener des Zurücktrittes des Marschalls Gérard von der hohen

---

*) So nennt man in London Sommer und Herbst, weil alsdann das Parlament keine Sitzungen hält, und alle reichen Familien auf dem Lande wohnen.

Stelle eines Präsidenten des Ministerraths, noch die Verabschiedung und Wieder-Einsetzung in Masse des sogenannten doktrinären Ministeriums, wie die in Mitte Novembers d. J. stattgefundene, noch irgend ein ministerielles Interregnum, oder eine Invasion des Tiers-Parti, selbst nicht eine solche der rein-konstitutionellen oder liberalen Partei, verhindern kann, und das allein durch eine radikale oder revolutionäre Umwälzung unterbrochen werden könnte), während man in Frankreich aus allen Kräften auf die Wiederherstellung einer so lange erschütterten politischen und gesellschaftlichen Ordnung hinarbeitet, schreitet England immer rascher, immer kühner einer unvermeidlichen Staats-Umwälzung entgegen, einer Revolution, die weniger schrecklich, weniger blutig vielleicht, aber eben so durchgreifend, eben so vollständig sein wird, als die französische.

In Frankreich vernichtete man in einem Tage, mit so großer Uebereilung und Wuth, alle Stützen der alten Gesellschaft, bedeckte man den Boden mit so unzähligen wild durcheinander geworfenen Trümmern, daß die Erschütterung nothwendigerweise langanhaltend, entsetzlich sein mußte.

Darum auch befand sich dies große Land bald in dem Abgrund aller Verbrechen und einer kaum noch menschlichen Anarchie, bald unter dem Eisenjoche des militärischen Despotismus der seine besten Kräfte verzehrte. Und das Alles, um — zu einer unförmlichen, zu einer lächerlichen Parodie des ancien régime, zu seinen Ci-devant's, seinen Ailes-de-pigeon, seinen Jesuiten und seiner alten Heuchelei

(die jetzt durch absoluten Unglauben ersetzt worden) zurückzukehren....

Nach 40jähriger Unordnung und Rückwirkung erlangte Frankreich 1830 das Ziel der großen Bewegung von 1789, die ursprünglich, gleich der britischen Reform, nichts sein sollte, als Abschaffung der Mißbräuche des alten Regierungs-Verfahrens, und Zulassung des dritten Standes (tiers-état) zur gesellschaftlichen Macht, in deren Besitz der Erbadel seit Langem sich befunden.

Dieser tiers-état ist der eigentliche Bürgerstand. Er allein hat die Juli-Reform veranlaßt und in Ausführung gebracht. Er hat jetzt die Regierung in Händen, und die neuesten Ministerial-Schwankungen, wie die Bildung der Deputirten-Kammer, beweisen, daß er in ihr sich für längere Zeit behaupten zu wollen gesonnen ist.

Noch scheint dieser Bürgerstand die Rolle nicht recht zu begreifen, die er in der neuen französischen Gesellschaft zu spielen hat; er wird sie jedoch leicht lernen. Noch betäubt von dem Geschrei macht- und habgieriger Demagogen, deren Vorspiegelungen übrigens nicht die mindeste Konsistenz haben, noch befangen von dem Flotismus, zu dem die Restauration ihn verurtheilt, begreift er bis jetzt nur sehr unvollkommen, was er zu seinem eigenen Besten, wie zu dem des Staats, zu thun oder zu lassen hat.

Er hat darüber bis jetzt nur einen gewissen Instinkt. Nach der letzten Minister-Krisis wird er davon vielleicht auch die Intelligenz erhalten. Erst wenn es mit ihm selbst so weit gediehen ist, wenn er selbst einsieht, daß eine Quasi-Restauration nicht

das Mittel zu seiner materiellen und intellektuellen Feststellung ist; erst dann werden jene republikanischen und legitimistischen Aufwiegelungen verschwinden, die bis jetzt noch das verhängnißvolle Privilegium haben, fortdauernde Gährung in Frankreich zu erhalten, und seine Städte durch Greuelszenen jeder Art, durch Blutvergießen von Bruderhand, in beständige Trauer zu versetzen. Auch dies entsetzliche Vorrecht wird endlich, wie alle übrigen, beseitigt werden.

England wird das von Frankreich ihm gegebene Beispiel nicht unbeachtet lassen. Es hat die Bahn der Reform mit Ruhe, mit Bedacht, mit jener Geistesreife betreten, die für eine große Nation, welche ein zugleich wichtiges und schwieriges Werk nicht blos beginnen, sondern auch zu Ende bringen will, allein schicklich, die ihrer allein würdig ist.

Möge es in einer so ernsten, so umsichtsvollen, so gemessenen Haltung beharren. Wohl wird es mehr als eine harte Prüfung noch zu bestehen haben. Möge die Vorsicht ihm die schreckliche Erfahrung einer gewaltsamen Umwälzung und alle das Unglück ersparen, das unvermeidliche Folge einer so fürchterlichen Erschütterung ist.

Die Revolutionen tödten die Gesellschaften nicht, weil diese nicht sterben können; sie verwandeln sie nur, und geben ihnen eine andere Form. Aber ist es auch wahr, daß sie nur in „Blut“ sie verjüngen, daß sie nur durch Trümmer, und auf Trümmern sie befestigen?...

Englands Schicksal, wir hoffen es, wird eine so gräßliche Erfahrung ihm ersparen, und dies mächtige

Reich wird der Welt vielleicht das erhabene Beispiel darbieten einer aufgeklärten Nation, die das Bewußtsein hat aller ihrer Rechte, aller ihrer Interessen, und die eine große Umgestaltung durch der öffenlichen Vernunft alleinige Stärke, durch die alleinige Verwendung seiner konstitutionellen Kräfte vollbringt.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Zweikampf ohne Zeugen.

Ein vertrautes Freundschafts-Verhältniß bestand seit zwei Jahren zwischen dem gewesenen Kauffarthei-Schiffskapitän Lethuilier, gegenwärtig Eigenthümer einer Gesundheits-Anstalt zu Pantin, bei Paris, und einem gewissen Wattebaut. Dieser letzte wohnte bei Lethuilier, an dessen Tische er speisete. Im Oktober 1833 schlichen sich zwischen den beiden Freunden Uneinigkeiten ein, die von Tag zu Tag ernstlicher, heftiger wurden, und bald zu Schlägereien führten, in Folge derselben der Kapitän dem andern sein Haus zu verlassen befahl.

Wattebaut gehorchte. Aber kaum waren zwei Tage verstrichen, als er zwei Briefe an Lethuilier schrieb, und sich bei ihm um eine Unterredung ohne Zeugen bewarb. Statt aller Antwort schickte ihm dieser einige Kleidungsstücke, welche er in seiner ehemaligen Wohnung gelassen. Dies Verfahren hatte eine Herausforderung nachstehenden Inhalts zur Folge:

Pantin, 21. Oktober 1833.

Mein Herr, finden Sie sich morgen, Dienstag, um Schlag halb sieben Uhr früh, in Perattes Stein-

bruch ein, und bringen Sie zwei Zeugen mit. Ich werde Sie erwarten. Die Waffen, welche Sie bei sich haben, können uns dienen.

Ich habe die Ehre Sie zu grüßen.

Unterzeichnet: Wattebaut.

Die Zusammenkunft fand nicht statt. Die beiden Gegner sahen sich vorher, und Lethuilier sagte zu Wattebaut, daß wenn es zwischen ihnen zum Zweikampf komme, an Aussöhnung nicht mehr zu denken sei.

„So schlagen wir uns ohne Zeugen," rief Wattebaut.

— Wie Du willst, entgegnete der andere. Er verlangte zugleich, daß der Zweikampf auf einen andern Tag verschoben werde. Wattebaut wollte die Sache gleich beendigt wissen. Endlich kam man für den nächsten Tag überein. Der Herausforderer verlangte noch, daß jeder von ihnen eine Erklärung zu sich stecken solle, um vermuthen zu lassen, daß der auf dem Platze bleibende, sich selbst umgebracht. Lethuilier glaubte darin einen Fallstrick zu sehen, weshalb er sich weigerte, dieser Forderung zu entsprechen.

Den 22. Oktober, zwischen 12 und 1 Uhr Nachmittags, begab sich der Kapitän an den von seinem Gegner bestimmten Ort, wo er diesen bereits traf, der sich durchaus mit Pistolen schlagen wollte, obgleich der andere behauptete, daß die Wahl der Waffen ihm zustehe, und daß er dem Degen den Vorzug gebe. Nach langem Zanken zeigte er sich demungeachtet zum Pistol bereit, nur wollte er, daß man über ein Schnupftuch schiesse, und daß nur ein Pistol geladen werde, wozu Wattebaut seine Zustimmung gab.

Beide gingen nach dem Gehölz von Romainville, nahe bei dem Friedhof von Pantin, wo sie einen kleinen offenen Platz zwischen hohem Gesträuch wählten.

Hier angekommen, wollte sich Wattebaut auf neue Erörterungen einlassen, die sein Gegner mit den Worten unterbrach: „Muß ich Dir jetzt noch Ohrfeigen geben, um Dich zum Zweikampf zu nöthigen?“

Man machte sich bereit, als man ganz in der Nähe ein starkes Geräusch vernahm. Lethuilier sprang hinter einen Baum, indem er dem andern zurief sich zu verbergen. Um besser zu sehen, woher der Lärm rühre, wendete er seine Mütze um, deren Schirm solchergestalt sein rechtes Auge bedeckte.

Eine Minute nachher trat er wieder vor, mit den Worten: „Es ist nichts.“ Er wollte sich eben gegen seinen Gegner wenden, als er sich von einer Kugel getroffen fühlte, die ihm durch den Kopf fuhr. Im Niederstürzen rief er: „Elender Mensch, du hast mich ermordet. So komm mir wenigstens zu Hilfe!“

Aber sein Rufen war vergebens, Wattebaut hatte sich schnell entfernt. Der Unglückliche verlor viel Blut. Mit Mühe erhob er sich, und erreichte eine Wiese hinter dem Kirchhof. Sein Geschrei zog Leute herbei. Lethuilier benachrichtigte sie, daß er sich habe im Zweikampf schlagen wollen, und daß sein Gegner ihn also zugerichtet. Man weigerte sich, ihm beizustehen, wenn er nicht seinen Gegner nenne, wonach er Wattebaut als solchen bezeichnete.

Laut dem ärztlichen Bericht, war die Kugel von der Rechten zur Linken, in beinahe wagerechter Richtung, durch den Schirm der Mütze gegangen. Sie hatte die beiden Augenhöhlen und die Nasen-Wurzel

durchschnitten, und war an der äussern Wand des linken Auges wieder herausgegangen. Es ergab sich daraus, daß der Verwundete seiner beiden Augen beraubt worden. Er ist seitdem vollkommen blind.

Es verstrichen 8 oder 9 Tage, bevor Lethuilier bei dem Maire von Pantin seine Erklärung über diesen Vorfall abgab. Aber schon am 26. Oktober hatte seine Frau dieser Magistrats-Person hinterbracht, daß ihr Mann, der mit einem seiner Freunde zu sprechen glaubte, zu ihr und den Jungfern-Grouville und Tinet gesagt:

„Wattebaut ist ein Schurke. Er hat mir in dem Augenblick, wo ich mich umwendete, um die Entfernung zu bezeichnen, in welcher wir von einander stehen sollten, eine Kugel durch den Kopf gejagt. Laß das indessen unter uns bleiben, und sprich nicht davon. Bin ich so glücklich, mir ein Auge zu erhalten, will ich mich an ihm rächen, doch nicht auf seine Weise. Ich will nicht wie ein Verräther an ihm handeln.“

Von diesen Umständen unterrichtet, ließ die Gerechtigkeit Wattebaut verhaften. Die Untersuchung dauerte sehr lange, und erst am 25. Oktober 1834 erschien der Angeklagte vor den Assisen des Seinedepartements zu Paris. Er läugnete beharrlich, daß die Sache sich verhalte, wie Lethuilier sie dargestellt.

Dieser, sagte er, der über ihn eifersüchtig gewesen, obgleich er ihm dazu keine Veranlassung gegeben, habe ihn mehrmals auf die gröblichste Weise beleidigt, sogar mißhandelt, bis er endlich den Entschluß gefaßt, aus seinem Hause sich zu entfernen. Seine Versuche, mit dem Kapitän sich auszusöhnen, seien fruchtlos geblie-

ben. Er habe davon nichts, als noch gröbere Beschimpfungen, eingeärndtet.

Darüber sei ihm die Geduld ausgegangen, und er habe den andern zum Zweikampf herausgefordert. Im entscheidenden Augenblicke, als man habe Platz nehmen wollen, sei das Pistol, welches er in Händen gehabt, und von dem er nicht einmal gewußt, daß es bereits geladen sei, losgegangen, und die Kugel sei seinem Gegner, der nach ihm geschlagen, durch den Kopf gefahren. Darüber ausser sich, habe er nichts anders zu thun gewußt, als sich schnell zu entfernen.

Die Tags darauf den Geschwornen vorgelegte Frage war: „Ist Wattebaut schuldig an Lethuiliers Person einen freiwilligen Todschlag verübt zu haben?“ — Die Antwort war bejahend, mit dem Hinzufügen, daß mildernde Umstände vorhanden seien. Demzufolge wurde der Angeklagte zu zehnjähriger Einsperrung, ohne öffentliche Ausstellung, verurtheilt.

Aufreizung zum Haß und zur Verachtung der Regierung.

Die in Montpellier erscheinende legitimistische Zeitung „L'Occitanique,“ enthielt über die blutigen Ereignisse in Lyon und Paris einen Aufsatz folgenden Inhalts:

„Fünf Schlachttage in Lyon, zwei Mordstunden in Paris! Einerseits das Ministerium mit wilder, empörender Unverschämtheit dem Despotismus zuschreitend, sich bemühend durch Entsetzen sein elendes Dasein zu erhalten, dies Dasein, welches das Land mit dem Tode schlägt, das die Zivilisation vernichtet,

und durch Bestechung und System uns wieder ins Mittelalter versenkt, anderseits Menschen, in deren Gemüthern man den Samen ausgestreuet, der jetzt emporkeimt ...

„Man hat der Empörung geschmeichelt, man hat sie als rechtmäßig erklärt, und die Arbeiter haben geglaubt, was man ihnen gesagt. Sie sind darauf stolz geworden, und dieser Stolz hat ihrer Seele eine größere Würde, ihrem Herzen mehr Muth verliehen. Wie unsinnig waren die Gedanken, welche der Ehrgeiz habgieriger, heuchlerischer Menschen ihnen eingeimpft. Ja wohl unsinnig: man hat es ihnen mit Kanonenschüssen und mit Bayonett-Stichen bewiesen.

„Sie, die man als Helden ausgerufen, man nennt sie jetzt Feige und Mörder .... Mörder! Und man hat Soldaten angetrieben, wehrlose Bürger zu ermorden, und in ihren Sieges-Augenblicken haben sie niemand umgebracht ...

„Aber gibt es gegen so betrügerische Lehren keine andern Empörer? Ohne Zweifel, es sind die Männer der regierenden Macht, die, alle ihre Grundsätze verleugnend, alle ihre früheren Meinungen abschwörend, die unter Freiheits-Geschrei geboren, das Volk unter dem Joche der Tirannei zermalmen wollen, die zu gleicher Zeit Blut und Schande saufen, und die den Zynismus ihrer Abtrünnigkeit hinter dem Entsetzen ihrer Wildheit zu verbergen sich bemühen.

„Nein, wie groß auch in Frankreich die Verworfenheit sein mag, unsere Soldaten sind noch nicht entartet genug (wenigstens glauben wir es), um dem Golddurst vor allen übrigen Gesinnungen, vor allen übrigen Neigungen ihres Herzens den Vorzug zuzugestehen.

Sie werden nicht um Geld an ein „unbarmherziges“ Ministerium jene alte französische Ehre verkaufen, worauf unsere Krieger immer so stolz gewesen, und weshalb alle Völker der Welt sie beneiden.

„Die Armee wird also, sobald die Schuppen von ihren Augen gefallen sind, den Weg verlassen, auf den das Ministerium sie geführt. Dieser Tag ist nicht fern. Der Sturz unserer Regierer wird sich nicht lange erwarten lassen.“

Grenier, Advokat des Occitanique bemühete sich, die Sprache eines in der ersten Aufregung über die furchtbaren Ereignisse in Lyon und Paris geschriebenen Aufsatzes zu rechtfertigen, die natürlicherweise nicht so ruhig, so gelassen sein konnte, als die einer bei kaltem Blute in Rede gestellten Erörterung.

Den Geschworuen schien eine solche Entschuldigung nicht genügend. Denn sie erklärten den verantwortlichen Geschäfts-Führer der Zeitung schuldig, weshalb er zu einmonatlicher Haft und 300 Franken (140 fl. rh.) Strafe verurtheilt wurde.

Thürsteher von königlicher Familie.

Bei Gelegenheit eines unbedeutenden Prozesses, zwischen einer Frau Delmas und dem Thürsteher Babou, einer häuslichen Zänkerei wegen, indem dieses letztern Magd oder Mätresse der ersten den Vorwurf gemacht, daß sie mehr als zweitausend Köpfe habe abschlagen lassen, obgleich die also Verläumdete eidlich zu erhärten sich erboten, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht einen einzigen Kopf in Gefahr gebracht, und daß sie seit 60 Jahren mit der Robe (dem Richterstand) und der Magistratur alliirt ge-

wesen — bei dieser Gelegenheit, die nichts als eine Verurtheilung des beleidigenden Theils zu 25 Fr. (11 fl. 40 Kr.) veranlaßt, erfuhr man nicht ohne Erstaunen

1. daß der Thürsteher Babou vom besten altfranzösischen Adel sei, und mit seinem ganzen Namen Babou (Vikomt oder Marquis) de la Bourdoisière heisse.

2. Daß besagter Thürsteher Babou mit dem Hause Bourbon, und zwar durch König Ludwig XV, seinen Vetter, verwandt sei.

Er bewies das durch seinen Stammbaum, von dem wir nur den auf die königliche Verwandtschaft sich beziehenden Zweig andeuten wollen.

Genealogie Ludwigs XV.

Franziska Babou, Tochter Johann Babou's, Herrn von La Bourdoisière, vermählt den 15. Februar 1589 mit Anton d'Estrées, Herrn von Coeuvres.

Gabrielle d'Estrées, zubenannt die schöne Gabrielle, Mätresse König Heinrichs IV, von der 1594 geboren worden:

Zäsar, Herzog von Vendôme, vermählt 1609 mit Franziska von Lothringen, Herzogin von Mercoeur, wovon:

Elisabeth von Vendôme, vermählt den 9. Juli 1643 mit Karl Amadeus von Savoien, Herzog von Nemours. Aus dieser Ehe ist hervorgegangen den 11. April 1644:

Maria Johanna von Savoien, die sich 1665 mit Karl Emanuel, Herzog von Savoien vermählt. Sie gebar den 16. Mai 1686

Viktor Amadeus Franz von Savoien, König von

Sardinien, welcher sich vermählt hat mit Maria Anna von Orleans, deren Tochter war

Maria Adelheid von Savoien, vermählt den 7. Dezember 1697 mit Ludwig von Frankreich, Herzog von Burgund. Aus dieser Ehe ist entsprossen den 15. Februar 1710

Ludwig XV, der vielgeliebte König von Frankreich.

Dieser großen Verwandtschaft ungeachtet ist Babou de Bourdoiſière jetzt nichts mehr und nichts weniger, als Thürsteher des Hauses No. 16 in der Straße der Mauvais-Garçons.

Ermordung einer angeblichen Hexe.

In der Gemeinde Vergnoz, im Isère-Departement, ist der Glaube an Besprechung und Zauberei noch allgemein. Es gibt hier vielleicht nicht zwei Personen, die nicht steif und fest überzeugt wären, daß dieser oder jene behexen, und daß andere die Behexung heben können. Man entnimmt daraus, wie äusserst nothwendig eine größere Verbreitung des Volks-Unterrichts in einem Lande ist, wo noch so viel barbarische Vorurtheile, wo noch so viel abgeschmackter Aberglaube herrschend ist, und von dem man dennoch mit lächerlicher Beschränktheit zu behaupten sich erkühnt, daß es an der Spitze aller civilisirter Staaten sich befinde.

Zu Anfang März 1834 wurde die 20jährige Annette Rümillier, im Dorfe Vergnoz wohnhaft, von einer jener Nerven-Krankheiten befallen, von denen junge Frauenzimmer ziemlich häufig heimgesucht werden, und in Folge derselben manchmal eine leichte Geistes-Zerrüttung sich beurkundet. Unerfahren wie

man war, wußte man nicht, welcher Urſach man dieſe Unpäßlichkeit zuſchreiben ſollte. Die Kranke ſelbſt behauptete, daß eine faſt 80jährige Frau, Namens Maria Chevallier, verwittwete Modion, es ihr angethan. Dieſe hochbetagte Frau, die von Almoſen lebte, ſtand allgemein in dem Ruf, eine Hexe zu ſein.

Das Mädchen wurde von ſeinen Verwandten einige Male zu der alten Wittwe geführt, damit dieſe das angeblich von ihr herrührende Uebel wieder beſeitige. Aber man fand ſie nie in ihrer Wohnung, weil ſie beſtändig von Haus zu Haus Almoſen einzuſammeln pflegte, die immer ziemlich reichhaltig ausfielen, weil man die ihr zugeſchriebene übernatürliche Macht fürchtete.

In der Nähe von Vergnoz, im Weiler Ville, wohnte ein Tauſendkünſtler anderer Art, Namens Brochet, der, obgleich er nur ein ganz gewöhnlicher Landmann war, dennoch, dem allgemeinen Glauben zufolge, die Kraft haben ſollte, alle Beſprechungen zu beſeitigen, und der beſonders durch ſeine übernatürlichen Mittel zur Heilung der Mädchen-Krankheiten, einen großen Ruf ſich erworben.

Rümillier Vater begab ſich zu dieſem Wunder-Doktor, und benachrichtigte ihn von dem ſonderbaren Zuſtand ſeiner Tochter. Brochet hörte ihn aufmerkſam an, lies ſich dieſes oder jenes wiederholen, murmelte einige Gebete und ging in ſeine Kammer, wo der andere gleich nachher ein großes Getöſe vernahm, worauf folgende prophetiſche Worte in ſein Ohr erſchallten:

„Ein altes Weib hat es deiner Tochter angethan. Es wird ſchwer ſein, die Beherzung zu heben. Wäre

es ein Mann, würde die Sache leichter gelingen, weil man in diesem Fall die Beherzung einem Hund oder einer Katze geben könnte. Aber weil es ein Mädchen ist, kann man sie nur auf ein anderes Mädchen übertragen.“ — Schließlich lies der Hexenmeister der Kranken für den andern Morgen seinen Besuch ankündigen.

Wirklich kam er Tags darauf zu Rümillier. Er lud die Familie ein, einige Dutzend Rosenkränze abzubeten, während er gewisse Beschwörungs-Formeln murmelte, eine kleine Heiligen-Figur von Elfenbein in Wasser tauchte, und sodann mit feierlichem Ton folgenden Orakelspruch vernehmen lies:

Die Familie des kranken Mädchens sollte am nächsten Morgen ein großes Feuer anzünden. Darauf sollte man einen eisernen Kochtopf stellen, und in demselben alte Schuhsolen kochen lassen (wahrscheinlich um daraus ein Getränke für die Kranke zu bereiten). Nahe am Feuer sollte ein Stuhl stehen. Die erste Frau, welche nun hereinkommen, und sich auf diesen Stuhl setzen würde, sollte diejenige sein, welche es der Tochter vom Hause angethan.

Man sollte sie deshalb ergreifen, und sie, ihres Sträubens unbeschadet, so nahe als möglich ans Feuer halten, damit ihr die Seele im Leibe schwitze, und sie in ihrer Angst die Beherzung hebe. Helfe das noch noch nicht, so werde man nicht übel thun, ihre eine Tracht Schläge (une lattée) zu geben, und sie überhaupt recht mürbe zu machen, damit sie endlich von ihrem boshaften Starrsinn nachlasse.

Diese Vorschrift wurde getreulich und mit großem Eifer befolgt. Das Feuer brannte am frühen Mor-

gen, die Schuhsolen kochten, daß es eine Freude war, der Stuhl begann schon zu kniſtern, — als langſam die Thür ſich öffnete, und die alte Modion, um ein Almoſen bittend, hereintrat. Niemand antwortete ihr; alle Augen waren auf den Stuhl geheftet. Die Alte, dieſe Blicke bemerkend, glaubte, daß man ſie zum Sitzen nöthige, weshalb ſie ruhig Platz nahm.

Kaum war dies jedoch geſchehen, als Rümillier Vater und Sohn, der ihnen gewordenen Vorſchrift gemäß, ſie rechts und links anpackten, und ſie dicht ans Feuer hielten, damit ihr, Brochets Ausdruck gemäß, die Seele im Leib ſchwitze. Von Zeit zu Zeit fragten ſie dabei die Kranke, ob es ſich mit ihr beſſere? Sie verneinte es zum erſten, zum zweiten und zum zwölften Male.

Ihrem Bruder ging nun die Geduld aus. Von der Hartnäckigkeit der Hexe überzeugt, beſchloß er, ſie mürbe zu machen. Er ergriff einen großen Knittel, drehte die Alte, wie einen Kreiſel, ein Paarmal um ſich ſelbſt, ſtieß ſie mit den Füßen zum Hauſe hinaus, und trieb ſie mit heftigen Flüchen und Verwünſchungen, von zahlloſen Schlägen begleitet, vor ſich her.

Der junge Rümillier glaubte nichts Böſes zu thun. Sein von brüderlicher Liebe veranlaßtes Begehen ſchien ihm nicht auf die entfernteſte Weiſe ein Verbrechen. Hatte Brochet nicht vorausgeſagt, daß diejenige, welche auf den am Feuer ſtehenden Stuhl ſich ſetzen werde, es ſeiner Schweſter angethan, daß ſie dieſer ihre Geſundheit geraubt, und dieſelbe ihr leicht wiedergeben könne?

Er war von dem Allem feſt überzeugt. Mußte er

nun nicht glauben, daß die Modion seiner Schwester nicht helfen wolle, daß es ihr ein Vergnügen mache, sie leiden zu sehen, und daß nur einige körperliche Schmerzen, verursacht durch eindringliche Mißhandlungen, sie vermögen könnten, seinem und seiner Familie Begehr zu entsprechen, und die von ihr ausgegangene Beherzung zu beseitigen?

Um dazu durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, nämlich durch Schläge, Stöße, Fußtritte ꝛc., sie zu zwingen, trieb er sie vor sich her durch das ganze Dorf, ohne daß jemand ihn aufgefordert hätte, von seinem unwürdigen Begehen gegen eine alte schwache Frau abzustehen. Die Unglückliche lief, so schnell sie konnte, der Gegend la Grande Combe genannt zu, in deren Nähe ihre Wohnung war.

Jeder ihrer Schritte war von einem Hieb oder einem Fußtritt begleitet. Das Angstgeschrei, das schmerzliche Weinen, das um Erbarmen flehende Geheul der armen 80jährigen Frau rührte weder ihren Henker, noch irgend einen der übrigen Dorfbewohner, die sie überall zuückstießen, wo sie eingelassen zu werden bat, und hinter ihr hermurmelten: „Es geschieht ihr schon recht, der alten Hexe.“

Auf der Höhe der Grande-Combe angelangt, wo ein etwa 30 Fuß tiefes Loch sich befindet, ergriff (nach der Aussage eines Zeugen) der junge Rümillier, mit Hilfe eines andern Individuums, das nicht erkannt worden, die Modion, und stürzte sie in den Abgrund.

Das unglückliche Opfer, von dessen traurigem Geschick alle Einwohner von Vergnoz bald unterrichtet wurden, sah niemand zu seiner Hilfe erscheinen, und

blieb mit zerschmetterten Gliedern bis am Abend in der Grube, wo endlich einige Männer die Sterbende herauszogen, und sie, ganz mit Blut bedeckt, in einen nahen Stall trugen.

Man befragte sie über die Ursache ihres Unfalls. Mit abgebrochenen Worten bezeichnete sie Peter Rümillier, und einen andern, dessen Name ihr unbekannt war, als ihre Mörder. Als ihre Angehörige am andern Morgen sie in ihre Wohnung bringen lassen wollen, verschied sie unterweges. Empörende Macht des Aberglaubens: dieser Tod einer hochbetagten, hilflosen Frau, wurde in der ganzen Gegend als ein sehr glückliches Ereigniß, als eine wahre Wohlthat betrachtet. Die allgemeine Befangenheit war so groß, daß selbst der Maire sich weigerte, über ihr Hinscheiden ein Protokoll aufzunehmen.

Die Gerechtigkeit, die Sache aus einem ganz andern Gesichts-Punkte, als die Bewohner von Vergnoz betrachtend, beschied Rümillier Vater und Sohn, nebst dem Hexenmeister Brochet, vor die Assisen zu Grenoble, um gegen die Anklage eines freiwillig und mit Vorbedacht verübten Todschlags sich zu verantworten.

Aus den Verhandlungen ergab sich keinerlei Belastung gegen den alten Rümillier. Die seinen Sohn betreffenden wurden ebenfalls sehr gemildert, durch sein offenes Eingestehen mehrerer Umstände, worin recht auffallend seine warme brüderliche Liebe und sein felsenfester Glaube an die Behexung seiner Schwester, durch die alte Modion, wie an die Wirksamkeit der Mittel, um diese letzte zu vermögen, der Kranken ihre Gesundheit wieder zu geben, sich beurkundete. Brochet seinerseits schien eben so steif und fest von der

Wirksamkeit seiner Gebete, seiner lächerlichen Heilmittel und seiner übrigen Maßregeln überzeugt.

Uebrigens leugnete Rümillier, daß er die alte Frau bis zur Grande-Combe verfolgt. Er habe ihr das Geleit bis zu den letzten Häusern des Dorfes gegeben, sagte er, wonach er zu den Seinigen zurückgekehrt. Fast alle seine Nachbarn bezeugten, daß er in der That nicht lange ausgeblieben, und nicht bis nach Grande-Combe gegangen sein könne. In diesem Fall mußte die arme Zerschlagene entweder von selbst in die Grube gefallen sein, oder andere Uebelthäter mußten sie in dieselbe gestürzt haben.

Nach ziemlich langer Berathung erklärten die Geschwornen, daß Rümillier Vater nicht schuldig sei, daß sein Sohn und Brochet schwerer Verletzungen, durch gewaltthätige Mißhandlungen, sich schuldig gemacht, weshalb der erste freigesprochen, der zweite zu zweijähriger und der dritte zu 13 monatlicher Einsperrung verurtheilt wurden.

Französische Galanterie.

„Ich mache Sie zum Richter in dieser Sache, mein hochpreißlicher Herr Präsident. Urtheilen Sie, und urtheilen Sie gut, so werden Sie, Klägerin und ich, so wird alle Welt zufrieden sein.“ Also antwortete, bereits zum vierten Male, ein Angeklagter vor dem Zuchtpolizei-Gericht zu Paris, dem Präsidenten auf seine wiederholten Fragen nach Vor- und Zunamen, Alter, Gewerbe ꝛc.

„Ich mache Sie zum Richter in dieser Sache u. s. w.

Präsident, unterbrechend. Ihr habt die Anklage gehört; was habt Ihr darauf zu entgegnen?

Angeklagter. Ich mache Sie, wie gesagt, zum Richter in dieser Sache....

Präsident. Erkennt Ihr die angegebenen Umstände als richtig und wahr?

Angeklagter. Ich mache Sie zum Richter in dieser Sache... Aber weil ich sehe, daß Sie auch meine Meinung hören wollen, obgleich ich mich recht gern auf die Ihrige beruhet haben würde, muß ich die Ehre haben, Ihnen zu sagen, wie es in der Sache eigentlich hergegangen ist. Voilà ce que c'est: Es sind jetzt grade 12 Jahre, nicht mehr und nicht weniger, daß ich in vollkommener Union d'Amour mit meiner bonne amie bin, die Figurante auf den Boulevards ist.

Pour lors glaubte ich auf einmal zu bemerken, daß sie mich los sein wolle, weil ich nur ein Fuhrmann bin, und ihr ein homme de loi in der Nase steckte, der sie frequentirte. Ich dachte, aus den Augen, aus dem Sinn, und wollte sie nöthigen, sich mit mir zu ensauviren. Voilà an einem schönen Tage, wie ich meine Sachen holen will, sehe ich, quoi, daß sie reinen Tisch gemacht. All' mein Sattel- und Zaumzeug, meine Striegel und Bürsten waren rein fort: absence totale. Ich finde nichts, als einen alten Pantoffel und ein abgenutztes Tuch. C'est bien, um damit mein Gewerbe zu betreiben; pas vrai?

Ich mache Sie jetzt zum Richter in dieser Sache. Angenommen, daß Ihre Liebste Sie auf solche Weise subtilisirt hätte, und daß sie un brin en train gewe-

sen wären, was würden Sie gethan haben? Nicht so, Sie hätten sie eine Idee, ein klein wenig zusammengefuchtelt? Eh bien, ich nicht. Ich bin Franzos, ich bin galant; respec au sesque (sexe), weil es schwächer ist als unsereins, und sich nur mit bec und ongles, oder mit seinen charmes vertheidigen kann.

Was thue ich nun? Ich mache Sie zum Richter in dieser Sache. Ich frage meiner amante nach. Man sagt mir, in welchem garni der homme de loi sie untergebracht. Stanke peter (stante pede) gehe ich zu ihr, und lege mich, wie ich da bin, mit meinem Oberhemd und meinen Stallschuhen (sie waren un brin misthaft, aber grade recht, weil ich's aus vindication that) in ihr schönes Seidenbett.

Pour lors fällt sie in pamoison, und stößt ein Melodrama-Geschrei aus. Ein gefälliger Nachbar holt die Wache, und ich werde empoignirt, quoi! Aber ich habe die Wache mit derselben Ehrfurcht und Höflichkeit behandelt, wie meine amante. Ich mache Sie zum Richter in dieser Sache. Urtheilen Sie, und urtheilen Sie gut, so wird alle Welt mit Ihrem Ausspruch zufrieden sein.

Der galante Fuhrmann wurde ohne Kosten von der Anklage freigesprochen.

Mord-Unternehmen eines Mannes gegen seine junge Frau.

Auf eine obigem lächerlichen Verfahren ganz entgegengesetzte, auf eine wahrhaft barbarische Weise, benahm sich, in der jetzt in Rede zu stellenden Sache,

ein Mann gegen seine junge, schwache Frau. Désiré Dümenil bewarb sich 1827 um die Hand der jungen Genofeva Mytrié. Beide wohnten zu Saint-Aubin-Celloville, unfern Rouen, im Nieder-Seine-Departement. Dümenil war ein träger, ausschweifender Mensch. Man benachrichtigte das Mädchen davon, das damals kaum 16 Jahr alt war. Leider hörte sie bereitwilliger auf ihren 27jährigen Liebhaber, als auf den Rath wohlmeinender Leute. Ein junges Frauenzimmer folgt mehr seinem Herzen, als seinem Verstande. Es scheint ihm unmöglich daß, wie mürrische Philosophen sagen, der so freundlich lächelnde Ehestand ein Wehestand sein könne.

Noch waren nicht acht Tage vergangen seit der Hochzeit, als die junge Frau schon genügende Ursach hatte, ihren übereilten Entschluß bitter zu bereuen, und auf eine schreckliche Weise den Leichtsinn, die Verblendung abzubüßen, womit sie Herz und Hand einem Mann gegeben, der ihrer unter jedem Betrachte im höchsten Grade unwürdig war. Daß er am Hochzeit-Tage sich betrunken und unschickliche Reden geführt, fand Jedermann in der Regel. Des Pöbels barbarische Sitte entschuldigt das.

Aber daß er seitdem nicht einmal nüchtern geworden, daß er seine Gattin gemißhandelt, weil sie zu schändlichen Bezeugungen, die ihr Schamgefühl und ihre Weiblichkeit empörten, sich nicht hergeben wollte, das schien selbst den verworfensten Wilden, deren es in den untern Ständen des französischen Volkes nur zu viele gibt, dennoch zu arg.

Man redete ihm zu, man bedrohete ihn; er änderte seine Lebensweise nicht um ein Haar. Er ar-

beitete nicht, und berauschte sich alle Tage. Bald war auf solche Weise sein geringes Erbe vergeudet. Die Verwandten seiner Frau nöthigten diese, auf gerichtliche Sicherstellung ihres Vermögens anzutragen. Sie wurde ihr gewährt. Aber von nun an entwickelte Dümenil einen Karakter, den man, aller seiner Verdorbenheit ungeachtet, bei ihm nicht vermuthet.

Er beschuldigte seine Gattin, die von jedermann als ein Muster der Rechtschaffenheit und Sitten-Reinheit betrachtet wurde, des Ehebruchs, der öffentlichen Prostitution. Jeden Abend, wenn er betrunken aus dem Wirthshause kam, gab er sich das Ansehen, als vermuthe er, daß seine Frau irgendwo einen Liebhaber verborgen, weshalb er sie auf die roheste Weise beschimpfte, und in blinder Wuth schlug.

Mit englischer Geduld ertrug die unglückliche Frau einen so schrecklichen Zustand bis 1832, wo sie, auf langes, dringendes Zureden der Ihrigen endlich bei dem Maire ihrer Gemeinde über ihres Mannes Verfahren sich zu beschweren wagte, indem sie zugleich seine Wohnung verlies. Dieser fand kein besseres Rachemittel, als seine Gattin öffentlich des Diebstahls zu beschuldigen, angebend, sie habe eine Menge Sachen fortgeschafft, die doch er selbst nach und nach versetzt, was bewiesen werden konnte, da er bald nachher in der Betrunkenheit seine Brieftasche verlor, worin die Scheine des Versatzhauses (Mont-de-Piété) von Evreux befindlich waren.

Unterdessen lies sich die arme Frau bald wieder bereden, zu Dümenil zurückzukehren; doch besserte sich dieser nicht. Den 29. Juli 1833 verlegten beide ihren Wohnort nach Pinterville, im Arrondissement

Louviers. Hier begannen nun Szenen, welche die Feder zu beschreiben sich weigert, so abscheulich, so haaremporsträubend waren sie. Es genüge anzudeuten, daß Dümenil Grausamkeiten an seiner beklagenswerthen Gattin verübte, die unglaublich scheinen möchten, wenn sie nicht durch eine lange Kriminal-Untersuchung, und durch die öffentliche Verhandlung vor den Assisen des Eure-Departements bestätigt würden.

Eines Tages unter andern, schlang er ihr langes Haar um seinen linken Arm, warf sie durch einen gewaltigen Ruck zu Boden, schleifte sie erst einige Zeit auf der Erde herum, und hackte ihr sodann wüthend mit seinem Säbel in Aerme, Schultern und Brust. Aber der Säbel war stumpf. Die davon geschlagenen Wunden waren seines Erachtens nicht tief genug, weshalb er die Blutende an den Haaren wieder emporriß, und ihr den Kopf gegen Teller, Schüsseln, Flaschen und anderes Hausgeräth zerstieß. Fast jeder Tag war der stumme Zeuge so schaudererregender Szenen, einer so feigen Zorn-Hydrophobie.

Aber das Alles war gewissermaßen nur die Vorbereitung zu dem schrecklichen Drama, welches er seit Langem im Schilde geführt zu haben schien, und das er den 2. Dezember 1833 in Ausführung brachte. Schon den 31. Oktober hatte er seinen Säbel schleifen lassen, um angeblich einer „Gans" den Kopf abzuhauen. Am 2. Dezember Morgens nöthigte er seine Frau ihn nach Louviers zu begleiten, wo er sie mit sich aus einem Wein- und Kaffeehause in das andere schleppte. Sie mußte ihm zur Seite stehen bleiben, während seinen Libationen, und den empörenden Zo-

ten und Späßen, die er dabei ausstieß. Erst gegen 10 Uhr Abends gelang es ihr, ihn nach Hause zu bringen. Als beide ihre Wohnung betreten wollten, rief ihr Nachbar Saillard der Frau zu: „Woher so spät? Gebt Acht, gebt Acht, daß Euer Mann nicht wieder Händel anfängt mit Euch.“

— Was sagt der Kerl? rief Dümenil erzürnt. Was hat er zu sprechen mir Dir? Ich sehe schon, fuhr er fort, daß ich Dich einmal ordentlich zurichten muß.

Die Unglückliche antwortete eben so wenig ihm, als sie dem einfältigen Nachbar geantwortet. Sie näherte sich dem Bett. Er warf sie zu Boden, und versetzte ihr einen Fußtritt gegen den Kopf, wonach er in den Hof ging, wo er die schmutzigsten Schimpfnamen und Verwünschungen gegen sie ausstieß. Nach seiner Rückkehr machte er das Fenster auf.

„Janus (der Mond) geht auf,“ sagte er. „So wird man besser sehen, und seine Sache besser machen können.“

Die Frau, einen Sturm befürchtend, hatte sich unter der Bettstelle verborgen. Dümenil aß ganz ruhig mit einem seiner Kinder zu Nacht. Er blieb eine halbe Stunde bei Tische, ergriff sodann seinen Säbel, und näherte sich dem Bette. Dort suchte er vergebens nach der Armen. Bald jedoch errieth er ihr Versteck, zog sie daraus an den Haaren hervor, und versetzte ihr mehrere Säbelhiebe über den Kopf. Sie riß sich los, und verbarg sich in ihrer Kinder Bett. Der Wütherich folgte ihr auch dahin, beständig die fürchterlichsten Drohungen ausstoßend.

Auf einmal gab er sich das Ansehen, als vermuthe

er, daß ein fremder Mann im Hause verborgen sei, nach dem er in alle Winkel stach. Seine Frau, die ihn zu besänftigen glaubte, wenn sie aufs klarste ihre Unschuld beweise, versuchte Licht anzuschlagen, was ihr jedoch, weil der erlittene Blut-Verlust sie geschwächt, nicht gelingen wollte. Dümenil überfiel sie bei dieser Beschäftigung, und führte mehrere Streiche nach ihr, bis sie in das obere Stockwerk sich rettete, wohin er ihr unverweilt nachfolgte.

Es war um die Unglückliche geschehen. Der elende Mensch kündigte ihr an, daß sie sterben müsse, daß keine Gnade und Barmherzigkeit mehr für sie sei. Nur mit Mühe erlangte sie noch die Erlaubniß, ihre Seele Gott zu empfehlen, und zum letzten Male ihre Kinder zu umarmen. Sie kniete nieder. Dümenil überzeugte sich indessen, daß niemand ihn sehen und hören könne. Darauf verschloß er die Thür.

In demselben Augenblick riß die Frau das Fenster auf, sprang auf einen Stuhl, und stürzte sich 15 Fuß hoch hinab in den Hof. Obgleich zerschlagen an allen Gliedern, lieh Entsetzen ihr dennoch neue Kräfte. Sie raffte sich auf, sprang über eine Hecke, und flüchtete sich in einen Speicher, von wo sie später bis zu Nachbarsleuten kroch, die ihr den Beistand angedeihen liessen, dessen sie so sehr bedürftig war. Der Wundarzt erkannte am andern Morgen achtzehn Wunden an ihrem Körper.

Dümenil wurde verhaftet. Er leugnete seinen Mord-Anschlag nicht, und bemühete sich nur, ihn dadurch zu rechtfertigen, daß er seine Frau des Ehebruchs beschuldigte. Beweisen konnte er diese Angabe nicht. Denn alles sprach zu Gunsten der strengen Tugend

und Rechtschaffenheit der Beklagenswerthen. Er behauptete auch, daß er betrunken gewesen, und nicht gewußt, was er gethan. Aber die Verhandlung vor Gericht bewies auch dieser Ausflucht Unzulänglichkeit.

Eines Mord-Unternehmens, dessen Vollstreckung nur durch von dem Willen des Angeklagten gänzlich unabhängige Umstände verhindert worden, von den Geschwornen schuldig erklärt, wurde Dümenil zu lebenslänglicher Galeeren-Strafe verurtheilt.

Pariser Demagogie.

Ein junger Student, Namens Joselle, der in einem Pöbel-Auflauf zum Widerstand gegen die Polizei gereizt, und unter dem Geschrei: „Nieder mit Ludwig Philipp! Vivat die Republik!“ einen Agenten angegriffen, den er mit seinem Stocke nach dem Gesicht geschlagen, erschien vor dem Zuchtpolizei-Gericht, unter der Anklage der Widersetzlichkeit und thätlicher Beleidigung gegen die zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe eingesetzte Behörde. Er war lange von einer noch viel ernstern, von einer Kriminal-Anklage bedrohet gewesen. Der alleinige Umstand, daß der Agent, nach dem er geschlagen, erklärte, der Streich habe ihn nicht getroffen, weil er ihn parirt, hatte ihn davon befreit.

Joselle ist ein blutjunger Mensch. Obgleich er erklärt, 20 Jahr alt zu sein, möchte man ihm kaum 16 Jahre geben, so hager, so klein, so schwächlich ist er. Sein Gesicht ist blaß und eingefallen. Ausschweifung jeder Art scheint seines Körpers kaum entwickelte Kräfte verzehrt zu haben. Er trägt unterm Kinn einen falschen Bart, und darauf eine

rothe Halsbinde. Seine Haltung ist die eines Weichlings, mit der vorgehaltenen Larve eines Croquemitaine. Es ist unmöglich, ihn nicht zu bemitleiden.

Er bestritt beharrlich und mit Nachdruck alle ihm zur Last fallenden Beschuldigungen. Er leugnete, gegen den Agenten einen Streich geführt, dessen Stock zerbrochen, das Volk zur Widersetzlichkeit gereizt, und nach seiner Verhaftnahme ein geladenes Pistol von sich geworfen zu haben. Wie übereinstimmend der Zeugen Aussagen über alle diese Punkte auch sein mochten, lies er sich dadurch doch nicht zum Schweigen bringen. Er behauptete, daß diese Aussagen entweder ganz falsch, und nur kombinirt seien, um seine Verurtheilung zu veranlassen, oder daß sie ein anderes Individuum beträfen, und man in der Person sich irre.

In seiner Erörterung dieser Angelegenheit, sagte der königliche Advokat de Gerando unter andern: „Der Angeklagte ist einer jener Jünglinge, die ihre Pflichten gegen Vaterland und Familie übel begreifen, die kaum in den Anfangs-Gründen der Wissenschaft unterrichtet, nichts eiligeres zu thun haben, als Konstitutionen zu schmieden; die, statt sich zu bemühen ihren Familien die zu ihren Studien von denselben gebrachten Opfer zu vergelten, und durch Fleiß, durch gutes Betragen, durch Einsammlung nützlicher Kenntnisse eine ehrenvolle, unabhängige Zukunft sich zu erwerben, die Schule verlassen, an die Spitze aller Gassenbuben-Zusammenläufe sich stellen, der Hefe des Pöbels sich beigesellen, ihre abscheuliche Handlungen theilen, und sie zu noch abscheulicheren,

zur Beraubung, zur Ermordung der Bemittelten aufzuwiegeln sich bemühen.

Sie verlassen die zu den öffentlichen Vorlesungen bestimmten Säle, und vereinigen sich in entlegenen Trinkhäusern, die von jeher in dem Rufe gestanden, das Stelldichein aller verrufenen und ruchlosen Menschen zu sein. Ihre Studien-Polemik besteht in Diskussionen der Anarchisten-Klubs. Ihre gewöhnliche Sprache, ist in den Straßen und auf den Plätzen gebrülltes aufrührerisches Geschrei, und bei ihrer Verhaftung findet man, daß sie, die einst Advokaten oder Richter werden sollen, nicht etwa eine Gesetz-Sammlung, sondern gleich Banditen und Straßenräubern, Dolche und geladene Pistolen bei sich führen."

Das Gericht verurtheilte Joselle zu zweimonatlicher Einsperrung und 25 Franken (11 fl. 40 Kr. rh.) Strafe.

Marktschreier-Aufrichtigkeit.

Vor das korrektionelle Gericht zu St. Quentin beschieden, weil er ohne ein Patent als Gesundheits-Beamter erhalten zu haben, das Gewerbe eines Zahn-, Augen- und Fußarzts (Hühneraugen-Ausschneider) ꝛc. betrieben, entgegnete Damiens auf des Präsidenten an ihn gerichtete Frage, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen habe?

„Auf meinem Passe hat man mir die Eigenschaft eines Zahnarzts gegeben, obgleich ich es eigentlich nicht bin. Es ist ein bloßes Versehen des Maire meiner Gemeinde (Dieppe). Da ich grade nicht wußte, was ich treiben sollte, habe ich mich versuchsweise

zum Marktschreier gemacht, und kann jetzt aus Erfahrung sagen, daß es gar kein übles Handwerk ist.“

Präsident. Könnet Ihr uns sagen, welcher Vorkehrungen und Mittel Ihr Euch bedient?

Damiens. Stehe zu Befehl. Es gibt heut zu Tage so viel Marktschreier jeder Art, eine so große Konkurrenz, daß ich in meinem vor einigen Jahren noch blühendem Gewerbe ganz zurückgekommen bin. Ich habe mich genöthigt gesehen, die 30 Musikanten abzudanken, mit deren Hilfe ich sonst den Pöbel anzog. Kaum daß ich jetzt noch einen Trommelschläger und einen Trompeter bezahlen kann, die indessen so viel Lärm machen als zwanzig.

Hinsichts meiner Mittel, so sind sie ganz einfach. Ich rufe das erste beste Schafsgesicht, woran glücklicherweise noch kein Mangel ist, zu mir, schmiere ihm etwas an die Nase, ans Ohr, auf die Backe, was ihm das Ansehen gibt, als wenn er aussätzig wäre, zeige das allen Umstehenden, streife sodann meine Hemdsärmel hoch auf, blase dem andern ins Gesicht, mache allerlei Hokuspokus, wische endlich die Salbe ab, und wasche des Maulaffen Fratze, wonach er, wie sich von selbst versteht, viel reinlicher und gesunder aussieht, als vorher. Die Menge gafft, lacht und bewundert meine ausserordentliche Geschicklichkeit.

So habe ich bis jetzt alle meine Kuren bewerkstelligt. Man beschuldigt mich, ein Prahler zu sein. Was wollen Sie, meine Herren, Prahlerei ist meines Handwerks eigentliche Essenz. Ohne Prahlerei ist keine Marktschreierei möglich. Wahrheit, Einfachheit tödtet sie. Es ist also keineswegs erstaunlich,

wenn ich so viel Parteilichkeit habe für Lüge und Aufschneiderei.

Damiens wurde von der gegen ihn gerichteten Anklage freigesprochen.

Abriß der Geschichte der Vereinstaaten Nordamerika's.

Erster Zeitraum.

Zweiter Abschnitt.

Seit Langem hatte Coligny, in Frankreich, den Plan gefaßt, protestantische Kolonien in Amerika zu begründen. Kalvin selbst arbeitete darauf hin, und lies sich durch den 1555 von Villegagnon unternommenen ersten fehlgeschlagenen Versuch nicht abschrecken. Der Hof dachte wie Coligny. Die protestantischen Kolonien boten einen entsprechenden Abzug dar für eine Menge ungestümer Menschen, wie für religiöse Meinungen, deren Neuheit gefährlich schien. Karl IX weigerte sich deshalb nicht, eine sehr ausgedehnte Vollmacht zu ertheilen an Johann Ribault, von Dieppe, der von mehreren jungen protestantischen Adelichen begleitet, nach Amerika unter Segel ging.

Sie landeten unter der Breite von St. Augustin. Des Bodens anscheinende Fruchtbarkeit, wie die Schönheit des Himmelsstriches, bezauberten sie. Alle Flüsse, alle von ihnen entdeckten Gegenstände, wurden mit französischen Namen belegt. Sie bewunderten den Königshafen (Port-Royal), wo alle Schiffe von Venedig und Spanien hätten in voller Sicher-

heit vor Anker gehen können. Im Schatten hundertjähriger Eichen ruhend, von den Schätzen einer reichen Vegetation umduftet, glaubten sie sich wieder nach Frankreich versetzt. Sie pflanzten das königliche Wappen auf, und liessen 26 Mann auf der Schlamm-Insel zur Bewachung der neuen Kolonie, welcher der Monarch der pariser Bluthochzeit den Namen Karolina zu ertheilen für gut erachtete.

Nach Verlauf eines Jahres faßten die Kolonisten, die in beständigem Hader unter einander gelebt, den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren. Sie schifften sich ein, wurden unterwegs von einem englischen Freibeuter gefangen, und zum Theil in Frankreich, zum Theil in England ausgesetzt.

Ein neuer Versuch wurde 1564 unternommen. Laudonnière, begleitet von dem Zeichner Demorgue, befehligte, unter Coligny's Schutz, die Expedition. Mit drei Schiffen betrat er den S. Johannesstrom, den man damals Maifluß genannt. An seinem Ufer wurde eine neue St. Karls-Zitadelle erbaut. Die Eingebornen siedelten sich darum an, und bezeugten den fremden Abenteurern unbedingtes Vertrauen.

Diese belohnten sie schlecht dafür, indem sie ihnen das Wenige raubten, was sie besaßen, und sie überdem in allen Lastern unterrichteten, woran sie selbst so reich waren. Sie hatten erwartet, in der neuen Welt große Haufen Gold und Silber zu finden, und sahen jetzt ein, daß man auch hier arbeiten müsse, um zu leben.

Das gefiel ihnen nicht, und schon hatten sie den Entschluß gefaßt, das Fort zu verlassen, als Ribault

mit neuem Vorrath, neuen Kolonisten und alle den Hilfsmitteln anlangte, woran man bisher Mangel gelitten. Man überlies sich neuen Hoffnungen, oder vielmehr neuen Schwelgereien, bis ein besonderes Ereigniß die französische Niederlassung gänzlich zerstörte.

Spanien, das weder auf seine Ansprüche auf Florida, noch selbst auf seine angebliche Eroberung Kanada's verzichtet hatte, erfuhr nicht ohne Erbitterung, von religiösem Fanatismus vermehrt, daß französische Protestanten eine Kolonie in einem ihm zustehenden Lande gebildet, zu dessen Statthalter Melendez ernannt worden.

Der genannte, ein von Natur grausamer, bereits mehrerer Vergehen wegen gerichtlich verfolgter Mann, dessen Haß gegen die Protestanten während dem Kriege in den Niederlanden noch gesteigert worden, beschloß jetzt seine Wuth an den Franzosen auszulassen, und sie bis auf den letzten Mann auszurotten.

Er raffte 2500 Soldaten, eine Menge Matrosen, Priester und Adeliche zusammen, mit denen er in Nähe der französischen Niederlassung landete. Er verfolgte die einzelnen Fahrzeuge, bohrte diejenigen, deren er habhaft werden konnte, in den Grund, und lies die Mannschaft über die Klinge springen. Ribault wollte ihm die Spitze bieten. Aber ein Sturm zerstreute sein Geschwader, und zerschellte die meisten seiner Schiffe gegen die Felsen.

Die Spanier lagen indessen ruhig in einem Hafen, dem sie den Namen des heiligen Augustin gegeben, und wo sie den Grund legten zu der ältesten europäischen Stadt in den jetzigen Vereinstaaten Nordamerika's. Man bemerkt dort jetzt noch alte Häuser, deren

unregelmäßig zusammengefügte Balken ein hohes Alter verrathen.

Bald wurden die Wälder und Sümpfe, zwischen S. Augustin und dem S. Johannsflusse, von den Spaniern durchschritten, die kleine Festung wurde nach kurzem Widerstande genommen, Männer, Weiber und Kinder, 200 an der Zahl, wurden auf die gräßlichste Weise umgebracht. Nur 8 oder 10 Personen, unter andern Laudonnière, Challas und Demorgue, flüchteten sich in den Wald. Einige von ihnen, die sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergaben, wurden ohne Barmherzigkeit niedergehauen, Anderen gelang es, ein französisches Schiff zu erreichen.

Denen, welche noch im Walde geblieben waren, wurden Kapitulations-Anträge gemacht. Sie mußten ihre Waffen abliefern, und in dem Maße, als sie das spanische Lager betraten, wo man eben ein Hochamt feierte, und den Grundstein zu einer Kirche gelegt, wurden ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. Man brachte sie wie Schlachtvieh nach der Zitadelle, wo sie auf ein gegebenes Zeichen, beim Schalle der Hörner und Trompeten, niedergestoßen wurden. Man hing sodann ihre verstümmelten Leichen an den Bäumen auf, und befestigte darüber folgende Inschrift: „Nicht als Franzosen, sondern als Protestanten.“

Der verdorbene französische Hof unter Katharina's (von Medizis) Leitung, nahm die Nachricht von diesem Ereignisse mit Gleichgiltigkeit auf. Aber Dominik von Gourgues, ein protestantischer Gaskonier, der lange Kriegsgefangener gewesen auf den spanischen Galeeren, verkaufte alle seine Güter, um drei Schiffe

auszurüsten, und seine Landsleute, seine Glaubens-Genossen zu rächen.

Er überrumpelte die beiden spanischen Forts, lies alle darin Befindliche an denselben Bäumen hängen, woran vorher die Franzosen gebaumelt, und neben ihren Leichnamen die Inschrift befestigen: „Nicht als Spanier, sondern als Verräther, Räuber und Mörder.“ Dabei lies er seine Rache bewenden, die von seinem Hofe laut mißbilligt wurde.

Bis dahin hatte England keinen Antheil an dem entfernten Kampfe genommen. Der erste, welcher in diesem Betrachte den britischen Ehrgeiz weckte, war Sir Walter Raleigh, Coligny's Zögling, Zeitgenoß Hôpitals, Krieger, Dichter, Seefahrer, Gelehrter, begabt mit heldenmüthiger Seele, mit erhabenem Geiste, und, aller ausgezeichneten Eigenschaften ungeachtet, mit Kerker und Blutgerüst belohnt.

Unter Heinrich VIII hatte man einige Expeditionen unternommen, deren Zweck theils in Ausbeutung der reichen Fischereien von Terre-Neuve, theils in Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien, bestand.

Willoughby kam auf einer dieser Nachforschungen um. Der kühne und vorsichtige Seefahrer Martin Forbisher, machte dreimal denselben Versuch, doch ebenfalls ohne Erfolg. Man bot allen Stürmen und Schiffbrüchen Trotz, weil man am Ende die erwünschten Goldminen zu entdecken hoffte.

Habsucht hatte sich tausend seltsame Luftschlösser geschaffen. Man war im höchsten Grade abergläubig, und legte auf Vorbedeutungen einen großen Werth. Bemerkte man an einem Orte Spinnen, so grub man

nach, weil man in der Nähe Gold oder Silber verborgen glaubte. Man schaffte große Haufen Erde in den Schiffsraum, wo sie, wie man glaubte, sich in Gold verwandeln würden. Mehrere Schiffe drangen bis in die Hudsonbucht vor, nahmen dort Thon oder Lehm ein, und kehrten, mit so reichen Schätzen beladen, im Triumph nach England zurück.

Endlich faßte die Königin Elisabeth den Entschluß, einen Theil des neu entdeckten Landes zu kolonisiren. Fünfzehn Schiffe wurden zu diesem Zwecke ausgerüstet. Noch immer hatte man den Gedanken nicht aufgegeben, in Nähe des Pols reiche Silberberge zu entdecken. Zwölf Fahrzeuge sollten, mit den aufzufindenden Reichthümern beladen, zurückkehren, während die andern, zum Schutze der britischen Niederlassung in Amerika bleiben sollten.

Das Geschwader befand sich unter Forbishers Befehl. Es war im Mai 1578, als es in die Hudsonbucht drang, wo ungeheure Eismassen ihm den Weg versperrten, und wo eins der Schiffe zu Grunde ging. Vergebens forschte man im dichten Nebel nach dem so heiß ersehnten Eldorado, an dessen Dasein niemand zu zweifeln wagte.

Nach Uebersteyung tausendfacher Gefahren ging man auf der Rhede der Gräfin von Warwick vor Anker. Der aus schwarzer, thoniger Erde bestehende Boden wurde in allen Richtungen durchwühlt, und eine Menge Grund wurde in die Schiffe gebracht. Die Geschichte sagt nicht, was weiter aus so befremdenden Schätzen geworden, und ob man sie, nach ihrer Ausladung in England, in den königlichen Schatz, oder in ein Mistbeet befördert.

Unterdessen hatte der ehemalige Freibeuter Drake den südlichen Theil des Oregan-Gebiets entdeckt. Sein Beispiel wurde ansteckend, und öffnete der Seeräuberei eine glänzende Bahn.

Während eine Menge kühner Abenteurer ihre Zeit und ihren Muth bei gefahrvollen Unternehmungen verschwendete, die ihrer Habgier unaufhörlich neue Nahrung darboten, trugen die thätigen Fischer von Terre-Neuve ganz im Stillen zu ihres Vaterlandes Bereicherung das ihrige bei. Jahrein, jahraus gingen 400 Fahrzeuge aus den Häfen Spaniens und Portugals, Frankreichs und Englands nach Terre-Neuve.

Humphrey Guilbert, Raleigh's Schwager, begleitete ihn auf einer seiner Reisen, mit dem Entschlusse, eine Kolonie zu gründen. Sein erstes Unternehmen schlug gänzlich fehl. Er lies sich dadurch nicht abschrecken, sondern ging 1583 abermals unter Segel, nachdem er von der Königin Elisabeth, statt aller Unterstützung, am Tage vor seiner Abreise einen kleinen goldenen Anker erhalten.

Er nahm Besitz vom S. Johannsstrom, drang weiter gegen Süd vor, wo eins seiner Schiffe unter der Breite von Wiskasset zu Grunde ging. Bald nachher hatte ein zweites seiner Fahrzeuge dasselbe Schicksal, als er gerade im Mastkorb saß, und seinen Leuten zurief: „Fürchtet Euch nicht, man ist dem Himmel eben so nahe auf dem Meere als auf der Erde.“

Raleighs Absicht ging dahin, mildere Gegenden zu kolonisiren, als die früher von den Protestanten gewählten. Philipp Amidas und Arthur Barlow befanden sich im April 1584 in der Nähe der Küste von Karolina. Sie folgten ihr eine Strecke weit,

und nahmen endlich von der Insel Wococken Besitz. Des Landes Schönheit, die prächtigen Waldungen, der fruchtbare Boden und die vielen unbekannten Thiere, welche sie ansichtig wurden, gaben ihnen den Begriff eines Paradieses, das sie nirgends schöner finden zu können glaubten.

Die Eingebornen, einfache, gutmüthige Naturkinder, nahmen die Fremdlinge zuvorkommend, gastfreundschaftlich auf. Ein Fest wurde ihnen gegeben, auf der Insel Roanoke, von Granganimeo's, der Frau des Königs Wingia. Nach kurzem Verweilen nahmen sie zwei Wilde, Namens Manteo und Wanschese, mit sich nach England.

Ihre Mittheilungen gaben Veranlassung zu neuen Plänen, und 800 Kolonisten brachen nach Karolina auf. Ralph Lane, ein ausgezeichneter Krieger, sollte Statthalter der neuen Niederlassung sein. Richard Grenville befehligte die Flotte. Unter den Passagieren bemerkte man den Maler With, den großen Rechenmeister Hariot, der die Geschichte der Expedition schreiben wollte, und den Weltumsegler Cavendish.

Das erste Begehen der neuen Ankömmlinge war wieder ein Barbarenstreich. Ein Indier hatte einen silbernen Becher entwendet. Sogleich lies Grenville ein ganzes Dorf niederbrennen und ringsum alle Felder verheeren. Auf solche Weise verkündeten die Europäer immer und überall ihr Erscheinen.

Alles, was sie durch ihr Verfahren erzielten, war, daß sie rings allgemeines Entsetzen verbreiteten, daß die Eingebornen vor ihnen floben, und daß bald die Sage sich verbreitete: die weissen Männer seien ge-

kommen, um die rothen auszurotten, und ihres Landes sich zu bemächtigen. Erfahrung hat gelehrt, wie wenig man in dieser Voraussehung sich getäuscht.

Durch ihr eben so unsinniges als unmenschliches Verfahren aller Hilfsmittel beraubt, welche die Indier ihnen hätten darbieten können, befanden die Engländer sich bald in Noth, und waren schon auf dem Punkte, die Kolonie zu verlassen, als sie 23 Segel ansichtig wurden. Drake stattete ihnen einen Besuch ab, versuchte es, ihren tief gesunkenen Muth neu zu beleben, und deutete ihnen die Mittel an, ihre Niederlassung nützlich und dauerhaft zu machen.

Da sie jedoch um keinen Preis länger bleiben wollten, weil sie der Indier Rache fürchteten, nahm er sie in seine Schiffe auf, und brachte sie nach England. Sie hatten während ihrem einjährigen Aufenthalt in Amerika nichts, als den Gebrauch des Tabacks, kennen gelernt, das war ihr einziges Siegeszeichen, der einzige Vortheil, den sie von ihrem Unternehmen gewonnen. Durch sie wurde der Taback in ihrem Vaterlande eingeführt.

So schlugen Raleighs Hoffnungen fehl. Lane's Flucht war mehr das Begehen eines Ausreissers, als eine Abreise. Demungeachtet wollte Sir Walter noch einen Versuch wagen. Er begriff, daß eine landwirthschaftliche Kolonie allein gedeihen könne in der neuen Welt, weshalb er die schöne Chesapeakbucht zu ihrer Anlegung wählte. Mehrere Landwirths-Familien schifften sich unter Whites Oberaufsicht ein, ohne daß die Königin Elisabeth, ausser ihrem Schutze, ihnen die geringste Unterstützung angedeihen lies.

Man besuchte die Roanoke-Insel, wo Grenville

erhielt White zwei Fahrzeuge, die jedoch beide zu Grunde gingen.

Vergebens hofften die Einsiedler auf Roanoke von Tag zu Tag auf den wirklich nothwendig gewordenen Beistand, und da Raleigh bei seinen Unternehmungen mehr als 40,000 Pf. Sterling (480,000 fl. rh.) eingebüßt, war er ebenfalls ausser Stand, ferner etwas für sie zu thun. Als White 1590 seine Tochter und seine Enkelin abholen wollte, war die Insel schon verödet. Er fand nichts, als die in einen Baum geschnittenen Worte: Kroaram-Insel.

Es war ihnen unmöglich, dies Eiland in einer Jahreszeit zu besuchen, wo heftige Stürme das Meer unbeschiffbar machen. Man erhielt ferner keine Nachricht von der Kolonie, und Raleigh, der zu fünf verschiedenen Malen Nachforschungen daselbst anstellen lies, erzielte eben so wenig irgend einen Erfolg.

Eine indische Volkssage, die sich bis zu den letzten Zeiten erhalten, berichtet, daß Manteo die Engländer von Roanoke, um sie vor Hungertod zu retten, dem Indianer-Stamme Hatteras einverleibt habe, bei dem man jetzt noch eine gewisse Spur europäischer Gesichtszüge und Leibes-Beschaffenheit bemerken will.

Durch so viele gänzlich fehlgeschlagene Versuche beinahe ganz zu Grunde gerichtet, mußte sich Raleigh hinfort begnügen, durch bloße Vermittelung und durch Rath zur Kolonisirung Nordamerikas beizutragen.

Im März 1633 überschiffte Gosnold in einer Schaluppe den atlantischen Ozean, und gelangte nach 6 Wochen in die Bucht vom Massachussets. Er entdeckte das Vorgebirg Cod, und war der erste Brite, der Neu-England berührte. Die herrliche Vegetation

dieser Gegend verführte auch ihn. Er bestimmte eine Insel, die er nach der Königin Elisabeth benannte, und die von einer Gruppe kleinerer Eilande umringt war, zu einer Kolonie.

Aber die Individuen, welche zu ihrer Bildung bezeichnet worden, wollten nicht hier bleiben, weil sie fürchteten, das Schicksal der Bewohner von Roanoke theilen zu müssen. Martin Pring und Weymouth waren ihre Nachfolger. Man gestand zu, daß der Boden fruchtbar und die Natur lachend sei; demungeachtet waren schon so viele Abenteurer auf diesen Gestaden umgekommen, daß man sie entweder für ungesund oder für „verflucht" hielt.

Unterdessen hatte Elisabeth es sich einmal in den Kopf gesetzt, das zu Ehren ihrer „Jungfräulichkeit" Virginia genannte Land, zu bevölkern. Sie wollte dahin den Ueberfluß der Bevölkerung versetzen, der schon seit mehreren Jahren England ermüdete. Aber es blieb bei dem guten Willen allein.

Nach ihrem Tode gab der furchtsame Jakob dem theologischen Federkriege vor jedem andern den Vorzug, wodurch viele verabschiedete Soldaten und Matrosen ausser Brot sich befanden.

Gosnold, Smith, Sir Gorges, Richard Hakluyt, der erste Geschichtschreiber der neuen Welt, erhielten von dem Könige eine Staats-Urkunde für Virginien, die im Grunde durchaus willkürlich war, weil sie auf Alleinhandel, und enge, despotische Regierungs-Ansichten sich beruhete.

Ein Rath, der seinen Sitz in England hatte, sollte über die dortigen Streitsachen entscheiden. Dem König allein war die gesetzgebende Macht vorbehal-

ten; er allein sollte von dem urbar zu machenden Lande allen Vortheil gewinnen. So waren die ersten Gesetze, welche einem Lande ertheilt wurden, das später zur ausgedehntesten Freiheit sich erhoben, im höchsten Grade einseitig und tiranniſch.

Man verwendete ein ganzes Jahr zu den nothwendigen Vorbereitungen, und den 19. Dezember 1606 (109 Jahre nach Entdeckung Amerikas, 41 Jahre nach Gründung der ersten Niederlassung in Florida) gingen drei Schiffe, mit 500 Personen, nach Virginien unter Segel. Man war eifersüchtig über Smith, dessen Genie und Thätigkeit sich den Einfluß zugesichert, den man ihnen immer und überall zugestehen muß. Die Wahl der Kolonisten war abgeschmackt. Es kamen immer 4 Adeliche auf einen Arbeiter oder Handwerker.

Vom Sturm hin und hergeworfen, gelangten die Abenteurer endlich in die Chesapeakbucht. Im Mai 1607, nach 17tägigem Herumforschen, verweilte man an einer Stelle, die man Jamestown (Jakobsstadt) nannte, und die 50 Meilen (17 Stunden) oberhalb der Mündung des Fusses gelegen war.

Gleich nach der Kolonisten Ankunft war Zwist und Hader allgemein, veranlaßt von Habsucht und Eitelkeit, diesen beiden Hauptlastern der europäischen Rasse. „Versetzt zwei Europäer an das Ende der Welt," sagt Montaigne, „überlaßt sie sich selbst in Mitte einer Wüste, und statt sich gegenseitig zu helfen, werden sie sich zanken."

Aber Neid und gegenseitige Beeinträchtigung, können schwerlich die Grundlagen künftiger Größe werden. Der Eingebornen Instinkt lies ihnen einsehen,

aufmerksam machte, und ihnen andeutete, wozu man dies kleine Instrument gebrauchen könne, wodurch er im höchsten Grade Erstaunen erregte.

So rettete er sein Leben, und wurde ziemlich gut behandelt. Nach einiger Zeit bat er um Erlaubniß, nach Jamestown schreiben zu dürfen, und als die Wilden die Buchstaben erblickten, die sie für Zauberzüge hielten, welche die Eigenschaft hätten, dem Papier Gedanken und Absichten ihres Gefangenen mitzutheilen, betrachteten sie ihn als ein Wesen höherer Art, als welches er von Stamm zu Stamm geführt, überall angestaunt, und von Priestern und Zauberern gefürchtet wurde, weil er mehr verstand als sie, und auf dem Punkte zu sein schien, einen großen Einfluß auf ihre Landsleute sich zuzusichern.

Bei alledem blieb Smith, der unter so bewandten Umständen, wo es in jedem Augenblicke um Tod oder Leben zu thun war, seine ganze Karakterstärke bewahrte, ernst und ruhig. Schon hatte seine Gefangenschaft zwei Monate gedauert, als ein aus allen Volksvorstehern gebildeter Rath sich versammelte, der über des weissen Mannes ferneres Schicksal entscheiden sollte.

Die Stimmen waren getheilt. König Pauhatan sollte den Ausspruch thun. Er schwankte lange. Aber aller Theilnahme ungeachtet, die Smith ihm eingeflößt, fürchtete er eben so sehr als die Priester, seine Geistes-Ueberlegenheit, weshalb er über ihn ein Todes-Urtheil aussprach. Man bezeugte dem Europäer alle Ehre, die einem tapfern Krieger gebürt, wonach er den Kopf senkte, um den Todesstreich zu empfangen.

In demselben Augenblicke stürzte sich ein junges Indianer-Mädchen, Pokahontas, des Königs Pauhattan Lieblingstochter, in den Kreis der ernsten Volks-Vorsteher. Sie beschwor ihren Vater, sie beschwor alle Anwesende, den fremden Mann zu verschonen, der so muthig, so geschickt sei, der alles machen könne, was er wolle, der im Stande sei, ihnen bessere Streitärte zu verfertigen, als ihre gegenwärtigen, und der ihnen auf jeden Fall durch sein Leben nützlicher sein werde, als durch seinen Tod.

Die Krieger erblickten in dieser unerwarteten Vermittelung den Willen des großen Geistes. Sie verschonten den weissen Mann, und nahmen ihn als Mitglied ihres Stammes auf. Er sollte sie bald nachher auf einer Expedition gegen Jamestown begleiten, dessen Zerstörung beschlossen worden. Nur mit Mühe gelang es ihm, von diesem Vorhaben sie abwendig zu machen. Mit Geschenken beladen, und der Eingebornen Freundschaft versichert, kehrte er endlich nach der Kolonie zurück.

Diese befand sich in einem sehr traurigen Zustande. Die Bevölkerung hatte sich bis auf 40 Individuen vermindert, die eben auf dem Punkte waren, sich zu entfernen. Er brachte sie ab von ihrem Vorhaben, und erstickte eine Meuterei mit Gefahr seines Lebens.

Bald darauf trafen 120 neue Kolonisten in Jamestown ein. Es waren größtentheils Landstreicher, und einige zu Grunde gerichtete Goldarbeiter, die der Gewerbthätigkeit der Kolonie eine falsche Richtung gaben. Man war nur darauf bedacht, Gold zu suchen, Sand und Erde zu waschen, Berge zu durchgraben und Bäche abzuleiten, um es zu finden.

Vergebens bekämpfte Smith dies unselige Vorur-

theil. Er ließ Newport auf einem mit ganz gewöhnlicher Erde beladenen Schiffe nach England reisen, während er in einem kleinen Fahrzeuge binnen drei Monaten zwei Reisen von beinahe tausend Wegstunden machte, bis zum Susquehanna vordrang, und die Bucht von Baltimore erreichte.

Ueberall knüpfte er mit den Eingebornen freundschaftliche Verhältnisse an. Die von ihm über seine Reise entworfene Landkarte, die noch jetzt in London aufbewahrt wird, gibt einen genauen Begriff von der von ihm besuchten Gegend.

Unterdessen waren 70 neue Einwanderer, worunter 2 Frauen, in Jamestown gelandet. Wie alle früher Gekommenen, waren es durchaus unbrauchbare Menschen, nur an Müßiggang und Ausschweifung gewöhnt. „Wenn Ihr mir in Zukunft neue Verstärkung zusenden wollt," schrieb Smith an den Kolonialrath zu London, ersuche ich Euch, Zimmerleute, Ackerbauern, Gärtner, Fischer ꝛc. zu wählen, und nicht mehr solch unnützes Lumpen-Gesindel, wie bisher. Dreißig gute Arbeiter haben hier mehr Werth, als tausend von den Leuten, die ich hier habe."

Smith bedurfte seiner ganzen Thatkraft und Ueberredungsgabe, um die adelichen Kolonisten zur Handarbeit zu vermögen. Das erste Gesetz, welches auf sein Verwenden erlassen wurde, lautete: „Wer essen will, muß arbeiten." Nach Verlauf von zwei Jahren hatte man kaum 30 oder 40 Morgen Landes urbar gemacht. Um einer Hungersnoth vorzubeugen, mußte man seine Zuflucht zu den Eingebornen nehmen, und von ihnen die nothwendigsten Lebensmittel kaufen.

All' dieses übeln Erfolgs ungeachtet, hoffte man

in England nicht blos auf eine Kolonisirung im größten Maßstabe, sondern auch auf Gewinnung unermeßlicher Schätze, die Amerika durchaus darbieten sollte. Die öffentliche Stimmung begünstigte aus diesem Doppelgrunde alle Auswanderungen nach der neuen Welt. Eine Menge elender Menschen, die ihr Vaterland nicht zu ernähren vermochte, bewarben sich um die Gunst, nach Amerika übergesetzt zu werden, und bald gingen 500 Emigranten, unter Newports Leitung, nach Virginia unter Segel. Es waren meistentheils junge lockere Männer, die, unter Schulden erligend, jenseits dem Ozean von ihren Gläubigern nichts befürchten zu müssen glaubten, Bankerottirer, zu Grunde gerichtete Spieler, begnadigte Schriftverfälscher und Falschmünzer, Betrüger jeder Art.

Eine neue, viel ausgedehntere Staatsurkunde, als die frühere, war Lord Delaware zugestanden worden. Zum Statthalter und Generalkapitän der Kolonie ernannt, litt dieser Schiffbruch an den Bermuda-Inseln, so daß nur sieben seiner Schiffe ihre Bestimmung erreichen konnten.

Es war Smith eben gelungen, sich Gehorsam und Ehrfurcht zu verschaffen bei der unbändigen Truppe, an deren Spitze er sich befand, als er durch eine Schießpulver-Explosion verstümmelt wurde. Er mußte sich nach England begeben, weil es in der Kolonie keinen Wundarzt gab. Kaum hatte er den Rücken gewendet, als Anarchie mit verdoppelter Kraft sich geltend machte.

Man sollte endlich dem ausserordentlichen Manne Gerechtigkeit widerfahren lassen, der Alles durch sich selbst, nichts durch andere geworden, und der für seinen fast übermenschlichen Muth, für all' seine Aufopferung, nicht

eine Handbreit Land, nicht ein Wort der Erkenntlichkeit gewonnen.

Mehr als 20mal hatte er die Kolonie gerettet. Es war unmöglich, mit mehr handelnder Thätigkeit einen gesunderen Verstand und durchdringendere Scharfsicht zu vereinigen. Von allen Kolonisten gefürchtet und beneidet, hatte er allen Einfluß seiner alleinigen Karakterstärke und Verstandes-Ueberlegenheit zu danken. Er sagte unaufhörlich zu den Engländern: „Ihr verlangt Schätze von Virginien? So arbeitet. Denn Arbeit allein kann Euch diese Schätze darbieten.“

Die unwissende Kolonie verschlang bald ihr mitgebrachtes Erbe, entzweite sich mit den Eingebornen, vernachläßigte alle Mittel, ihre Zukunft zu sichern, und befand sich in beständiger Noth. Kaum war ein halbes Jahr verstrichen seit Smiths Abreise, und schon hatten sich die 190 Kolonisten bis auf 60 vermindert. Wie groß war Sir Gate's Schmerz, als er, dem Schiffbruch an den Bermuda-Felsen entgangen · statt einer blühenden Bevölkerung, nichts als 60 Schatten fand.

Der Kolonisten Verzweiflung war so groß, daß sie die entstehende Stadt, wo sie so unglücklich gewesen, niederbrennen wollten. Lord Delaware mußte all' seine Ueberredungskunst aufbieten sie zurückzuhalten. Er lies eine religiöse Zeremonie anstellen, und Gott anflehen, das Elend der Kolonie zu beendigen, ihr seinen Segen zu gewähren.

Seiner Entschlossenheit allein gelang es, das gesunkene Vertrauen wiederherzustellen, und den Kolonisten etwas mehr Arbeitslust zu geben, als sie bisher

gehabt. Leider nöthigte seine durch große Ermüdung und durch das Klima geschwächte Gesundheit ihn bald, nach England zurückzukehren, wo man einer schon mehrmals gegründeten, immer wieder vernichteten Niederlassung, müde geworden. Virginia war ein Gegenstand des Spottes für alle Theater London's.

Unterdessen war dort Sir Dale mit neuer Verstärkung, und einem Gesetzbuche angekommen, dessen Seiten in Menschenblut gebadet schienen, und dessen Hauptbasis Todesstrafe war. Sir Thomas Gate traf 1611 mit 300 neuen Einwanderern ein. Man war endlich vernünftig genug gewesen, größtentheils Arbeiter zu Kolonisten zu wählen, und ihnen eine Heerde von 100 Schweinen mitzugeben, die der Kolonie zur größten Wohlthat gereichte.

Erst von jetzt an befand sie sich in einem gedeihlichen Zustande. Sie hatte eine Bevölkerung von 700 Personen. Man gab jeder derselben einige Morgen Land als Eigenthum, eine durchaus nothwendige Maßregel, woran man bisher nie gedacht, und die, indem sie das individuelle Eigenthum begründete, zugleich der allgemeinen Gewerbthätigkeit Haupthebel wurde.

Die Kolonisten arbeiteten jetzt in einem Tage mehr für sich, als sonst in drei Tagen für das Gemeinwesen. Eine neue Staats-Verfassung verlieh zugleich der Kolonie eine demokratische Form. Man überlies ihr die Berathung ihrer eigenen Interessen, und während man in England vorsichtig genug gehandelt zu haben glaubte, indem man künftige Vortheile sich vorbehielt, legte man, ohne es zu wissen, zur amerikanischen Unabhängigkeit den ersten Grund.

Man erinnert sich noch der jungen Indianerin Po-

kahontas, der Tochter Pauhattan's, die Smiths Lebensretterin wurde, und die man mit Recht als die Heldin, oder als den Schutzgeist der ersten Zeit der europäischen Niederlassung in Nordamerika, betrachten kann. Betroffen von der Engländer geistiger Ueberlegenheit, hatte sie, so viel sie vermochte, ihnen alle möglichen Vortheile zugewendet.

Sie war noch sehr jung, als Smith der Gefangene ihres Vaters war. Mit den Jahren hatte ihre Schönheit sich vollkommen entfaltet. Ein gewisser Argall, durch seine kühnen Streifzüge bekannt, bemächtigte sich ihrer, brachte sie nach Jamestown, und lies Pauhattan auffordern, sie auszulösen. Während ihrer Gefangenschaft wurde sie mit dem 22jährigen Rolfe bekannt, der sich um ihre Hand bewarb. Eine Gesandtschaft wurde zu dem alten König geschickt, um ihn von dem Zustand der Dinge und von der Neigung seiner Tochter für den jungen Weissen zu unterrichten. Er nahm das ihm angebotene Versöhnungsmittel an, wodurch Pokahontas die Frau eines Engländers wurde, und mehrere Indianer-Stämme die Oberherrlichkeit des Königs Jakob anerkannten.

Rolfe reisete einige Zeit nachher mit seiner Gattin nach London, wo diese letzte bei Hofe vorgestellt wurde. Ihr natürlicher Anstand, ihr scharfer aber einfacher Verstand, und ihre körperliche Schönheit, welche die bräunliche Farbe ihrer Haut noch pikanter machte, ohne ihren Reiz zu vermindern, waren lange ein Gegenstand der Bewunderung in London, wo sie sehr gut ihren Rang behauptete unter den ausgezeichnetsten Frauen ihrer Zeit, und wo sie allgemein als

ein Muster der Sittsamkeit, der Ordnungsliebe und der Herzensgüte bis zu ihrem Tode verehrt wurde.

Kaum fühlte die englische Kolonie sich in ihrem Innern sicher, als sie anmaßlich und eroberungssüchtig wurde. Die Franzosen hatten eine kleine Niederlassung zu Port-Royal gegründet. Der obengenannte Argall, ein unternehmender, ungestümer Mensch, überfiel sie, zerstreute ihre Bewohner, und machte die Häuser der Erde gleich.

Das war das erste feindselige Begehen zwischen Engländern und Franzosen, ihrer amerikanischen Kolonien wegen: ein Landstreicherscharmützel, das hundert Jahre später in einen langwierigen Krieg sich verwandeln, und später die Freiheit Amerikas begründen sollte. Es war damals nur um einige Morgen Landes zu thun, die niemand zu wesentlichem Nutzen gereichen konnten.

Schon hatten die Holländer sich zu Manhattan niedergelassen, als Argall, nach seiner Rückkehr aus Akadien, mitten unter ihnen erschien, sie als Vasallen behandelte, und verlangte, daß sie England huldigen sollten.

Sir Dale, der das Kriegsgesetz eingeführt, das vielleicht in dieser so unruhigen Kolonie nothwendig war, hatte die Ländereien auf eine wenn auch ungerechte, doch auf eine solche Weise vertheilt, daß jeder Arbeiter die Hoffnung nähren konnte, Eigenthümer zu werden. Diese Maßregel rettete die Kolonie. Die Sucht, nach Gold zu spähen, verlor sich allmählig. Man gab der Gewerbthätigkeit anfänglich eine üble Richtung. Man wollte Glas, Seife und Harz verfertigen, obgleich es sich leicht einsehen ließ, daß

man in diesem Betrachte die Konkurrenz einiger europäischen Völker an der Ostsee nicht werde ertragen können.

Erst 1615 kann man auf den Gedanken Tabacksbau zu treiben, was bald so große Vortheile gewährte, daß in Kurzem alle Gärten, alle Felder, sogar die Plätze und Straßen von Jamestown sich in Tabacks-Pflanzungen verwandelten. Taback war das Sinnbild des öffentlichen Wohlstandes geworden. Die virginische Industrie erwachte, und die Kolonisten waren jetzt nur darauf bedacht, ihren Gewinn zu vermehren, indem sie sich mehr zerstreueten und größeren Raum gewannen.

Argall, der durch seine Umtriebe und seinen Einfluß sich zu dem Posten eines Statthalters emporgeschwungen, mißbrauchte die Macht, welche das Kriegsgesetz ihm zugestand und wurde ein wirklicher Tirann. Er verwandelte einige Kolonisten in Sklaven oder Leibeigene, konfiszirte das Eigenthum anderer, und trieb es so arg, daß man sich endlich bei der Regierung in London beschwerte, die ihn absetzte, und Yeardley, einen populären Mann, dessen Verwaltung sehr ruhig und wohlthätig war, an seine Stelle ernannte.

Amerika sah jetzt die ersten Anzeichen der Morgenröthe einer gesetzgebenden Freiheit aufdämmern. Die Kolonisirungs-Gesellschaft zu London hatte des Statthalters Macht durch Ernenennung eines Raths beschränkt, dem die Kontrolle seiner Maßregeln anvertraut wurde. Er versammelte sich zum ersten Male im Juni 1619 zu Jamestown. Dieser Zeitpunkt wird immer wichtig bleiben, weil er gewissermaßen der

Grundstein der künftigen Freiheit des amerikanischen Festlandes wurde.

Einmal auf dem Wege des Gedeihens, machte die Kolonie rasche Fortschritte. Edwin Sandys, der Gesellschaft Schatzmeister, der schon mehr als einen Verstos ausgeglichen, schon mehr als einen Mißbrauch abgestellt, schickte in einem einzigen Jahre 1261 Personen, wovon 90 junge Frauenzimmer, die Kolonisten heirathen sollten, nach Virgina. Im folgenden Jahre traf eine ähnliche Expedition ein. Die ankommenden Mädchen waren arm, aber ehrlich, und fast alle sehr schön.

Man mußte, um ein solches Mädchen zur Frau zu erhalten, 120 bis 150 Pfund Taback entrichten. Wie befremdend eine solche Uebereinkunft auch scheinen mag, trug sie dennoch sehr viel zur Verbesserung des inneren Zustandes der Kolonie bei. Familiengeist wurde dadurch festgestellt, und mit ihm wurde allen gesellschaftlichen Tugenden eine breite Bahn gebrochen.

Um die Basis, worauf eine mit so vieler Mühe zu Stande gebrachte Kolonisirung beruhen sollte, vollkommen zu sichern, war noch bürgerliche Freiheit erforderlich. Die Virginier erlangten sie, durch Verwendung des Herzogs von Southampton, eines Freundes Shakspears, Sir E. Sandys und der patriotischen Partei in England.

Eine neue Charte unterwarf Virginien denselben Gesetzen, welche England regierten. Die Freisinnigkeit und Gerechtigkeit dieser Staats-Urkunde in einer solchen Zeit, verdient bemerkt zu werden, und ge-

reicht denjenigen, von denen sie ausgegangen, zur größten Ehre.

Sie bestimmte einen von der Gesellschaft ernannten Statthalter und einen beständigen Rath; eine allgemeine jährliche Versammlung, bestehend aus dem Rath und zwei von jeder Pflanzung ernannten Deputirten. Dem Rath stand die gesetzgebende Macht zu, und der Statthalter hatte das Vetorecht. Die Berathungen des ersten sollten von der Gesellschaft zu London ratifizirt werden, wie die der Gesellschaft von dem Rath von Virginia. Die Gerichte hatten nach denselben Gesetzen Recht zu sprechen, wie die in England.

Auf solche Weise wurde die vertretende Regierung, wurden Jury und Wahlen festgestellt. Das war der amerikanischen Freiheit eigentliche Wiege.

Sitten, Religion, Gebräuche und Industrie der Bewohner Zirkassiens.

Zirkassien ist ein in Europa beinahe ganz unbekanntes Land, das man im Allgemeinen als sehr unwirthlich betrachtet. Diese Meinung, wie ungerecht sie auch sei, hat dennoch genauere Beziehungen zwischen den aufgeklärtesten Völkern und den Bewohnern jener Gegenden verhindert, weshalb diese letzten nicht so schnelle Fortschritte in der Zivilisation gemacht, als sie zu machen fähig gewesen.

Von Rußland auf zwei Seiten umschlossen, steht Zirkassien nur durch das kaspische Meer einerseits Persien, durch das schwarze Meer anderseits der Türkei offen. Es begreift den ganzen nördlichen Abhang des Kaukasus bis zu den Flüssen Kuban und Terek, und wird geschieden in die große und in die kleine Kabarda, die aristokratische Bundes-Republiken, zum Theil unter russischem Schutze bilden.

Die Einwohner sind der Räuberei sehr ergeben, weshalb der russische Kurrier, der die offizielle Korrespondenz von Mozdock nach Wladi-Karkas bringt, von 150 Mann Kavallerie und zwei Feldstücken begleitet ist, um gegen die Angriffe der verschiedenen den Kaukasus bevölkernden Tatarenstämme gesichert zu sein.

Im Uebrigen fehlt es Zirkassien, obgleich das Land größtentheils gebirgig ist, an schönen Ebenen nicht, die beinahe ganz unbebaut sind, aber fruchtbaren Boden haben, und reiche Erndten hervorbringen könnten. Karakter, Sitten, Gebräuche und Re-

ligion der Bevölkerung müßten ebenfalls mehr kultivirt und gemildert werden.

Die ersten Gegenstände, welche das Kind erblickt, wovon seine Einbildungskraft zuerst betroffen wird, erzeugen unausbleiblich einen tiefen Eindruck, den man als seines fernern Lebens eigentliche Basis betrachten kann. Erziehung thut das Uebrige. Sie kann des ersten Eindruckes Wirkung, wenn auch nicht gänzlich verwischen, doch sehr mildern.

Der Zirkassier erblickt das Licht der Welt unter Waffen-Geräusch. Alles ihn umgebende strebt unabläßlich darauf hin, kriegerischen Ruhm zur höchsten Tugend zu erheben. Je umfassender also sein Begriffs-Vermögen wird, um so mehr fühlt er in sich jenen Nacheiferungsgeist erwachen, der ihn in derjenigen Fußstapfen treten läßt, deren Thaten er beständig rühmen hört.

Den Kriegern des Alterthums ähnlich, vermag er seinen Muth nicht zu bändigen, obgleich er dadurch vieler Gefahr sich aussetzt, und seine Bewegungen nicht vorauszuberechnen versteht. Blinde Verwegenheit läßt ihn Allem Trotz bieten, und macht ihn seinen Feinden im höchsten Grade furchtbar.

Da die Zirkassier kein anderes Gewerbe haben, als Krieg, ist ihre Erziehung ganz dieser Lebensweise angemessen. Selten wächst ein Knabe unter dem väterlichen Dache auf. Das Recht, seine Erziehung zu bestimmen, steht der Nation zu. Es wird von dieser auf den Krieger übertragen, der sich erbietet, des Kindes Atlick oder Lehrer zu werden. Bewerben sich mehrere Personen zu gleicher Zeit um diese Verrichtung, auf die man eine hohe Wichtigkeit legt, so

müssen Schiedsrichter entscheiden, wer am meisten des ihm zu schenkenden Vertrauens würdig sei.

Die kriegerische Erziehung beginnt von Kindesbeinen, d. h. nachdem der Knabe nicht mehr unumgänglich mütterlicher Pflege bedarf. Er muß vom Morgen bis zum Abend auf wilden Pferden sich herumtummeln, sich in den Waffen üben, Wettrennen anstellen, mit dem Spieß im Schnellaufe nach einem bestimmten Ziele werfen, ꝛc.

Kann er, ohne zu ermatten, Hunger und Durst ertragen; kann er ohne Sattel und Zaum, allein durch seine natürlichen Kräfte, ein ungestümes Roß bändigen; ist jede Entbehrung und Ermüdung ihm ein Spiel; ist er im Stande jedem Feinde die Spitze zu bieten: dann wird er zum Mann erklärt, und von Kopf zu Fuß bewaffnet im Triumph seinen Eltern vorgestellt.

Forscht man nach der ersten Ursach der meisten Gewohnheiten dieses Volkes, so entdeckt man sie in demselben kriegerischen Geiste, der in allen ihren Handlungen herrschend ist. Die immerwährenden Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen, erklären nächstdem ihre häufigen Diebstähle und Gewaltthätigkeiten.

Wiedervergeltung vermehrt den gegenseitigen Haß, Rach- und Habsucht veranlassen neue Streifzüge, so daß endlich Räuberei eine Gewohnheit, ein ehrenvolles Gewerbe wird, worin Jedermann sich auszuzeichnen sucht. Der größte Schimpf, den man einem jungen Zirkassier zufügen kann, besteht darin, zu sagen, daß er noch nicht ein einziges Stück Vieh geraubt.

Vergebens würde man in diesem Lande nach ge-

schichtlichen Aktenstücken von irgend einer besondern Wichtigkeit spähen. Der Zirkassier alleinige literarische Denkwürdigkeiten sind kleine Gedichte, worin sie die Thaten ihrer Helden besingen. Ihre Volkssagen dagegen sind mit denselben Fabeln untermischt, welche die Geschichte aller morgenländischen Völker so ungewiß, so unglaublich machen. Aus diesem Grunde sind die nicht über die dritte Generation, von der jetzigen an, zurückreichenden Angaben allein, einigermaßen beachtungswerth.

Zirkassien scheint während diesem kurzen Zeitraume eine große Staats-Umwälzung erlitten zu haben. Dieses Landes Geschichte beginnt mit den Fürsten Sahu und Gehan, deren Nachkommen, furchtbar durch Zahl und Muth, ihre Oberherrschaft über die ganze Gegend ausgedehnt. Eifersucht, die zwischen so mächtigen Familien unvermeidlich war, veranlaßte ihren gemeinsamen Sturz. Neue Häuptlinge ersetzten sie, und schieden Zirkassien in kleine feudale Staaten, unter republikanischer Form, deren erbliche Vorsteher sie sind. Die ganze Nation besteht jetzt aus zehn von einander unabhängigen Staaten, die unter den Namen der Hauptstämme bezeichnet werden, wie folgt:

1. Notkaitsch oder Nogaierland;
2. Schapsaugenland;
3. Abatzaikenland;
4. Psedaugenland;
5. Ubigenland;
6. Hatiokesenland;
7. Kemkuis- oder Kümükkenland;
8. Abasenland;

9. Benelmeſenland;
10. Kuberteſenland.

Wenn ſchon durch ein gemeinſames Bundesband umſchlungen, entſtehen doch häufige Zwiſtigkeiten unter dieſen Stämmen, die nur dann einig ſind, wenn Gefahr von auſſen ihre Unabhängigkeit bedrohet. So lange dieſe Völker des Menſchen erzeugende Arbeit verachten, und Diebſtahl oder Plünderung für allein ruhmwürdige Thaten halten, ſind bei ihnen innere Streitigkeiten nothwendig, weil ſie nur dadurch ihre Bedürfniſſe zu beſtreiten vermögen.

Die Gefangenen, welche ſie auf ihren Streifzügen machen, ſind beinahe der einzige Gegenſtand, womit ſie die türkiſchen Kaufleute bezahlen, die ihnen jährlich für 2,500,000 türkiſche Piaſter (ungefähr 2,400,000 fl. rh.) in Natolien verfertigte Zeuge zuführen. Der Werth der übrigen Einfuhr, in Salz, Eiſen, Stahl, Silber- und Goldfaden, Saffian, Waffen, Schießpulver und einiges irdene Geſchirr beſtehend, beläuft ſich auf mehr als ½ Million Piaſter.

Nächſt den Sklaven geben die Zirkaſſier dafür im Austauſch ein wenig Honig und Wachs, Pökelfleiſch, Thierhäute, ꝛc. Könnten ſie keine Gefangene mehr auftreiben, würde es ihnen bald an den erſten Bedürfniſſen gebrechen, und ſie würden ſich unvermeidlich in großer Noth befinden.

Die Gefangenen, welche die Zirkaſſier auf ihren Streifzügen machen, werden von ihnen als Sklaven behandelt, und als ſolche entweder zu den häuslichen Arbeiten und zum Ackerbau, oder zum Tauſchhandel mit den Türken verwendet. So lange ſie ſich gut betragen, mißhandelt man ſie nicht. Sie theilen den

Ertrag des von ihnen bebaueten Landes mit ihren Herren, und können sich unter einander verheirathen (denn es gibt auch weibliche Gefangene); doch bleiben ihre Kinder Sklaven wie sie.

Unter den Sklaven befinden sich auch mehrere Eingeborne oder Angehörige benachbarter Stämme, die, irgend eines Verbrechens wegen, ihre Freiheit verloren haben. Es gibt auch Weiber, die aus eigenem Antriebe, unter dem Vorwande eines abgelegten Gelübdes, verkauft zu werden verlangen. Ihre Verwandten dürfen sich in einem solchen Falle nicht weigern, ihrem Verlangen zu entsprechen.

Meistentheils ist obiae Angabe nichts als ein Vorwand, veranlaßt von Trägheit und Neugier, theils um fremde Länder zu sehen, theils um nicht beständig arbeiten zu müssen, wozu die Frauen in Zirkassien genöthigt sind. Junge hübsche Mädchen wünschen natürlicherweise lieber in den glänzenden, reichen Harems zu Konstantinopel, als in ihren heimathlichen Bergen zu leben, in die sie sich jedoch später oft zurückwünschen, und wo sie meistentheils, mit den Erinnerungen ihrer Jugend beschäftigt, ihr Dasein beschließen.

Ausser dem Einigkeits-Vertrage, der die Familien eines und desselben Stammes verbindet, besteht noch eine Bundes Uebereinkunft zwischen den verschiedenen Stämmen. Sie senden zu diesem Zwecke in bestimmten Zeiträumen Abgeordnete nach gewissen Orten, wo der Bund erneuert und gegenseitig beschworen wird.

Bei solcher Gelegenheit werden auch, durch den Ausspruch der Abgeordneten, die immer bejahrte Männer sind, und die nach den politischen Verhandlungen

eine Art Bundes-Gericht bilden, alle Zwistigkeiten geschlichtet, die zwischen einzelnen Stämmen schwebend geblieben sind.

Der von den Abgeordneten beschworene Vertrag verpflichtet die Stämme, sich im Nothfalle gegenseitig beizustehen, und alle für einen, wie einer für alle zu kämpfen. Der Stamm, welcher durch Verrath, und zur Beförderung fremder Zwecke, seinen Eid verletzt, wird vom Bunde ausgeschlossen, und darf nie mehr darin aufgenommen werden. Einzelne Familien oder Individuen, welche in diesem Falle sich befinden, verlieren ihr Eigenthum, und werden, als Meineidige und Verräther, an Türken verkauft.

Wer in seinem eigenen Stamme eines Diebstahls sich schuldig macht, wird, desselben überwiesen, von den Alten verurtheilt, sieben Mal den Werth des entwendeten Gegenstandes zurückzuerstatten, und eine Strafe von neun Stück Hornvieh zu entrichten, selbst wenn das Gestohlene nur ein Huhn gewesen.

Todschlag wird ganz auf dieselbe Weise gerügt, doch ist die aufzuerlegende Strafe größer oder geringer, je nach den Umständen des Mordes, oder nach dem Stande des Erschlagenen. Die Alten sind in solchen Fällen zu gleicher Zeit Richter und Vermittler. Sie unterhandeln mit den Verwandten des Getödteten, über die ihnen zu gewährende Entschädigung für den erlittenen Verlust, der immer mit Geld oder Geldeswerth, wie Sklaven, Waffen, Vieh, Geräthe, u., abgebüßt werden kann.

Ist der Mörder nicht vermögend genug, die ihm auferlegte Strafe zu bezahlen, müssen ihm entweder seine Verwandten und Freunde zu Hilfe kommen, oder

er wird als Sklave verkauft. Die Verwandten einer zufällig getödteten Perſon werden ebenfalls entſchädigt, doch in einem viel geringeren Maße.

Gaſtfreundſchaft wird bei den Zirkaſſiern als eine heilige Tugend betrachtet. Um derſelben theilhaftig zu werden, muß man vorher zu ihrem Freunde erklärt ſein, und einen individuellen Beſchützer haben, was nicht ſchwer iſt, da man durch ein kleines Geſchenk ſich einen ſolchen erwerben kann, der nun auf ſeine Rolle ſich nicht wenig einbildet. Man nennt einen ſolchen Patron Konack, und darf bei jeder Gelegenheit ſeinen Beiſtand in Anſpruch nehmen.

Ihrer vorherrſchenden Neigung zum Raube ungeachtet, bemerkt man bei den Zirkaſſiern eine große Karaktermilde und Gutmüthigkeit, die mit ihrem übrigen Verfahren im grellſten Widerſpruch ſteht. Sie ſind hochmüthig, zurückhaltend, und verlangen, daß man die erſten Schritte gegen ſie thue, falls man ihrer Freundſchaft ſich verſichern will. Schmeichelt man auf eine geſchickte Weiſe ihrer Eigenliebe, macht man ihnen von Zeit zu Zeit kleine Geſchenke, ſo kann man gewiß ſein, ihre Gewogenheit ſich zu erwerben, und ſichere Freunde in ihnen zu finden.

Auffallend genug bemerkt man bei den Zirkaſſiern dieſelben Zeremonien bei Adoptirung eines Kindes, wie bei mehreren indiſchen Stämmen. Nimmt eine Familie das Mitglied einer andern an Kindesſtatt an, ſo bietet ihm die Hausfrau ihre Bruſt, und der auf ſolche Weiſe anerkannte Fremdling theilt alle Rechte der übrigen leiblichen Kinder.

Beobachten die Zirkaſſier einerſeits mit ſo großer Genauigkeit die Geſetze der Gaſtfreundſchaft gegen

solche Individuen, denen sie die Rechte derselben zugestanden, so verfahren sie anderseits ohne Barmherzigkeit mit Personen, die unter ihnen keinen Beschützer haben, und die sie, nach ihren Grundsätzen, als Feinde betrachten. Sie werden die Sklaven dessen, der sich ihrer bemächtigen kann.

Die Fahrzeuge, welche an ihren Küsten Schiffbruch leiden, und selbst solche, deren sie ohne vorhergegangenen Unfall sich bemächtigen können, werden von ihnen als gute Prisen erklärt, geplündert, und ihre Mannschaft in Sklaverei geführt. Man kann sich jedoch wieder loskaufen lassen, und in diesem Falle übersteigt die geforderte Summe selten 280 fl. rhein.; gewöhnlich ist sie noch niedriger, ausgenommen wenn man weiß, daß der Gefangene von hohem Stande ist.

In dem religiösen Glauben der Zirkassier, will man mehr als eine Spur verdorbenen Christenthums bemerken. So erkennen sie ein höchstes, unsichtbares, himmlisches Wesen; eine irdische Mutter Gottes, mit der sie nicht gut zurecht kommen können, weil es ihnen sonderbar scheint, daß ein unsterbliches Wesen von einem sterblichen geboren sein könne, und eine Menge höherer Geschöpfe, die den Himmel bewohnen, und die von ihnen nicht Engel, sondern Apostel genannt werden.

Sie glauben auch an Unsterblichkeit der Seele, und an ein zukünftiges Leben, wo jeder in dem Maße belohnt oder bestraft wird, als er hier gut oder schlecht gelebt. Dieses Glaubens-Satzes ungeachtet, bekümmern die Zirkassier sich wenig um dies zukünftige Le-

ben, und scheinen nur bedacht, ihr gegenwärtiges sich so angenehm und genußreich als möglich zu machen.

Wälder sind ihre Tempel, und ein auf einem Baum befestigtes Kreuz, deutet den Altar an, wo sie ihres Kultus Zeremonien verrichten. Einer der Aeltesten übernimmt das Priesteramt. Neben dem Kreuze stehend, mit einem härnen Mantel bekleidet und mit bloßem Haupte, bringt er ein vorbereitendes Opfer. Dieses besteht gewöhnlich aus einem Schaaf oder aus einer Ziege, bei großen Feierlichkeiten aber aus einem Stück Rindvieh.

Der Priester ergreift eine neben dem Altar stehende Kerze, und versengt damit das Haar auf der Stelle, wo das Thier geschlagen werden soll. Er verbreitet sodann einige Tropfen Busa *) über seinen Kopf, und befiehlt, nach einem kurzen Gebete, das Opfer zu schlachten. Dieses letzten Kopf wird der Gottheit dargeboten, und an einem Pfahl, in geringer Entfernung von dem Altar, befestigt. Das Fell gehört dem Priester; die übrigen Theile werden zu einem gemeinsamen Gastmahl verwendet.

Nach vollendetem Opfer nimmt der Priester einen mit Busa gefüllten Kelch und eine Brotschnitte aus der Hand eines Sklaven. Er streckt beides gen Himmel und ruft den Beistand Gottes an, wonach er Kelch und Brot der ältesten Person der Versammlung darbietet. Dieselbe Zeremonie wird von ihm noch einmal wiederholt, und Kelch wie Brot werden einem zweiten Aeltesten überreicht. Er bestimmt so-

*) Getränk, bereitet aus Hirsemehl, welches durch Wasser in Gährung gebracht worden; eine Art Bier.

dann den Tag des nächsten Opfers, der ein Sonnabend, Sonntag, Montag oder Dienstag, nie aber ein anderer Tag der Woche sein muß, wonach die Versammlung sich trennt.

Ausser diesen Festen, die wöchentlich einmal, an einem der oben bezeichneten Tage, gefeiert werden, begehen die Zirkassier noch andere. Das Merzime, oder Mutter-Gottes-Fest, wird im September gefeiert. Merzime ist der Bienen Schutzpatronin. Die Volkssage berichtet, daß der Donner eines Tages alle diese fleißigen Thiere auszurotten beschlossen, daß aber die Mutter Gottes ein solches in einer Falte ihres Gewandes verborgen, wodurch die ganze Gattung erhalten wurde.

Bei Frühlings-Anfang feiert man in Zirkassien das Fest des heiligen Soseriß, der ein großer Seefahrer war, dem Wind und Wellen gehorchen müssen. Von ihren andern Festen verdient auch das zum Andenken der Todten, bemerkt zu werden, das jede Familie für sich, in ihrem engen Kreise, begehet; das zu Anfang eines neuen Jahres, und das Donnerfest, eines der imposantesten dieses Volkes.

Prüft man aufmerksam die Beweggründe aller dieser Feste, so entdeckt man bald, daß die Religion der Zirkassier nichts ist, als ein Gemisch heidnischer Fabeln und einiger Mysterien des Christenthums.

Ihre Mahlzeiten werden, wie bei den Türken, auf kleinen runden Tischen aufgetragen, und die Schüsseln folgen schnell auf einander. Der Fremde ißt immer allein. Der Hausherr und die übrigen männlichen Mitglieder der Familie, bleiben neben ihm stehen, bis er geendet hat. Frauen und Mäd-

chen speisen in einem abgesonderten Gemache, und schämen sich sehr, wenn ein Mann sie bei Tische überrascht. Man hat nur hölzerne Löffel, und bedient sich der Finger als Gabel. Nie setzt man sich zum Essen, ohne vorher Gottes Segen angerufen zu haben.

Der Zirkassier Hauptnahrung ist in Wasser gekochter Hirse, den man mit ein wenig Salz würzt. Man läßt ihn nur zur Hälfte gar werden und gießt das Wasser ab, das kalt als Getränke dient. Der Hirse wird als Taig aufgesetzt, und ebenfalls kalt gegessen. Bei großen Festen bereitet man dasselbe Gericht aus Weizenmehl, statt aus Hirse. Es gibt im Lande auch einige Weinberge, aus deren Ertrag die Eingebornen sich Branntewein bereiten, den sie sehr gern trinken.

Auf den Streifzügen nimmt jeder Krieger einen kleinen mit gekochtem Hirse angefüllten Sack mit sich, der am Sattel befestigt wird, und der während mehrern Tagen seine alleinige Nahrung ausmacht. Einem so mäßigen Leben verdanken die Zirkassier ohne Zweifel ihr hohes Alter. Krankheiten sind bei ihnen äusserst selten, und würden sie nicht manchmal von der Pest oder den Kinderblattern heimgesucht, könnte man einer schnellen und starken Bevölkerungs-Vermehrung versichert sein.

An Aerzten fehlt es bei ihnen nicht. Aber sie sind im höchsten Grade unwissend, und halten mehr auf abergläubige als auf natürliche Mittel. Die meisten dieser Heilkünstler sind Türken: nur wenige sind Landes-Eingeborne. Die Hauptmittel der ersten bestehen in einigen aus dem Koran abgeschriebenen

Stellen und aus Amuleten, welche sie auf die leidenden Theile legen.

Die letzten verfahren auf eine etwas vernünftigere Weise. Sie brauchen als Arzneien einige Kräuter, Butter, Wachs und Honig. Auch lassen sie manchmal den Kranken zur Ader, ohne beurtheilen zu können, ob ihm das schädlich oder nützlich sei. Sie bedienen sich dieses Mittels ohne Unterschied bei allen Kopf-Krankheiten, und benehmen sich dabei folgendermaßen: Sie machen mit einem scharfen Eisen eine Oeffnung in den leidenden Theil, und stillen das Blut mit Baumwolle.

Stirbt Jemand, so wird sein Körper gewaschen, man schneidet ihm die Haare ab, legt ihm ganz neue Kleider an, und stellt ihn auf einer auf dem Boden liegenden Matte zur Schau aus. Daneben befindet sich, auf einer andern Matte, ein neues Kissen, worauf des Verstorbenen schönste Gewänder ausgebreitet sind. Seine Waffen sind an der äussern Thür aufgehängt, und deuten an, daß das Haus einen Todten beherbergt.

Bald darauf finden sich die Besucher ein, die sich gegenseitig in ihren Wehklagen zu überbieten bemühet sind. Den meisten Lärm machen die Weiber, deren Geschrei weithin erschallt. Sie treten mit rothgeweinten Augen auf, die sie mit der einen Hand bedecken, während sie mit der andern sich dröhnend auf die Brust schlagen. Gleich nach ihrem Eintritt in das Zimmer, knien sie auf der neben dem Todten ausgebreiteten Matte, und bleiben in dieser Stellung, weinend und sich die Brust zerschlagend, bis man sie emporrichtet, und zu ihnen sagt: „Es ist genug.“

Man reicht ihnen nun Wasser, um sich Hände und Gesicht zu waschen, wonach sie der Familie des Verstorbenen ihre Beileids-Bezeugungen darbringen.

Der Gebrauch bringt es mit sich, daß die Beerdigung 24 Stunden nach erfolgtem Tode statt finde. Während man im Hause ein Versöhnungs-Opfer bringt, dessen Fleisch zu einer Mahlzeit (einem wichtigen Theile der Zeremonie, wie bei den Hunnen-Nachkommen, im Schweizerkanton Wallis *) verwendet wird, machen einige Jünglinge das Grab, und wenn Alles bereit ist, setzt der Leichenzug sich in Bewegung.

Die Aeltesten schreiten voran, laut Gebete hersagend. Hinter ihnen kommt die Tragbahre, worauf der Todte ligt, umgeben von seinen Verwandten, Freunden und Nachbarn. Den Schluß machen die Weiber, mit einem Schnupftuche in jeder Hand, und mit allen Zeichen der äussersten Trostlosigkeit. Die Frau, die Mutter und die nächsten weiblichen Verwandten des Verstorbenen, reissen sich gewöhnlich die Haare aus, zerkratzen sich das Gesicht, und überlassen sich allen Bezeugungen barbarischer Verzweiflung, deren Spuren sie lange nachher am Leibe tragen.

Nach Beendigung des Leichenbegängnisses, stellt man auf den Grabhügel einen Theil des Opfer-Fleisches, des Pasta und des Busa, welches für die Vorübergehenden bestimmt ist, die dafür des Verstorbenen Andenken tausendmal segnen. Alle Personen, die an dem Zuge Theil genommen, begeben sich nach dem

*) M. s. den Aufsatz: „Die hunnischen Ueberreste in den Alpen," im ersten und zweiten Theile des laufenden Jahrgangs unsers Werkes.

Sterbehause, wo ein wohlbestelltes Mahl sie erwartet, auf welches ein Scheiben-Schiessen folgt.

Des Verstorbenen Gedächtniß wird in einem besondern Gedichte gefeiert, das seine ganze Lebens-Geschichte enthält, und das, wenn er ausserordentliche Thaten verrichtet, von Mund zu Mund zur zirkassischen Nachwelt übergeht. Diese Epopeen oder Romanzen sind die alleinigen literarischen Denkmäler dieses Volkes, worin ein Theil seiner Geschichte sich erhalten.

Am ersten Jahrestage eines Todesfalles, wird von den Verwandten des Verstorbenen ein großes Fest gefeiert, wo sie alle in ihren Kräften stehende Pracht zu zeigen sich bemühen. Die Menge der bei dieser Gelegenheit dargebrachten Opfer steigt nicht selten bis auf fünfzig. Auch bringen die zu dem Gastmahl Eingeladenen noch einige Gerichte, die mit der ungeheuern Fleischmenge so vieler Opfer, dies Fest zu einer Schwelgerei machen, deren Andenken nur durch eine ähnliche geschwächt werden kann.

Weiber wie Männer nehmen nicht allein an solchen Gastereien, sondern überhaupt an allen öffentlichen Festen und Lustbarkeiten Theil. In Zirkassien sind die Frauenzimmer nicht der im Morgenlande allgemeinen Regel der Vereinzelung und Einsperrung unterworfen. Sie geniessen vollkommene Freiheit, und mißbrauchen sie nicht.

Nur junge Verheirathete dürfen sich, wahrscheinlich aus einem übertriebenen Begriff von Zartgefühl, nicht in derselben Gesellschaft, und am wenigsten in Gegenwart ihrer Verwandten, befinden. Begegnen sie sich dennoch zufällig, so wird die junge Frau von

den übrigen Weibern verborgen. Sie darf sich nicht eher sehen lassen, als bis der Mann zum Fenster hinausgesprungen ist, und sich entfernt hat.

Im Allgemeinen sind die Zirkassierinnen in ihrer Jugend hübsch, obgleich ihre Schönheit den hohen Ruf nicht verdient, den sie, man weiß nicht bestimmt wodurch, sich erworben. Ihr Wuchs ist fein und schlank. Man bemerkt diesen Vorzug jedoch auch bei den Männern. Er rührt von der Gewohnheit her, sich von Kindheit an fest zu schnüren, die Knaben mit einem Gürtel, die Mädchen mit einem Saffian-Leibchen, das sie nur dann ablegen, wenn es zerrissen ist, wonach sie es sogleich mit einem neuen vertauschen. Nur der Gatte hat das Recht, es in der Hochzeitnacht mit seinem Dolche zu lösen.

Der Formen Geschmeidigkeit muß auch noch ihrer mäßigen und thätigen Lebensweise zugeschrieben werden. Denn die in den türkischen Harems lebenden Zirkassierinnen werden bald sehr dick, und gewinnen oft schon nach Verlauf einiger Monate ein ganz anderes Ansehen.

So lange sie in ihrem Vaterlande bleiben, müssen sie alle häuslichen, und oft selbst die Feldarbeiten besorgen, die sie mit den Sklaven theilen. Reiche Frauen, welche ihr Vermögens-Zustand den gewöhnlichen Verrichtungen entnimmt, beschäftigen sich dennoch mit der eigenhändigen Verfertigung aller für sich und für ihre Familie nothwendigen Kleidungsstücke. Sie arbeiten sogar für Fremde, die ihrer Hilfe bedürftig sind, was als eine der ersten gesellschaftlichen Pflichten in diesem Lande betrachtet wird. Sie zeigen in ihren Arbeiten viel Geschmack und Einsicht. Ihre

Stickereien auf Gewändern und Schuhen, aus Gold- und Silberfaden verfertigt, sind wirklich schön und man erstaunt über die Kunst und das Talent, womit sie die zartesten Verschlingungen zu behandeln wissen.

Bei ihrer Verheirathung stellen die Zirkassier den Verwandten ihrer Zukünftigen eine Art Witthum zu, das aus Waffen, Pferden und anderm Groß- und Kleinvieh, je nach dem Vermögen der abschliessenden Parteien, besteht. Sind sie vom ersten Range, so darf ein Panzerhemd von 2000 bis 3000 Piaster (ungefähr eben so viele rhein. Gulden) Werth dabei nicht fehlen.

Der Jüngling wendet sich mit seiner Bewerbung zuerst an die Eltern. Zeigen diese derselben sich geneigt, so unterhandelt man über das Witthum, dessen eine Hälfte am Hochzeitstage, und die andere in einem später anberaumten Zeipunkte, entrichtet werden muß. Nach Beendigung dieser Haupt-Angelegenheit erhält der Bewerber die Erlaubniß, in der Nacht seiner Braut sich zu bemächtigen, sie zu entführen, und zur Frau eines Freundes beider Familien sie zu bringen.

Tags darauf wird die Vermählung gefeiert. Alle Verwandten und Freunde beider Familien theilen sich in zwei Gruppen, wovon die eine sich nach dem Hause begibt, wo die Braut sich befindet, während die andere den seine Verlobte abfordernden Bräutigam begleitet. Alle sind mit Stöcken bewaffnet, wonach sie scheinbar so lange auf einander losschlagen, bis die Braut erscheint, die der Bräutigam mit dem Geschrei: Sieg! Sieg! herausführt.

Alle Gegenwärtige folgen ihm nun im Triumph bis zu seiner Wohnung, wo ein Gastmahl, Musik und Tanz sie erwarten. Diese Belustigungen dauern 5 bis 6 Tage, ohne daß der Ehemann daran Theil nehmen darf, weil der Gebrauch ihm verbietet, mit seiner jungen Frau in derselben Gesellschaft sich zu befinden. Er verbirgt sich den Tag über in der Nähe. Jeden Abend holen ihn seine Freunde aus seinem Schlupfwinkel, und bringen ihn zu seiner allein ihn erwartenden Gattin, die er mit Tages-Anbruch wieder verlassen muß.

Auf solche Weise verlebt er zwei Monate. Er ist genöthigt, dasselbe schamhafte Verfahren jedesmal zu erneuern, wenn er Vater geworden. Sobald er von seines Kindes Geburt benachrichtigt wird, muß er das Haus verlassen, das er erst nach Einbruch der Nacht wieder betreten darf, unter der Bedingung, am nächsten Morgen sich abermals zu entfernen. Erst nach Verlauf mehrerer Tage kehrt er zu seiner gewohnten Ordnung zurück.

Des Kindes Geburt wird durch keinerlei religiöses Begehen gefeiert. Seine Mutter gibt ihm einen Namen, und ist es ein Knabe, wird er nach einiger Zeit seinem Atlick oder Lehrer übergeben.

Die Zirkassier sind nicht ohne Fähigkeit in den mechanischen Künsten, doch läßt ihre Trägheit und Arbeitsscheu sie darin zu keiner Vollkommenheit gelangen. Einige ihrer Erzeugnisse sind bei alledem mit Geschmack gearbeitet, und man erkennt darin wirkliches Talent. Ihre Waffen sind durchgängig sehr schön, und ihre Damaszenerklingen, wie ihre Stahlarbeiten überhaupt lassen nichts zu wünschen übrig.

Sie haben vorzüglich ein Verfahren, Silber zu poliren, das unübertrefflich ist. Die aus diesem Metall auf ihren Waffen angebrachten Verzierungen sind ausserordentlich zart, und viel schöner, wie Alles, was man in solchem Betrachte in Europa verfertigt.

Ihre Kleidung hat einige Aehnlichkeit mit jener der altfranzösischen Ritter. Auf der Vorderseite ihres Gewandes haben sie zwei Taschen, worin sich 10 oder 12 kleine hölzerne Schachteln befinden, die ihnen als Patronen-Bewahrer dienen. Sie sind mit Saffian beschlagen, und vermehren, durch die von ihnen veranlaßte Erhöhung der Brust, ihrer Formen Zierlichkeit.

Alle Zirkassier sind Reiter, und als solche tragen sie einen krummen Säbel, ohne Stichblatt, ein Pistol, einen Dolch und eine albanesische Flinte oder einen Bogen. Treten sie in ein Haus, so hängen sie ihre Waffen an die Wand, und bewahren nur den Dolch. Sie laden ihr Gewehr mit Kugeln, und wenn sie es abschießen wollen, legen sie es auf zwei kreuzweis in der Erde befestigte, 4 Fuß hohe Stücke Holz. Die Türken liefern ihnen Kanonen und Flinten. Unter diesen letzten gibt es viele, auf denen man den Namen eines alten Waffenschmieds von Venedig, Lazzaro Lazzarini, liest.

Beinahe alle Fürsten oder Stamm-Vorsteher tragen Panzerhemden und Armschienen von Stahl, die ihnen Hände und Arme bis zum Elnbogen bedecken, und deren sie sich statt eines Schildes bedienen, um die gegen sie gerichteten Säbelhiebe abzuwehren. Ihr Kopf ist mit einem stählernen Helm bedeckt, der mit dem Panzerhemd zusammenhängt, und eine Art Ka-

putze bildet, die nichts als den Gesichtstheil zwischen den Augenbraunen und dem Mund sehen läßt.

Sie beziehen diese Rüstungen aus Persien. Seit jedoch dies Land nicht mehr das ihrige begrenzt, und sie die russische Macht auf beiden Land-Seiten zum Nachbar haben, können sie dieselben nur mit Schwierigkeit erhalten, wodurch ihr Preis bedeutend gestiegen ist. Dergleichen Rüstungen werden zugleich als eine große Auszeichnung und ein Schatz betrachtet, den man sorgsam hüten muß. Ihre übrigen Waffen sind ebenfalls sehr schön, und würden selbst in Europa als reiche Luxusgegenstände gelten.

Auf die übrigen Theile ihrer Kleidung wird von den Zirkassiern weniger Sorgfalt verwendet, obgleich auch diese den Vorschriften der Mode, verbunden mit ihren volksthümlichen Gebräuchen, nicht fremd sind. Sie veränderu oft genug Schnitt und Verzierungen ihrer Gewänder und ihrer Kopf-Bekleidungen, doch tragen sie immer lange Aermel, weil diese ihnen vergönnen, sich damit die Hände in Gegenwart derer zu bedecken, denen sie Ehrfurcht schuldig sind.

Mit Ausnahme der wenigen, zu ihrer Kleidung oder zu ihrer Bewaffnung nothwendigen Gegenstände, stehen die Zirkassier in allen übrigen Kunst- und Gewerbthätigkeits-Zweigen weit zurück. Der Ackerbau ist bei ihnen noch in der Wiege, und sie beziehen nur äusserst geringen Vortheil von ihrer Felder Kultur. Erst seit Kurzem gibt es bei ihnen einige Windmühlen; doch zerstößt man in den meisten Familien nach wie vor das Getreide in einem Mörser. Auch ist der Gebrauch des Sauertaigs beim Brotbacken ihnen unbekannt.

Nächst ihrem poetischen Talent haben die Zirkassier eine nicht geringe Neigung zur Musik, wodurch sie von den meisten morgenländischen Völkern zu ihrem Vortheil sich unterscheiden.

Vor einigen Jahren machte der Sohn des Fürsten Mehemet Ischandar Oglu, gegenwärtiges Haupt der Familie Supaok, eine Reise nach Kertsch (am schwarzen Meere), in Begleitung eines in Zirkassien wohnenden russischen Agenten. Dieser 19jährige Jüngling, Namens Karpolet, besuchte eines Tages mit seinem Freunde ein Haus, wo ein junges Frauenzimmer auf dem Flügel spielte. Er schien entzückt von dieses Instrumentes Melodie, und als man ihn fragte, welches Stück ihm am meisten gefallen, deutete er gerade das merkwürdigste und am besten gespielte an.

Die Natur bezeugt sich in Zirkassien ungleich freigebiger, als in vielen andern Ländern. Früchte jeder Art gedeihen hier beinahe wild und ohne besondere Pflege. In den südlichen Theilen trägt die Rebe vortreffliche Trauben. Man läßt diese trocknen, um sie im Winter zu essen. Man bereitet daraus auch Wein und Branntwein, den man in irdenen Gefäßen aufbewahrt.

Das Land ist schön beholzt, und der Bäume Umfang deutet ihr hohes Alter an. Tannen, Eichen, Nuß-, Buchs-, Wachholder- und Kirschbäume sind in großer Menge vorhanden. Die Früchte dieser letzten sind sehr fleischig und äusserst schmackhaft. Die ungeheuren Waldungen, welche alle Berge bedecken, könnten die zu einem beträchtlichen Bauholz-Handel erforderlichen Elemente darbieten, und dem Lande

große Vortheile zuwenden, würden sie mit kluger Einsicht ausgebeutet.

Damit jedoch die Zirkassier alle von der Natur zu ihrer Verfügung gestellten Geschenke, mit wirklichem Vortheil zu benutzen im Stande seien, müssen sie zuvor lernen, durch Kunst dieselben zu entwickeln, müssen sie vor Allem der Arbeit und des Fleißes Nothwendigkeit erkennen.

Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur.

Wie viele Spaltungen, wie viele Schismen in Religion, Politik, Wissenschaft, Literatur und Kunst sind nicht vorherrschend in unserer Zeit. Was ist die Folge davon? Das, was der große Haufe Religion nennt, kommt immer mehr in Verfall. Die Politik ist eine Dirne geworden, der jeder Fant ohne Sittlichkeit, ohne Umsicht, ohne Takt, oft ohne genügende Kenntniß der Menschen und Dinge selbst, irgend einen Schandfleck anzuhängen sich erkühnt. Die Wissenschaft wird durch Enzyklopädien betrieben. Literatur und Kunst werden nach der Elle verkauft.

Man schwatzt und schreit und lärmt, nicht der Wahrheit wegen oder der Vernunft, sondern nur, um sich gegenseitig zu überbieten, wonach die beste Lunge, die volltönendste Stimme, die schwärzeste Dinte immer das anerkannteste Recht bewahrt.

Wahrhaft aufgeklärte Menschenfreunde mögen immerhin sagen: „Unterrichtet vor Allem die untern

Stände. Aber unterrichtet sie auf eine einfache, vernunftgemäße Weise. Unterrichtet sie, nicht um ihre Natürlichkeit, ihre guten Eigenschaften zu verderben, sondern um sie in denselben zu bestärken, sie zu veredeln. Gebt ihnen wahres religiöses Gefühl, nicht schalen, lächerlichen Wust unter dem Namen Religion. Beseitigt ihre verderblichen Vorurtheile, vertilgt ihren den menschlichen Verstand entehrenden Aberglauben. Bringt ihnen gute, richtige, nützliche Kenntnisse bei. Gewöhnt sie an Prüfung, Zergliederung, Vergleichung, Selbsterfahrung: das „Thier" wird weichen, und der Mensch, nach göttlichem Bilde, wird endlich dastehn."

Vergebens, vergebens; man hört nicht darauf. Die zugleich bittende und warnende Stimme verhallt. Der wohlmeinendsten Pädagogen Geduld geht zu Ende. Hat doch der unbedeutendste Raths- oder Gerichts-Schreiber mehr Macht und Einfluß als sie. Es gibt sogar hier und da Leute, welche jene für überspannte Köpfe, d. h. für Narren und Tröpfe, halten, die das „Ding" nicht verstehen. Dazu kommt die liebe Eitelkeit, die jedem Jaherrn ins Ohr flüstert: Du weißt das besser als alle andern.

Gesellt sich einem solchen Dreisinne-Nebel ein Gran Berseker-Halsstarrigkeit, und ein Tröpfchen Belladonna-Aufklärungsscheu bei, so daß der alleinige Magensinn übrigbleibt; dann = gare le Patapatapan der öffentlichen Verhandlung über Volks-Unterrichtung. Hasenpfeffer und Gänseleber-Pastete überschreien sich, Cortaillod und Burgunder fordern sich heraus, Kognak und Ratafia weisen sich die Zähne.

„Wir brauchen kein gelehrtes Volk," sagt Kapuzinerstrapf. (Er nennt jeden gelehrt, der lesen und schreiben kann.)

— Wozu Handwerks-Schulen? schreibt Becasse. Als wenn es nicht genug Schuster und Schneider in der Welt gäbe!

— „Die Sonntags-Schulen sind ein Universal-Staats-Verderben," brüllt Hans Kaspar Schunkefleckerl.

„Sie haben recht, meine Herren, intonirt mit süßlichem Ton Herr Auerhaha von Ungescheit, der ehrenwerthen Versammlung Vorstand. Sie haben recht, alle recht, vollkommen recht. Auch ich bin gegen den „niedern" Volks Unterricht mit Hand und Fuß. Den hohen Unterricht befördern; das bringt uns Ehre. Stiften wir, meine Herren, ein gelehrtes Botany-Bay.

„Das wird Aufsehen erregen, meine Herren. Alle Fama-Trompeten auf Erden, im Himmel und in der Unterwelt werden zu unserm Lobe erschallen. Die drei und dreißig Posaunen der Apokalypse, nebst dem gehörnten Thier, die sieben Leuchter und der große Balack, das Weib mit der Sonne und der achtundvierzigpfündige Lamennais, werden zu unserer Ehre einen wundersamen Lärm anstellen."

„Es werden Zymbeln des Ruhms nebst unsterblichen Pfeifen ertönen. Man wird auf deutschen Schlüsseln, auf französischen Fünffrankenstücken und auf welschen Nußschalen musiziren; man wird uns Eisenbahnen der bewunderungswürdigsten Politik, Dampfpataschen der konsumirtesten Staats-Klugheit, Célérifères der erleuchtetsten Vaterlandsliebe nennen."

„Und in der That, meine Herren, welch Verdienst haben wir uns nicht schon erworben um den Staat. Haben wir nicht aufs neu ein sinnreiches Sprichwort bestätigt durch unser Verfahren. Haben wir nicht um uns her Alles vereint, was Europa, Lappland und Patagonien Großes und Erstaunliches darzubieten vermöchten... Erblicken wir nicht der Weltberühmten mehrere in unserm Kreise? Dürfen wir nicht stolz — was sage ich stolz — dürfen wir nicht rasend entzückt sein über alle die herrlichen Talent- und Patent-Aquisitionen, welche wir seit einigen Jahren gemacht? Ja, meine Herren, nichts schickt sich also besser für uns, als die Stiftung eines soliden Neusüdwales im gelehrten Styl.“ —

Aber, wo sind wir hingerathen mit unserer Anzeige einiger der bemerkenswerthesten Erscheinungen der neuesten ausländischen Literatur? Nihil tam difficile est, quin quaerendo investigari possit. „Es ist nichts so schwer, das man, falls man nur recht nachspäht, nicht entdecken könnte,“ sagte schon Terenz in seinem Heautontimorumenos, vierter Akt erste Szene. Auch ohne umständlichere Erörterung werden unsere Leser leicht begreifen, wie wir von der neuesten Literatur auf den neuesten Volks-Unterricht gekommen sind.

Was schreibt man nicht Alles heut zu Tage? — Theologische, mythologische, metaphysische, theosophische, psychologische, physiologische, philosophische, krani-insani-sophistische Abhandlungen über Recht und Unrecht, über Verstand und Unverstand, über Staats-Kackerlacken und berühmte Kretinen. Es ist ein gelehrtes Krambambuli, aus Süßholz oder Rhabarber

bereitet, das weder gesund noch froh, weder gescheit noch glücklich macht.

Wer hat nicht von den „Paroles d'un croyant," den „Worten des Glaubens," wie B. sagt, den „Worten eines Gläubigen," nach Ehrenfried St., „den gläubigen Worten," von Kritzkratz Tz., den „Glaubens-Worten," von Dreistern und Kompagnie, und den „Worten des Gläubigen," von andern sogenannten Verdeutschern der sonderbaren politisch-religiösen Galle-Ergießung des Abbé de Lamennais reden gehört?

Schade um die verpfuschte herrliche Kopf-Organisation, schade um das zugleich zarte und kräftige Zellengewebe, das einen Leibnitz, einen Dante, einen Milton, einen Kant erzeugt haben würde, hätte schadenfroher Zufall es nicht in den Hirnkasten eines römisch-katholisch-apostolischen Priesters geworfen.

Der Arme, er hadert mit sich selbst. Er sieht, ein zweiter Jakob, die Himmelsleiter nur im Traum. Die Engel, schöne, wahre, unsterbliche Gedanken, steigen daran auf und nieder. Aber er erfaßt sie nicht. Er ringt mit dem Riesen des Unsinns, der ihm die rechte Hüfte seines Verstandes verrenkt. Darum hinkt er so stark, wenn er recht festzutreten glaubt.

„Warum ermüdet Ihr Euch vergebens in Euerem Elend? Euer Wunsch ist gut. Aber Ihr wisset selbst nicht, wie Ihr ihn in Ausführung stellen wollt."

Diese Worte, welche die 36ste Strophe in Lamennais viel beschrieenem Büchelchen bilden, man könnte sie mit vollem Rechte, und wahrlich nicht treffender, an dessen Verfasser selbst richten. Es werden einige Monate vergehen, und niemand wird mehr sprechen

von den „Worten eines Gläubigen.“ Nach 2 oder 3 Jahren wird sich ihrer kaum noch ein eingefleischter Bibliophile zu erinnern wissen.

Der theologische Babeuf wird mit seinem apokalyptischen Raps nichts erzielt haben, als die „Ehre“ des einstimmigen, ungetheilten Beifalls aller Maratisten, Robespierristen, Dantonisten, aller Mitglieder der eigenthumsschützenden Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, einschließlich der Giovine Italia und der Eckstein-, Säulen- und Halle-Verbündung Teutonia zu Paris.

Er wird, seiner Nachahmung Christi, seiner dreimaligen Wallfahrt nach Rom, seiner Zeitung L'Avenir ungeachtet, weder Bischof, noch Kardinal, noch Pabst geworden sein, und sein 20jähriges Hinarbeiten auf die Erlangung einer dieser „Chargen,“ wird zu nichts gedient haben, als ihn zum heiligen Krispinus aller Demagogen und Rapacikraten, oder wohl gar zum Schutzpatron irgend einer Hochwahnsinn-Anstalt zu Radikalopolis-Bedlam zu machen.

So weit ist es gekommen mit einem jener Erzengel der katholischen Restauration, welche die protestantische Kirche zum Frühstück und die griechische zum Vesperbrot aufzuspeisen gedachten. Ohe, quantum mutatus ab illo! Der heilige Cherubim ist ein heilloser Sanskülotte geworden. Der Raphael der ehrwürdigen Patres der Bande Loyolas, hat sich in einen revolutionären, Pech, Schwefel und andere höllische Brenn-Materialien ausspeienden, Luzifer metamorphosirt.

Lamennais wirft den Leuten nicht Sand in die Augen oder Schnupftaback, wie gewisse demokrausche

gentlemen of great-road, die ihre politische high-way-robbery nach allen Grundsätzen betreiben. Behüte Gott. Der Messias der Redemptoristen von St. Just und Sanson, versteht sein Handwerk besser.

Er nimmt apokryphischen Kohlenstaub, ungesalzenes Schießpulver, geläutertes Arsenikkies, und filtrirt es dem seiner überschwänglichen Tugenden wegen berühmten französischen Pöbel erster, zweiter und dritter Klasse in die Seele, um ihn, zu seinem größten Glücke, von seinem bisherigen Glauben an allerlei alten Schnickschnack, wie Religion, Gesetz, Recht und Vernunft, wo möglich radikal zu heilen. Fiat lux!

Lamennais hat, ausser seinen Adepten und Anbetern, auch Nachahmer und Kalkirer, im Geschmack der Offenbarung Johannis gehabt. Die „Worte eines Menschen" sind in diesem Betrachte eines der gelungensten hydrophobischen Produkte. Ganz Bicêtre scheint Mitarbeiter an diesem Werke gewesen zu sein. Es ist beinahe eben so treffend, eben so eindringlich, von eben so gutem Geschmack und richtigem Takt, als der edle „Geächtete," der wahrscheinlich aus Deutschland übel weggekommen sein muß, weil er unser armes Vaterland durch Schimpfen und Verwünschen und Verläumden zu sich hinabzuziehen sich bemühet.

Gegen die „Worte eines Gläubigen" sind ebenfalls mehrere wohlbeleibte oder schlanke Flugschriften erschienen. Die „Réponse d'un Chrétien aux paroles d'un Croyant (Antwort eines Christen auf die Worte eines Gläubigen)," von Abbé Bautain, haben für ihren Verfasser keinen andern Erfolg gehabt, als daß der Bischof von Straßburg ihm die obere Leitung des kleinen Seminars in dieser Stadt abge-

nommen, und zwar aus folgenden äusserst triftigen Gründen:

Erstens, weil er seinem Amte unentgeldlich vorgestanden; zweitens, weil er nur talentvolle Männer, worunter vier ehemalige von ihm durch milde Lehre und exemplarisches Beispiel für das Christenthum gewonnene Israliten und ein gewesener königlicher Prokurator sich befanden, als Lehrer angestellt; drittens, weil er seine Kollegien nicht lateinisch (das nur wenige verstehen), sondern französisch gelesen; viertens, weil er behauptet, daß jemand, der nicht an Gott glaube, auch nicht an die Auferstehung Christi glauben werde, ꝛc. ꝛc.

Was die Antwort eines Christen anbelangt, so ist sie ganz im Geiste des Evangeliums, einfach und mild, dennoch durchgreifend und schwer. Wir sehen hier keinen Propheten David ein Ça ira anstimmen, oder mit den mit Blut und Koth bedeckten Verehrern der Göttin Raison eine Runde tanzen, und aus vollem Halse brüllen:

Chantons la carmagnole;
vive le son
du canon, ꝛc.

Bautain hat von allen diesen Annehmlichkeiten und diesem Guillotine-Schwunge der republikanisch-französischen Muse keinen Begriff. Er ruft die Worte des „Erlösers“ selbst an. Er steigt bis zur Ur-Tradition unsers Glaubens hinan, und befragt die Gefährten Jesu, die Apostel, welchen Gesinnungen der christliche Priester sich zu überlassen habe, um wirklich zu sein, was er sein soll.

Ein anderes Werk von Chabo, bietet uns die

„Paroles d'un Voyant (Worte eines Sehenden)“ dar. Wir müſſen geſtehen, daß wir in den Worten eines Sehenden nichts geſehen. Denn alles in ihnen iſt Finſterniß, und Finſterniß iſt undurchſichtig, wie jedermann weiß. Mit ächt antikem Muthe haben wir dies Factum von Anfang bis zu Ende durchleſen. Aber wir müſſen mit wahrem Depit geſtehen, daß wir nicht begriffen haben, was der Verfaſſer darin eigentlich hat ſagen wollen.

Die „Contre-paroles d'un Croyant (Gegenworte eines Gläubigen)“ von Ortolan, ſind nichts als eine ſchwache Nachahmung deſſen, was wirklich unnachahmliches in dem Buche Lamennais iſt. Von Widerlegung, wie man ſie vermuthen möchte, iſt darin keine Spur. Es ſoll Ironie ſein. Aber wenn wir auch einen Tubus von 20 Zoll Oeffnung daran legen, wir entdecken ſie nicht. Wir finden nichts, als den ziemlich abgenutzten Styl des Konſtitutionel, der dem vollen, runden, dithyrambiſchen Styl des Avenir-Herausgebers gegenüber ſich ausnimmt, wie Veſta neben Sirius.

Doch genug davon; kommen wir zu etwas anderem. Die in Frankreich ſo viel beſprochene, allen aufgeklärten Geiſtern nicht allein zweckmäßig, ſondern ſogar nothwendig ſcheinende Reform des gegenwärtigen Wahl-Syſtems in dieſem Lande, hat eine Schrift von Alexander Guiraud, Mitglied der franzöſiſchen Akademie, erzeugt, betitelt: „De la vérité dans le système représentatif (vom Wahren im Vertretungs-Syſtem).“

Die Wahl-Reform iſt, wie man weiß, ſeit dem Appendix der franzöſiſchen Staats-Umwälzung, im Juli 1830, das große Schlachtroß der legitimiſtiſch-

karlistisch-henriquinquistischen Partei, seit sie begriffen, daß die Poesie der Erinnerungen eines Henri Kater, eines Louis le Krank, eines pariser Bluthochzeits- und eines Ordonnanz-Charles, wie anderer von demselben Taig, eitel Bittermandel-Seifenblasen seien.

Jeder Tag, den die liebe Sonne von Lauterburg bis Port-Vendres gibt, sieht den innern und äussern Gehalt dieser Partei sich vermindern. Ihr Leben flieht durch ihre eigenen Poren davon. Sie löset sich auf in dem Koak der Mode, in dem Pfründner-Spital der Quotidienne, in der Figaro-Soutane der Gazette de France (ecco, ecco il vero polliero politico).

Sie gesteht der Republik immer mehr Terrain zu. Sie bemühet sich auf ihrer Fahne das Wort Legiti-Mist zu verwischen, und es durch das besser klingende Wort Refor-Mist zu ersetzen. Guiraud, der Akademiker, ist einer der „Feseurs" der Refor-Mist-Partei.

Weniger kühn und barok als Châteaubriand, weniger herausfordernd als Florian de Kergorlay, weniger spitzfindig als Fitz-James und Arlincourt, ist er naiv genug, zu sagen, „daß die royalistische Opposition im alleinigen Interesse Frankreichs handelt, weil sie keinerlei Berechnung in Vorschlag bringt, keinerlei Kombination vorbereitet, die geeignet wäre, ihres dynastischen Interesses Triumph zu sichern."

Man möchte daraus schließen, daß die royalistische Opposition (was man sagen will versteht jedermann, obgleich die Wort-Zusammenstellung mit Bezug auf der Dinge gegenwärtigen Zustand in Frankreich keinen Sinn hat), die dynastische Frage als gänzlich verschieden von dem eigentlichen Interesse Frankreichs

betrachtet; was jedoch nicht alſo iſt, weil all' ihr Streben unabläßlich darauf hinzielt, eine dritte Reſtauration ihres älteſten Zweiges zu erzielen.

„Présent et Avenir (Gegenwart und Zukunft),“ politiſche Flugſchrift von Karl Lemonnier, macht den durchaus neuen Zuſtand der politiſchen Diskuſſion ſeit Juli 1830 augenſcheinlich.

Nach der Juli-Reform fand eine Scheidung ſtatt zwiſchen den Bürgern und den Eigenthumsloſen (Proletariern), die bis dahin in einer gemeinſamen Oppoſition gegen den Feudal-Adel vereinigt geweſen. Die Bürger haben ſich der Macht verſichert. Die Eigenthumsloſen ſind nach wie vor Oppoſition geblieben, oder vielmehr, die Oppoſition iſt in ihrem Namen gemacht worden, weil man ihnen bis jetzt keine geſetzlichen Vertreter zugeſtanden hat.

Mit weiſer, folglich mit langſamer Beharrlichkeit, nicht ruckweis und mit langen Pauſen, ſondern ruhig, ſicher fortſchreitend, eine allmählige Verſchmelzung, der in ſich ſelbſt zerfallenden, durch ihre zu ätzende Miſchung ſich zertheilenden Parteien; eine freundſchaftliche Uebereinſtimmung zwiſchen den beiden ſtreitenden Klaſſen; eine vernünftige, politiſch richtige Ausdehnung aller geſellſchaftlichen Rechte und Vortheile auf die bis jetzt derſelben noch entbehrenden Stände: das iſt die große Aufgabe, welche nur ſolide Geiſteskräfte, durchdringende Intelligenzen in Ausführung zu bringen vermögen. Ob Frankreich dergleichen habe, wird Zeit uns lehren.

Danken wir dem Verfaſſer des Buches: „Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit (Phyſiologie und Geſundheitslehre der mit

Geistes-Arbeiten beschäftigten Personen)," J. H. Reveillé-Parise, Doktor der Medizin, für die nützlichen Lehren und Fingerzeige, welche er den armen Schrift-Gelehrten, Zeitungsschreibern, Bilderfibel-Herausgebern und tutti quanti zu ertheilen für gut erachtet.

Die zwei Bände sind angefüllt „mit einer so erleuchteten Erforschung der Anekdoten der Vergangenheit (wir übersetzen getreulich die Anzeige dieses Werkes aus der dritten Lieferung des vierten Theiles, der dritten Folge [November 1834] der Revue des deux Mondes, S. 333, Z. 8 u. f.), einer so zarten Skrutinirung der Physiologie des Künstler-Temperaments, einer so umständlichen Sorgfalt der literarischen Gesundheitslehre," daß man auf Erden nichts Vortrefflicheres finden kann.

Vier und zwanzig Kreuzer Konventionsgeld demjenigen, der diesen plastischen Galimathias versteht. Aber hören wir weiter:

„So hat denn unsere Literatur auch ihren Arzt, und nicht etwa einen schwarzen, teuflischen Doktor, wie der, dessen Humour und geistreiche Lektionen Ihr kennt (die Konsultationen des schwarzen Doktors, Roman von Balzac), sondern einen Arzt, der sich mit Euerm, über weniger alltäglichen Spekulationen vernachläßigten Körper beschäftigt, der Euch den Puls mit einer frischen Hand betastet, der Euch durch ein Geschichtchen erheitert, der Euch bittet, ihm Euere Verse vorzulesen, und der Euer Gesundheits-Verhalten lachend bestimmt."

Voilà ce que c'est, Messieurs et Mesdames, die Physiologie und Gesundheits-Lehre ꝛc., des berühmten Reveillé-Parise, Doktoren der Medizin. Führen

wir, zur Kenntniß ab uno ein Spezimen ſeines Werkes an, wie es uns auf Gerathewohl in den Wurf kommt.

„Beſitzer des Körpers," ſagt Reveillé-Pariſe, „gebietet das Ich, oder der Menſch, ſeinem Blute langſamer zu fließen, ſeinen Nerven weniger reizbar zu ſein, ſeinem Gehirn dieſe Idee eher als eine andere zu durchdenken. Das Ich, durch ſeine innerliche (intrinsèque) Kraft, oder unterſtützt von Erziehung und dem Beiſtand der Philoſophie, der Medizin, gebietet, regiert ſouverän die Oekonomie. Schließlich, wie man es geſagt, der Menſch iſt Herr bei ſich (en définitive, comme on l'a dit, l'homme est le maitre chez lui)."

— Excusez.

Schließen wir mit der „Reiſe in der Schweiz (voyage en Suisse)," von dem Grafen Theobald Walsh, Redaktoren der Gazette de Normandie. M. le Comte erzeigt der Schweiz die Ehre, ſie zu bereiſen. Seit Raoul-Rochette und Simon konſunirt ſind, braucht der Behemoth Literatur neues Futter. In den 29 Unvereinſtaaten Helvetiens fehlt es daran nicht. Man macht in ihnen jährlich 217,583,694 Zentner Heu, die grünen Kräuter, welche vom Stengel verzehrt werden, nicht mitgerechnet. Es leben vielerlei Weſen davon; warum ſollte denn nicht der Redaktor einer legitimiſtiſchen Zeitung auch etwas Nahrung finden, wo doch ſo viele Wiederkäuer ſatt werden?

Puis, wenn der Herr Graf in Baden an der Limmat, wo er im Stadhof zu reſidiren geruhet, einen Luther gewahrt; wenn er eine weiland Republik Gerſau beſucht, die er beſchreibt, wie wenn ſie noch be-

stände; wenn er einer heroischen Insurrektion im Prättigau gedenkt; wenn er von Wilhelm Tell, Zwingli, Huß, Kalvin Stauffacher und Usteri spricht, geräth er in Feuer und Flammen gegen Empörung und Ketzerei. C'est fort bien. Jeder sein Gewerbe. Ein Legitimist darf sich seiner Sinne und Sinnes-Werkzeuge nicht bedienen, wie ein Doktrinär, wie ein Radikaler, wie ein Juste Milieu, oder wie ein Enragé de modéré. Das ist ganz in der Regel, und damit Punktum.

Neue Beobachtungen über Bau und Bildung des menschlichen Gehirns.

Man hat oft, seit Erfindung des Mikroskops, versucht dieses Instruments sich zu bedienen, um damit genauer als bisher den Bau des Gehirns zu studieren, doch haben alle solche Nachforschungen bis jetzt zur Kenntniß keiner wichtigen Thatsache über dieses Organs innere Einrichtung geführt. Die Nichtübereinstimmung, welche man in den bei solchen Nachforschungen von Loevenhoeck, Della Torre, Monroe, Barba, Home und einigen andern Gelehrten erlangten Resultate bemerkt, muß vielen verschiedenartigen Umständen zugeschrieben werden, wie z. B. der Unvollkommenheit der gebrauchten Instrumente, den verschiedenartigen Methoden, deren jeder Forscher sich bedient, den vorausgefaßten Ideen über das Urgewebe, worin, wie man allgemein glaubte, das nervige Netz enthalten sei, und über das Dasein einer Flüssigkeit, oder eines schleimigen Stoffes, den man beständig in den Gehirnfasern zu finden vermeinte.

Des Nichterfolgs so vieler Beobachtungen ungeachtet, haben wir Ursach zu glauben, daß die Studien, welche Professor Ehrenberg über diesen Gegenstand bekannt gemacht, ein entsprechenderes Ergebniß darbieten werden. Die Sorgfalt und Geschicklichkeit, von der dieser Beobachter schon unbestreitbare Beweise abgelegt, in den Nachforschungen über die Organisation und Bildung der Infusionsthierchen, lassen uns hoffen, daß seine neuen Nachforschungen über die Organisation des Gehirns dieselben Ergebnisse darbieten werde. Wir wollen uns bemühen, unsern Lesern in Kürze einen Begriff davon zu geben.

Gehirn und Nerven bestehen nach Dr. Ehrenberg, aus äusserst zarten Fasern, die man nur mit Hilfe einer auf 300 Durchmesser vergrößernden Macht entdecken kann. Er sagt selbst, daß er manchmal genöthigt gewesen, eine viel beträchtlichere Kraft, wie z. B. die von 800 Durchmesser, in Anwendung zu bringen, um sie zu unterscheiden. Er hat sehr dünne Gehirnblättchen untersucht, und die faserige Struktur augenscheinlich an ihrem Rande bemerkt. Ein leichter Druck, hervorgebracht auf die nervige Substanz zwischen zwei Glasstücken, läßt die Fasern noch leichter erkennen.

Es ergibt sich aus den von Prof. Ehrenberg gemachten Experimenten, daß die Masse des großen und des kleinen Gehirns aus sehr schwachen, unregelmäßig in dem rindenartigen Theile angebrachten Fasern besteht, die mit Bläschen und Blättchen übersäet sind, welche von der Oberfläche gegen des Gehirnes Mittelpunkt zusammenlaufen. Die meisten dieser Fasern

haben keine regelmäßige Spiralform, sondern sind vielmehr beinahe Rosenkränzen ähnlich.

Zwischen diesen Fasern, die Dr. Ehrenberg „gelenkige“ nennt, befinden sich, ihm zufolge, noch andere gegen den untern Theil des Gehirns, die ein wenig dicker und von regelmäßiger Spiralform sind. Diese beiden Faser-Abtheilungen sind weder durch das Zellen-Gewebe, noch durch irgend eine Flüssigkeit vereinigt, sondern sie sind blos übereinander gestellt, ausgenommen auf den Punkten, wo sie von dem Netz der Blutgefäße, die das Gehirn in allen Richtungen durchkreuzen, umschlungen sind.

Die einzige Verschiedenheit, die er zwischen der weissen oder innern Substanz des Gehirns, und zwischen der grauen oder rindenartigen entdeckt, besteht darin, daß diese letzte keine spiralförmigen Fasern enthält, und daß die gegliederten Fasern darin von einem Netz dickerer Blutgefäße zusammengedrückt sind.

Im Gehirn sind die Fasern fast immer parallel eine gegen die andere gerichtet. Manchmal durchkreuzen sie sich, und Prof. Ehrenberg sagt, daß er mehrere gesehen, die in einer einzigen vereinigt waren.

Die großen spiralförmigen Fasern sind offenbar hohl, oder mit innern Röhren versehen. Denn es ist ein Leichtes, die innern Wände der Röhren zu bemerken. Wenn, nachdem man einige dieser Fasern durchschnitten, sie leicht zwischen zwei Glasscheiben drückt, sieht man ihnen eine körnichte Materie entströmen.

Die Nachforschungen unsers gelehrten Gewährsmannes (Professors auf der Universität Berlin) haben sich nicht auf das Gehirn allein beschränkt, er hat

sie auch auf die davon ausgehenden Nerven ausgedehnt. Bei dieser Gelegenheit hat er unter andern eine Bemerkung gemacht, die nicht ohne Wichtigkeit ist, obgleich sie Veranlassung zu keiner unmittelbaren Anwendbarmachung gibt. Man weiß, daß Karl Bell, in England, und später Magendie, in Frankreich, durch ausserordentlich merkwürdige Experimente bewiesen haben, daß die vom Gehirn ausgehenden Nerven sich in zwei ganz verschiedenartige Gattungen scheiden, wovon die einen die Empfindungen, die allgemeine Empfindsamkeit, Gesicht, Gehör, Geruch, ꝛc., die andern dagegen die freiwilligen Bewegungen bestimmen.

Die ersten, nämlich die Empfindungs-Nerven, bestehen, nach Dr. Ehrenberg, gänzlich aus gegliederten Fasern, denen ähnlich, die er in der Gehirnmasse gefunden, während die andern oder Bewegungs-Nerven gänzlich aus graden spiralförmigen Fasern gebildet sind.

Entdeckung einer alten unterirdischen Stadt in Ostindien.

In einem an die asiatische Gesellschaft gerichteten Schreiben, zeigt der Hauptmann Cantley, Ober-Aufseher des Duab-Kanals, die Sendung mehrerer sehr merkwürdigen Denkmünzen an, die für das indische Museum bestimmt sind, und die er auf der Stelle gefunden, wo früher eine alte Stadt gelegen, die jetzt unter 16 Fuß hohem Schutt begraben ist.

Es ergibt sich aus der kurzen Erklärung des Vorgenannten, daß er diese Entdeckung bei Gelegenheit der Reinigung des Duab-Kanals, unterhalb, doch ziemlich nahe bei Behut gemacht, welche Stadt auf der Karte von Rennell unter 26 ^{0} und einigen Minuten nördlicher Breite, wie ungefähr 78 ^{0} 50′ östlicher Länge angegeben ist.

Der Kanal war gänzlich abgelassen worden, und bald fand man auf seinem Grunde mehrere Münzen, zwischen Ueberresten alter Bretter und andern Holzwerks, das noch in ziemlicher Menge vorhanden war.

„Vor Allem muß ich bemerken," sagt der Bericht-Abstatter, „daß die gegenwärtige Richtung des Kanals ganz von der verschieden ist, die er früher verfolgt haben soll. Kann man also nicht andere Beweise vom Gegentheil aufstellen, so darf man nicht behaupten, daß die gefundenen Gegenstände zufällig hier verloren gegangen, oder daß sie vom Wasser bis hierher geführt worden."

Der von dem Kanal durchschnittene Boden ist zum Theil kultivirt, zum Theil mit wilden Pflanzen und Gestrüpp bedeckt. Unmittelbar unter der Ober-

fläche findet man eine 4½ Fuß tiefe Flußsandschicht. Darunter ist eine dünne Schicht gewöhnlichen Sandes, worin man einige Holz- und Bretter-Ueberbleibsel bemerkt. Sodann folgt eine röthliche mit Sand vermischte Thonschicht, die 12½ Fuß im Durchmesser hat. Unter derselben endlich findet man die Ueberreste der alten Stadt, in einer 6 Fuß dicken schwarzen Erdschicht, in welcher sehr viele Knochen, Scherben und andere Gegenstände, besonders mehrere Denkmünzen vorhanden sind, die Hauptmann Cantley dem Museum überschickt hat.

Besondere Erwähnung verdienen die ausserordentlich großen Ziegel, welche man in beträchtlicher Menge auf dem Punkte ausgegraben. Ihrer Form nach scheinen sie zu Brunnen gedient zu haben. Man hat auch ganze Haufen Eisenschlacken entdeckt, obgleich der Gebrauch der Hochöfen zum Eisenschmelzen zu Behut gänzlich unbekannt ist; eben so Pfeilspitzen, Ringe und verschiedenartige Glaskorallen. Mit einem Worte, es ist ein zweites Herkulanum, und alles läßt voraussetzen, daß man bei genauerer Nachforschung hier viel Wichtiges ans Tageslicht befördern könnte.

Der Sekretär der asiatischen Gesellschaft hat über Cantleys Brief nachstehende Bemerkungen bekannt gemacht:

„Der Zeitpunkt, in welchem die in Rede stehende Stadt existirte, kann mit ziemlicher Genauigkeit angedeutet werden, und zwar mit Hilfe der vielen an derselben Stelle entdeckten Münzen, wo man die Ziegel und Knochen ausgegraben. Die Münzen gehören zu drei verschiedenen Klassen, welche Wilson in einer im 17. Bande der asiatischen Nachforschungen

enthaltenen Beschreibung bereits bekannt gemacht. Sie sind nachstehende:

1. Eine dieser Münzen trägt eine menschliche Gestalt bekleidet mit einem Panzerhemd. Sie opfert auf einem Altar. Das Stück kann als von indisch-skythischem Ursprung betrachtet werden. Wilson setzt mit vieler Wahrscheinlichkeit voraus, daß die Münze aus einer Zeit herrühre, welche dem Beginn der christlichen Aera nahe komme. Von 26 Medaillen dieser ersten Art ist nur eine gut genug erhalten, um ihr Gepräge unterscheiden zu können.

2. Die meisten von Cantley eingesandten Münzen sind anderen ähnlich, welche in demselben Bande der asiatischen Nachforschungen beschrieben worden, und von denen man eine Zeichnung beigefügt. Man weiß jedoch nicht, was sie eigentlich sein sollten. Auf einigen sieht man einen Elephanten auf der einen Seite, auf der andern einen oder mehrere ganz besondere Monogrammen. Noch einige haben auf der Rückseite den Stier der Brahmanen, und auf dem Rande eine Inschrift in unbekannten Schriftzügen.

3. Die letzte Münzen-Art ist von Silber. Man bemerkt darunter viele dicke, viereckige Stücke, ohne irgend ein regelmäßiges Gepräge, doch mit verschiedenen Stempel-Zeichen, wie man sie wahrscheinlich allgemein machte, bevor man die Geld-Ausprägung ersonnen. In Mackensie's Sammlung befinden sich sehr viele solche Denkmünzen. Auch an ihnen bemerkt man kein sicheres Zeichen, wonach man auf ihr Alter schliessen könnte, so daß man sogar zweifeln kann, ob es wirkliche Medaillen sind, oder nicht. Die neue Entdeckung kann zur Beantwortung dieser beiden

Punkte dienen. Alle diese Denkmünzen scheinen aus einer späteren Zeit als die des Bestandes der indisch-skythischen Dynastien in Baktrianien herzurühren. Sie müssen einer Epoche angehören, wo, wie jetzt in China, das Silber durchgängig nach dem Gewicht Kurs hatte, während die geringeren Erze als Zeichen eines bestimmten Nennwerthes im Umlauf waren.

Die Entdeckung dieser Münzen, die an und für sich schon sehr wichtig ist, bildet indessen nur einen der zahllosen Punkte, die hinsichts des morgenländischen Herkulanums aufgeklärt werden dürften. Anschein und Zustand der von Cantley eingesandten Zähne und Knochen gewähren ebenfalls ein besonderes Interesse. Sie sind noch nicht gänzlich von jedem thierischen Stoffe entblößt; doch ist dieser letzte größtentheils schon durch kohlensaures Kalk ersetzt.

Kritische Revüe.

Der Himmel, seine Welten und seine Wunder, oder populäre Astronomie. Ein Bildungsbuch für alle Stände, von J. J. Littrow, Direktor der k. k. österreichischen Sternwarte in Wien. Mit schön gestochenen Sternkarten. Vier bis fünf Lieferungen in 8. Stuttgart, 1834. Bei Karl Hoffmann.

Selten ist ein Werk erschienen, das mehr des allgemeinen Beifalls, das einer einstimmig-günstigen Aufnahme würdiger gewesen, als die von dem gelehrter Littrow unter obigem Titel verfaßte „populäre Stern- und Himmels-Kunde.“ Zwar haben wir bis jetzt nur davon die erste Lieferung vor Augen. Aber wenn wir nach ihrem Inhalte auf den des Ganzen schliessen dürfen, wird das Publikum, hinsichts des betreffenden Gegenstandes, etwas ganz Vorzügliches erhalten.

Das Werk ist klar, rund, deutlich, in einem allgemein verständlichen Tone geschrieben. Wo technische Benennungen unumgänglich nothwendig waren, sind sie genügend erklärt. Wo der Sinn Erörterung nothwendig machte, ist sie befriedigend gegeben. Man liest diese einfache, gediegene Darstellung mit steigendem Genuß. Es ist Kraft, es ist Fülle, es ist lauteres Gold darin. — Nach des ganzen Werkes Erscheinung denken wir uns noch umständlicher darüber auszusprechen.

Von dem umsichtigen Verleger durch treffliche Ausstattung, durch schönes Papier, scharfen, korrekten Druck und zierliche Karten noch mehr gehoben, ist

dies Buch, das bei alledem zu dem wohlfeilen Preise von 54 Kr. rhein., für jede Lieferung, erlassen wird, eine wahre Zierde deutscher Literatur.

Die Menschen und die Sitten in den vereinigten Staaten von Nordamerika, von dem Obersten Hamilton. Nach der dritten englischen Auflage übersetzt von L. Hout. Mannheim, 1834. Bei H. Hoff. Zwei Theile in einem starken Groß-Oktavband.

Ein gutes Werk, die Frucht richtiger Beobachtung, umsichtiger Vergleichung, reifer Kenntniß der Menschen und Dinge. Hier ist kein von einseitigem Vorurtheil eingegebenes, von schiefer Ansicht, von lächerlicher Selbstgenüglichkeit, von erbärmlichem Kleinigkeits-Geiste diktirtes Gewäsch, wie bei der bekannten Mistriß Trollope. Es ist Mark und Nerv in dieser Schilderung der wirklichen Sitten, Gebräuche und Verfassungen der Bewohner der Vereinstaaten Nordamerikas. Es ist Karakter, es ist Sprache, es ist nationale Haltung, die daraus zu unserm Gemüthe, zu unserer Einbildungskraft spricht.

Wir begreifen, daß, was der Verfasser darstellt, und wie er es darstellt, in Wahrheit vorhanden ist; daß er nicht die meisten seiner Angaben aus der Luft gegriffen, sie aus seinem Gänsekiel gekauet hat. Er hat gereiset, nicht als Brite oder Aristokrat, sondern als vernünftiger Mensch. Er hat seinen Augen zu sehen, seinen Ohren zu hören vergönnt. Er hat sie nicht, wie jene herumstreifende Agentin des englischen Torysmus, mit künstlichen Nebeln, mit den Prismen stinkender Vorurtheile umhüllt, um nach den Ansich-

ten wie zu dem Zwecke einer gewissen Partei eine vorgeschriebene Aufgabe in Ausführung zu bringen.

Darum auch hat sein Werk in England wie in Nordamerika so ausgezeichnete Aufnahme gefunden, daß in dem ersten in sehr kurzer Zeit drei starke Auflagen nothwendig geworden sind. Die deutsche Bearbeitung ist in jedem Betrachte gelungen zu nennen. Sie gibt treu und mit Umsicht, was das Werk Eigenthümliches in Sprache und Haltung darbietet. Sie ist geschmeidig, korrekt in Deutschlands Mundart und Styl. Man liest sie gern und weiß dem Uebersetzer für seinen Fleiß Dank. — Druck und Papier sind gut. Des Werkes Preis ist 2 fl. 42 Kr. rhein. oder 1 Thlr. 15 Sgr. preuß.

J. C. Schweizer's Fremdwörterbuch zur Erklärung fremder, aus andern Sprachen, namentlich der lateinischen, griechischen, italienischen, französischen und englischen, in die deutsche aufgenommener Wörter und Redensarten, besonders in Bezug auf Alterthums-Kunde, Geschichte, Medizin, Rechtswissenschaft und Technologie, denen einzelne seltene deutsche Wörter beigefügt sind. Vierte, um mehrere tausend Artikel bereicherte Auflage, neu bearbeitet von Konrad von Orell, Professor am obern Gymnasium in Zürich. Vier Lieferungen in gr. 8., jede von neun Bogen, zu 10 Batzen (40 Kr. rh.). Für Subskribenten die vierte Lieferung gratis. Zürich, 1834. Bei Orell, Füßli und Kompagnie.

Wir kennen von dieser „vierten“ Auflage des allgemein als vortrefflich anerkannten Fremd-Wörter-

buches von J. C. Schweizer, die durch mehrere tausend neue Artikel von dem geistreichen Professor Konrad von Orell bereichert worden, bis jetzt nur den Prospektus, wonach wir das Ganze, auf eine befriedigende Weise zu beurtheilen, uns nicht unterfangen möchten.

So viel können wir jedoch sagen, daß wir Schweizers Werk als eins der vorzüglichsten in seiner Art betrachten, was übrigens zur Genüge bewiesen wird, durch seine Verbreitung von mehr als zehntausend Exemplaren in der alleinigen deutschen Schweiz, und durch die häufigen Nachfragen, welche die gegenwärtige umgearbeitete, geläuterte und viel vermehrte vierte Auflage nothwendig gemacht haben. Es werden etwa 20,000 Wörter darin erklärt.

Bis jetzt sind zwei Lieferungen, die erste Abtheilung von 18 Druckbogen bildend, und in derselben die Buchstaben A bis M enthaltend, erschienen. Subskribenten kommt das ganze Werk nur auf 30 Batzen, oder 2 fl. rhein., oder 1 Thlr. 3½ Sgr. preuß. zu stehen. Vielleicht finden wir Gelegenheit, nach des ganzen Werkes Erscheinung, dasselbe in umständlichere Erörterung zu stellen.

Kosmorama, eine Reihe von Studien, zur Orientirung in Natur, Geschichte, Staat, Philosophie und Religion, von Dr. F. W. Carové. 24½ Bogen, 8.

Dr. F. W. Carové: Ueber das Cölibat-Gesetz des römisch-katholischen Klerus. Erste Abtheilung. — Auch unter dem Titel: Unparteiische Betrachtungen über das Gesetz des geistlichen Cölibats

und über das feierliche Keuschheits-Gelübde, besonders den Räthen und Gesetzgebern der kathol. Staaten vorgestellt von dem Professor C. A. P. Aus dem Italienischen übertragen, und mit Einleitung, Anmerkungen, ergänzenden und berichtigenden Zusätzen herausgegeben von Dr. F. W. Carové. 30 Bogen, gr. 8.

Desselben Werkes zweite Abtheilung, auch unter dem Titel: Vollständige Sammlung der Cölibat-Gesetze für die katholischen Weltgeistlichen, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit Anmerkungen von Dr. F. W. Carové. 49½ Bog. gr. 8. Frankfurt am Main. Bei H. L. Brönner.

Die meisten Schriften des geistreichen Carové haben nicht blos eine rein philosophische, sie haben auch eine höchst philantropische Tendenz, die sich am auffallendsten in den beiden in Rede stehenden Werken beurkundet. Das erste stellt der Menschheit heiligste, innigste Interessen in Erwägung, und zwar auf eine so gediegene, auf eine so anziehende Weise, aller Formeln der Schule, aller Einseitigkeiten und Vorurtheilen der Parteien so ledig, daß man mit ruhigem Behagen, mit stiller Freude dem Gange eines Geistes folgt, der mit gründlicher Gelehrsamkeit und philosophischem Scharfsinn, eine immer freundliche Milde, eine heitere Gemüthlichkeit in sich umschließt, die Tiefe und Licht, Wahrheit und Genuß in so reichlicher Fülle dem Leser gewährt.

Das zweite Werk: „Ueber das Zölibat-Gesetz des römisch-katholischen Klerus," hat viel Aufsehen erregt. Die Frage über Nutzen oder Schaden, Zweck- oder Unzweckmäßigkeit des ehelosen Lebens der katholischen

Geistlichen, ist ernstlich und vielfach in Erwägung gezogen worden. Man hat für und wider gesprochen, geschrieben, gezankt. Aber das kirchliche und staatsrechtliche Prinzip dieser Frage ist nirgends richtiger, gemessener, umfassender verhandelt worden, als in der von Carové bearbeiteten Schrift.

Es ist darin auf das klarste erwiesen, wie das willkürlich gegebene kirchliche Gesetz, welches den römisch-kathol. Priester zu lebenslänglicher Ehelosigkeit verpflichtet, ihn zum Eigenthum der Hierarchie macht, indem es ihm unwiderruflich das unveräusserliche Recht, eine Familie zu gründen, entzieht; wonach sich von selbst ergibt, daß ein solches Gesetz nichts ist, als eine schreiende Ungebühr, vorzüglich in einer Zeit, wo die Fortdauer jeder Billigkeits-Umgehung, jeder Rechts-Verletzung als ein öffentliches Vergehen betrachtet wird.

Solch Räsonnement und solche Ueberzeugung hat den gelehrten und geistreichen Verfasser der Schrift: „Ueber allein seligmachende Kirche," veranlaßt, das fragliche Gesetz von beiden Seiten zu beleuchten, die verschiedenen für und wider aufgeworfenen Gründe zu erwägen, und mit Ruhe, mit strenger Unparteilichkeit eine Angelegenheit zu zergliedern, die für die öffentliche Moral, wie für gesellschaftliches Interesse überhaupt, von so hoher Wichtigkeit ist, und über die niemand mit größerem Rechte eine bestimmte Entscheidung aussprechen konnte, als Dr. Carové.

Mannigfaltigkeiten.

Genaue Bevölkerung von Paris und von Frankreich.

Nach der neuesten offiziellen Berechnung wird die Bevölkerung der Hauptstadt Frankreichs, für das Jahr 1834, auf 785,000 Seelen angegeben. Die Menge der Häuser beläuft sich auf 29,000, wovon nur eilf einen jährlichen Ertrag von 60,000 Franken (28,000 fl.) und darüber, abwerfen. Im Durchschnitt kommen 28 Individuen auf ein Haus.

Im Laufe des Jahrs 1832 wurden in Paris 26,283 Kinder geboren, nämlich 13,494 Knaben und 12,789 Mädchen. Von der Gesammtzahl aller Geburten waren 5213 ausserehelliche. Todgeborne Kinder zählte man 1720. Die Zahl der Heirathen betrug 6767, und die der Todesfälle 44,463 (wovon 18,602 Cholerafälle), folglich 18,180 Todesfälle mehr als Geburten.

In ganz Frankreich zählte man vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1831 einschließlich 986,709 Geburten, nämlich eheliche: 472,614 männliche, 442,684 weibliche, und ausserehelliche: 36,415 männliche, 34,996 weibliche, zusammen: 509,029 männliche und 477,680 weibliche. Die Zahl der Heirathen belief sich auf 246,438, und die der Todesfälle auf 802,671, oder 405,902 männliche und 396,859 weibliche. Es wurden also 183,948 Individuen mehr geboren als starben. Im ganzen Lande gab es 164 Personen von hundert Jahren und darüber, die meisten im Departement der Nieder-Alpen (12), sodann in dem des Puy-de-Dôme (8), in dem des Tarn (6) und in dem der Ober-Vienne (6). Die offizielle Gesammt-Bevölkerung Frankreichs wurde zu Anfang 1832 auf 32,569,223 Einwohner angegeben.

Merkwürdige Ausbrüche des Vesuv.

Der Vesuv hat im Laufe dieses Jahres den Gelehrten mehrere höchst wichtige und bemerkenswerthe Phänomene

dargeboten. Auf vier verschiedenen Seiten sind ihm brennende Lavamassen entströmt, wovon die stärkste eine halbe Stunde breit und 24 Fuß hoch war. Ihr Vorrücken betrug anfänglich 200 bis 250 Fuß in einer Stunde, später nur 8 bis 10 Fuß inderselben Zeit. Eine Menge Häuser, Bäume und Felder sind von diesem Feuerstrom verschlungen worden. Eine Beschreibung dessen, was die verschiedenen Ausbrüche dieses Vulkans eigenthümlich Merkwürdiges gehabt, müßte sehr interessant sein. Leider fehlt sie bis jetzt noch. — Bei den jüngsten Ausbrüchen hat man weder heftige Stöße, noch Aschenregen bemerkt, dagegen eine gewaltige Lavamasse, die aus großer Tiefe emporzukochen schien, und deren Ausfluß mit einem sonderbaren Brausen begleitet war. Ohne Zweifel werden uns darüber noch nähere, umständlichere Erläuterungen zukommen, die unsern Lesern mitzutheilen, wir nicht ermangeln werden.

Die neuesten Reisenden in Asien.

Dr. Siebold, der mehrere Jahre in Japan sich aufgehalten, wo er als Staats-Gefangener behandelt wurde, weil er, dem ausdrücklichen dortigen Gesetze zuwider, als Fremder einen Theil des Landes zu bereisen gewagt, ist vor Kurzem glücklich in Petersburg angelangt. Er ist jetzt unermüdet mit Ordnung und Ausarbeitung der zahlreichen Materialien beschäftigt, die er während seinem Verweilen in jenem so merkwürdigen und so wenig bekannten Reiche, dem östlichsten und geheimnißvollsten des ganzen Asiens, gesammelt. Wahrscheinlich wird sein darüber sprechendes Werk zu Anfang des nächsten Jahres erscheinen. Wir werden uns sodann beeilen, darüber umständlich Rechenschaft abzulegen.

Ein anderer aus Kronstadt (bei Petersburg) gebürtiger Reisender, Namens Honinberger, Doktor der Medizin, hat 20 Jahre in Asien zugebracht, und dieses große Festland in verschiedenen Richtungen durchstreift. Von Kon-

stantinopel begab er sich nach dem Libanon und nach Kahira, blieb ein Jahr im Dienste Ali Paschas, durchreisete ganz Natolien, wo er mehrere Alterthümer entdeckte, verweilte als Leibarzt bei einigen kleinen Fürsten Syriens, und ging sodann über Bagdad, Hella, Bassora, Abukir und Schiras nach Ispahan.

Von dieser letzten Stadt wollte er nach Indien vordringen. Der Krieg zwischen Rußland und Persien verhinderte ihn jedoch, seinen Entschluß in Ausführung zu bringen, weshalb er über Kermanschah nach Bagdad zurückkehrte. Er wendete sich von dort nach Bassar, und schiffte sich zu Maskar ein, um über Hyderabad, Scheipar und Multan nach Lahor zu reisen. In der letzten Stadt, der Residenz Rundschit Singhs, blieb er fünf Jahre als dessen Leibarzt.

Nach Ablauf seines Vertrags versuchte er es, den Indus hinabzuschiffen, um über Meer nach Industan zu gelangen. Die in diesem Lande ausgebrochenen Unruhen nöthigten ihn jedoch, wieder umzukehren. Er reisete nun nach Kabul, bei dessen Beherrscher er ein halbes Jahr blieb. Er ging sodann nach Balk, von dort nach Buchara, und kam mit einer Karavane nach Orenburg. Er will zuerst noch Kasan besuchen, bevor er über Nowgorod und Petersburg nach seiner Vaterstadt zurückkehrt.

Seine Mittheilungen über Rundschit Singh, seine Regierung und sein Land sind überaus beachtenswerth. Dieser Fürst beherrscht jetzt das ganze Land Pundschab. In seinen Diensten befinden sich zwei Franzosen, Namens Allard und Court, und zwei Italiener, Ventura und Avitabili. Allard und Ventura sind schon seit 14 Jahren im Lande. Sie trafen gerade ein, als der Fürst von den Afganen aufs Haupt geschlagen und seine Armee bis auf 2 Bataillone aufgerieben worden. Mit so schwachen Streitkräften gelang es den beiden Europäern demungeachtet, den weit überlegenen Feind zurückzudrängen, und den Staat zu retten. Sie organisirten sodann eine regelmäßige Armee, womit sie die benachbarten Länder dem Rundschit unterwarfen.

Allard hat als Kavallerie-Offizier unter Napoleon gedient. Er ist jetzt Obergeneral von Pundschab, und wird im Lande nur der Weißbart genannt, seines hohen Alters wegen. Ventura ist zweiter Kriegs-Minister. Jeder von ihnen bezieht jährlich 8000 Dukaten Gehalt, nächst den Einkünften der von beiden bekleideten Statthalterschaften. Allard's Sohn, ein übrigens schwächlicher und talentloser Mensch, ist Vicekönig von Kaschmir.

Court und Avitabili erhalten 6000 Dukaten Gehalt. Der letzte ist Statthalter von Wisirabad, der schönsten Stadt des Landes. Er ist Neapolitaner von Geburt, und hat als gemeiner Soldat im französischen Heere gedient. Court will sich mit Napoleon zu gleicher Zeit in der Militärschule zu Brienne befunden haben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß nach Rundschits Tode seine Staaten von den Engländern, die schon lange darauf spekuliren, in Besitz genommen werden dürften. Er sieht das voraus und kümmert sich darum sehr.

Honinberger hat zu Kabul alte griechische Grabsteine und andere merkwürdige Alterthümer entdeckt. Er spricht eilf Sprachen, nämlich: russisch, moldauisch, türkisch, neugriechisch, englisch, italienisch, französisch, arabisch, persisch, hindustanisch und tartarisch.

Wirklicher Taufschein Napoleon Bonaparte's.

Man hat schon mehr als zehn ganz von einander verschiedene Taufscheine des berühmten Mannes bekannt gemacht. Um in diesem Betrachte alle Zweifel zu beseitigen, theilt das Anzeigeblatt von Ajaccio einen Auszug aus den Registern des Zivilstandes dieser Stadt mit, der wörtlich folgendergestalt lautet:

Battesmo Napoleone Bonaparte.

L'anno mille settecento settant' uno a vent' uno luglio, si sono adoprate le sacre ceremonie, e preciper me infratto economo soprà di Napoleone, figlio nato di legitimo matrimonio dal signor Carlo Bonaparte, del fù signor Giuseppe et della signora Maria Letizia,

sua moglie, al quale gli fù data l'acqua in casa del Molta. Rev. Luciano Bonaparte di licenza, *e nato li quindici Agusto mille settecento settanta nove*, ed l'anno, assissito all sacre ceremonie per Padrisco l'illustrissimo Lorenzo Giubega di Calvi, procuratore del re, e per madrina la signora Maria Geltruda, moglie del signor Nicolo Paravisino, presente il padre, quali unitamente a me si sono sottoscritti.

Giovanni Battista *Diamento*, economo d'Ajaccio, Lorenzo *Giubega*, Geltruda *Paravicina*, Carlo *Buonaparte.*

Das heißt deutsch:

Im Jahr 1771, den 21. Juli, sind die Gebete und die heiligen Zeremonien vollendet worden, von mir, dem unterzeichneten Oekonomen (Pfarr-Verweser) über Napoleon, Sohn, geboren in der rechtmäßigen Ehe des Herrn Karl Bonaparte, Sohn des verstorbenen Herrn Joseph, und der Frau Maria Letizia, seiner Gattin; das Wasser der Taufe ist ihm gegeben worden in dem Hause des hochehrwürdigen Luzian Bonaparte, mit Erlaubniß, und er ist geboren den 15. August 1769. Den heiligen Zeremonien haben beigewohnt, als Pathe der erlauchte Lorenz Giubega, von Calvi, königlicher Prokurator, und als Pathin die Frau Geltrude, Gattin des Herrn Niklaus Paravisino, in Gegenwart des Vaters, welche alle mit mir unterzeichnet haben.

Johann Baptist Diamento, Oekonom von Ajaccio; Lorenz Giubega; Geltrude Paravicina; Karl Buonaparte.

Man bemerkt, daß in dem Taufzeugniß selbst der Familienname Napoleons zweimal Bonaparte geschrieben ist, während sein Vater Buonaparte unterzeichnet hat. Es ist also wahrscheinlich, daß der Priester diesen Namen nicht recht geschrieben (wie auch den Paravicino). Da jedoch der Text des Taufscheins allein, in Betreff des Namens, als gültig erachtet wird, so hatte Napoleon das Recht, Bonaparte und nicht Buonaparte zu unterzeich-

nen, obgleich bis zu seiner Ernennung zum General alle übrigen Mitglieder seiner Familie ihrem Namen ein u beifügten.

Frösche- und Kröten-Regen.

In der letzten Sitzung der französischen Akademie, am 28. Oktober 1834, sind mehrere von glaubwürdigen Personen eingesandte Briefe, über ein Phänomen vorgelesen worden, dessen eigentliche Veranlassung man bis jetzt noch nicht entdeckt, und worüber man nur Vermuthungen aufstellen kann.

Hüard, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften schreibt:

„Ich befand mich im Juni 1833 in Jouy (bei Paris) und wollte mich nach der Kirche begeben, um der Taufe eines Kindes beizuwohnen. Der Pathe, die Pathin und die Säugamme begleiteten mich. Plötzlich wurden wir von einem Gewitter überrascht. Der Wind wehete sehr stark, und ich sah vor, neben und hinter mir mit dem Regen eine große Menge kleiner Kröten niederfallen. Ich hörte mehrere dieser Thiere gegen meinen Regenschirm schlagen, und sah damit den Boden bis auf eine Strecke von 200 Klaftern bedeckt, so daß ich 10 Minuten brauchte, um über die Stelle hinwegzukommen, wo es in allen Richtungen von ihnen wimmelte.“

Der zweite Brief ist von Zichel, ehemaligem Lieutenant im 10. Jäger-Regiment. Er berichtet darin, daß, als er 1808 ein Piket von 25 Pferden unter den Wällen von Burgos befehligte, er bei ziemlich starkem Regen, durch die Zweige eines Baumes, unter dem er Platz genommen, eine unzählbare Menge kleiner Kröten zu Boden stürzen sah.

Gayet, gegenwärtig Beamter im Kabinet des Handels-Ministers, befand sich 1794 mit der Armee in dem Dorfe Lalain, im Nord-Departement, wo er mit 150 Mann auf der großen Wacht war. Die Kaiserlichen hatten die ganze Umgegend der Abtei Flines unter Wasser ge-

setzt. Es war am Morgen sehr heiß gewesen, und dichte Dunstsäulen hatten sich gebildet. Gegen 3 Uhr Nachmittags begann es stark zu regnen. Zugleich fielen so unzählige Kröten, von der Größe einer Haselnuß, mit dem Regen herab, daß man nirgends den Fuß hinsetzen konnte, ohne auf einige derselben zu treten. Gayet lies ein Tuch aufspannen, das bald mit solchen kleinen Thieren überdeckt war. Während der ganzen halbstündigen Dauer des Regens fühlten sämmtliche 150 Mann der Wacht die Kröten auf sich fallen, und die meisten Soldaten fanden später einige solche Thiere im innern Theile ihrer aufgekrämpten Hüte.

Die vierte Mittheilung ist von Düparcque, der in dem Dorfe Fremar, bei Amiens, während einem starken Gewitter ein durchaus ähnliches Ereigniß zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er befand sich mit dem Ortspfarrer in der Kirche und wollte sich gerade nach dem Pfarrhause begeben, als der Regen ihn überraschte, und er eine Menge kleiner Frösche sich ins Gesicht und auf die Kleider schlagen fühlte, worüber er sich sehr wunderte. Der Geistliche benachrichtigte ihn, daß so etwas gar nichts Seltenes sei, und gewöhnlich bei starkem Sturm, falls er nach langer trockener Witterung eintrete, sich ereigne.

Bei Gelegenheit aller dieser Mittheilungen bemerkte der gelehrte Arago, daß ein solches Phänomen sich vielleicht auf eine ganz natürliche Weise erklären lasse. Wahrscheinlich erhebe ein heftiger Wirbelwind die bei nahendem Regen in großer Menge hervorgekrochenen kleinen Frösche und Kröten, die er weit wegführe, und die sodann mit dem Regen niedersänken. Er fügt hinzu, man habe in England die Bemerkung gemacht an einem Regenmesser, daß vollkommen reines Seewasser sieben Stunden weit über Land vom Sturm fortgeführt werden könne.

Weg durch das rothe Meer und über die Landenge Suez.

Die von Bombay abgehenden englischen Dampfschiffe brauchen gewöhnlich neun Tage bis Fartask und zwei von dort bis Makulla. Dies letzte ist ein schmutziges Dorf, in einem von hohen Bergen umschlossenen Thalgrunde. Man legt hier gewöhnlich an, um Steinkohlen einzunehmen. Zwei Tage darauf betritt man das rothe Meer, fährt ziemlich nahe an der jetzt sehr herabgekommenen und verwüsteten Stadt Moka vorüber, und kommt am vierten Tage nach Jedda, dessen Hafen, der vielen Korallen-Klippen wegen, gefährlich ist. Diese letzte Stadt ist ein Hauptwaffenplatz des Beherrschers von Aegypten in diesem Theile Arabiens. Es wimmelt dort von Truppen. Auch findet man daselbst viele europäische Glücksritter, unter andern einige St. Simonisten, die im Morgenlande bekanntlich die „Mutter" und die „freie Frau" suchen. Medina ist nicht weit von Jedda entfernt, wo das Grab der angeblichen ersten Mutter des Menschen-Geschlechts sein soll. Mekka liegt mehr südlich. Jedda ist der Sammelort aller Pilger, die über Meer kommen, um zum Grabe Mahomets zu wallfahrten.

Hat man in diesem Theile des rothen Meeres mit keinem Sturm zu kämpfen, so gelangt man in vier Tagen von Jedda nach Kosseir, wo die Reisenden ausgesetzt werden, die sich über das rothe Gebirg nach den Ueberresten von Theben begeben wollen. Nach 2 oder 3 Tagen betritt man die Meerenge Jubal, und Tags darauf hat man Suez erreicht. Aller Gefahren und Beschwerlichkeiten der Schifffahrt auf dem rothen Meer ungachtet, kann man solchergestalt binnen fünf und zwanzig Tagen (ohne die Zeit des Verweilens bei den verschiedenen Stationen) eine Strecke von 3242 englischen Meilen oder 1081 geographischen Stunden zurücklegen.

Von Suez bis Kahira braucht man vier Tage. Diese Strecke, durch eine ganz menschenleere Wüste, kann nicht anders, als karavanenweis zurückgelegt werden, der wilden

Beduinen wegen, welche des Landes Oede benutzen, um die Reisenden zu überfallen und zu plündern. Gewöhnlich nimmt man eine militärische Bedeckung mit sich. Auch darf man nicht vergessen, sich mit hinlänglichen Lebensmitteln, mit Trinkwasser, Zelten und andern Bequemlichkeiten zu versehen, wenn man ihren Mangel in der glühenden Steppe nicht sehr unangenehm verspüren will. — Von Kahira bis Alexandria braucht man zu Wasser sieben Tage, zu Lande vielleicht einen Tag weniger.

Neues und radikales Mittel gegen den Bandwurm.

Einer der ausgezeichnetsten Aerzte in Paris, Dr. Ferrus, hat vor einigen Tagen der medizinischen Akademie eine kurze Abhandlung vorgelesen über den Tænia oder Bandwurm, begleitet mit der Andeutung eines neuen Mittels, durch welches er mehrmals eine eben so schnelle als radikale Austreibung desselben erzielt. Unter den Thatsachen, die er zur Unterstützung seiner Angabe aufstellte, und durch sprechende Beweise belegte, verdient vorzüglich nachstehende bemerkt zu werden.

Ein sehr starker, kräftig gebauter Elsaßer litt seit einiger Zeit am Bandwurm. Er wurde von Tag zu Tag schwächer, konnte kaum noch die leichtesten Arbeiten, und selbst diese nur mit Mühe, verrichten, während die schwersten ihm sonst ein Spiel gewesen. Endlich verfiel er in eine vollständige Niedergeschlagenheit, während der verschiedene Anzeichen eines immer mehr sich entwickelnden Wahnsinns bemerklich wurden. Man brachte ihn unter solchen Umständen nach Bicêtre, bei Paris, wo er von Ferrus behandelt wurde.

Dieser bemerkte bald, daß die Zufälle des angeblichen Wahnsinnigen vom Bandwurm herrührten, weshalb er diesen wegzuschaffen sich bemühete. Mit einer Dekoktion der Wurzelrinde des wilden Granatbaumes wollte das indessen nur unvollständig gelingen. Dr. Ferrus erinnerte sich nun, irgendwo gehört oder gelesen zu haben, daß obige Dekoktion bei weitem stärker wirke, und den beab-

sichtigten Zweck nicht verfehle, wenn man sie vorher gähren lasse. Er beschloß sogleich einen Versuch anzustellen, ließ zwei Unzen frische Granat-Wurzelrinde in einer Pinte (von 48 Kubikzoll Parisermaß) Wasser absieden, und diese Dekoktion zwei Tage lang gähren, ohne sie während dieser Zeit zu berühren, wonach er dem Kranken davon eingab.

Das Mittel wirkte unmittelbar, und noch an demselben Tage wurde ein großer Theil des Tænia abgeführt. Der Ueberrest folgte Tags darauf, wie man an dem langen und dünnen Theil entnehmen konnte, der den Hals des Bandwurms bildet. Aus Unvorsichtigkeit des Wärters war der Kopf verloren gegangen, und konnte nicht wieder gefunden werden.

Des Kranken Zustand begann sogleich auffallend sich zu bessern. Man brachte ihn nach der von Bicêtre abhängigen Sennerei S. Anna, wo nach Verlauf von 14 Tagen sein Wahnsinn gänzlich verschwunden und seine physischen Kräfte so gut wiederhergestellt waren, daß er allein Lasten fortzuschaffen vermochte, wozu man gewöhnlich 4 bis 5 Personen brauchte. Er wurde nun als vollkommen genesen erklärt, und kehrte in seine Heimath zurück.

Eis-Ausfuhr von Nord-Amerika nach West- und Ost-Indien.

Man hat sich im verflossenen Sommer sehr gewundert, daß man aus Schweden und Norwegen große Ladungen Eis nach Paris gebracht, und dabei recht gut seine Rechnung gefunden. Indessen ist der Eishandel nicht so neu, als man glaubt. Er wird seit mehrern Jahren schon in einem sehr großen Maßstabe von den Kaufleuten der nordamerikanischen Vereinstaaten betrieben. Von Boston gehen jeden Winter mehrere Schiffe nach Ost- und Westindien, die mit nichts als mit Eis beladen sind. Ihre Haupt-Bestimmungsorte sind in dem ersten Bombay, Surate, Madras, Kuttack und Kalkutta. Seit man mit Hilfe von Körpern, welche so wenig als möglich Wärme anziehen,

dem Schmelzen oder der zu großen Verminderung des Eises vorgebeugt, wirft dieser Handel nicht unbedeutende Vortheile ab.

Das Eis wird in den drei Stunden von Boston entfernten Teichen, wie auf den Flüssen Hennebek und Penobskot, im Mainestaat, in Blöcke von zwei Geviertfuß gehauen, oder man bereitet in Eiskellern die Eismasse künstlich bis zu dieser Dicke. Sie werden sodann in den untern Raum der Schiffe gebracht, die unverzüglich unter Segel gehen. Das nach Westindien bestimmte Eis wird, da die Ueberfahrt nur 10 bis 14 Tage dauert, auf eine nur zwei Zoll hohe Schicht Lohe, mit zerhacktem Stroh untermischt gelegt, und auf gleiche Weise überschüttet. Soll der Artikel jedoch nach Ostindien gehen, so wird er in große Tonnen verpackt, deren Bogenfläche wenigstens einen Zoll dick sein muß. Man schlägt sogar eine Art Kasten um die Fässer, und füllt die leeren Zwischenräume mit ganz trockener Lohe, die, wie man weiß, am besten geeignet ist, die Wärme abzuhalten. 108 solchergestalt eingerichtete Tonnen bilden eine Schiffslast. Das Ganze wird, nach der Einpackung mit Lohe und Stroh bedeckt, und endlich mit Brettern überschlagen. Eine solchergestalt am 6. Mai 1833 von Boston angegangene Eisladung, kam den 16. September zu Kalkutta, ihrem Bestimmungsorte an. Sie hatte also über vier Monate zur Ueberfahrt gebraucht.

Um den während dieser Frist durch etwaiges Schmelzen erlittenen Verlust genau bestimmen zu können, hatte man im Innern der Fässer eine Art Maßstab angebracht. Nach sorgfältiger Berechnung, wobei man auch die Löcher im Innern der Eisblöcke mit in Anschlag brachte, fand man daß man auf der Ueberfahrt von 108 Tonnen Eis 26 eingebüßt, was gar nicht bedeutend ist, wenn man bedenkt daß das Schiff beinahe immer unter dem wärmsten Himmelsstrich sich befunden, und daß es zweimal die Linie passirt. Es war also augenscheinlich, daß man des Unternehmens glücklichen Erfolg allein den bewahrenden Stoffen zu verdanken hatte, deren man sich zur Unterlage und

zur Ueberschüttung der Eistonnen bedient. Noch ein anderer bemerkenswerther Umstand ist der, daß der Thermometer, den man im untern Schiffraum, neben den Eisfässern, angebracht, ganz denselben Wärmestand wie des Fahrzeuges übrige Theile andeutete.

Stärke der neapolitanischen Land- und Seemacht.

Nach der offiziellen Angabe im Giornale delle due Sicilie (dem öffentlichen Organ der Regierung zu Neapel), besteht gegenwärtig die neapolitanische Armee aus folgenden Elementen: Königliche Fußgarde, 6475 Mann; k. Reitergarde 1888 Mann; Gesammtstärke der k. Garde 8363 Mann. Infanterie (mit Einschluß von 4 Schweizer-Regimentern oder 6100 Mann), 30,434 Mann; Kavallerie 1734 Mann; Artillerie, 2300 Mann; Gendarmerie, 7514 Mann; Invaliden, 2700. Gesammtstärke der Landarmee 53,045 Mann, wovon jedoch im Frieden nur etwa 30,000 Mann unter den Waffen sich befinden.

Die Marine besteht aus 2 Linienschiffen von 84 und 74 Kanonen, 1 Fregatte von 46 K., 4 Fregatten von 44 K., 1 Schloop von 12 K., 1 Brick von 20, 2 von 14, 1 von 10 und 1 von 8 K., endlich 4 Dampfboote; im Ganzen 18 Schiffe mit 468 Kanonen. Das Marine-Personal besteht aus 1 Vize-Admiral, 3 Contre-Admirälen, 7 Schiffs- und 18 Fregatten-Kapitänen, nebst 3200 untergeordneten Seeleuten.

Die Ausgaben des Kriegs-Departements für die Landarmee betragen jährlich 7,300,000 Ducati (14,600,000 fl. rhein.), und die für die Marine anderthalb Millionen (3 Millionen fl. rh.)

Inhalt des eilften Theiles.

Seite.

Europa's politische Bewegung seit den Juli-Ereignissen in Fraukreich. (Erste Betrachtung.) - - 3

Ludwig XVII, Herzog von Normandie, eines Komplotts zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung Frankreichs wegen, verurtheilt - - - - - - - 15

Ausflug über die Pyrenäen nach Arragonien und Katalonien - - - - - - - - - - - - - - - 51

Sittlicher und geistiger Zustand der Savoyarden in der Fremde, besonders deren zu Paris - - - - 79

Des englischen Kabinets Rechtfertigung über die letzte Parlaments-Sitzung; nebst einem Notabene für jedermann - - - - - - - - - - - - - - - - 106

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich. - - - - - 129

Abriß der Geschichte der Vereinstaaten Nordamerika's. (Erster Zeitraum. Zweiter Abschnitt.) - - - - - 151

Sitten, Religion, Gebräuche und Industrie der Bewohner Zirkassiens - - - - - - - - - - - 180

Das Bemerkenswertheste in der neuesten ausländischen Literatur - - - - - - - - - - - - - - - 201

Neue Beobachtungen über Bau und Bildung des menschlichen Gehirns - - - - - - - - - - - 214

Entdeckung einer alten unterirdischen Stadt in Ostindien - - - - - - - - - - - - - - - - - 218

Kritische Revüe - - - - - - - - - - - - - - - - 222

Mannigfaltigkeiten:

Genaue Bevölkerung von Paris und von Frankreich - 228

Merkwürdige Ausbrüche des Vesuv - - - - - - - 228

Die neuesten Reisenden in Asien - - - - - - - - 229

Wirklicher Taufschein Napoleon Bonaparte's - - - - 231

Frösche- und Kröten-Regen - - - - - - - - - 233

Weg durch das rothe Meer und über die Landenge Suez 235

Neues und radikales Mittel gegen den Bandwurm - - 236

Eis-Ausfuhr von Nord-Amerika nach West- und Ost-Indien 237

Stärke der neapolitanischen Land- und Seemacht - - 239

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Zwölfter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Vierter Band, zehnter bis zwölfter Theil.

Zwölfter Theil.

Aarau 1834.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

d by Google

Europa's politische Bewegung seit den Juli-Ereignissen in Frankreich.

Letzte Betrachtung.

Beginnen wir unsere Uebersicht mit Rußland. Durch seine geographische Lage ist dies ungeheure Reich einerseits ausser der „Bewegung" Europa's, während anderseits sein mächtiger Einfluß allen überwiegenden Interessen unsers Erdtheils sich beigesellt. Das Auge seiner Politik bald auf die chinesische Mauer oder Persien, und darüber hinweg auf die reichen englischen Besitzungen in Hindostan, bald auf Konstantinopel gerichtet, das es bereits als eine sichere Beute zu betrachten sich gewöhnt, besorgt Mittel-Europa immerfort, daß des gewaltigen Zaarenreiches gesetzvorschreibende Ausdehnung ihm zu gerichtet ist.

Das ist ein Irthum, dessen Ursprung und Entwickelung sich übrigens leicht erklären läßt. Das seit länger als einem Jahrhundert stattgefundene unabläßliche Vorrücken Rußlands gegen Westen, durch die Besitznehmung Ingermannlands, Esthlands, Livlands und eines Theils von Finnland (1721), durch die Erwerbung der südlichen Provinzen, die bis dahin unter türkischer Herrschaft gestanden (1774 bis 1792), Polens (1772—1795) und Kurlands (1795), durch die Eroberung Finnlands (1809), Bessarabiens und eines Theils der Moldau (1812), endlich durch die unbedingte Unterwerfung Polens (1831), wie durch die fortdauernde Spekulation auf die Fürsten-

thümer Moldau und Wlachei, hat sich bei uns die Ueberzeugung festgestellt, daß Rußland es auf uns abgesehen habe, und daß wir früher oder später unsere respektive National-Unabhängigkeit gegen seine Riesenmacht zu vertheidigen berufen sein dürften.

Wir bemerken nicht, daß unsere besorgte Voraussetzung ein bloßes Hirngespinnst ist. Die russische Politik hat ein ganz anderes Ziel, einen ganz anderen Zweck, als eine größere Ausdehnung gegen Westen. Sie weiß sehr wohl, daß bei der geringsten feindseligen Bewegung gegen eine der mittel-europäischen Mächte, das ganze Abendland sich erheben, und die Waffen nicht eher ruhen lassen würde, als bis es die Rußlands hinter Niemen und Dnjeper zurückgeworfen. Oesterreich und Preußen ihrerseits wissen ebenfalls, daß Rußland für einzelne ihrer Gebiets-Theile kein Behagen nähren kann, weil schon jetzt die Exuberanz des gewesenen konstitutionellen Königreichs Polen, ihm mehr zur Last als zum Vortheil gereicht, und daß es dies letzte ihnen gern überlassen würde, wenn es Moldau, Wlachei und Bulgarei, vielleicht auch Rumelien und einen Theil Albanien's dafür erwerben könnte.

Aber diese Frage ausser diplomatische Erörterung gestellt, strebt Rußlands Politik auf Erzielung keiner andern materiellen Vortheile in Europa hin. Sein beharrlichstes Streben ist fast ausschließlich dem Orient zugewendet *). Persien ist schwach. Der öde Raum, welcher Rußland noch von den morgen-

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Rußlands Politik unter den gegenwärtigen Verhältnissen," im fünften Theile des Jahrgangs 1833 unsers Werks.

ländiſchen Völkern ſcheidet, füllt ſich von Tag zu Tag immer mehr durch Ziviliſation, während die moskowitiſchen Militär-Kolonien beſtimmt ſcheinen, den Weg zu bahnen, und die Sklaverei der rohen Völkerſchaften zu mildern, in deren Mitte ſie kampiren.

Solches iſt der ruſſiſchen Diplomatik wirkliche Richtung. Die von Petersburg ausgehende politiſche Strömung folgt dem natürlichen Hange des ſich ihr darbietenden Bodens, wie dem Drucke des Elements deſſen erſter Impuls ihr geworden.

Aber dieſer Strömung tiefeingeſchnittener Thalweg iſt nicht gegen Deutſchland, ſondern gegen die Türkei und gegen Indien gerichtet. Mittel-Europas aufgeklärte, freiſinnige Ideen ſind für Rußland gefährlicher, als ſeine Koſacken und Baſchkiren es für uns ſind. Man miſcht ſich nicht ungeſtraft den abendländiſchen Volks-Berathungen und Volks-Gährungen bei.

Der Gefahren einer bewaffneten Invaſion (die jedenfalls nicht klein ſein würden) eben ſo wenig zu gedenken, als der Unſicherheit eines glücklichen Erfolgs, oder vielmehr der Gewißheit einer unvermeidlichen Niederlage, — wer kann vorausſehen, welche Keime der Unabhängigkeit und der Empörung die nordiſchen Krieger, einer näheren Berührung ſelbſt mit Zentral-Europas beſiegten Kohorten, entnehmen würden?

Man weiß ja zur Genüge, welche Früchte die Kriege von 1813 bis 1815 und die zweimalige Beſetzung Frankreichs bereits getragen hat. Der Aufſtand in Petersburg iſt jedermann noch in friſchem Andenken. Fürchten wir alſo Rußland nicht zu ſehr,

wenn gleich sein riesiger Schatten die ganze Erde bedecken zu sollen scheint.

Ohne umständlicher mit dieses Reiches äusserer Politik uns zu beschäftigen, forschen wir ein wenig, ob in seiner inneren Politik nicht gewisse geheime Bewegungen vorhanden sind, die sich freilich schwer beobachten lassen.

Ein Abgrund trennt die höheren von den untern Ständen. Jene haben gereiset; sie haben Europa gesehen. Nicht allein haben sie freisinnige Ideen, sie haben von der Zivilisation auch alles entlehnt, was sie oberflächliches und erkünsteltes darzubieten vermochte.

Ueber dem Herren-Stand befindet sich der Selbstherrscher, vereinzelt, wie der selbstgebietende Großherr zu Konstantinopel. Seine Macht ist unumschränkt. Aber dieser Macht Basis ist Gehorsam der Massen. In der Gesellschaft Tiefen unterscheidet man kaum einen großen, macht- und regellosen Volkshaufen, ohne öffentlichen Geist, ohne einen andern Gedanken, als zu leben und zu gehorchen; einen Haufen, der, wie politisch träg er auch sei, doch zu allem gebraucht werden kann.

Wenn die letzte Entwickelung der unserm Mittel-Europa entlehnten Zivilisation bei der russischen Aristokratie stattgefunden haben wird, glaubt man, daß die unumschränkte monarchische Gewalt alsdann nicht bedrohet sein dürfte? —

Man bedenke nur, wie leicht eine Staats-Umwälzung in einem Lande wird, wo es keine Hierarchie gibt. Gefiele es eines Tages den Nachkommen der Knäsen jene angeblich republikanische Form der altgriechischen Städte anzunehmen; welchen harten

Kampf würde die höchſte Landes-Behörde da nicht zu beſtehen haben?

Wohl zweifelt man, daß die Materialien zu einer nach dem griechiſchen Muſter zu erbauenden Republik in den Händen der großen ruſſiſchen Land-Eigenthümer ſich befinden. Weiß man, warum Athens Bürger ſo mächtig waren? Weil ſie über ein Sklavenvolk geboten. Des Mittelalters Ritterthum hatte nur Lehensleute, deren halb freiwillige, halb durch Gebrauch und Nothwendigkeit beſtehende Treue, vor allem von dem Schutze abhing, den der Oberherr ihnen gewährte. Dagegen bemerke man, welch' Werkzeug, welch' ein Hebel, welche Macht jene willenloſe Maſſe darbietet, welche die Erde bebauet, Stoffe verfertigt, Waffen ſchmiedet; die ſo zu ſagen alle Elemente des materiellen Lebens manipulirt....

Mit ſolchem Beiſtand iſt man wirklich frei, kann man den Genuß einer ſchrankenloſen Unabhängigkeit ſich zuſichern wenn man will. Man braucht ſich nur mit Ehrgeiz, mit Vergnügen, mit Krieg zu beſchäftigen. Gleich Katapulten ſchleudert man die Maſſen gegen ſeine Feinde; gleich Maſchinen verwendet man ſie zu des Friedens mannigfachen Künſten.

Die Frage iſt nur, ob die ruſſiſche Ariſtokratie eine für ſie ſo leicht und günſtig, wie für die unumſchränkte Monarchie drohend ſcheinende Macht, benutzen kann und will? Zukunft allein vermag darüber einen befriedigenden Aufſchluß zu geben. So viel iſt jedoch, daß jeder Schritt, den der moskowitiſche Adel in Ziviliſation vorwärts macht, der Regierung neue Beſorgniſſe erwecken muß.

Man betrachte nur einerſeits dieſe Maſſe Adelicher,

die von Tag zu Tag vertrauter mit der europäischen Aufklärung wird; anderseits jene unzählbare Menge stationär bleibender, ideenloser Leibeigener, und auf dem Gipfel eine einzige unumschränkte, willkürlich gebietende Macht, die recht eigentlich zur vollständigsten Einförmigkeit ausgebildet zu sein scheint. Wahrlich, es gibt vielleicht kein Land, das seiner anscheinend absoluten Sicherheit ungeachtet, eine strengere Klugheit und Umsicht erforderte auf Seiten derjenigen, die es regieren, als grade das russische Reich.

Mit Absonderung der Formen, die nichts zur Sache thun, ist Amerika, unter mehr denn einer Beziehung, Rußland ähnlich. Beides sind zwei sich erst bildende Gewalten, deren Zukunft riesenhaft scheint, deren Gegenwart nichts als der Grundstein ihrer einstigen Größe ist. Erinnern wir uns an Rom.

Was würden die scharf- oder tiefsinnigen Politiker Europa's sagen, wenn der russische „Despotismus" mit republikanischen Formen sich bekleidete, und wenn die „demokratische Bundes-Verfassung" Amerikas nach und nach zu monarchischen Institutionen gediehe?

Der Philosoph würde darüber keinesweges erstaunen. Man beachte nur alle die natürlichen Länder-Scheidungs-Linien, welche das ungeheure nordamerikanische Gebiet von Mittag gegen Mitternacht durchziehen *), man bemerke alle die Staaten-Sonderun-

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Ueber die natürlichen Grenzen der Staaten, mit Bezug auf die nordamerikanische Union," im vierten Jahrgang (1827) der Unterhaltungsblätter für Welt- und Menschenkunde, Vorgänger der Bibliothek der neuesten Weltkunde.

gen, welche täglich sich schärfer bezeichnen, welche immer tiefer eindringen in das von den schwachen Ueberresten einiger eingebornen Völker noch bewohnte wilde Gebiet, die früher oder später die südlichen mit den nördlichen Republiken, und mit den britischen Besitzungen in Kanada, verbinden zu wollen versprechen.

Welche verschiedenartigen Interessen werden sich beurkunden, wenn, statt einer weit zerstreuten Bevölkerung, die jetzt nur den Boden urbar zu machen, Bäume zu fällen, Städte zu erbauen, ihren Viehstand zu vermehren sich bemühet, es dort mehrere dichtaneinander gedrängte Nationen geben wird, die, wie in Europa, sich gegenseitig bemühen dürften, in Macht und Handel den Vorrang sich abzugewinnen?

Welche kühnen Häuptlinge können da der höchsten Gewalt sich bemächtigen? Welche Aristokratien können und werden da entstehen? Welche dem Volke geleisteten Dienste werden da neue Dynastien gründen? Niemand kann das voraussehen.

Unmöglich darf man aber hoffen, daß dieselbe Urbarmachungs-, Bebauungs- und Vorbereitungs-Zivilisation *immer* den Bedürfnissen dieser fortschreitenden Nationen entsprechen könne. Unmöglich ist es gleichermaßen, daß zwischen den verschiedenen Völkerschaften nicht Kriege ausbrechen, daß mit großen Bevölkerungs-Vermehrungen gewaltsame Katastrophen nicht der Dinge gewöhnlichen Lauf unterbrechen, daß die für eine Nation in der Wiege berechneten Anstalten auf die Länge nicht unzulänglich und unvollkommen werden.

Mit der sich zeigenden Gefahr, wird auch das

Bedürfniß der Zentralisirung sich fühlbar machen. Man wird sich genöthigt sehen, die Macht zu verstärken, sei es zum Besten einer militärischen Kaste, sei es zur Unterstützung eines priesterlichen Einflusses, sei es endlich im Interesse eines alleinigen, mächtigen Hauptes, was ein nicht geringer Gegenstand des Erstaunens für die heutigen Amerikaner sein würde.

Ist unsere Ansicht von der Zukunft nicht durchaus vernunftwidrig, so glauben wir, daß auf der jetzt noch öden, ungeheuern Arena Amerika's, nach und nach die Elemente aller politischen Anstalten aufkeimen werden.

Lassen wir Amerika, das bis jetzt noch keinen Einfluß auf Europa auszuüben vermag; lassen wir selbst Rußland, dessen Einfluß im Gegentheil sehr bemerklich ist, das bei alledem jedoch fühlbarer durch seine ungeheure Masse als durch entscheidenden Einfluß in der Wagschale der europäischen Interessen ist. Es gibt andere Länder, die in der Wirklichkeit eigentlichem Grunde mächtiger, einflußreicher sind in Mittel-Europa, als das ungeheure, mit Ausnahme eines Theils von Polen *), ausser seinen Marken gelegene Zaarenreich.

Diese Länder sind Preußen und Oesterreich. Hier, wie in Rußland, bemerkt man eine reelle und geheime Bewegung, die nichts gemein hat, mit der offenen, äussern Bewegung der Zivilisation. Während man diese Staaten dem Absolutismus überlassen glaubt,

*) Dieser Theil ist das ganze von 1815 bis 1830 bestandene Königreich Polen, ohne Byalistock. Seine östliche Grenze bilden zum Theil Bobr, obere Narew und Bug. Er gehört unabläßlich zum mitteleuropäischen System.

ſchreiten ſie in einem durchaus entgegengeſetzten Sinne fort. Eine weiſe, geräuſchloſe, umſichtsvolle Freiſinnigkeit herrſcht in ihnen. Stellen wir eine Wahrheit feſt, welche die alltägliche ſogenannte Politik nur zu oft vernachläſſigt oder überſieht.

„Jede Nation handelt, in ihrem innern wie in ihrem äuſſern Verfahren, einzig und allein in ihrem Intereſſe, oder in dem, was ſie für ihr Intereſſe hält. Sie achtet ihre Regierung, ſo lange ſie in ihr eine getreue, vorſichtige Vertreterin dieſer nationalen Intereſſen erkennt. Sie iſt um ſo inniger übereinverſtanden mit dieſer Regierung, je mehr jene Intereſſen von derſelben befördert werden.“

Wir ſehen dieſe Wahrheit am auffallendſten in Oeſterreich und Preuſſen bewährt. Nirgends ſteht die Regierung beim Volk in größerer Achtung, nirgends ſind Volk und Regierung inniger übereinverſtanden, als in dieſen beiden Ländern. Darum auch ſchreiten in ihnen Regierung und Volk gemeinſam auf der Bahn ihrer Intereſſen fort, ohne daß irgend etwas ſie zurückzuhalten im Stande wäre.

Der Regierenden Kunſt beſteht darin, der Bevölkerung wahres Intereſſe zu errathen; ſie zurückzuhalten, wenn ſie in der Würdigung dieſes Intereſſes ſich täuſcht, und Schein für Wirklichkeit nimmt; den zu nothwendigen Verbeſſerungen wie zu nothwendiger Zurückhaltung entſprechendſten Augenblick zu erkennen und zu wählen.

Daß Oeſterreich ſeine Macht in Italien bewahren wolle, daß es zu dieſer Macht Befeſtigung alle ſeiner Politik als entſprechend ſich darbietenden Mittel

in Anwendung bringt, begreift sich leicht. Ob dagegen Italien Oesterreich das ganze Interesse darbietet, welches es davon zu erzielen vermeint, dürfte man eher bezweifeln. Bewundern muß man jedenfalls die Mittel, welche das Kabinet von Wien, zur Sicherung seiner Macht im lombardo-venezianischen Königreiche, in Anwendung bringt.

Schon 1818 begann Frau von Stael Frankreich von Oesterreichs wirklichem Zustande zu unterrichten, und das Vorurtheil zu beseitigen, welches man im Allgemeinen gegen sein Regierungs-Verfahren hegte. Alle neuere Reisende haben so vollkommen ihre Angaben bestätigt, daß man jetzt einen übeln Begriff von seinem Verstande und von seinem Herzen geben, daß man eben so viel Geistes-Beschränktheit, als Vorurtheil und schlechten Geschmack beurkunden würde, wenn man noch von „österreichischem Despotismus“ sprechen wollte, weil im Gegentheil, obgleich ohne Zeitungs-Posaunenschall, ohne marktschreierisches Trommel-Gerassel eines öffentlichen Redestuhls, der österreichischen Regierung Gang, in den inneren Beziehungen, durchaus freisinnig ist.

Daß man an manchen Orten noch bei dem alten Glauben, in Betreff Oesterreichs, beharret, rührt daher, weil seine Regierung mit Ernst und Nachdruck verfährt; weil sie mit Strenge jede Unruhe im Keime erstickt, und nicht wartet, bis sie hinlänglich sich ausgebildet, um gefährlich werden zu können; weil sie keinerlei Einmischung in ihr inneres Verfahren duldet und die Grundsätze, worauf sie beruhet, unerschütterlich zu bewahren sich entschlossen zeigt.

Wenn Oeſterreich die Lombardei als einen integranten Theil der k. k. Erbſtaaten betrachtet, ſo iſt es nicht, weil dies Land für ſeine Politik eine neue Erwerbung iſt, ſondern weil es ſeit acht Jahrhunderten zum deutſchen Reiche gehört. Seit acht Jahrhunderten iſt die Lombardei eine deutſche Provinz. Wer alſo hat größeres Recht und größeren Anſpruch darauf als Oeſterreichs Fürſtenhaus?

Iſt ſeit acht Jahrhunderten Italien uneinig, folglich unmächtig geweſen, hat das Uebel in ſeinem Innern fortgewüthet, haben gegenſeitige Eiferſucht, gegenſeitiger Haß des Neapolitaners und des Sizilianers, des Römers und des Toskaners, des Genueſen und des Piemonteſen die appeniniſche Halbinſel zerrüttet, zerſtückelt, ſo ligt die Schuld an ihr ſelbſt.

Es gibt eben ſo wenig eine italiſche Nation, als es bis jetzt eine deutſche gegeben.

Der Venezianer und der Kalabreſe können unmöglich unter derſelben Verfaſſung leben, denſelben Geſetzen gehorchen. Kaum daß es Napoleon, dem einzigen wirklichen Despoten ſeiner Zeit, durch eine gewaltſame, im höchſten Grade tirranniſche Unterdrückung gelang, in ſtummer Furcht und anſcheinender Einheit alle jene heterogenen Theile, alle jene ſich gegenſeitig zurückſtoßenden Bruchſtücke während einigen Jahren zu erhalten.

Unfähig mit ſich ſelbſt ſich zu verſöhnen, murrt Italien nichts deſto weniger über ſeine gegenwärtigen Regierungen. Ein unmächtiger Patriotismus brütet im Verborgenen, und erzeugt von Zeit zu Zeit unbedeutende Gasflammen, wie der Berg Radicoſa, bei

Pietra Mala (in Toskana), ohne daß es mit ihm je zu einem allgemeinen vulkanischen Ausbruche gedeihen könnte.

Erinnerung freilich ist noch nicht ganz erloschen. Aber sie ist mehr ein irreleitendes als ein begeisterndes Fantom. Wer könnte jetzt daran denken, Rom's alte Präponderanz wieder herzustellen? Es wäre ein unsinniger Gedanke. Weiß man nicht, daß jenes Uebergewicht der Weltstadt auf den Zustand der Sklaven und auf den Titel: „römischer Bürger," begründet war? —

Untersuchen wir, wie Oesterreich seine Besitzungen in Italien behandelt. Es befördert vor allem den während der 16jährigen französischen Beherrschung gänzlich vernachläßigten Volks-Unterricht, d. h. es gibt dem Volke mehr als eine Carta magna, mehr als Geschwornen-Gerichte, mehr als eine Deputirten-Kammer, mehr als ein Habeas corpus. Es macht das Volk menschlich, aufgeklärt; es macht, daß es seine wirklichen Interessen erkennen, würdigen lernt.

Jede Gemeinde hat ihre von einer Munizipal-Kasse erhaltene Schule. Die Lehrer erhalten, nächst freier Wohnung 250 bis 400 fl. Gehalt. Es gibt besondere Schulen für die Mädchen. In der Stadt Venedig gibt es dieser letzten 29, die von 2390 Mädchen besucht werden. In den venezianischen Provinzen, die etwa ein Drittel der österreichischen Besitzungen in Italien ausmachen, gibt es, für 1,894,000 Seelen, 1402 Anfangs-Schulen, bei denen 1553 Lehrer angestellt sind, und die 1830 von 70,827

Schülern besucht wurden *). Diese Zahl ist seitdem bedeutend gestiegen.

Die Universitäten Pavia und Padua befinden sich in blühendem Zustande. Das erste, berühmt durch seine vortreffliche medizinische Schule und durch seiner philosophischen Studien rasche Fortschritte, hat jetzt über 1400 Studenten. Auch Padua, das im Mittelalter alle übrigen Universitäten hinter sich zurücklies, und das während der französischen Beherrschung so tief gesunken war, daß man seine gelehrten Anstalten kaum noch als bestehend betrachten konnte, erhebt sich herrlich wieder unter dem österreichischen Zepter.

Das alles sind nicht bloße Angaben, schönrednerische Vorspiegelungen, sondern in Wirklichkeit bestehende Thatsachen. Wie reimt sich das nun mit alle den Beschuldigungen, welche man gegen den „Aufklärungshaß" der österreichischen Politik, gegen ihre Vorliebe für Unwissenheit und Barbarei, gegen ihren Widerstand in Betreff aller gesellschaftlichen Vervollkommungen, geltend zu machen sucht?

Wahrlich, man muß ein Kretin, oder ein französischer Zeitungs-Fabrikant von einer gewissen Klasse, das sogenannte Organ von Papagei-Menschen sein, um dergleichen Abgeschmacktheiten, der augenscheinlichsten Beweise vom Gegentheil ungeachtet, fortwährend aufzustellen.

Die österreichische Politik begreift sehr wohl, was Karl X und seine Verwaltung nicht zu begreifen im

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Fortschritte der Zivilisation in den österreichischen Staaten," im ersten Theile des Jahrgangs 1834 unsers Werkes.

Stande waren, daß eine weise Regierung grade von der Aufklärung, womit man sie bedrohet, den größten Vortheil gewinnen kann.

Statt gegen einen so gefährlichen Gegner zu Felde zu ziehen, gewinnt sie ihn für sich. Sie hat der Professoren Gehalt, das unter den Franzosen höchstens 3000 Lire (1400 fl.) betrug, bis auf 6000 Lire gesteigert. Sie hat den berühmten Tamburini, seiner anti-päbstlichen Meinungen, und seiner von Rom als ketzerisch verbotenen Schriften ungeachtet, beschützt. Die Wirkung dieses Systems, verbietend für die Gegenwart, freisinnig für die Zukunft ist, mit sorgsamer Hand die aufsprossenden Keime des ausgestreuten Samens zu pflegen, damit sie einst für das Land, wo sie gedeihen, schöne, belohnende Früchte tragen können.

Nicht allein in Bezug auf Italien verfährt die österreichische Regierung auf solche Weise, sondern auch in allen übrigen von ihr verwalteten Ländern. Ihre innere Politik, auf die Grundsätze der Unbeschränktheit begründet, ist, in ihrer Anwendung, nicht allein freisinnig, sondern wahrhaft philosophisch.

Letzthin machte einer der beredtesten Volksvertreter Würtembergs, einer der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber Deutschlands, Wolfgang Menzel, eine Reise nach Oesterreich, das er immer mit demselben Auge betrachtet hatte, wie die Ebräer Aegypten, mit einer Art furchtsamer Scheu, weil er es für ein Land der Knechtschaft, der Schlaffheit und Entartung zu halten sich gewöhnt.

Längs der Donau, der Moldau, der Drau und der Theiß durchschritt er alle die reichen Ebenen, be-

ſuchte er alle die berühmten Weinberge der k. k. Erbſtaaten. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gewahrte er nichts als blühende Gewerbthätigkeit; nichts als glückliche Menſchen, lachende Geſichter, mit des Himmels Segen überſchüttete Hütten, nichts als von wohlgekleideten, kerngeſunden Einwohnern wimmelnde Straßen.

Nirgends ſah er Lumpen, wenig Armuth, ein ſelbſtgenügliches, zufriedenes Anſehen, das ſein Erſtaunen erregte. Ueberall fand er Gaſtfreundſchaft, Thätigkeit, Rechtſchaffenheit. Der Handel ſchien ihm ſehr bedeutend und im ſteigenden Zunehmen.

Nirgends ſah er, wie in Rußland, die Hütte des darbenden Armen, neben dem Palaſte des Eigenthümers von 10,000 Leibeigenen. Nirgends zeigten ſich ihm, wie in den päbſtlichen Staaten, jene langen Bettlerreihen vor den Kirchthüren oder auf den zum Gotteshauſe führenden Marmortreppen.

Nirgends fand er, wie in Frankreich und England jene Tauſende armer Familien, die vor Hunger und Kälte in ihren Speichern umkommen, die ohne Hilfe, ohne Troſt in Mitte einer ſich menſchenfreundlich nennenden Ziviliſation langſam dahinſterben. Der ſcharfſichtige aber aufrichtige Menzel, der ſich, mit ſeinen bisherigen konſtitutionellen Vorurtheilen, ein ganz anderes Bild von Oeſterreich gemacht, erſtaunte nicht wenig über was er hörte und ſah.

Er hatte erwartet, daß man jedes ſeiner Worte auf die ſtrengſte und für ihn ermüdendſte Weiſe bewachen, daß man jeden ſeiner Blicke als verdächtig ausdeuten, daß man auf jeder Station ſeinen Paß ihm abfordern, und ſeine Perſönlichkeit, mit ihrer

auf dem Papier angegebenen Beschreibung unaufhörlich vergleichen werde.

Von alledem nichts. Kaum warf man, als er das Land betrat und verlies, einen flüchtigen Blick auf seinen Paß. An der ersten Wirthstafel, wo er (es war in Salzburg) Platz nahm, unterhielten sich die zahlreichen Gäste mit derselben Freimüthigkeit von politischen Gegenständen, als wenn sie bei Véfour, in Paris, oder in einer Londoner Tawerne, gespeiset hätten. Die Polizei, die man übrigens äusserst selten gewahrte, zeigte sich höflich, sanft zurechtweisend wie ein Zeremonienmeister.

Zu Wien, das er als des Despotismus eigentliches Heiligthum betrachtet, bemerkte er weder Sbirren, noch Zensoren, noch Vertraute der Staats-Inquisition. Bei Gelehrten und Staatsmännern eingeführt, die von der unumschränkten Regierung hochgeehrt und begünstigt wurden (ein Beispiel, das von nicht gar vielen konstitutionellen Regierungen nachgeahmt wird), fand er zuvorkommende, wohlwollende Aufnahme, gewann er bald die volle Ueberzeugung, daß er mit wirklichen „Ehrenmännern" zu thun habe, die nicht fähig seien, ihre Ueberzeugung für ein Amt, einen Orden oder ein Gnadengehalt zu verkaufen. Männer wie Hammer, Mailath, Zedlitz, Grillparzer, ꝛc. schienen ihm würdig, im ersten Range der geistreichsten, gelehrtesten und rechtschaffensten Zierden Europas Platz zu nehmen.

Das Volk seinerseits war unverschämt genug, nicht blos glücklich zu scheinen, sondern es wirklich zu sein. „Wie," fragte sich Wolfgang Menzel, „ist es hier in diesem unumschränkt regierten Lande, wo,

wie man ſagt, Tirannei herrſcht, iſt es hier, wo das große Prinzip des Radikal-Meiſters Bentham in Ausführung getreten? Alle Todeskeime, die ihm zufolge ſeit Langem Oeſterreich hätten tödten ſollen, verhindern es nicht, ſich ungemein wohl zu befinden....“

Der reiſende Philoſoph konnte ſich in ſeinem Erſtaunen beinahe nicht zurecht finden. Er hatte beinahe Luſt, wie jener alte Doktor zu ſagen: „Der Kranke iſt gerettet; ich muß es geſtehen. Aber nach den Regeln der Kunſt hätte er ſeit Langem tod ſein ſollen.“ Laſſen wir ihn ſelbſt ſprechen, und erwägen wir ſeiner Worte Sinn wohl.

„Oeſterreich,“ ſagt er, „ſchreitet langſam, mit einem gewiſſen Umſchweife, den freiſinnigen Ideen zu, von denen Europa glaubt, daß es ſie zurückſtößt. Dem ſchönen Fluſſe ähnlich, der ſein Sinnbild wie ſein Reichthum iſt, dringt es vorwärts, wenn es zurückzuſtrömen ſcheint.

„Man folge dem Laufe dieſer majeſtätiſchen Waſſermaſſe. Sie ſcheint einen allen andern Strömen Europas entgegengeſetzten Weg zu nehmen. Aber beobachtet man ihre endliche Fortbewegung durch das ſchwarze und das mittelländiſche Meer, ſo ſieht man ihre Gewäſſer im Schooſe des atlantiſchen Ozeans mit denen aller übrigen europäiſchen Ströme ſich vermiſchen.

„Ich muß es geſtehen, dies Volk, weit entfernt entartet zu ſein, iſt eines von denen, welche das geſundeſte Herz, die unſchuldigſte und gediegendſte Seele haben. Die Gewohnheit zu leſen, eine richtige Geiſtes-Kultur, haben es von allen rohen Laſtern entfernt. Der Zweck, auf den Kaiſer Joſeph II hin-

strebte, ist jetzt erreicht. Eine gemäßigte, milde, trostreiche Philosophie ist in allen Ständen vorherrschend. Keine religiöse Wuth, keine fanatische Unduldsamkeit mehr. Man genießt das Leben ohne Rohheit, ohne Leichtsinn, beinahe ohne Verbrechen. Denn die statistischen Tabellen beweisen, daß von allen Ländern Europas Oesterreich am wenigsten fruchtbar an Verbrechen ist." —

Die Basis der freisinnigen Bewegung Rußlands ist der Zustand seines Adels, dessen, Frankreich entlehnte Ideen und Höflichkeit, ihn auf eine sehr bemerkliche Weise von dem nichtzivilisirten Ueberrest der Nation scheidet.

Die freisinnige Bewegung Oesterreichs dagegen ist in der Massen gemeinschaftlicher und sittlicher Erziehung. Wahrlich, wenn Aufklärung alle Stände durchdrungen, wenn der allgemeine Unterricht und die Anfangs-Schulen ihre Wirkung erzeugt haben, wenn die Pflichten und Rechte eines jeden genau erkannt sein werden, wird dies südliche Leben, dem es weder an Größe noch an Poesie gebricht in ein strengeres, umfassenderes Sittlichkeits-System, als jenes des Norden, unfehlbar sich ausbilden.

Der allgemeinen Voraussetzung gradezu entgegengesetzt, streben alle von unumschränkter Macht beherrschte Regionen der Freiheit zu, während im Gegentheil diejenigen, welche die ersten Herde unabhängiger Ideen waren, immer größerer Macht-Konzentrirung entgegen getrieben werden.

Oesterreich ist gleichfalls richtig beurtheilt worden, von einem noch mehr fortgeschrittenen Freisinnigen, wie die heutigen französischen Publizisten

sagen *), als Wolfgang Menzel, von einem Schüler der französischen Philosophen des 18. Jahrhundert, die, wie man weiß, für die Monarchien wenig Gleichstimmung hatten.

Dieser Schriftsteller, Alphons Rabbe, verband mit ungewöhnlicher Thatkraft und Seelenstärke eine entschiedene Abneigung gegen alle gesellschaftliche Ungleichheiten, eine Bitterkeit, die durch eine lange, schmerzliche Krankheit noch vermehrt wurde. Hören wir nun seine Aeusserung.

„Oesterreich," sagt er, „ist unter seiner wirklichen Gestalt nicht bekannt. Man glaubt, daß es seit 40 Jahren keine Fortschritte gemacht; daß seine Bevölkerung, von dem Geiste des Gehorsams durchdrungen, der die Religion der gesellschaftlichen Ordnung ist, unter einer Tirannen-Geissel schmachtet, und daß die Thränen seiner unglücklichen Bauern die glänzenden Stickereien bezahlen, welche der Höflinge und der Soldaten Kleider bedecken.

„Nicht ein Wort, nicht eine Silbe in diesem Gemälde ist wahr. Das Volk ist glücklich. Es lebt im Ueberfluß und Sicherheit. Seit sechs Jahren ist Wien nur einer einzigen Hinrichtung, der eines Polen, Zeuge gewesen. Der Adeliche benutzt seine Macht auf eine durchaus patriarchalische Weise. Der Bauer lebt neben ihm, ohne ihn zu fürchten, ohne ihn zu beneiden, ohne ihn zu hassen.

„Die Geistlichkeit ihrerseits hat wohl einen großen

*) Un libéral de l'opinion la plus avancée, d. h. mit andern Worten: ein Republikaner.

moralischen Kredit; aber dieser Kredit hat nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit tirannischer Gewalt. Man sieht oft Priester die Jugend zum Tanz vermögen, und während demselben gegenwärtig bleiben, statt ihn zu verdammen. In den Thälern, in den großen Ebenen, überall dasselbe Schauspiel.

„Und man glaube nicht, daß das Haupt eines so mächtigen Adels und eines so ruhigen Bürgerstandes von Pomp, von unzugänglicher Geheimhaltung umringt, daß er eine Art Dalai Lama sei. Ein Fabrik-Eigenthümer in Frankreich ist stolzer, als der Kaiser von Oesterreich.

„Man sieht ihn überall, bald zu Fuß wie ein gewöhnlicher Privatmann, bald in einer mit zwei Pferden bespannten Kutsche, ohne Bedienten, ohne Leibgarde. Wer mit ihm sprechen will, findet auf die leichteste Weise Zutritt. Er sagt zu Euch: „Sie sind müde; setzen Sie sich.“ Wöchentlich ertheilt er zwei Audienzen, wovon jede acht Stunden dauert. Mehr als ein armer Mann, mehr als ein Handwerker, den die Minister zurückgestoßen, hat bei dem Kaiser Gerechtigkeit gefunden.“

Während die unumschränkt regierten Länder solchergestalt auf Ideal-Freiheit hinstreben, neigen die konstitutionellen Länder sich dem Despotismus zu. Nichts ist im Grunde natürlicher. Mit politischen Lehrsätzen, die alle Bande der Macht allmählig auflösen, muß man, falls man nicht derselben gänzliche Vernichtung abwarten will, die regierende Gewalt zusammenzudrängen sich bemühen.

Wenn dagegen jedermann die feste Ueberzeugung hat, daß die regierende Macht heilig und unverletzlich

iſt, wenn jedermann ſich ihr bereitwillig unterwirft, wenn ein ſeiner höchſten Obrigkeit ganz ergebenes Land von andern umgeben iſt, die ihm bei erſter Veranlaſſung den Funken der Freiſinnigkeit mittheilen können, erfordert reife Klugheit und Umſicht zu handeln, wie Oeſterreich handelt.

Daraus ergibt ſich ein ſonderbares politiſch-pſychologiſches Phänomen. Frankreich und England ſind zwei Länder, wo man durch die meiſte wirkliche Abhängigkeit der Lehrſätze Freiheit bezahlt. Alles in ihnen iſt gleichförmig der Macht-Zuſammendrängung zugewendet.

Es iſt ſchwerer in Frankreich als in England, eine Verſchwörung zu ſtande zu bringen; in England ſchwerer als in Italien; in Italien ſchwerer als in den öſterreichiſchen Staaten; in Oeſterreich ſchwerer als in Rußland, und da man das weiß, vermehrt ſich die Wachſamkeit, iſt die Polizei ſtrenger, je mehr wirkliche Freiheit das Land hat.

Wir haben uns vorzüglich bemühet, in dieſem Aufſatze zu beweiſen, daß die meiſten der äuſſern und ſichtbaren Bewegungen der Politik, keinesweges mit ihren wirklichen aber verborgenen Bewegungen korreſpondiren. Dieſe Bemerkung findet ihre Anwendung auf alles. Nicht allein Oeſterreich, ſondern ganz Deutſchland, wird ſich früher oder ſpäter genöthigt ſehen, die Sache der Freiſinnigkeit gegen Rußland zu vertheidigen.

Die gegenwärtigen weſtlichen Grenzen dieſes gewaltigen Reiches ſind dem Herzen Deutſchlands zu nahe. Sie ſind in gleicher Entfernung von Berlin, Dresden und Wien, und kaum ſiebenzig Wegſtunden

oder 40 deutsche Meilen von diesen drei Hauptstädten entlegen.

Napoleons Sturz hat der moskowitischen Macht gegen Abend eine zu große Ausdehnung verliehen. Polen, nämlich, das seit 1814 unter dem Namen eines konstitutionellen Königreichs bestandene Polen, ist ein Auswuchs des Zaarenreiches, der nicht anders als unheilbringend für Mittel-Europa, am ersten und meisten aber für Deutschland werden kann, werden muß.

Um mögliches Gleichgewicht wieder herzustellen, muß der Bug Deutschlands Grenze bilden. Rußland seinerseits würde diese 55 deutsche Meilen lange und 45 Meilen breite Landstrecke ohne Zweifel gern abtreten, wenn es dafür anderweit genügende Entschädigung fände.

Es würde also darum zu thun sein, eine solche mögliche Entschädigung ausfindig zu machen, die sich in Moldau, Wlachei und Bulgarei darzubieten scheint, wofür natürlicherweise Rußland beauftragt werden müßte, dem türkischen Kaiser zum Wiederbesitz von Syrien und Arabien zu verhelfen.

Will man einen genauen Begriff haben, von den ungeheuern Fortschritten der russischen Macht seit einem Jahrhundert, so bedenke man, wie wir schon oben angedeutet, daß sie seit 1721 von Schweden nicht weniger als 2100 Geviertmeilen, 1743 ebenfalls von Schweden 780 GM., 1774 bis 1792 von der Türkei 8000 GM., 1772 bis 1795 von Polen 7700 GM., 1795 Kurland mit 500 GM., 1809 von Schweden 5000 GM., 1812 von der Türkei 900 GM., 1815 von Preussen 136 GM., 1813 bis 1828 von Persien

ungefähr 1600 GM., 1829 von der Türkei etwa 400 GM., 1831 das Königreich Polen mit 2300 GM.; im Ganzen also 29,446 Geviert-Meilen (fast dreimal so viel als ganz Frankreich, oder so viel als Deutschland, Frankreich und Spanien zusammengenommen) erworben.

Ein einziger Feldzug ist Rußland hinlänglich gewesen, um Persien zu demüthigen, alle festen Plätze von Eristan, wie die reiche Provinz Korassan sich zu unterwerfen. Durch zwei Feldzüge hat es das gleiche Ergebniß gegen die Türkei erzielt, der Donau-Festungen sich bemächtigt, den Balkan überschritten, und zu Adrianopel, dem alten Hauptpunkte der ottomanischen Macht in Europa, dem Sultan einen für es so ruhmvollen Frieden vorgeschrieben.

Wer hätte da noch die Fortschritte einer so ungeheuern, so unwiderstehlich alles vor sich niederwerfenden Macht nicht fürchten sollen? Wer hätte, bei den politischen Zuckungen von 1830, nicht eine moskowitische Invasion Mittel-Europa's besorgen mögen, die der Aufstand in Polen verhindert zu haben scheint?

Während die solchergestalt von Rußland eingeflößte Besorgniß im Geheimen die deutschen Interessen bewaffnete, war England nicht weniger für seine hindustanischen Besitzungen besorgt. Ein gemeinsames Bedürfniß näherte nicht blos Gedanken und Wünsche der Kabinete von Wien und St. James, es wurden selbst mehrere Konferenzen gehalten, in denen man im Voraus den Fall bestimmte, der ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß nach sich ziehen müsse.

Anscheinender Verschiedenheit ungeachtet, gehören die Völker Deutschlands und Englands doch nur einem

Stamm an. Sie haben ursprünglich dieselbe Sprache, dieselbe Sitten- und Ideenquelle. Die Vermischung mit normannischem Blute hat den Briten freilich jenen kühnen, ungestümen Karakter gegeben, der sie von den Deutschen unterscheidet. Bei alledem aber ist das sächsische und dänische Temperament vorherrschend geblieben. Als Normann ist der Engländer unternehmend, eifrig; als Deutscher ist er bedächtig, zurückhaltend und ernst.

Man erwäge der Freiheit Fortschritte in England und in Deutschland. Durch einen raschen, ungestümen Entschluß wird sie im ersten festgestellt, und seitdem durch ruhige, thatkräftige Ausdauer erhalten, während sie in Frankreich bald alle Grenzen der gesunden Vernunft überschreitet, bald wieder in unumschränktesten Despotismus sich verwandelt; während sie in Deutschland sich langsam, allmählig ausbildet, und auf Ordnung, Eigenthum, Sittlichkeit und Religion, den allein sichern Grundpfeilern eines für Jahrhunderte aufzuführenden Staats-Gebäudes sich stützt.

Frankreich hat seine Revolution beendet; England beginnt die seinige erst. Mögen beide Deutschland zum beachtenswerthesten Beispiel gereichen, möge es in der einen wie in der andern die karakteristischen Züge erkennen, welche sie unterscheiden. Wenn unter den gegenwärtigen Umständen Frankreich vom Kampf ermüdet scheint, sehen wir in England Adel und Geistlichkeit das Volk gewissermaßen zum Kampf herausfordern, und dieses dazu sich bereit zeigen.

Glücklicherweise ist Frankreichs schreckenvolles Beispiel da. Es ist ein flammender Leuchtthurm im weiten

Meere der Politik, die Zukunft zu erleuchten. Sei es, daß eine furchtbare Kriſis dem Eigenthum in Großbritannien noch bevorſtehe, und daß es, der von einem benachbarten Volke ihm dargebotenen Lehren ungeachtet alle Wandelungen revolutionärer Kataſtrophen zu überſtehen haben dürfte; ſei es, daß weiſer und geduldiger, es ſeine Thatkraft nur darauf verwende, vor drohenden Gefahren ſich zu behüten, und die Mißbräuche ſeiner Verfaſſung auszurotten, ohne dieſe gänzlich zu vernichten, iſt es doch nichts deſto weniger gewiß, daß der Weg, den England wie Frankreich verfolgt, ganz derſelbe iſt. —

Das Schlachtfeld der ſich gegenſeitig bekämpfenden politiſchen Grundſätze iſt jetzt in der iberiſchen Halbinſel allein konzentrirt. In Portugal, wie in Spanien, haben England und Frankreich über den nationalen Widerwillen, über volksthümliche Gewohnheiten, ſelbſt über bis jetzt beſtandene Geſetze triumphirt. Sie haben mehr in ihrem Intereſſe, als in dem der betheiligten Völker, derſelben politiſche Anſtalten verändert, durch einen willkürlichen Machtſtreich Ferdinands VII, deſſen Bruder Karl ſeines früher unbeſtrittenen Erbfolgerechtes beraubt, und den Uſurpator Michael, den die portugieſiſche Nation übrigens freiwillig als ihren König anerkannt, mit Gewalt vertrieben.

Wahr iſt es, daß der Kampf noch nicht beendet iſt, daß er, allem Anſchein nach, noch ziemlich lange dauern wird. Aber dieſer Kampf ſelbſt wird zum Beſten verfaſſungsmäßiger Freiheit gereichen. Welche Sache auch obſiegend bleiben möge, wird man ſeine Zuflucht immer zum Volk nehmen müſſen. Weder

Christina noch Don Karlos vermögen ohne seinen Beistand etwas.

Nach welcher Seite man also den Blick richte, erkennt man überall, daß Europa, wie eine Schlange, seiner alten Haut sich entledigt. Der Geist der Unabhängigkeit, der Prüfung und Verbesserung verschafft sich überall Eingang, faßt überall festen Fuß, in der Schweiz wie in Portugal, in Spanien wie in Rußland.

Alle Völker freilich werden nicht republikanische oder konstitutionelle Verfassungen annehmen. Was aber ist Form neben Geist? Müssen wir erst noch andeuten, daß dieser zergliedernde, verbessernde Geist selbst bei den aller unumschränktesten Regierungen, in der Türkei und in Aegypten vorherrschend ist?... Der Völker Zukunft ist weder in Aristokratie noch in Demokratie, sondern in gesunder Vernunft, in Ordnung und Gesetzmäßigkeit.

Will man wissen, was in 20, 30 Jahren aus unserm heutigen Europa geworden sein wird?

Man erinnere sich, was es nach der Reformation geworden. Der Protestantismus, der sich eine breite Bahn gebrochen, war dennoch nicht vermögend, unsers ganzen Erdtheils sich zu bemächtigen. Er beschränkte sich auf einige Länder, während der Katholizismus in andern fortwährend starke Stützen bewahrte. Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Irland, Polen, die Hälfte Deutschlands blieben dem Pabst getreu.

Aber welche Umgestaltung seitdem im Schooße des Katholizismus selbst? Kein Monarch beugt vor dem angeblichen Statthalter Christi auf Erden mehr

das Knie. Nur in wenigen ſchwachen Staaten duldet man ſeine Einmiſchung in des Landes kirchliche Angelegenheiten noch. In Frankreich hat er das Vergnügen, die von der Regierung ernannten Biſchöfe zu beſtätigen. Das iſt alles, was er dort zu ſagen hat. Die Rechte der gallikaniſchen Kirche haben alle diejenigen verſchlungen, welche er früher in dieſem Reiche ausgeübt.

In Italien ſelbſt iſt der Vatikan zum Nachgeben gezwungen, ein Fall, der gleichermaßen in allen Ländern eintritt, wo man ſich von ſeiner volltönenden Stimme nicht einſchüchtern läßt. In Spanien iſt der Fanatismus, von ungeſtüm und wüthend, wie er ehemals war, ganz häuslich, nur noch im Geheimen wirkend, geworden.

Wirft man einen prüfenden Blick über ganz Europa, ſeit der Reformation, ſo erkennt man überall mehr oder weniger bemerkliche Spuren des proteſtantiſchen Einfluſſes. Er hat Holland gebildet, das konſtitutionelle England, und in der Folge die nordamerikaniſche Union geſchaffen. Er verbreitet den philoſophiſchen Geiſt immer mehr, und bereitet ſolchergeſtalt den Reformationsgeiſt vor, der nach und nach alle Völker, alle Gemüther durchdringt.

Sturmschritt gegenseitiger Vernunft- und Gerechtigkeits-Hintansetzung in Frankreich.

Es ist merkwürdig und von nicht geringer Wichtigkeit, Schritt vor Schritt den Gang zu beobachten, den die inneren Angelegenheiten Frankreichs, seit dem letzten Minister-Ricochet, im November 1834, verfolgt.

Einerseits eine unbändige, zügellose Presse, deren armes courtoises in einer Zentripetal-Schamlosigkeit, in einer Briganten-Moral bestehen, die auf Erden nirgends ihres Gleichen gehabt; die mit fast unglaublichem Zynismus die Lüge zu einem Gott und die Wahrheit zum Teufel macht; die in ihrer eigenen Verruchtheit schwelgt; die stolz auf ihre Schande ist; die ihre Verworfenheit sich zur Ehre anrechnet und in dem Abscheu aller vernünftigen Menschen das Wahrzeichen ihres Triumphes erblickt.

Anderseits ein unverborgenes Hinneigen der gesetzgebenden und vollstreckenden Staats-Gewalten zu den traurigen Irrungen der Restauration, zu ausnahmsweisen Verfügungen und Gerichts-Verhandlungen, wo Ankläger und Richter in einer und derselben Macht sich personifiziren; wo das ausgesprochene Urtheil den Anschein persönlicher Rache hat; wo die gesetzliche Form nur Schein, nicht mehr Wirklichkeit ist; wo eines sogenannten Vertheidigers branntweinstinkende Flegelei durch einen leidenschaftlichen Ausspruch geadelt wird. —

Solches ist der inneren Angelegenheiten gegenseitiger Gang in dem heutigen Frankreich. Sanskülot-

rische Hundswuth kämpft mit verwaltendem Cholera. Welch Schauspiel für Europa! Wahrlich, wenn die „erste Nation der Welt," wie geistreiche Spötter die Leute zwischen Rhein und Pyrenäen nennen, noch ein Paar Schritte auf der seit 1830 so unerschrocken verfolgten Bahn vorwärts thut, wird man zweifelhaft sein, ob das von ihr permanent dargebotene physiologisch-politische Phänomen, denen eines wirklich civilisirten Volkes noch beigesellt werden darf.

Das auffallendste Beispiel dieser Vernunft- und Gesetz-Verwirrung, bietet sich in der am 16. Dezember 1834 vor der Pairs-Kammer verhandelten Sache der sogenannt republikanischen (besser: anarchischen) Zeitung, der National von 1834, dar, weshalb wir sie einer genaueren Erörterung unterziehen wollen, als wir ohnedem gethan haben würden.

In ihrem Blatte vom 10. Dezember 1834, enthielt die genannte Zeitung, unter der Ueberschrift: „Von der Kompetenz des Pairs-Gerichts," einen Aufsatz, der des Prozesses Veranlassung wurde, und den wir, ohne seine Strafwürdigkeit (nach dem französischen Gesetze) zu zergliedern, in wörtlicher Uebersetzung voranstellen wollen. Er lautet wie folgt:

„Es wäre ein schönes Kapitel zu schreiben über die Gründe, welche die Inkompetenz der Pairs-Kammer, hinsichts der Angeklagten vom April *), darthun. Diese Gründe würden sich besonders der muthmaßlichen Bitterkeit entnehmen lassen, welche gegen die Meinung, zu der die Angeklagten vom April,

*) Veranlasser und Theilnehmer des bewaffneten Aufstandes im April 1834 zu Lyon, Paris, St. Etienne, Marseille, Arbois ꝛc.

alle „Juli-Männer," sich bekennen, eine Kammer nähren muß, welche von der Juli-Revolution selbst als angeklagt behandelt worden; die sie ihrer Erblichkeit beraubt, der sie ihre wichtigsten Vorrechte genommen, welche sie vor die Schranken der Demokratie gestellt; die sie als Mitschuldige der Restauration halb überführt fortgeschickt, und die sie täglich zu beben nöthigt, indem sie den Marschal Ney von ihr zurückfordert, gerichtlich gemordet durch ihre Auswanderer, ihre Männer von Gent und ihre Renegaten der Revolution, Emporkömmlinge im Militär- wie im Zivilstande.

„Nein, in den Augen der ewigen Gerechtigkeit, in den Augen der Nachwelt, beim Zeugniß ihres eigenen Gewissens, sind Bonapartes ehemalige Senatoren, seine verrufenen Marschälle, die General-Prokuratoren, die Geadelten der Restauration, ihre drei oder vier unter dem öffentlichem Hasse und der öffentlichen Verachtung gefallenen Minister-Generationen, bedeckt mit unserm Blute; alles das verjüngt durch einige von der Königswürde des 7. August hineingeworfene angesehene Personen, unter der Bedingung, dort nie zu sprechen, als um gut zu heißen: ist diese Gesammtmasse ursprünglich so verschiedenartiger Dienstfertigkeiten *), nicht kompetent zu entscheiden über die Straffälligkeit von Männern, die angeklagt sind, weil sie die Folgerungen der Juli-Revolution haben erzwingen wollen.

„Solches ist jedoch nicht die Meinung gewesen der

*) Tout cet ensemble de servilités d'origines si diverses.

mit Abstattung eines Berichts (wovon wir bereits mehrere Auszüge, erstaunlicher die einen als die andern, bekannt gemacht) Beauftragten der Pairs-Kammer. Das Kapitel, womit wir unsere Auszüge beschließen, ist bestimmt, der Kammer Kompetenz zu beweisen. Man schreibt diese Arbeit Hrn. Portalis, ehemaligem Widerstands-Minister unter Karl X, zu. Wir bitten Hrn. Portalis um Erlaubniß, deshalb für ihn erröthen zu dürfen."

Der National gibt nun ein langes Bruchstück aus dem vorgedachten Berichte, wonach er folgendergestalt fortfährt:

„Man kann sich wohl denken, daß wir diesen Kehricht (ramas) konstitutioneller Ketzereien, Verletzungen aller Grundsätze des bei zivilisirten Völkern angenommenen Kriminalrechts, diese erbärmlichen Sophismen, diese abgedroschenen Nachwehen ausnahmsweiser Gerechtigkeitspflege, diese Gänsekopf-Eseleien (âneries de Brid'oison) eines Raths der Sternkammer nicht passiren lassen können, ohne sie mit dem unaussprechlichen Eckel zu belasten, den alle rechtschaffenen Herzen, alle aufgeklärten Geister bei ihrer Durchlesung verspüren werden.

„Aber die Länge dieses Aktenstückes, das so gut die niederträchtige Abtrünnigkeit (l'abjecte apostasie) karakterisirt, die pomphaft auf dem gesetzgebenden Redestuhl „Widerstands-System" genannt wird, nöthigt uns für eine andere Nummer unsere Bemerkungen zu vertagen. Wir sprechen hier nur unsere ersten Eindrücke aus, und stellen sie bei Seite, um in die peinlichste, die reizbarste aller Widerlegungen die „Ruhe" überzutragen, die man nie verlieren

muß, selbst nicht der niedrigsten Ungerechtigkeit gegenüber." —

Dies Meisterstück schönrednerischer Unverschämtheit, wurde in der Sitzung der Pairs-Kammer am 11. Dezember, von dem Grafen Philipp von Ségür derselben denunzirt.

„Seit 1830," sagte er, „hat die Kammer der Presse immerwährende Beschimpfungen verachtet. Man hat sie angegriffen in ihrer Existenz, in ihren konstitutionellen Rechten, und wenn auch einige ihrer Mitglieder diesen Zustand der Dinge nicht geduldig ertragen, ist die Kammer dennoch leidenschaftslos geblieben, und hat sich nicht so weit herablassen wollen vor ihre Schranken die Schriftsteller zu bescheiden, welche sie beschimpft. Das Beispiel der Deputirten-Kammer ist von ihr unbeachtet geblieben.

„Indessen besteht das Recht. Es ist in unsern Gesetzen, in unsern Konstitutionen. Dies Recht ist festgestellt durch die Verfassungen aller möglichen Vertretungs-Staaten. Alle haben ihren Vertretern das Recht und die Mittel gegeben, ihren Vorzügen und Zugestehungen Achtung zu verschaffen.

„Wenn nun dergleichen Schmähungen alle Grenzen überschreiten, wenn sie die Gesellschaft beunruhigen, wenn sie so weit gehen, der Kammer ihr Recht als nationales Geschwornen-Gericht streitig zu machen, ist es die Kammer sich selbst schuldig, ihr Recht auszuüben und ihre Prärogative geltend zu machen."

Auf allen Seiten: Bravo, bravo; so ists recht.

Ségür fortfahrend: „Nicht alsdann auf die Verfügungen des Artikels 15 des Gesetzes vom 25. März 1822, und auf die des bestätigenden Gesetzes

von 1830 sich beruhen, würde Schwäche sein, würde geduldig seine eigene Herabwürdigung, die Beunruhigung der Gesellschaft und Frankreichs Beschimpfung ertragen heißen.

„Der National hat am 10. Dezember 1834 unter dem Titel: „Von der Kompetenz der Pairs-Kammer," einen Aufsatz bekannt gemacht, der alles enthält, was Preß-Frechheit je schuldiges erzeugt, wo die gehässigsten Herausforderungen geltend gemacht werden.... Was noch länger warten, um dergleichen Streiche zu bestrafen? Halten Sie nicht dafür, daß dergleichen Schmähungen ein Ziel gestellt werden müsse? Wie großen Ekel dergleichen Lästerungen mir auch einflößen mögen, verlange ich doch, daß der Geschäftsführer des National vor die Schranken der Kammer beschieden werde."

Auf allen Seiten: Ja, ja, beigestimmt, beigestimmt.

Präsident Pasquier. Ich will der Kammer die Artikel der beiden von Herrn von Ségür angerufenen Gesetze vorlesen, nämlich den Artikel 15 des Gesetzes vom 25. März 1822, und die Beibehaltung dieses Artikels durch den Artikel 3 des Gesetzes vom 8. Oktober 1830.

Nach geschehener Vorlesung dieser beiden Artikel durch den Präsidenten, und des oben mitgetheilten Aufsatzes des National durch den Redaktions-Sekretär der Kammer, Hrn. Gauchy, so wie nach einigen Einwürfen des bekannten Vikomt Dübouchage *),

*) M. s. den Aufsatz: „Parlamentarische Statistik der französischen Pairs-Kammer," im zehnten Theil des Jahrgangs 1834 dieses Werkes.

über der Kammer Kompetenz, „Richter in ihrer eigenen Sache zu sein," Einwürfe, die als unzulässig, fast einstimmig verworfen wurden, entschied die Kammer, „daß der Antrag des Grafen Philipp von Ségür angenommen, und der Geschäftsführer des National für den nächsten Tag, Mittags, vor ihre Schranken zu bescheiden sei."

Wirklich erschien Tags darauf Rouen, Geschäftsführer des National, vor den Schranken der Pairs-Kammer. Er erklärt, daß er um 6 Uhr Morgens verhaftet worden, daß er seitdem auf der Polizei-Präfektur geblieben, und mit seinem Vertheidiger, als welchen er den Mitarbeiter am National, Carrel, andeutete, sich nicht habe besprechen können, weil derselbe sich gegenwärtig in Haft, in dem Gefangenhause Sainte-Pélagie, befinde. Er verlangte deswegen eine Note vorzulesen, die er auf der Polizei-Präfektur geschrieben. Nach der ihm dazu ertheilten Erlaubniß zog er ein Papier aus der Tasche, und las was folgt:

„Sie haben mich vor Ihre ausnahmsweise Gerichtsbarkeit beschieden. Sie haben mir eine sehr kurze Frist bestimmt, indem erst gestern Abend um 6 Uhr ihre Vorladung mir zugekommen ist. Heute Morgen um 6 Uhr hat die Polizei in meiner Wohnung (Sentier-Straße No. 12, in Paris) mich aufheben lassen, wahrscheinlich um Ihnen die Sicherung zu verleihen, daß ich bei dem Stelldichein nicht fehle, welches Sie in meiner Person dem National von 1834 gegeben.

„Eine solche Strenge war ganz überflüssig. Man brauchte mich nicht zu zwingen, um vor Ihnen den

Aufsatz des National zu vertheidigen, den Ihre Reizbarkeit (Murren) inkriminirt hat. Sie müssen wissen, meine Herren, daß die Männer des National nie die Verantwortlichkeit ihrer Handlungen ablehnen, und hier eben so wenig als vor den Assisen, eben so wenig als vor dem Kriegsgericht des Belagerungsstandes, eben so wenig als vor einer andern Magistratur, die, wie sie, in ihrer eigenen Sache richtet, wird der National ausbleiben.

„Haben Sie mich vor sich beschieden, um mich zu richten, nachdem Sie mich und den von mir gewählten Vertheidiger gehört, oder beabsichtigen Sie, mich unmittelbar zu richten? Im ersten Falle bedarf ich meiner Freiheit, und verlange, daß sie mir wieder gegeben werde. Ich verlange ebenfalls, daß Sie mir eine viertägige Frist zugestehen, um die zu meiner Vertheidigung erforderlichen Aktenstücke zu sammeln, und mit meinem Rathgeber mich zu besprechen. Im zweiten Falle, d. h. wenn Sie mich richten wollen, ohne mich zu hören, werde ich mich nicht vertheidigen.

„Vielleicht würde ich diesen Augenblick selbst im Stande sein, der Ungeduld derjenigen unter den Herren Pairs zu entsprechen, die mein unmittelbares Erscheinen wollten, wäre ich nicht heut Morgen jeder Beziehung mit aussen beraubt worden.

„Die einfachsten Begriffe von Gerechtigkeit, die alltäglichsten Billigkeits-Regeln gebieten Ihnen, mir wenigstens vier Tage zuzugestehen, um über meine Vertheidigung mit der von mir gewählten Person mich zu verständigen. Ihr früheres Verfahren, dessen

in Ihrer gestrigen Sitzung gedacht worden, ist in vollkommener Uebereinstimmung mit meinem Begehr.

„Ich verlange, daß mein Erscheinen bis auf nächsten Dienstag, oder jeden andern von Ihnen zu wählenden Tag, bestimmt werde. Ich ersuche Sie, Hrn. Carrel, meinen Mitarbeiter und Freund, zu bevollmächtigen, in meiner Vertheidigung mir beizustehen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß der National von 1834 die Sache, derenwegen jetzt vier seiner Geschäftsführer ihrer Freiheit beraubt sind, nicht im Stiche lassen wird."

Präsident. Sie sind nicht auf Befehl der Kammer verhaftet worden, sondern wegen einer Verurtheilung von Seiten der Assisen. Die Kammer kann keinesweges die Absicht haben, in Ihren Vertheidigungs-Mitteln Sie zu beschränken, oder die zur Vorbereitung Ihrer Vertheidigung erforderliche Zeit Ihnen zu verweigern. Sie verlangen eine Frist von vier Tagen und Hrn. Carrel als Ihren Vertheidiger? Die Kammer wird entscheiden über diese beiden Forderungen.

Nachdem Rouen abgeführt worden, berieth sich die Kammer über des Angeklagten Verlangen. Man machte den Einwurf, daß es der Kammer nicht zustehe, irgend einen Namen für die Vertheidigung anzudeuten. Denn sobald Carrel die Erlaubniß nicht erhalte, das Gefängniß zu verlassen, um den Geschäftsführer des National zu vertheidigen, werde daraus eine neue Zögerung sich ergeben. Es wurde demnach folgender Bescheid gefaßt: „Die Kammer wird am Dienstag Rouen mit Beistand seines Rathgebers hören."

Der Angeklagte wurde davon benachrichtigt, und die Sitzung aufgehoben.

Nach vorgenommener Namens-Aufrufung der am 16. Dezember zur Entscheidung der Sache des National sich eingefundenen Pairs, erklärte der Präsident, daß die anwesenden 153 Mitglieder zu des zu sprechenden Urtheils Gültigkeit mehr als hinlänglich seien.

Rouen, begleitet von Carrel, wurden nun hereingeführt. Beide hielten sich stehend vor dem Präsidenten, der ihnen den Artikel 13 des Gesetzes von 1822 und den ihn bestätigenden Artikel 3 des Gesetzes vom 8. Oktober 1830, vorlas, demzufolge Rouen vor die Schranken der Kammer beschieden worden. Der ebengenannte, obgleich ein ganz junger Mann, hat doch bereits weisses Haar. Lord Brougham wohnte der Sitzung bei. Er nahm Platz in einem Gange zur Rechten des Präsidenten, und schien die ganze Verhandlung mit angestrengter Aufmerksamkeit zu beobachten.

Auf die an ihn gerichtete Aufforderung nahm Rouen das Wort. Er äusserte seine Besorgniß, daß sein Urtheil schon im Voraus gesprochen, und daß alles was er sagen könne, es nicht zu verändern im Stande sein dürfte. „Wäre ich davon ganz überzeugt, fügte er hinzu, würde ich es mir selbst schuldig zu sein glauben, nicht in unnöthige Erläuterungen einzutreten, und zu einer Gerechtigkeits-Parodie mich herzugeben. Ich würde ein bloßes Rache-Begehen erwarten, ohne es zu fürchten.“

Ferner sagte er, daß er die ausnahmsweise Gerechtigkeits-Pflege der Pairskammer nicht anerkenne, obgleich er derselben sich zu entziehen nicht vermöge,

daß er dagegen abermals protestire, und seinem Freunde Carrel die Entwickelung dieses Theils seiner Vertheidigung überlasse.

Er versicherte, daß die Politik des National in allen Punkten die seinige sei, daß er sie für allein richtig und ehrenvoll halte, und daß nichts auf der Welt von seiner Ueberzeugung ihn abwenden könne. Der Aufsatz, dessentwegen er an den Schranken der Pairskammer erscheine, enthalte seines Erachtens nichts Beleidigendes, obgleich mehrere etwas zu lebhafte Ausdrücke darin enthalten seien. Der Grund drücke indessen nichts aus als eine Meinung, die im höchsten Grade ehrwürdig sein, und die anzugreifen, vor welcher Jurisdiktion es auch sei, man sich ein Gewissen machen müsse. —

Es ergibt sich aus diesen Worten, daß die sogenannten republikanischen Zeitungsschreiber in Frankreich, in der „verkehrten Welt“ zu leben glauben. Alles was sie sagen, wie beleidigend, wie schamlos, wie aufwieglerisch es auch sei, ist im höchsten Grade ehrwürdig, und darf von niemand angegriffen werden, falls man sein Gewissen nicht mit einer unverzeihlichen Sünde belasten will....

Schon in einem früheren Prozesse, am 23. August 1834, hatte Carrel behauptet, „daß nicht die Regierung über die Presse, sondern die Presse über die Regierung eine „Zensur“ geltend zu machen habe, die man ihr nicht streitig machen könne, falls man nicht das erste Recht der „Volks-Souveränetät“ verletzen wolle; daß dies „Zensurrecht“ der Presse über die Regierung seit der Juli-Revolution unerschütterlich festgestellt sei, und daß man alle Frei-

heit aufopfern würde, wenn man es auf die entfernteste Weise zu bedrohen sich unterfinge *)."

Wahrlich, man begreift kaum, wie der menschliche Verstand so weit sich verirren könne, dergleichen Abgeschmacktheiten als Glaubenssätze der Geistes-Freiheit aufzustellen. Wie? der erste beste Wirrkopf, der erste beste Narr oder Böswicht hätte das „unverletzliche Recht," die Regierung durch Lüge, Verläumdung, durch thätliche Aufwiegelungs-Versuche anzugreifen, und die Regierung dürfte sich nicht vertheidigen, sie dürfte nicht dem unverschämten oder habgierigen Betrüger die Larve abreissen, sie dürfte nicht den Beutelschneider des öffentlichen Wohlergehens in seiner wahren Gestalt zeigen? —

Nachdem die sogenannte Juli-Revolution die Zeitungs-Zensur, das Recht, welches die Regierung früher gehabt, die Galle-Ausbrüche unbärtiger Fabrikanten angeblich politischer Patent-Artikel, unter Aufsicht zu halten, für immer abgeschafft, nachdem sie auf dieser Seite entwaffnet und vollkommen blosgestellt worden, maßen diese Artikel- oder Bogenweis, gleich Bandjuden nach der Elle bezahlten, Zeitungs-Versorger sich jenes für immer abgeschaffte „Zensurrecht" gegen die Regierung an.

Was sie früher als eine unerträgliche Tirannei verschrien, als sie davon sich beeinträchtigt hielten, das wollen jetzt sie selbst ausüben, und gegen wen? Nicht gegen einzelne Personen oder Dinge, sondern gegen die Regierung in Masse, gegen den

*) M. s. „Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich," im achten Theile der Bibliothek d. n. Weltk., S. 169 u. f.

König, gegen die gesetzgebenden Körper, gegen alles was die gegenwärtige Ordnung der Dinge in ihrem Vaterlande konstituirt. Welche Inkonsequenz; mehr noch, welche Albernheit.

Die Tribüne nennt die 459 Personen, welche die Deputirtenkammer bilden, welche die Nation als ihre Vertreter bezeichnet hat, „verkauft und prostituirt;“ der National qualifizirt die 200 oder 220 Pairs, welche mit den Deputirten die Berathung über des Landes Gesetzgebung theilen, als „Mörder und Gänseköpfe.“

Der Zeitungs-Pöbel findet das ganz in der Regel. In der That, was läßt sich darauf erwiedern? Der Ehrenmann, den ein Gassenbube mit Schmutz bedeckt, kann unmöglich in den Rinnstein greifen, und jenen auf eine Art salben, die ihm allein empfindlich sein würde.

In einem Lande wie Frankreich, wo jeder in seinem Examen durchgefallene Student sich zum Zeitungsschreiber macht, weil man, um Schmähungen und Beschimpfungen an den Mann zu bringen, weiter keine Talente als die einer niedrigen Seele, eines verruchten Karakters und einer feigen Anonymität bedarf, in einem solchen Lande kann, wer nur noch irgend etwas Ehrgefühl bewahrt, unmöglich so weit sich herablassen, gegen ihn gerichtete persönliche Ausfälle und Beschuldigungen sich zu vertheidigen.

Man schweigt so lange man kann, und da die Regierung und die gesetzgebenden Körper größtentheils aus anständigen Männern bestehen, scheinen die Zeitungs-Schimpfer ziemlich lange recht zu behalten, bis endlich die zu stark angegriffene Geduld reißt, und

m unverschämten Kläffer einen derben Fußtritt ver-
tzt. Doch kommen wir wieder zu der Sache des
:ational, und hören wir, wie Carrel sich ausdrückt.

„Ich weiß nicht, meine Herren Pairs, ob Sie
ch wundern unsere Richter zu sein," sagte er. „Wir
nserseits fragen uns, durch welchen Grundsätze-Um-
urz, in Folge welcher unbemerkten politischen Um-
estaltungen, wir Ihrem Gerichtszwange unterworfen
orden?

„Kaum sind vier Jahre verstrichen, als die Ver-
ammlung, deren Nachfolger Sie sind, sich im An-
lags-Zustande vor dem Lande befand. Die aristo-
ratische Pairie, Werkzeug und Mitschuldige der Re-
tauration, hatte die Niederlage der Gegen-Revolution
n den drei Tagen getheilt.

„Zu derselben Zeit rief die Zeitung, deren Fort-
etzer wir sind, Frankreich zu den Waffen gegen die
Bourbonen, insurgirte Paris, brachte einen neuen
König in Vorschlag, und verlangte, daß man aus
dieser Kammer alle Pairs ausstoße, welche unter dem
letzten König der Rechtmäßigkeit ernannt worden.

„Damals waren die Aufreizungen des National
keine Verbrechen. Es waren von einer siegreichen
Revolution diktirte Gesetze. Ich habe nicht die Narr-
heit zu glauben, daß die Lagen, in denen ein Land
durch die Zeitungen regiert wird, einen dauernden
und wünschenswerthen Zustand ausmachen können.
Aber Sie und wir haben eine dieser ausserordentlichen
Lagen gesehen, die nicht aus der Völker Ungelehrig-
keit, sondern aus der Regierungen Unverbesserlichkeit
entstehen.....

„Dergleichen Katastrophen sollten heilsame Lehren

ete Basis haben, gelangte er zu Erklärungen, welche olgende Punkte betreffen sollten:

Erstlich, die angebliche Feindseligkeit des National egen die Pairie seit 1830.

Zweitens, das Recht welches der National, nicht ls Zeitung der Republik, sondern als Zeitung der Opposition, habe, die Kompetenz der Pairskammer n jedem politischen Prozesse, der ihr unterzogen wird, zu erörtern.

Drittens, das der ganzen Presse zustehende Recht die Untersuchungs-Kommission der Pairskammer zu beurtheilen, ihre Angaben zu bestreiten, sie zu widerlegen, sie zu karakterisiren nach dem Eindruck, welchen der von jener bekanntgemachte Bericht hervorgebracht.

Viertens endlich, das dem ganzen Frankreich zustehende Recht, in den verschiedenen Elementen, woraus sie zusammengesetzt ist, die lebenslänglich ernannte gesetzliche Mehrheit der Pairskammer einer strengen Prüfung zu unterziehen.

Wir wollen diesen Erörterungen nur diejenigen Punkte entnehmen, welche von allgemeinem Interesse sind. In einem im Februar 1830 im National enthaltenen Aufsatze, von dem gegenwärtigen Staatsrath Mignet, heißt es:

„Die Pairskammer hat sich seit 1814 vervierfacht, wie sich das aus nachstehender Uebersicht der Ernennungen ergibt: 1814, 91 Pairs; 1815, 87; 1816, 1; 1818, 2; 1819, 60; 1821, 5; 1822, 6; 1823, 3; 1824, 23; 1825, 2; 1826, 1; 1827, 76; 1828, 3; 1829, 7.

„Also zählt die Pairskammer, die ursprünglich

gen gebieten über meine persönliche Lage, er kann mir jede Entwickelung über einen Vorschlag untersagen, der mir, auf eine leicht zu entschuldigende Weise, hier entschlüpft ist. Aber hinsichts der Vertheidigung Rouens kann das Wort mir nicht entzogen werden. Rouen kann nicht ein Unrecht leiden, das ich ihm unwillkürlich zugezogen.

Mehrere Stimmen. Fahren Sie fort.

Präs. Sie können sprechen.

Carrel stellte nun alle Vertheidigungs-Mittel auf, welche eine so schlimme, durch die von ihm direkt gegen die Richter in der Sache des National geschleuderte Beleidiguug, noch viel mehr verschlimmerte Sache, nur irgend darzubieten vermochte. Das Bemerkenswertheste in seiner langen Rede war die Versicherung, daß die gegen die politischen Gesellschaften erlassenen Gesetze vollkommen ihren Zweck erreicht (?), indem fernerweitige Verbündungen, zum Umsturz der jetzt bestehenden Ordnung der Dinge, kaum noch möglich seien.

„Wir werden keine neuen April-Kämpfe entstehen sehen aus den Verbündungs-Scharmützeln, welche diesen verhängnißvollen Tagen vorangegangen sind," sagte er. „Die Sache existirt nicht mehr, und diese Sache war, ich wiederhole es, der unglückliche Zweifel, der Frankreich in zwei Hälften schied, die eine, welche im rechtmäßigen Besitz des Verbündungsrecht zu sein glaubte, das sie hartnäckig vertheidigen wollte; die andere, welche darauf verzichtete, wie auf eine unentschiedene Freiheit, die noch der Erörterung bedurfte.

„Es ist jetzt wohl bekannt im ganzen Frankreich, daß drei Personen ihre politischen Hoffnungen nicht ohne Verbrechen verbünden können. Es gibt also keine möglichen „Fallstricke“ mehr. Sie (die Pairs) haben in Zukunft keine großen Komplotte zu besorgen, und denselben entgegenzuarbeiten. Sie sind unnütz als Nachforschungs- und Verhinderungs-Ausschuß. Sie können nur einen Nutzen, und diesen nur einmal darbieten, weil keine andere ähnliche Veranlassung wieder erscheinen wird. Dieser Nutzen wird darin bestehen, einmal, ein einziges Mal, die Regierung an Feinden zu rächen, die sie nicht mehr auf ihrem Wege, wenigstens nicht im offenen Kampfe, begegnen dürfte.

„Die Genugthuung, durch solche Dienste zu gefallen, kommt sie dem Opfer an Ehre und Gewissensruhe derjenigen gleich, die dazu sich hergeben? Die Regierung des ältesten Zweiges, hat sie die ganze Verantwortlichkeit über den Tod des Marschall Ney mit sich genommen?“...

Präsident. Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie darüber nicht sprechen können. Ich würde mich genöthigt sehen, Ihnen abermals das Wort zu nehmen.

Carrel. Der Kammer früheres Verfahren kann von der Vertheidigung in Rede gestellt werden. Graf Philipp von Ségur beschuldigt den National der Schmähung, er...

Präs. Sie haben nur den inkriminirten Aufsatz zu vertheidigen, und die Kammer hat nur darüber sich auszusprechen.

Carrel. Haben meine Worte einige Entrüstung erregt, ist ihnen anderseits auch Gleichstimmung,

selbst unter den Richtern, zu Theil geworden. Will der Hr. Präsident mir jetzt das Wort nehmen, so bleibt nichts übrig, als daß er gewisse bestimmte Fragen an mich richtet. Ich werde mir ein wirkliches „Vergnügen" daraus machen, darüber die nothwendigen Erklärungen zu geben.

Präs. Es ist nicht schicklich, daß ich mich in eine Erörterung dieser Art mit Rouen's Rathgeber einlasse. Hr. Carrel muß wissen, worüber er sich zu erklären hat. Er kann fortfahren. Aber im Voraus muß ich ihm sagen, daß es ihm nicht erlaubt ist, Unterscheidungen zu machen in dieser Kammer, und daß die ganze Kammer die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen, von welcher Art sie auch seien, über sich nimmt. *)

Carrel. Meine Lage ist sehr schwierig. Fahre ich fort, wie ich begonnen, so werde ich unterbrochen, und doch will man keine Fragen an mich richten. Als Folgerung kann demnach aufgestellt werden, daß die Vertheidigung unmöglich ist.

„Präs. Man weigert sich nicht, Sie zu hören. Reden Sie. Aber überschreiten Sie nicht die Regeln, welche Schicklichkeit und Mäßigkeit Ihnen auferlegen.

Carrel. Ich verlange förmlich, daß die Kammer über die Angelegenheit der Vertheidigung sich berathe.

Präs. Die Kammer hat sich nicht zu berathen.

---

*) Diese Stelle ist, in Folge der dagegen gerichteten Protestation mehrerer neuern Pairs, in der offiziellen Bericht-Abstattung im Moniteur weggelassen worden.

Sie ist geneigt Sie zu hören, wenn Sie auf die Ihnen angedeuteten Regeln sich beschränken.

Carrel. Bisher habe ich den National von 1834 vor den Geschwornen vertheidigt, und bin glücklich genug gewesen, seine Nichtschuldig-Erklärung zu erzielen, aus dem Grunde, weil die Geschwornen neutral waren. Aber hier befinde ich mich vor einem aus Männern gebildeten Gericht, das durch die Bekanntmachung der Meinungen des National von 1834 verletzt worden. Ich sehe mich also gezwungen, „die absolute Unmöglichkeit einer Vertheidigung" zu erklären. Nach den Hindernissen, welche der Hr. Präsident mir in den Weg gestellt, sehe ich wohl ein, daß ich die Vertheidigung weder über das frühere Verfahren der Pairie ausdehnen kann, noch selbst über die gegen uns von dem Grafen Philipp von Ségur geschleuderte Anklage. Ich schliesse also auf die absolute Unmöglichkeit einer Vertheidigung, weshalb ich schweige.

Carrel setzt sich.

Präsident zu Rouen. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?

Rouen. Meine Vertheidigung ist unvollständig. Ich protestire gegen die Unterbrechung, gegen die Verstümmelung derselben. Sonst habe ich nichts zu sagen.

Rouen und Carrel werden von den Gerichtsdienern (huissiers) der Pairskammer abgeführt. Diese letzte schritt sodann zur Abstimmung über des Angeklagten Schuld oder Nichtschuld.

Die Zahl der Stimmen war 153. Auf die Frage: Hat sich der Angeklagte der Beleidigung gegen die

Kammer schuldig gemacht? — antworteten 138 Stimmen: ja, und nur 15 Stimmen: nein.

Es blieb nun zu entscheiden, welche Strafe über ihn zu verhängen sei. Als Minimum der Haft bestimmt das Gesetz zwei Monate, als Maximum drei Jahre; als Minimum der Geldstrafe 200 Franken (93 fl. 20 Kr.), als Maximum 10,000 Fr. (4666 fl. 40 Kr.). Die eine dieser Bestrafungen konnte nicht von der andern getrennt werden.

Carrel erschien abermals vor den Schranken und verlangte, daß, da die Anklage auf Artikel sich beziehe, die bereits vor 2 oder 3 Jahren im alten National erschienen, Rouen dagegen erst seit vier Monaten Geschäfts-Führer des neuen National sei, und er nicht für frühere Vergehen gutstehen könne, man die möglichst stärkste Geldstrafe und die geringste Haft bestimme, weil die erste von den Eigenthümern der Zeitung, die letzte aber persönlich von dem Geschäfts-Führer derselben getragen werden müsse.

Nach dreimal wiederholter Abstimmung verurtheilte die Kammer den Angeklagten zu zweijähriger Haft und 10,000 Fr. Strafe.

Wir enthalten uns aller weitern Erörterung über dies Urtheil, obschon wir es, hinsichts der zweijährigen Haft, sehr streng finden. Der davon Betroffene ist herzlich zu bedauern.

Aber unabgesehen davon, ist das dieser Angelegenheit Hauptsache nicht. Sie ist eine gewissermaßen nothwendige Folge der Verfügung, wodurch die Pairskammer sich zum Richter in ihrer eigenen Sache gemacht.

Jede von ihr in Anwendung gebrachte Freispre-

chung oder Verurtheilung konnte und durfte nichts anders sein, als das Ergebniß eines ausnahmsweisen Verfahrens, das man „Gerechtigkeits-Pflege“ zu nennen beliebte, das es jedoch nicht auf die entfernteste Weise war, und zwar aus dem Grunde, weil man im Voraus wußte, daß die Kammer nur verurtheilen könne und werde.

Des Geschäfts-Führers des National Vorladung an die Schranken der Pairskammer, war demnach nichts, als eine bloße Förmlichkeit, ohne welche man ihn schicklichkeitshalber nicht verurtheilen zu können glaubte. Man bedurfte seiner Gegenwart nur, um ihm persönlich sagen zu können: „Du hast uns beleidigt, oder Dein Blatt. Wir rächen uns dafür an Deiner Person. Gehe hin, zahle 10,000 Franken Strafe, und laß dich einkerkern für zwei Jahre. Tel est notre bon plaisir.“

Anderseits ist Carrel's Verfahren im höchsten Grade ungereimt. Statt seinen Mitarbeiter, den wahrscheinlich ganz unschuldigen Sündenbock der Leute des National, so viel als möglich zu rechtfertigen, seine Sache unter einem Gesichts-Punkte darzustellen, der seine persönliche Theilnahme, wenn auch nicht seine Verantwortlichkeit, aus dem Spiele zu rücken im Stande gewesen wäre, bot er vielmehr alles auf, seine Sache dergestalt zu verschlimmern, und ihn so sehr zu kompromittiren, daß nicht einmal Straf-Milderung (von Nichtschuldig-Erklärung gar nicht zu sprechen) möglich wurde.

Er beleidigte ins Angesicht die Richter, von deren Entscheidung alles abhing, von deren Ausspruch keine Appellation möglich war, auf die empfind-

lichste Weise, dem Knaben ähnlich, der weiß, daß er gezüchtigt wird, wenn er dies oder jenes Vergehen sich zu schulden kommen läßt, und der es dennoch begehet, weil er in seinem Trotze oder in seiner Halsstarrigkeit eine Art „Bravour“ erblickt, weil er dadurch ein gewisses Vergnügen empfindet, das ihm seines widersinnigen Begehens Folgen übersehen läßt.

Es gibt in Frankreich eine Menge halbreifer, oder in dem heissen Gewächshause politischer Tages-Streitigkeiten überreifter Intelligenzen, eine Legion junger Schriftsteller, unter welchen Carrel, Viktor Hügo, Janin, Dümas, Balzac u. a. den ersten Rang einnehmen, von denen man sagen könnte: sie sind foux de leur esprit, wie man von den pariser Dirnen sagt: sie sind folles de leur corps.

Diese Leute sind so sehr in ihren Verstand verliebt, daß es, ihres Erachtens, auf Erden nichts Größeres, nichts Bewunderungswürdigeres gibt. Daher ein unglaublicher Fonds von Anmaßlichkeit, ein absprechender, gegen andere beleidigender Ton, eine bis zum Lächerlichen gesteigerte Eitelkeit, eine Vergöttlichung des erhabenen „Ich,“ die nichts beachtet, als sich selbst, die bei jeder Veranlassung unaufhörlich sich in Rede stellt, die endlich für jeden andern, als für sie selbst, ekelhaft wird.

Carrel namentlich gibt davon einen auffallenden Beweis in dem Briefe, welchen er, nach seiner Rückkehr aus England, an den Polizei-Präfekten von Paris gerichtet, und worin er sagt:

„Ich glaube Ihnen öffentlich anzeigen zu müssen, Herr Präfekt, daß ich seit mehreren Tagen in Paris wieder angelangt bin, und daß ich keinesweges beab-

sichtige, was gewisse ministerielle Blätter auch gesagt haben mögen, der Vollstreckung der widersinnigen Rechtssprüche (des arrêts prévaricateurs), welche das Kassations-Gericht während meiner Abwesenheit gebilligt, mich zu entziehen. Was man zu jeder andern Zeit aus Achtung für das Gesetz und für den Karakter seiner Richter thun würde, thue ich jetzt aus „Ehrfurcht für mich selbst....“

„Ich bin es mir schuldig, nicht zurückzuweichen vor den Folgen der Rechts-Verweigerung (déni de justice) der ich mich wissentlich ausgesetzt, indem ich, als Schiedsrichter in meiner gerechten Sache, Gegner, oder was noch ärger ist, Diener meiner Gegner angenommen. Ich werde demnach, sobald es Ihnen gefällig sein wird, dieser Haft mich unterziehen, die niemand als meine Richter entehren kann, weil sie mit Verletzung aller bestehenden Gesetze ausgesprochen worden....

„Wenn Männer, wie mein heldenmüthiger Kamerad Guinard*), unter Schloß und Riegel geknebelt, beschimpft, geschlagen werden, kann man wohl sagen, daß die Ehre im Gefängniß ist, und daß die Infamie, als würdige Wächterin, an der Thür der Höle wacht, wo der Bürger Freiheit verschwindet.“

Nach vorstehendem kann man sich einen ziemlich genauen Begriff von Carrels Talent-Eigenthümlichkeit machen, falls man, durch seine Vertheidigung Rouen's, darüber noch irgend einige Ungewißheit bewahrt.

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Ueber die innere Organisation, ꝛc. der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers,“ im fünften Theile des Jahrgangs 1834 dieses Werkes.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Der Prozeß im Prozeß.

Am 11. Dezember 1834 erschien Bichat, verantwortlicher Geschäfts-Führer der zu Paris täglich erscheinenden sogenannt republikanischen Zeitung, la Tribune, vor den Assisen des Seine-Departements, eines in dem Blatt vom 14. September, unter der Ueberschrift: „Reise des Königs nach Compiegne," erschienenen Artikels wegen, dessen besonders inkriminirte Stellen folgendergestalt lauteten:

„Man hat nicht vergessen, mit welcher Uebereinstimmung verflossenes Jahr die unabhängige Presse die Speichelleckereien gebrandmarkt, welche auf seinem Wege an den erlauchten Reisenden nach Cherbourg verschwendet worden. Diese treffende Lehre verhindert indessen nicht, die ministeriellen Zeitungen heute abermals, mit den Einzelnheiten der Reise des Königs nach Compiegne, dieser Nachäffung der großen Reise von 1833, die Komplimente bekannt zu machen, welche Sr. Majestät von den Beamten dieser „guten Stadt" gemacht worden.

„Ueberwinden wir unsern Eckel, und werfen wir einen Blick auf diese Reden, wie auf die darauf ertheilten Antworten. Wir mögen nicht die Abgeschmacktheiten (platitudes) der von dem Präfekten des Oise-Departements, Feutrier, gehaltenen Rede wiederholen. Diese Magistrats-Person rühmt darin die „bewunderungswürdigen Tugenden" Ludwig Philipps, wie es die Schuldigkeit jedes guten von Ludwig Philipp ernannten und von ihm absetzbaren Präfekten mit

sich bringt. Hr. Feutrier beräuchert auch die Königin, die, sagt er, sich wundern darf, daß ihr erhabener Gemahl Undankbare gefunden.

„Diese Undankbare sind zweifelsohne die HH. Lafayette, Düpont (de l'Eure) und Lafitte. Und in der That ist dieser letzte, nachdem er Ludwig Philipp sein unermeßliches Vermögen, beinahe selbst seine Popularität aufgeopfert, nicht mit Eckel und Beleidigungen jeder Art überladen, wie aufs äusserste durch seine Gläubiger verfolgt worden, die nichts waren, als die Namenleiher einer mächtigen Person?

„Muß man nicht auch den Anreizungen derselben Person den verhängnißvollen Zweikampf zuschreiben, der, indem er Dülong das Leben geraubt, den innigsten Neigungen Düpont's de l'Eure eine unheilbare Wunde beigebracht *), und Lafayette dem Grabe zugeführt hat? Das sind die Undankbaren, die auf eine grausame Weise ihre Undankbarkeit abgebüßt; gestehen Sie es, Hr. Feutrier, und zeigen Sie sich wo möglich ein anderes Mal etwas weniger linkisch.

„Des Königs Antwort an den Präfekten hat nicht aufgefaßt werden können, sagt die ministerielle Zeitung. Jammerschade. Es müßte herrlich gewesen sein, Ludwig Philipp den Text seines allergehorsamsten Präfekten entwickeln, und mit tugendhaftem Unwillen gegen die Undankbaren sich erheben zu sehen. Zur Entschädigung haben wir die königliche Antwort an den Präsidenten des Zivil-Gerichts in Compiegne.

„„Ich kenne keine andere Ruhe, als Frankreichs

*) Dülong wurde allgemein für Düpont's „natürlichen Sohn" gehalten.

Glück. Ich finde eine Befriedigung darin, zu glauben, daß die vier verflossenen Jahre den Erwartungen des Volkes entsprochen haben; daß es mir gelungen ist, vor großen Uebeln es zu bewahren, und die Unwetter, welche es bedroheten, abzuwenden. Wir betreten jetzt den Hafen. Wir genieſſen des innern und äuſſern Friedens mit Ehre und Sicherheit."

„Wenn es unbeſtreitbar iſt, wie Frankreich erwartete, und zu erwarten berechtigt war, daß die Juli-Revolution ihm ſeine natürlichen Grenzen und den hohen Rang wiedergebe, den es in Europa immer behauptet, kann Ludwig Philipp da ſich rühmen, ſeinen Erwartungen entſprochen zu haben, er, der alles angenommen, was in den Verträgen von 1815 nachtheiliges und herabwürdigendes für uns war, während er die Beſtimmungen derſelben Verträge, die uns nur irgend günſtig waren, mit Füßen hat treten laſſen? Wie hat er von Seiten des heiligen Bundes der Nationalität Polens, Deutſchlands Unabhängigkeit und der Integrität des ottomanniſchen Reiches, dieſen großen Intereſſen, welche durch die Bedingungen von 1815 garantirt wurden, Achtung verſchafft?

„O großer König, bilde Dir weniger ein auf Deine militäriſche Eitelkeit *). Soldat von Jemmapes und Valmy, es iſt wahr. Aber auch Dümouriez Begleiter bei ſeiner Auswanderung. Erinnere Dich, daß Du 1803 zu Ludwigs XVIII Füßen öffentliche Abbitte gethan, der unbedeutenden Dienſte wegen, welche Du der Sache des Volkes geleiſtet; erin-

*) O grand roi, tirez moins de vanité de votre gloriole militaire.

nere Dich, daß Du Dich später nach Neapel begeben, um von einer Königin, welche die Umbringung der Patrioten, der Freunde Frankreichs, geboten, eine Verbindung zu erbitten, die Dich in's erste Glied der Ritter der Gegen-Revolution stellte. Erinnere Dich an Deine vier Regierungs-Jahre, und Du wirst erkennen, daß Deine Heldenthaten (prouesses) von Jemmapes und Valmy zu gering sind, um die Niederträchtigkeit und Feigheit der äussern Politik Deiner Minister zu bedecken. Lassen wir also künftighin die Erinnerungen von Jemmapes und Valmy in Ruhe."

Nach Vorlesung dieses saubern Faktum's verlangte Sarrüt, einer der Redaktoren der Tribüne, und Bichats Vertheidiger, zur Bescheinigung der Wahrheit der in dem Aufsatze angegebenen Umstände, die Abhörung folgender Personen als Zeugen: Lafitte, Philippon (Herausgeber der Carricature, Erfinder der tête de poire), Carrel (Redaktor des National), de Rümigny (Adjudant des Königs), Georg Lafayette, Zäsar Bacot (Deputirter), Oberst Lamy und General Bügeaud.

Der General-Advokat Plougoulm widersetzte sich aufs förmlichste der Abhörung dieser Zeugen, weil man damit nichts anderes bezwecke, als neuen Skandal zu erregen, und neue Beleidigungen gegen des Königs Person denen beizugesellen, deren man sich bereits schuldig gemacht. Die Sache, welche man abermals in Rede zu stellen sich bemühe, sei schon mehrmals vor den Assisen gegen die Tribüne entschieden worden, und selbst wenn dieser Fall nicht stattgefunden hätte, würde alles, was den König be-

trifft, doch nicht erörtert werden können, weil die Staats-Urkunde seine Person als geheiligt und als unverletzlich erklärt.

Uebrigens unterstützte der General-Advokat die Anklage aus allen Kräften, und drang auf des Angeklagten Verurtheilung, die er als nothwendig darstellte, falls man nicht wolle, daß die Unverschämtheit von Menschen, die selbst dem Höchsten und Heiligsten Hohn zu bieten sich erkühnen, nicht endlich alle Schranken übersteigen solle.

Die Vertheidigung der Tribüne war dem Advokaten Lédrü-Rollin anvertraut, der, dem seit der Juli-Reform angenommenen Verfahren mehrerer seiner Rechtsfreunde getreu, statt sich zu bemühen, den Angeklagten zu entschuldigen oder zu rechtfertigen, vielmehr alle Mittel geltend machte, die seine Sache nur noch mehr verschlimmern konnten.

Er wollte über die Geld-Beziehungen zwischen Lafitte und dem König, über Dülongs Tod, dessen Urheber Ludwig Philipp sein sollte, und über eine Menge anderer Gegenstände sprechen, die augenscheinlich herbeigezogen waren, um Aufsehen oder Unwillen zu erregen, und einige kindische Bravaden anzubringen.

Von dem Präsidenten und dem General-Advokaten mehrmals unterbrochen, kehrte er demungeachtet immer wieder zu seiner fixen Idee zurück, und ging endlich so weit, zu behaupten, „daß die Regierung alleinige Urheberin der blutigen Ereignisse in der Transnonain-Straße (in Paris) im April 1834 gewesen.“

Plougoulm wollte deswegen gegen ihn requeriren, als der Advokat äusserte, man mache ihm bemerklich,

daß er nicht Regierung, sondern Polizei gesagt; weshalb jener die Sache auf sich beruhen lies.

Was würde man in jedem andern Lande, als Frankreich, von einem Advokaten halten, der statt seinen Klienten zu vertheidigen, keine Aufreizung und Beleidigung unterläßt, überhaupt alles herbeizuziehen sich bemühet, wodurch dessen Sache verschlimmert werden muß, und der durch leidenschaftliche Beschuldigungen, die er mit keinerlei Beweisen zu belegen vermöchte, es so weit treibt, daß er sich selbst beinahe einen Prozeß erweckt? —

Nach kurzer Berathung erklärten die Geschwornen den Geschäfts-Führer der Tribüne der Beleidigung gegen des Königs Person und der Aufreizung zur Verachtung der Regierung schuldig, weshalb derselbe zu einjähriger Haft, 6000 Franken (2800 fl. rh.) Strafe und Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten verurtheilt wurde. Zugleich wurde des inkriminirten Blattes Vernichtung verordnet.

Nach Ausspruch dieser Sentenz näherte sich der originelle Ledru-Rollin dem General-Advokaten mit einer herausfordernden Miene, und sagte zu ihm: „Was ich als Advokat gesagt, ich beharre darauf als Mann.“ Plougoulm begnügte sich zu antworten: Cela suffit (schon gut).

Ein Landstreicher-Poet.

In dem Verhaft-Hause in Saint-Omer befindet sich gegenwärtig der Bruder eines der ausgezeichnetsten Schriftsteller Frankreichs, der nur unter dem Anfangs-Buchstaben seines Namens, D. bezeichnet wird,

und der als Landstreicher, Raufbold und falscher Spieler eingesperrt worden.

Als Sohn reicher, angesehener Eltern erhielt er, was man gewöhnlich eine gute Erziehung nennt. Während dem Kaiserthum diente er als Offizier, und zeichnete bei mehr denn einer Gelegenheit sich aus. Sein noch jetzt edles und schönes Gesicht verräth einen vielseitig gebildeten Geist. Im Gespräch beurkundet er eine Zartheit, eine hinreissende Darstellungsgabe, die seinen Umgang äusserst angenehm macht. Sein Benehmen ist das eines Mannes, der lange in der besten Gesellschaft gelebt, und der überall mit Anstand seinen Platz einzunehmen weiß.

Solches ist D. so lange er nüchtern ist, ein Fall der jedoch nur stattfindet, wenn er im Gefängnisse verweilt. In seiner Betrunkenheit (die man, wenn er frei ist, beinahe als permanent betrachten kann) ist er dagegen von allem obengesagten das absolute Gegentheil. Er sucht Händel mit dem ersten besten, überfällt und prügelt jeden, der ihm in den Wurf kommt, beleidigt alle Frauenzimmer auf die schamloseste Weise, schlägt den Leuten die Fenster ein, schleift sich mit liederlichem Gesindel herum, und hat eben so wenig einen bestimmten Wohnort, als sichere Existenzmittel.

Letzthin sollte er wieder vor Gericht erscheinen. Es war vorauszusehen, daß man ihn zu einmonatlicher Haft verurtheilen werde, mit dem Beifügen, daß er nach Uebersetzung seiner Strafe an einem ihm angewiesenen Orte, und unter Aufsicht der Staats-Polizei bleiben müsse. Das Entsetzliche seines Zustandes vollkommen erkennend, wendete er sich mit der

Bitte an den königlichen Prokurator, ihn so lange als möglich im Gefängniß zu lassen, weil er darin das einzige Mittel erblicke, sich zu bessern, d. h. seine übeln Neigungen allmählig sich abzugewöhnen.

„Man hat mich schon oft zu ein- oder zweimonatlicher Einkerkerung verurtheilt," sagte er. „Aber das ist nicht genug. Ich kann in so kurzer Zeit über mein Betragen mit mir selbst nicht einig werden, und kaum bin ich wieder frei, so sind alle meine guten Entschlüsse vergessen. Ich versenke mich aufs neu in den Strudel meiner Leidenschaften. Wollust und Branntewein machen mich von neuem zum Thier. Hier allein, wo ich mäßig leben muß, kann ich nach und nach an eine andere Lebensweise mich gewöhnen. Ich bitte Sie also, es dergestalt einzurichten, daß ich wenigstens bis zum nächsten Frühjahr eingesperrt bleibe."

Dieser sonderbare Wunsch wurde erfüllt. Er sah sich zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt. Gleich in den ersten 8 Tagen seiner Strafzeit schrieb er mehrere wirklich ausgezeichnete Gedichte, unter dem Titel: „Erinnerungen und Erholungen eines gewesenen Offiziers der alten Armee," worin ein nicht gemeiner poetischer Schwung unverkennbar ist. Theilen wir von seinen zwei tausend fünfhundert bis jetzt geschriebenen Versen nur einige mit.

Le libertin converti.

D'un funeste penchant, déplorable victime,
Je me vois condamné, dans le séjour du crime,
A travers des jours lents, terribles, douloureux!
Plongé dans les horreurs d'un cachot ténébreux,

D'un ciel pur et serein la fécondé lumière,
Ne vient plus réjouir mon humide paupière;
Une éternelle nuit dans ce morne tombeau
M'offre d'un long trépas le sinistre tableau, etc.

A ma soeur.

Ne pleure plus, ô toi qui m'es si chère!
Je peux encore être digne de toi;
Pardonne, helas! ô ma soeur, ô ma mère,
Puisque l'honneur n'est point perdu pour moi,
Ne pleure plus.

Sur le passé, ma généreuse amie,
Jetons un voile en suppliant les cieux
De faire entrer dans ton ame attendrie
Un sentiment qui te ferme les yeux,
Sur le passé, etc.

Die beſten ſeiner übrigen Gedichte ſind betitelt: der Sturm; Unruhe; das Hospiz; Soldaten-Rückkehr; an eine junge Spital-Schweſter; der Berg-Einſiedler. In allen dieſen Dichtungen beurkundet ſich eine wahre, tiefergreifende Schwermuth, eine milde Philoſophie, ein geläuterter Geſchmack. Und doch ſind ſie nichts als Werke eines Landſtreichers, eines bisher unverbeſſerlichen Trunkenbolds.

Kaſerne-Beredſamkeit.

Marc iſt beſchuldigt, gegen einen Beamten der pariſer Sicherheitswache ſich vergriffen zu haben.

„Achtbare Herren,“ ſagt er, „iſt es nicht unbegreiflich, daß man mich arretirt, mich hierher bringt vors Gericht, weshalb, warum, wozu? Ma parole d'honneur la plus sacrée, ich weiß es nicht. Es iſt ein

uns die Gelegenheit dargeboten, der Energie unserer Verwerfung noch mehr Stärke zu verleihen.

„Der Orleanismus ist jetzt im Stande zu sehen und zu sagen, ob die Beharrlichkeit seines demüthigen Entgegenkommens, die unerschütterliche Unbeugsamkeit unserer Abneigung, die Ausdauer unsers Abscheues ermüden kann. Vergebens läßt er den Stolz seines Triumphes an unserer Thür knien.

„Er hat niemand unter uns gefunden, der seines Glückes Besudelung hätte theilen mögen; niemand der die mit Versprechen uns entgegengestreckte Hand, die er mit Verachtung gefüllt zurückziehen muß, hätte berühren wollen; niemand um die Entehrung seines Bündnisses, die Schande seiner Freundschaft zu theilen.

„Seit er seine Abscheulichkeiten mit Blut übertüncht, haben sie uns nicht schöner geschienen. Die Geschichte wird sagen, daß, als wir zu wählen hatten zwischen dem Orleanismus, der zur Theilung seines Despotismus uns einlud, und dem Lande, das uns die Gemeinschaft seiner Leiden und seiner Vertheidigung darbot, die Royalisten nicht einen Augenblick unschlüssig blieben, die Stellung verließen, die man in Politik eine bewaffnete Neutralität hätte nennen können, und gegen den Orleanismus, Frankreich zu Hilfe marschierten.

„So bleibt der allgemeine Karakter der royalistischen Erklärung vollkommen festgestellt. Sie ist eine Kriegs-Erklärung zum Besten des Landes, gegen was das Land angreift. Sie ist der einstimmige Ausdruck der Entscheidung einer politisch-edelmüthigen und geschickten (sic) Partei, die, ihrer Mit-

der gegenwärtige Angeklagte Lemoine Euch nichts gethan?

Jeandin. Si fait, er hat auch ein wenig auf mich herumgepaukt, als ich auf dem Boden lag. Aber er hat mir nichts zerbrochen, der kleine Bonhomme, der nicht zwei Liards werth ist.

Präs. Aber warum habt Ihr Lemoine als denjenigen bezeichnet, der Euch den Schenkel zerbrochen?

Jeandin. Weil ich ihn allein kenne. Die andern werden schon kommen; nur ein wenig Geduld.

Lemoine. Ich habe dem Kläger nur einen Schlag gegeben, weil er mir hat den Finger abbeissen wollen, und weil er zwei oder drei Mal nach meinem Ohr geschnappt.

Der Zeuge Herbület tritt herein. Als Jeandin ihn erblickte, rief er: „Da ist er. Da ist mein Dicker, wie er leibt und lebt, mit seinen schielenden Augen und seinem Krachmandel-Gesicht. Ich wußte wohl, daß er kommen würde.“

Herbület. Es ist falsch und von aller Falschheit. —

Präs. Sagt, was Ihr gesehen habt.

Zeuge. Ich habe nichts gesehen.

Präs. Kläger behauptet, daß Ihr ihm den Schenkel zerbrochen.

Zeuge. Es ist nicht wahr.

Jeandin. Ich schwöre es vor Gott und Menschen, daß er der Dicke ist. Man braucht ihn nur anzusehen, ob er schielt. Schiele doch einmal, Schatz.

Da sehen Sie, ob ich recht habe. Hat er nicht par tout das Ansehen, daß er mir den Schenkel zerbrochen?

Zeuge. Es ist erlogen.

General-Advokat. Wir ersuchen das Gericht, zu verfügen, daß Jeandin's Aussage gegen Herbület zu Protokoll genommen, und dieser in Anklagestand versetzt werde.

Lemoine wurde freigesprochen.

Sohn der seine Mutter, Vater der seine Tochter verleugnet.

Die Wittwe Boivin, eine arme, hochbetagte, kranke Frau erscheint vor dem Zuchtpolizei-Gericht zu Paris als Landstreicherin. In der Untersuchung hatte sie ausgesagt: „Mein einziger Sohn befindet sich in ziemlich guten Umständen. Demungeachtet hat er sich geweigert, mich zu sich zu nehmen, oder mir irgend eine Unterstützung zukommen zu lassen. Ich hoffe indessen, daß er vor Gericht, wenn auch nicht aus kindlicher Pflicht, doch aus menschlichem Mitleiden, erklären wird, in Zukunft sich meiner wenigstens in etwas annehmen zu wollen.“

Demzufolge war Boivin vorgeladen worden. Er ist Straßen-Pflasterer, und sein Ansehen, wie seine Kleidung, verrathen einen gewissen Wohlstand. Auf die an ihn gerichtete Frage, ob er die Angeklagte kenne, entgegnet er, mit einem höchst widerlichen Gesichts-Ausdruck, der wahrscheinlich Gleichgiltigkeit andeuten soll: Connais pas.

Präſident. Wie, Ihr kennt Eure Mutter nicht.

Boivin. Meine Mutter?... meine Mutter, wenn Sie wollen. Aber connais pas.

Präſ. Ein Sohn, der geſteht, daß eine ihm vorgeſtellte Perſon ſeine Mutter iſt, und die er demungeachtet nicht kennen will, das iſt etwas unerhörtes.

Boivin, ärgerlich und ungeduldig. Wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſie nicht kenne, ſo.... Ich kenne ſie wohl als meine Mutter. Aber, will ich ſagen, ich kenne ſie nicht, um mich ihrer anzunehmen. Ich mag mich mit ihr nicht belaſten.

Präſ. Welche Rede. Seid Ihr nicht der alten, kranken Frau Sohn, und iſt es nicht Eure erſte Pflicht, ihres hilfloſen Alters Euch anzunehmen?

Boivin, herauspolternd. Grade weil ſie alt und krank iſt, mag ich ſie nicht. Sie kann anderswo....

Man bemerkt an der Bewegung ſeiner Lippen, daß er das Wort: krepiren auf der Zunge gehabt. Nach dem deswegen entſtandenen Gemurmel des Abſcheues, that der Präſident ſich augenſcheinlich Gewalt an, um anſcheinend ruhig die Frage aufzuſtellen:

„Wie viel beträgt Euer täglicher Verdienſt?“

Boivin, ärgerlich: Was ich verdiene, verdiene ich für mich. (Nach einer kurzen Pauſe, mit falſchem Blick:) Vierzig Sous (56 kr.) täglich, nicht mehr. Ich könnte eben ſo gut vierzig Franken (18 fl. 40 kr.) brauchen... Sie kann ſich einrichten, wie ich... Dam!

Präs. Und wenn Ihr auch noch weniger verdientet, würde es dennoch Eure Schuldigkeit sein, Eurer Mutter beizustehen. Geht in Euch, ich fordere Euch dazu auf. Eure Hartnäckigkeit ist ein öffentlicher Skandal.

Boivin. Ma foi, jeder für sich. Sie kann sich einrichten wie sie will; ich frage nichts danach. Connais pas.

Präs. Unter alle den zahlreichen Unsittlichkeits-Beispielen, die leider täglich unsern Blicken sich darbieten, gibt es wenig so empörende, als das von Euch gegebene. Ihr seid ein schlechter Sohn, folglich ein schlechter Bürger, ein schlechter Mensch.

Boivin. Das ist mir alles gleich. Jeder für sich. Allez donc.

Präs. Entfernt Euch, elendes Subjekt. Die Gerechtigkeit wird Euch schon zu zwingen wissen, Eure Schuldigkeit zu thun.

Boivin kehrte dem Gericht trotzig den Rücken, und zog sich zurück, von dem unwilligen Murren aller Anwesenden begleitet. Auf die von mehreren Personen an ihn gerichteten Vorwürfe entgegnete er: Ça m'est bien égal.

— Auf diese betrübende Szene folgte eine andere nicht minder empörende, nur daß die Rollen umgetauscht waren. Ein hartherziger Vater weigerte sich, sein Kind, ein hübsches 10jähriges Mädchen, das sich entweder in der großen Stadt verirrt, oder aus Furcht vor einer angedroheten Strafe aus der väterlichen Wohnung sich entfernt gehalten, wieder zu sich zu nehmen.

Rosa Hervy schwamm in Thränen, faltete bittend ihre kleinen Hände, und schrie mit herzzerreissender Stimme: „Papa, Papa, hab' Erbarmen mit mir. Ich verspreche Dir, daß ich gut und artig sein, daß ich keinen Fehler mehr begehen will.“ Vergebens, der Vater weigert sich mit trockenem Auge und hartem Gesicht, sein Kind wieder aufzunehmen.

„Ich überlasse es seinem Geschick,“ sagt er, „und mag mit ihm mich nicht ferner befassen.“

Präs. Euer Kind ist noch sehr jung. Es ist keines Vergehens wegen angeklagt. Man hat es blos angehalten, weil man es während der Nacht auf einer Bank schlafend gefunden. Es scheint, daß ihr es manchmal zu stark züchtigt, und daß es deshalb sich entfernt. Fordert es jetzt zurück, und haltet es zum Guten an, so kann es Euch noch Freude machen.

Hervy. Ich will nicht; ich habe andere Dinge zu thun, als mich um die Krabbe zu bekümmern. Sie ist schon dreimal fortgelaufen. Ich bin Arbeiter und kann nicht immer auf sie acht geben. Ich sage mich von ihr los. Die Gerechtigkeit kann mit ihr thun, was sie will.

Präs. Ihr scheint Eure väterliche Pflicht nicht recht zu begreifen. Ich lade Euch ernstlich ein, darüber nachzudenken. Eure Tochter ist jung. Ihr könnt sie nicht hilflos in die Welt hinausstoßen wollen.

Rosa Hervy. Liebster Papa, ich will ja recht gut, recht artig sein; habe nur diesmal Erbarmen mit mir.

Hervy. Ich will sie nicht zurück verlangen. Ich verlasse sie.

Präs. Entfernt Euch!

Hervy geht fort, ohne einen Blick auf sein unglückliches Kind zu werfen. Die an den Schranken sich drängende Menge empfängt ihn mit Murren. Er schlägt ein Schnippchen und sagt: Ça de moins.

Indem erschallt eine weibliche Stimme: Herr Präsident, könnte ich das arme Kind zu mir nehmen?

Präs. Treten Sie näher. Wie heissen Sie und was sind Sie?

Eine junge Frau, vortretend: „Ich heiße Orwix, und wohne in der Granvilliers-Straße No. 66. Mein Mann arbeitet in einem Büreau. Ich nehme vor der Gerechtigkeit die Verpflichtung über mich, dies Kind zu mir zu nehmen, und ihm eine gute Erziehung zu geben. Ich bin der Zustimmung meines Mannes gewiß. Wir waren eben auf dem Punkte, die nothwendigen Schritte zu thun, um eine Waise an Kindesstatt anzunehmen. Diese arme Kleine ist in dem Fall, weil ihr Vater grausam genug ist, sie zu verlassen. Ich adoptire sie.... Nicht so, Kind, du willst gut und artig sein? (Das Kind streckt schluchzend seine Hände aus.)

Präs. Ihr Betragen ist sehr ehrenvoll. Es ist die beste und schönste Kritik über Hervy's Barbarei.

Ein Mann tritt hervor. Ich heiße Kuln, sagt er, und bin Kassirer bei Hrn. Lüpin, in der Kapaun-Straße. Frau Orwix und ihr Gatte sind mir als sehr rechtliche Leute bekannt. Um meine Bewunderung zu bezeugen für ihre schöne Handlung, wünsche ich derselben mich beigesellen zu dürfen.

Präs. zu der Kleinen. Du siehst, daß deine Jugend und deine Reue über ein Begehen das nicht recht war, dir Beschützer gewonnen haben. Versprichst du, durch ein gutes Betragen derselben Dich würdig zu beweisen.

Das arme Kind schluchzte: ja, ja. Die Rührung war allgemein. Alle Frauen weinten. Der Gendarm Lagoutte selbst konnte seine Thränen nicht zurückhalten, und war genöthigt, seinen alten Schnurbart zu trocknen. Rosa Hervy wurde freigesprochen, und der Frau Orwix überlassen.

Französische Selbstmord-Eigenthümlichkeiten.

Ein doppelter Selbstmord, der die bis zum letzten entscheidenden Augenblicke dauernde Schauspielerei des französischen Lebens beurkundet, hat sich ganz neuerdings in Marseille und Paris ereignet. Die darin sich zeigenden Sittlichkeits- und Karakterzüge sind zu originell, als daß wir davon nicht eine flüchtige Skizze entwerfen sollten.

Josephine N. hatte die Bekanntschaft von Karl Leloup gemacht, während er Soldat und sie Branteweinverkäuferin beim 17. Linien-Infanterie-Regiment war. Leloup erhielt seinen Abschied und begab sich nach Paris, wo er als Bürstenbinder arbeitete. Josephine kehrte nach Marseille zu ihren Eltern zurück. Hier sah sie in einem Melodrama eine von ihrem Geliebten getrennte Heldin ihr Leben durch Selbstmord enden. Sogleich beschloß sie einen ähnlichen Tod sich zu geben. Nach der Melodie, in der die Heldin ihren Todesgesang angestimmt, verfertigte sie ein Lied, das sie ihrem Karl durch die Post zuschickte, wonach sie

durch Kohlendampf sich erstickte. Des gedachten Liedes erste Strophe lautete wie folgt:

Te serviras-tu de ma feau (foi)
Moi pour qui je quittes la vie?
Te fera-t-elle descendre au tombeau
Rejoindre celle qui te chérie?
Puisque de notre existence
Nous ne pouvons nous unir,
Mettons dons fin à nos souffrance:
Comme moi Charles il faut mourir. (bis).

Karl antwortete darauf nach dem Air du Réveil:

De te suivre plus belle que la rose,
Pour moi c'est un bonheur parfois,
Je vais descendre dans la fosse
Pour t'obéir ma bien aimée.
Je ne tiens plus à l'existance
Dès ce jour fatal de ton trépas,
Oui Joséphine, mon espérance
Est de suivre bientôt tes pas. (bis) etc.

Nach Niederschreibung dieser Vaudeville Couplets, drei an der Zahl, stellte er ein glühendes Kohlenbecken an sein Lager, und wurde am andern Morgen tod gefunden.

Eine Begebenheit, die noch besser den französischen Karakter versinnlicht, ist nachstehende. Am 25. Oktober 1834, um 6 Uhr Abends, kamen drei anständig gekleidete junge Männer zu dem Speisewirth Legrain auf dem Tempel-Boulevart, zu Paris, verlangten ein eigenes Zimmer und eine Mahlzeit, bestehend aus den besten Gerichten und den theuersten Weinen. Sie begannen mit Medok, und gelangten bald zu Bordeaux und Champagner. Sie aßen mit vielem Appetit,

tranken nicht minder, und sangen aus voller Kehle bald republikanische bald noch weniger anständige Gassenhauer, was von ihrem Stande und ihrer Erziehung dem Speisewirth keinen hohen Begriff gab.

Indessen kümmerte er sich wenig darum, falls er nur bezahlt wurde. Es war beinahe 10 Uhr Abends, und die jungen Leute schienen jetzt erst recht beginnen zu wollen, obgleich, was sie verzehrt, bereits hundert Franken (46 fl. 40 kr.) überstieg. Sie verlangten, daß man ihre Frauen holen solle, und schrieben Billete, die sogleich besorgt wurden. Die Damen erschienen. Da der Speisewirth jedoch in denselben privilegirte barmherzige Schwestern erkannte, versagte er ihnen den Eintritt, worüber seine Gäste so zornig wurden, daß sie Teller, Flaschen und Gläser zerschlugen.

Der Augenblick, die Karte zu bezahlen, war erschienen. Der Speisewirth überreichte sie selbst. Sie belief sich auf 136 Fr. (63 fl. 28 kr.), ohne das Trinkgeld. Wie groß war sein Erstaunen, als die jungen Republikaner ihm erklärten, „daß sie nicht einen Sous in der Tasche hätten, und in der Absicht zu ihm gekommen seien, noch einmal recht lustig zu leben, sodann aber sich das Leben zu nehmen. Es stehe nun in seiner Wahl, ob er wolle, daß sie vor seinen Augen sich erschössen, oder daß sie sich in die Seine stürzten. Letzteres würde mit den wenigsten Unannehmlichkeiten für ihn verbunden sein, und er brauche nur mitzukommen, oder einen seiner Aufwärter mitzuschicken, sich zu überzeugen, wie streng sie ihrem Worte getreu handeln würden.“

Eine solche Erklärung war für den Speisewirth keineswegs befriedigend. Zudem hielt er sie für eine

Ausflucht und verschloß die Thür, mit dem Bedeuten, daß sie sein Haus nicht verlassen würden, bevor sie ihn bezahlt, oder ihm genügende Sicherheit gegeben. Sogleich zog einer der lockern Zeisige ein Pistol hervor, spannte den Hahn und rief: „So sollt Ihr sehen!“

Während dem Tumult, den diese Szene veranlaßte, gelang es dem einen der Gäste, zum Fenster hinaus zu springen und zu entwischen. Die beiden andern liessen sich bereden, im Hause über Nacht zu bleiben. Man hoffte am nächsten Morgen, wenn sie nüchtern wären, sie auf andere Gesinnungen zu bringen, und Zahlung von ihnen zu erhalten.

Der Wirth führte sie ins dritte Stockwerk seines Hauses, und gab jedem ein besonderes Zimmer. Bald hörte man beide ihre Thür verrammeln, wonach alles still wurde. Der Wirth und seine Leute wachten, auf irgend ein Ereigniß gefaßt. Zu größerer Sicherheit lies man von der Gaillote die Wache holen. Ein Kaporal nebst 4 Mann erschienen und verbargen sich, den ersten Wink erharrend.

Auf einmal hörte man an die Hausthür klopfen. Man öffnete, und glaubte, der früher Entschlüpfte komme wieder und bringe Geld. Er wurde deshalb ziemlich freundlich aufgenommen, beseitigte jedoch bald des Speisewirths Irthum durch seine Erklärung, daß er sich an den Leintüchern vom dritten Stock herabgelassen, und daß er mit derselben Leichtigkeit von den Thürmen von Notre-Dame hätte herabkommen wollen.

Nach vielem unfruchtbarem Hin- und Herreden beschloß der Wirth, die beiden Jünglinge nach der

Wache bringen zu lassen. Dort angelangt, schickte man nach dem Polizei-Kommissär. Bevor jedoch dieser erschien, ergriff einer der Verhafteten, Namens Julius Petin, gebürtig von Amiens, 21 Jahr alt, derselbe, welcher vom dritten Stockwerk hinabgeklettert war, sein Pistol, drohte damit jeden zu erschiessen, der an seinem Vorhaben ihn hindern wolle, und setzte es sich gegen die Stirn.

Das Pistol versagte dreimal. Entrüstet, daß er seine Absicht nicht erreichen könne, schärfte er den Stein, und drückte gegen seine Brust los. Von vier gehackten Kugeln durchbohrt, stürzte er zu Boden. Man schaffte ihn sogleich nach dem St. Ludwigs-Spital, wo er am andern Morgen noch lebte, und man ihn zu retten noch nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Allgemeine topographisch-statistische Uebersicht der wichtigsten und merkwürdigsten Orte der Erde.

Das französische Reich in Europa *).

Die konstitutionelle französische Monarchie in Europa (das eigentliche Frankreich und die Insel Korsika) hat eine Oberfläche von 26,739 geographischen Geviertstunden, oder von 10,032 geogr. Geviertmeilen. Nach der offiziellen Volkszählung belief sich am 1. Januar 1832 seine Seelenzahl auf 32,560,934. Nimmt man eine jährliche Vermehrung von 185,000 Individuen an, wie sich das in mittlerm Anschlage nach der wirklichen Vermehrung seit 20 Jahren ergibt, so findet man, daß zu Anfang 1834 die Gesammt-Volksmenge bis auf beinahe 33 Millionen angewachsen ist.

In unserer Uebersicht deuten wir durchgehends die Bevölkerung an, wie die königliche Ordonnanz vom 11. Mai 1832 sie für fünf Jahre (vom 1. Januar 1832 bis zum 1. Januar 1837) gesetzlich feststellt. In Betreff der Anordnung befolgen wir, wie in der Uebersicht von dem britischen Reiche, die alphabetische Ordnung der Departemente, stellten jedoch, der Hauptstadt Paris wegen, von wo aus wir die Entfernungen anzugeben haben, das Seine-Departement oben an. Die Namen der Departemente deuten wir in durch-

*) Unsere Angaben sind entnommen dem Annuaire (du Bureau des Longitudes) pour l'an 1834; der Déscription générale des 86 départements du royaume de France, der Encyclopédie universelle; dem Abrégé de Géographie, von Lamp; dem Dictionnaire géographique statistique et politique de la France, und mehreren andern Originalwerken.

schossener Schrift an, die der Orte in gewöhnlicher. Die Departements-Hauptorte, oder Präfekturen, sind durch einen * bezeichnet.

Bemerken wir noch vorläufig, daß die vollkommen richtige Aussprache mehrerer französischer Oertlichkeitsnamen sich nur äusserst schwer im Deutschen andeuten läßt, besonders die Nasen- und Gaumen-Betonungen, die meistentheils hart, kurz und ein wenig schnarrend auszusprechen sind. In dem Worte Laon wird das o ganz weggelassen, wie in Caen das e. Das erste wird demnach Lann oder Lang betont, doch nicht wie das deutsche Wörtchen lang, sondern mit einem Nasenton, der zwischen Lann und Lang die Mitte hält. Es ist dasselbe mit Kann oder Kang, mit Dinnch oder Ding (Digne), mit Aenng oder Aenn (Ain), mit Keunpähr (Quimper), Nanngte (Nantes), Ahjann (Agen), Manngde (Mende), und vielen andern Namen.

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris.	
				Franz. Stund.	Geogr. Stund.
Seine	Szahn	935,108	Ebene. Kreideboden.		
Paris*	Parih	744,338	Hauptst. K. Residenz.	—	—
Alfort	Allfohr	1,555	Gr. Vieharzneischule.	1½	1⅛
Bercy	Berßi	3,736	Schöner Park.	1	¾
Bicêtre	Bihßähter	3,127	Gr. Kranken- und Gefangenhaus.	1¼	1
Boulogne	Buhlonch	2,214	Berühmtes Gehölz.	1¾	1⅓
Charenton	Scharangton	1,973	Gr. Dampfmaschine.	1½	1⅓
Neuilly	Nöhlgih	3,546	Merkw. Brücke.	1½	1⅛
Saint-Denis	Szäng Denih	9,686	Große alte Abtei.	1¾	1⅓
Vincennes	Wängßänn	4,795	Festes Schloß. Artillerieschule.	1¾	1⅓
Ain	Aenng	346,030	Marschland.		

Namen der Departemente und Orte	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Belley	Bellah	4,286	Dom. Lith. Steine.	130	97½
Bourg *	Buhrck	8,996	Baumwollenfabr.	113	84¾
Ferner	Fernäh	1,672	Voltaire's Schloß.	124	93
Aisne	Aehn	513,000	Fruchtb. Hügelland.		
Château-Thierry	Schatoh Thierri	4,697	Lafontaine's Geb.ort.	23	17¼
La Fère	La Fähr	2,831	Gr. Artillerieschule.	31	23¼
Laon *	Lanng	8,400	Strumpffabr.	33	24¾
St.-Quentin	Szäng Kantäng	17,686	Viele Fabr. Kanal.	34	25½
Soissons	Soahßonng	8,149	Römerschlacht 486.	25	18¾
Allier	Allieh	298,257	Sehr fruchtb. Gegend.		
Bourbon-l'Archambaud	Burrbonn Larschamboh	3,146	Bäder. Stammort der Familie Bourbon.	78	58½
Gannat	Ghannah	5,246	Alaungruben.	94	70½
Moulins *	Muhläng	14,672	Messerfabr.	80	60
Néris	Nehrih	1,335	Warme Quellen. Röm. Alterthümer.	95	71¼
Vichy	Wischi	1,016	Berühmte warme Bäder.	94	70½
Alpes (basses)	Baſſe Alpe	155,896	Gebirgsland		
Castellane	Kastellahn	2,106	Tuchfabr.	207	155¼
Digne *	Dinnch	3,932	Mineralquellen. Fabr.	197	147¾
Manosque	Manosck	5,448	Seidenbau. Fabr.	200	150
Alpes (hautes)	Hohte Alpe	129,102	Sehr gebirgig.		
Briançon	Brianßong	2,939	Starke Festung	174	130½
Gap *	Ghapp	7,215	Seiden- u. Wollfabr.	173	129¾
Ardèche	Arrdäsch	340,734	Reizendes Hügelland.		
Annonay	Annonäh	9,785	Papier- u. a. Fabr.	125	93¾
Aubenas	Ohbenas	5,530	Seiden- u. Tuchfabr.	162	121½
Privas *	Privahs	4,342	Stark. Seidenhandel.	158	118½
Rochemaure	Roschmohr	1,216	Alte Vulkane.	164	123
Ardennes	Ardenne	289,622	Waldig. Gebirgsland.		
Charleville	Scharlewill	8,540	Gewehrfabr.	62	46½
Givet	Jihweh	4,336	Starke Festung.	65	48¾
Mezières *	Mehsiähr	3,759	id.	61	45¾
Rethel	Rethell	6,583	Tuchfabr.	50	37½
Rocroy	Rockroah	3,623	Festung.	56	41
Sedan	Esdanng	13,661	id. Tuchfabr.	66	49½

Namen der Departemente und Orte.	Ausgeſprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St
Arriège	Arriäſch	253,121	Gebirgsgegend.		
Aix	Äcks	1,896	Heiſſe Quellen (61° R.)	206	154½
Aoix *	Foah	4,857	Stahlfabr.	195	146¼
Alamiers	Pamieh	6,048	Eiſenfabr.	191	143¼
St. Girons	Szäng Jirongs	4,381	Woll- u. Eiſenfabr.	195	146¼
Aube	Ohb	246,361	Nacktes Hügelland.		
Arcis	Arßih	2,673	Baumwollfabr.	41	30¾
Brienne	Briänn	3,542	Gr. Militärſchule.	49	36¾
Clairvaux	Klährwoh	856	Ehem berühmte Abtei.	55	41¼
Nogent	Nohjanng	3,277	Paraclet in der Nähe.	28	21
Troyes *	Troah	39,143	Gr. Dom. Fabr.	41	30¾
Aude	Ohd	270,125	Schönes Hügelland.		
Carcaſſonne	Karkaſſonn	17,394	Wichtige Fabr.	196	147
Caſtelnaudary	Kaſtelnodary	9,883	Woll- u. Seidenfabr.	187	140¼
Limour	Limuh	6,518	Tuchfabr.	197	147¾
Narbonne	Narrbonn	10,246	Schöner Dom. Röm. Alterthümer.	211	158¼
Aveyron	Awehronng	359,056	Fruchtb. Hügelland		
Cranſac	Kranngſack	1,480	Berühmte warme Quellen.	182	136½
Eſpalion	Eſpalionng	3,545	Starker Weinbau.	168	126
Millhau	Millhoh	9,806	Verſch. Fabr.	189	141¾
Rodez *	Rohdäs	8,249	Schöner Dom. Fabr.	175	131¼
Ste-Affrique	Szängte Affrike	6,336	Wollfabr.	191	143¼
St-Aubin	Szängt Ohbinng	3,217	Brennender Berg. Fontaynes.	186	139½
Villefranche	Villefranngſch	9,540	Kupfer- u. a. Fabr.	173	129
Bouches du Rhône	Buhſch dü Rohn	359,473	Küſtenland. Sümpfe und Rebhügel.		
Aix	Aehcks	22,575	Berühmte Bäder. Fabr.	200	150
Arles	Arrle	20,236	Merkw. röm. Alterth.	196	147
Aubagne	Ohbanch	5,750	Verſunk. Stadt Fos.	207	155¼
Château-d'If	Schatoh Diff	236	Starkes Staatsgefängniß.	205	153¾
La Ciotat	La Sziotat	6,387	Vortreffl. Weine. Korallen.	211	158¼

Digitized by Google

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i.J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz St.	Entfernung von Paris. Geogr St.
Lambesc	Lammbesk	4,522	Bestes Provenceröl.	195	146
Marseille*	Marßeilgh	145,115	Gr. Hafen. Die Bastiden.	208	156
Martigues	Marrtighe	7,872	Austernfang.	210	157½
Saint-Remy	Säng Rehmi	5,340	Nostrodamusgeb. 1503	192	144
Salon	Szalonng	6,176	Viele Seidenfabr.	194	142
Tarascon	Tahraskonng	8,700	Altes Schloß. Fabr.	192	144
Calvados	Kallwadoß	494,702	Küstenland. Klippen.		
Bayeux	Bahgöh	10,303	Spitzen. Fabr.	74	55½
Caen*	Khanng	39,140	id. Messe.	67	50
Falaise	Fahläßß	9,581	Geburtsort Wilhelms des Eroberers.	66	49
Honfleur	Honngflühr	11,270	Hafen, 2 Leuchtthürme	51	38
Lisieux	Lisiöh	10,257	Gr. Wollfabr.	43	32
Pont-l'Evêque	Ponnt Lewäck	2,118	Starke Viehzucht.	47	35
Vire	Wihr	8,043	Viele Fabr.	79	59
Cantal	Kanngtall	258,594	Merkw. Gebirgsgeg.		
Aurillac*	Ohrilgack	9,766	Mehrere Fabr.	138	103½
Chaudes-Aigues	Schode-Sähghe	2,507	Warme Bäder.	132	99
Charente	Scharangt	362,531	Heide- u. Sandgegend.		
Angoulême*	Annghulähm	15,186	Marineschule. Pulverfabr.	118	88½
Barbezieux	Barbesiöh	2,756	Gute Trüffeln.	128	96
Cognac	Kongack	3,409	Ber. Branntewein.	128	96
Confolens	Konfohlanng	2,687	Zink- u. Bleigruben.	105	78½
Charente-inférieure	Schäranngt ängferiöhr	445,249	Ebene, Sümpfe.		
La Rochelle*	Lah Roschell	14,632	Hptort des franz. Protestantismus. Réaumur geb. 1683.	124	93
Marennes	Marenn	4,605	Gr. Austernfang.	128	96
Rochefort	Roschfohr	14,040	Gr. Kriegshafen.	124	93
Saintes	Szänngte	10,437	Röm. Alterthümer.	125	93½
Cher	Schähr	256,059	Gr. Sümpfe u. Teiche.		
Bourges*	Buhrjeh	19,730	Dom. Messerfabr.	60	45
Sancerre	Sanngßerr	3,032	Guter Wein.	54	40
St-Amand	SzängtAhmangd	6,936	Kanonengießereien.	70	52

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Ausgesprochen.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Corrèze	Korrähß	294,834	Gebirgiges Land.		
Brives	Brihwe	8,031	Wollfabr. Trüffeln.	127	95¼
Tulle*	Tüll	8,689	Spitzen- Gewehrfabr. Alterth.	120	90
Corse (Korsika)	Korß	195,407	Insel i. mittelländ. M. 178 geogr Q. Meil.		
Ajaccio*	Agadschio	9,531	Napoleon Bonaparte geb. 1769.	290	217½
Bastia	Bastia	9,531	Seestadt, Fabr.	265	198¾
Calvi	Kallwi	1,475	Befestigte Seestadt.	263	197¼
Corte	Kerrte	3,282	Ehem. Hauptstadt im Innern.	280	210
Porto-Vecchio	Porto Weckio	1,874	Vortreffl. Hafen.	298	223½
San Bonifacio	SanBenifatschio	2,243	Korallenfischerei	312	234
Côte-d'Or	Koht Dohr	375,877	Hügelland. Viel Weinbau.		
Auxonne	Ohkßonn	5,746	Festung. Artillerieschule.	85	63¾
Beaune	Bohn	9,908	Gute Burgunderweine.	87	65¼
Châtillon-sur Seine	Schatilgonn für Szähn	4,175	Eisenhammer. Fabr. Friedensunterhandl. 1814.	59	44⅓
Citeaux	Szitoh	236	Ehem. berühmte Abtei	72	54
Dijon*	Dihjonng	23,552	Altes Schloß. Fabr.	78	58½
Saulieu	Sohlióh	1,522	Vauban geb. 1633.	68	51
Semur	Szemühr	4,088	Wollfabr.	62	46½
Côtes-du-Nord	Kohte du Nohr	598,872	Gebirgig. Küstenland.		
St-Brieuc*	Szäng Brióhck	10,420	Seehafen. Fabr.	114	85½
Dinan	Dihnanng	8,044	Fabr Mineralquellen.	100	75
Guingamp	Ghänngamm	6,100	Ber. Leinwandfabr.	121	90¾
Lannion	Lannionng	5,371	Fabr. Mineralquellen.	128	96
Loudéac	Luhdehack	6,736	Leinenfabr.	118	88½
Creuse	Kröhß	265,384	Gebirgsland.		
Aubusson	Obüssonng	4,847	Ber. Teppichfabr.	130	97½
Bourganeuf	Burghanöff	2,819	Papier- u. Porzellanfabr.	128	96

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Entfernung von Paris. Geogr. St.
Guéret *	Göhreh	3,921	Fabr. Steinkohlen.	121	90⅝
Dordogne	Dordonng	482,750	Hügel und Ebene.		
Bergerac	Berjerack	8,557	Fabr. Eisenwerke.	132	99
Nontron	Nongtrong	3,246	Messerfabr.	116	87
Périgueux *	Perighüöh	8,956	Fabr. Röm. Alterth. Höle.	121	90¾
Sarlat	Sarlah	6,056	Papierfabr.	132	99
Doubs	Duh	265,535	Gebirgig. Juraketten.		
Baume	Bohm	2,467	Eisen- u. Wollfabr.	102	76½
Besançon *	Bsanßonng	29,167	Festung. Viele Uhrfabr.	102	76½
Montbeillard	Monngbellahr	4,767	Fabr. Bis 1801 Würtemberg.	101	75¾
Ornans	Ornanng	3,236	Lederfabr.	111	83⅛
Pontarlier	Ponngtarlieh	4,707	Gewehrfabrike. Uhrmacherei.	119	89⅛
Senans	Senanng	1,184	Gr. Salzwerk.	112	84
Drôme	Drohm	299,556	Schön. Gebirgsland.		
Die	Dih	3,555	Ehem. protest. Universität.	162	121½
Montélimart	Monngtehlimahr	7,560	Seidenbau.	156	117
Nyons	Nyonngs	3,397	Wein u. gutes Oel.	167	125⅛
Romans	Rohmanng	6,540	Starker Handel.	143	107⅛
Tain	Teung	1,732	Eremitagewein.	139	104¼
Valence *	Wahlanngs	10,406	Fabr. Artillerieschule.	144	108
Eure	Oehr	424,248	Ebenes Land.		
Bernay	Bernäh	6,605	Fabr. Pferdemärkte.	37	27½
Evreux *	Oehwröh	9,963	Wollfabr. Schloß Navarra.	27	20¼
Les Andelys	Lah Sandelihs	5,168	Tuch- u. Lederfabr.	32	24
Louviers	Luhwieh	9,885	Gr. Tuchfabr.	29	21¾
Pont-Audemer	Penngt Ohdemar	5,305	Viele Fabr.	42	31½
Verneuil	Wernölgh	4,712	Eisen- u. a. Fabr.	30	22½
Vernon	Wernonng	5,850	Baumwollfabr.	22	16½
Eure-et-Loir	Oehr eh Loahr	278,820	Ebene Gegend.		
Chartres *	Scharter	14,439	Gr. Dom. Fabr.	23	17¼
Châteaudun	Schatohdünng	6,461	Dünois Schloß.	35	26¼

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i.J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz St.	Geogr. St.
Dreux	Dröh	6,249	Fabriken.	21	15¾
Nogent-le-Rotrou	Nojanng le Rotruh	6,825	Sully's Schloß.	36	27
Finistère	Finistähr	524,396	Haiden und Sümpfe.		
Brest	Brest	29,860	Festung. Kriegshafen Arsenal.	163	122¼
Morlaix	Morrläh	9,596	Fabr. Schifffahrtsschule.	149	111¾
Quimper*	Keünpähr	9,860	Alte Stadt. Dom. Hafen.	150	112½
Quimperlé	Keünpährleh	5,257	Hafenstadt.	143	107¼
St.-Pol-de-Léon	Szang Pohl de Leonng	6,447	Sehr alte Seestadt.	154	115½
Gard	Gahr	357,383	Sehr fruchtb. Hügelland.		
Alais	Aläh	12,077	Seidenweberei. Mineralquellen.	172	129
Beaucaire	Bohkähr	10,215	Gr. Messe. Gardbrücke.	180	135
Le Vigan	Le Wighanng	4,909	Seide- u. Baumwollfabr.	185	138¾
Nimes*	Nihm	41,266	Röm. Amphitheater. Fabr.	180	135
Pont-St.-Esprit	Ponng Szängt Esprih	4,840	Ber. Rhonebrücke.	162	121½
Ste.-Hippolite	Szängt Ippoliht	5,731	Florian geb. 1755.	179	134¼
Uzes	Uehse	6,162	Seide- u Baumwollfabr.	177	132¾
Garonne (haute)	Gharonn (hohte	427,856	Fruchtb. Gegend.		
Bagnères de Luchon	Banngähre de Lüschonng	1,877	Berühmte warme Bäder (Pyrenäen).	203	152¼
St.-Gaudens	Szäng Gohdang	6,179	Wollfabr.	192	144
Toulouse*	Tuhluhs	59,630	Viele Fabr. Gr. Handel.	172	129
Villefranche	Willefrangsch	2,652	Segeltuchfabr.	181	135¾
Gers	Ghers	312,160	Angen. Hügelland.		

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Auch *	Ohsch	9,801	Dom. Glasmalereien.	191	143¼
Condom	Kongdom	7,144	Seidenfabr.	182	136½
Mirande	Miranngd	2,532	Woll- u. Baumw. fabr.	197	147¾
Gironde	Jihronngd	554,225	Küstenland.		
Bazas	Bahsas	4,255	Salpeter- u. a. Fabr.	164	123
Blaye	Bläie	3,855	Zitadelle. Herzogin v. Berri.	139	104¼
Bordeaux *	Bordoh	109,467	Schöne Brücke. Gr. Handel.	147	110¼
La Brede	La Brehd	1,732	Montesquieu gb. 1689	152	114
La Réole	La Reehl	3,787	Eisenfabr.	147	110¼
Libourne	Liburn	9,838	Wirbelstrom. Fabr.	142	106½
Hérault	Herohlt	346,207	Gebirgige Gegend.		
Agde	Achd	7,645	Seidenfabr. Basalt.	206	154½
Béziers	Behsiähr	16,769	Viele Fabr. Herrl. Gegend.	211	158¼
Cette	Szett	10,236	Festung. Gr. Brücke.	202	151½
Lodève	Lohdäiv	9,919	Tuch- u. Seidenfabr.	202	151½
Lunel	Lünell	5,552	Vortreffl. Weine.	187	140¼
Montpellier *	Mongpeljeh	35,825	Akademie. Botan. Garten.	193	144¾
Pezenas	Pesenaß	8,547	Seiden- u. a. Fabr.	205	153¾
Saint-Pons	Szänng Ponngs	6,267	Marmorbrüche.	218	163½
Ille-et-Vilaine	Ill eh Wihlähn	547,052	Rauhe, feuchte Ebene.		
Dol	Doll	4,114	Uralter Dom.	91	68¼
Fougères	Fuhjähre	7,677	Fabr. Aepfelwein.	79	59¼
Redon	Rehdonng	4,504	Schiffswerfte.	105	79¾
Rennes *	Renne	29,680	Spitzen- u. a. Fabr.	89	66¾
St.-Malo	Szäng Maloh	9,981	Festung. Seeakadem.	97	74½
St.-Servan	Szäng Szerwanng	9,473	Kabllaufang.	96	73½
Vitré	Witreh	8,856	Span. Fliegen. Keltisches Denkmal.	80	60
Indre	Aengder	245,289	Reizende Gegend.		
Châteauroux *	Schatohruh	11,587	Eisenwerke. Fabr.	66	49½
Issoudun	Issodünng	11,664	Viele Fabr.	60	45

Namen der Departemente und Orte.	Ausgeſprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris, Franz. St.	Geogr. St.
Valençay	Walanßäh	2,791	Talleyrands Schloß.	59	44¼
Indre-et-Loire	Aengdereh Loahr	297,016	Der Garten Frankreichs.		
Amboiſe	Angboaſe	5,843	Felſenwohnungen. Fabr.	56	42
Chinon	Schinonng	6,859	Jgfr. v. Orleans 1429.	73	54¾
Loches	Loſche	4,774	Herrliche Umgegend.	65	48¾
Tours*	Tuhr	23,233	Dom. Gr. Seidenfabr.	62	46½
Iſère	Iſähr	550,258	Gebirgsland.		
Côte-St.-André	Koht Szängt Andreh	5,357	Berühmter Likör.	136	102
Grande Chartreuſe	Grannde Schartröß	400	Sehr groß. Karthäuſerkloſter.	150	112½
Grenoble*	Grenobel	24,888	Feſtung. Dracbrücke Fabr. Bayard geb. 1476. Vaucanſon geb. 1709	146	109½
Vienne	Wiänn	14,079	Dom. Fabr. Röm. Alterth.	126	94½
Wif	Wif	2,520	Brennende Quelle.	148	111
Voiron	Woahronng	7,839	Hanfweberei. Fabr.	142	106½
Jura	Jühra	312,504	Kalte Gebirgsgegend.		
Arbois	Arboah	4,248	Guter Wein. Pichegrü's Geburtsort.	99	74¼
Dôle	Dohl	9,927	Fabr. Röm. Alterth.	90	67½
Lons-le-Saulnier*	Long Sohnieh	7,918	Gr. Fabr. Salzwerk Montmorot.	105	78¾
Poligny	Pohlingi	6,005	Fabr. Marmorbrüche.	100	75
Saint-Claude	Szäng Klohd	4,380	Viele Fabr.	118	88½
Salins	Szaläng	7,856	Feſtung. Salzwerke.	101	75¾
Landes	Lanngde	281,504	Halde- u. Marſchland.		
Dax	Dachs	4,715	Warme Quellen 60° R.	198	148½
Mont-de-Marſan*	Monng de Marßang	3,774	Branntweinbrennereien.	184	138
Saint-Eſprit	Szängt-Eſprih	5,832	Zitadelle, Bayonne gegenüber.	210	157½
St.-Sever	Szäng Szewehr	5,494	Fayencefabr.	202	151½

Digitized by Google

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Loir-et-Cher	Loahr eh Schehr	235,750	Ebene. Sümpfe.		
Blois *	Bloah	13,138	Röm. Wasserleitung. Fabr.	46	34½
Chambord	Schangbohr	546	Gr. Schloß des Herzogs von Bordeaux.	43	32¼
Romorantin	Romorangtäng	6,985	Gr. Tuchfabr.	51	38¼
Vendôme	Wandohm	7,771	Papier- u. a. Fabr.	45	33¾
Loire	Loahr	391,216	Niedr. Gebirgsland.		
Montbrison *	Mongbrisong	5,265	Mineralq. Batistfabr.	112	84
Rive-de-Gier	Riw de Jiähr	10,858	Steinkohlen. Eisenwerke.	122	91⅓
Roanne	Roann	9,260	Eisenbahn. Alterth.	99	74¼
St.-Chamond	Szäng Schamong	7,250	Viele Fabr.	119	89¼
St.-Etienne *)	Szängt Etienn	33,064	Gr. Fabr. Steinkohl.	116	87
Loire (haute)	Loahr (hoht)	292,078	Gebirgsgegend.		
Brioude	Briuhd	5,099	Tuchweber. Marmor.	117	87¾
Le Puy *	Le Puih	14,930	Dom. Spitzenfabr.	1	97½
Yssengeaux	Issänjoh	7,166	Spitzenfabr.	127	95¼
Loire-Inférieure	Loahrängferiöhr	470,093	Küstenland.		
Châteaubriant	Schatohbriangd	3,709	Berühmte Konfitür.	88	66
Guerande	Ghörangd	7,741	Wichtige Salzbereit.	119	89¼
L'Ile-d'Indre	Lihl Dängder	1,076	Gr. Kanonengießerei	101	75¾
Nantes *	Nangte	87,191	Wichtiger Seehandel. Fabr.	100	75
Paimboeuf	Pängböff	3,648	Hafen für gr. Schiffe.	111	83¼
Loiret	Loahreh	305,276	Größtentheils eben.		
Briare	Briahr	3,852	Berühmter Kanal.	37	27¾
Châtillon	Schatilgong	2,116	Coligny geb. 1516.	33	24¾
Gien	Jieng	5,177	Fayencefabr.	36	27
Montargis	Monntarjih	6,781	Safranbau.	27	19¼
Orléans *	Orlehang	40,161	Dom. Brücke. Bildsäule der Jungfrau von Orleans.	31	23¼

*) Die Präfektur soll von Montbrison nach St.-Etienne verlegt werden.

Digitized by Google

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Entfernung von Paris. Geogr. St.
Pithiviers	Pithiwieh	3,957	Lerchenpasteten.	22	16½
Lot	Lott	283,827	Hügelland.		
Cahors*	Kahors	12,050	Dom. Fabr. Alterth.	143	107¼
Figeac	Fisgack	6,390	Baumwollfabr.	152	114
Gourdon	Ghurdong	5,153	Fabr. Seidenbau.	132	99
Lot-et-Garonne	Lott eh Gharonn	346,885	Fruchtbares Land.		
Agen*	Ajann	12,631	Segeltuch- u. a Fabr.	183	147¼
Marmande	Marmangd	7,345	Hut- und Wollfabr.	152	114
Nérac	Nehrack	6,327	Altes Schloß. Fabr.	189	141¾
Villeneuve-d'Agen	Willenöw Dajann	10,652	Großes Arbeitshaus Fabr.	177	132¾
Lozère	Lohsähr	140,347	Gebirgsl.(Cevennen)		
Marvejols	Marwejohl	3,585	Wollfabr.	182	136½
Mende*	Mangde	5,812	Wichtige Wollfabr.	185	138¾
Villefort	Willfohr	1,536	Blei- u. Kupfergrub	195	146¼
Maine-et-Loire	Mähn eh Loahr	467,871	Sehr fruchtbare Gegend.		
Angers*	Angieh	32,743	Viele Fabr. Botan. Garten.	77	57¾
Baugé	Bohjeh	3,553	Wollfabr.	69	51¾
Chalonne	Schalonn	5,265	Steinkohlengruben.	84	63
Cholet	Schohleh	8,714	Gr. Wollfabr.	91	68¼
Saumur	Szohmuhr	10,652	Email- u. a. Fabr.	78	58½
Manche	Mangsch	591,284	Fruchtb. Küstenland.		
Avranches	Awrangsch	7,269	Seesalzbereitung.	90	67½
Cherbourg	Schehrbuhr	18,443	Gr. Kriegshaf. Fabr.	95	71¼
Coutances	Kuhtangß	8,957	Dom. Fabr.	88	66
Granville	Grangwill	6,892	Hafen. Austernfang.	91	68¼
Mortain	Mortäng	2,511	Viele Papierfabr.	84	63
Saint-Lo*	Säng Loh	8,421	Messer- u. a. Fabr.	81	60¾
St.-Michel	Säng Mischehl	1,732	Festes Staatsgefangniß.	94	70½
Valognes	Walonng	6,940	Wichtige Märkte.	90	67½
Marne	Marrn	337,076	Hügelland.		
Ay	Agih	2,832	Berühmter Schampagner.	35	26¼

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Châlons-sur-Marne*	Schalong für Marrn	12,413	Dom. Fabr. Hunnenschlacht 451.	42	31½
Epernay	Epernäh	5,318	Fayencefabr. Guter Wein.	34	25½
Reims	Rhängs	35,971	Gr. Dom. Fabr. Alterthümer.	40	30
Sainte-Ménéhould	Szängte Mehnehuh	2,933	Gefangennehm. Ludwigs XVI i. J. 1791.	52	39
Vitry-le-Français	Vitri le Frangsäh	6,976	Fabr.	43	32¼
Marne (haute).	Hoht Marnn	249,827	Nacktes Hügelland.		
Bourbonne-les-Bains	Burrbonn leh Bänng	5,762	Warme Bäder. Röm. Alterth.	76	57
Chaumont*	Schohmong	6,318	Bot. Garten. Viele Fabr.	63	47¼
Joinville	Johengwill	3,136	Eisen- und Wollfabr.	59	44¼
Langres	Lanngre	7,460	Messerfabr.	71	53¼
Nogent-le-roi	Nojann le Roah	2,288	id.	73	54¾
St.-Dizier	Szäng Disieh	5,842	Schiffbauerei.	51	38¼
Vassy	Wassi	2,583	Ermord. der Protest. 1562.	54	40½
Mayenne	Magenn	352,586	Hügelland.		
Château-Gontier	Schatoh Gongthieh	6,143	Leinweberei.	79	59¼
Laval*	Lahwall	16,401	Starke id. Schloß.	72	54
Mayenne	Magenn	9,797	id.	70	52½
Meurthe	Mörth	415,568	Ziemlich gebirgig.		
Luneville	Lünewill	12,341	Schön. Schloß. Viele Fabr.	93	69¾
Nancy*	Nangßih	29,783	Altes Schloß. id.	86	64½
Pfalzburg	Pfalzburg.	3,327	Festung. Likörfabr.	110	82½
Pont-à-Mousson	Pongt a Mussong	3,210	Steingutfabr.	86	64½
Saarburg	Saarburg	2,164	Woll- u. Baumwollfabr.	106	79½
Toul	Tuhl	7,304	Alte Festung.	80	60
Vic	Wick	3,086	Großes Salzlager.	93	69¾
Meuse	Möhs	314,588	Niedr. Gebirgsland.		

Namen der Departemente und Orte.	Ausgeſprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Entfernung von Paris. Geogr. St.
Bar-le-Duc *	Bahr le Duck	12,496	Viele Wollfabr.	64	48
Commercy	Kommeßih	3,622	id.	73	54¾
Montmédy	Mongtmehdih	2,195	Grenzfeſtung.	69	51¾
Stenay	Stehnah	3,856	Eiſenwerke.	66	49½
Vaucouleurs	Wohkuhlöhr	5,512	Baumwollfabr.	77	57¾
Verdun	Werdeun	9,978	Feſtung. Likörfabr.	62	46½
Morbihan	Morrbihang	433,522	Küſtenland.		
Auray	Ohrah	3,456	Hauptort der Chouannerie.	132	99
Carnac	Karnock	2,012	Druiden-Denkmal.	136	102
L'Orient	Loriang	18,322	Feſtung. Starker Handel.	140	105
Ploermel	Plöhrmell	4,851	Gr. Markte.	118	88½
Pontivy	Pongtiwih	5,956	Leinenfabr.	130	97½
Quibéron	Kihbehrong	2,300	Niederlage der Emigrirten 1795.	138	103½
Vannes *	Wanne	10,359	Baumwollfabr.	128	96
Moſelle	Moſell	417,003	Gebirgig.		
Bitſch	Bitſch	3,030	Feſtung.	105	78¾
Longwy	Lonngwih	2,817	id.	76	57
Metz *	Maß	44,416	id. Dom. Teufelsbrücke.	79	59¼
Saargemünd	Saargemünd	4,189	Porzellanfabr.	97	72¾
Thionville	Thiongwill	5,645	Feſtung. Tuchfabr.	86	64½
Nièvre	Niahwer	282,521	Fruchtbare Gegend.		
Château-Chinon	Schatoh Schinong	3,865	Gr. Gerbereien.	69	51¾
Clamecy	Klameßih	5,539	Tuch- u. andere Fabr.	50	37½
Cosne	Kohn	5,987	Eiſenfabr.	49	36¾
Guerigny	Gheringih	1,800	Gr. Kanonengießerei	64	48
Nevers *	Nähwehr	15,085	Eiſenfabrik. Altes Schloß.	61	45¾
Nord	Nohr	989,938	Fruchtbare Ebene.		
Anzain	Angſänng	5,300	Steinkohlen. Dampfmaſchinen.	63	47¼
Avesnes	Awehn	3,616	Feſtung.	51	38¼

Digitized by Google

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Bailleuil	Ballgöll	9,870	Tuch- u. Leinenfabr.	63	47¼
Cambray	Kangbreh	17,646	Festung. Battistfabr.	46	34½
Cassel	Kassell	4,620	800 F. hoch. Große Aussicht.	66	49½
Château-Cambrésis	Schatoh Kangbresi	4,536	Viele Fabr.	54	40½
Condé	Kongdeh	7,488	Festung. Fabr.	57	42¾
Douay	Duäh	18,793	id. id.	52	39
Dunkerke	Dünnkerck	24,937	Seestadt. id.	79	59¼
Gravelines	Gravelihn	3,926	Festung. Fischereien.	62	46½
Hasebruck	Hasebruck	7,522	Gr. Fabriken.	65	48¾
Landrécy	Langdrehßih	3,992	Festung.	52	39
Lille *	Lihl	69,073	id. Viele Fabrik. 200 Windmühlen.	60	45
Maubeuge	Mohbösch	6,127	Festung. Gewehrfabr.	55	41¼
St.-Amand	Szängt Amang	9,118	Fabr. Schlammbäd.	58	43½
Turcoing	Türrkoänng	15,625	Wichtige Fabriken.	64	48
Valenciennes	Walangßiänn	18,953	Festung. Battistfabr.	54	40½
Oise	Oahs	397,725	Angenehme Gegend.		
Beauvais *	Bohwäh	12,867	Gr. Fabr. Teppiche.	22	16½
Chantilly	Schantilgih	2,746	Gr. Park. Porzellanfabr.	10	7½
Compiegne	Kongpieng	8,879	Schönes Schloß. Gr. Wald.	19	14¼
Ermenonville	Ermenongwill	1,540	J. J. Rousseau's Tod 1778.	9	6¾
Noyon	Noagong	6,187	Kalvin geb. 1509.	25	18¾
Senlis	Szanglihs	5,066	Spitzenfabr.	11	8¼
Orne	Orrn	441,881	Ziemlich ebenes Land.		
Alençon *	Alessong	14,019	Spitzenfabrik. Eisengruben.	49	36¾
Argentan	Ariangtang	6,147	Spitzen- und Leinenfabr.	49	36¾
Domfront	Dommfrong	1,873	Spitzenfabr.	64	48
L'Aigle	Lahgel	5,858	Stecknadelfabr.	36	27
Mortagne	Mortanng	5,158	Leinenfabr.	40	30
Bimoutiers	Wimuhtieh	4,217	id.	46	34½

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Entfernung von Paris. Geogr. St.
Pas-de-Calais	Pah de Kaläh	655,215	Ganz ebene Gegend.		
Aire	Aehr	8,932	Festung. Fabr.	55	41¼
Arras *	Arrahs	23,419	id. id. Robespierre geb. 1759.	50	37½
Béthune	Behthün	6,889	Festung.	57	42¾
Boulogne	Buhlonng	20,856	id. Aufenthalt vieler Engl.	61	45¾
Calais	Kaläh	12,727	Fabr. id.	69	51¾
Courset	Kurrßeh	2,915	Gr. botan. Garten.	58	43½
Montreuil	Mongtrölg	4,083	Fabr.	52	39
Saint-Omer	Szängt Omehr	19,344	id. Schöne Kirche.	62	46½
Saint-Pol	Szängt Pohl	3,504	Mineralquellen.	52	39
Puy-de-Dôme	Puih de Dohm	573,106	Vulkan. Gebirgsgeg		
Ambert	Angbehr	7,650	Papier- u. a. Fabr.	106	79½
Clermont-Ferrand *	Klermong Ferrang	28,257	Dom. Schloß. Fabr.	98	73½
Issoire	Issoahr	5,990	Kupferfabr.	106	79½
Mont-d'Or-les Bains	Mong Dohr leh Bäng	886	Berühmte warme Bäder.	110	82½
Riom	Riomm	12,379	Viele Fabr.	94	70½
Thiers	Thiärs	9,836	Messerfabr.	96	72
Pyrénées (basses)	Pyrenähe (basse)	428,401	Gebirgsland.		
Bayonne	Bagonn	14,773	Festung. Bayonett erfunden 1679.	215	161¼
Oléron	Olehrong	6,458	Papierfabr.	208	156
Orthez	Orthäs	7,121	Berühmte Schinken.	199	149¼
Pau *	Poh	11,285	Heinrich IV geb. 1553, Bernadotte g. 1764.	200	150
St.-Jean-de-Luz	Szäng Jang de Lühs	2,735	Seehafen.	221	165¾
St.-Jean-Pied-de-Port	Szäng Jang Pieh de Pohr	3,848	Hauptpaß nach Spanien.	216	162
Salies	Szalie	6,732	Salzquellen.	206	154½

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Entfernung von Paris. Geogr. St.
Pyrénées (hautes)	Pyrenähe(hohte)	233,031	Hohes Gebirgsland.		
Bagnères-de-Bigorre	Bangäre de Bigherr	7,586	Berühmte Bäder. Wollfabr.	214	160½
Barèges	Baräbie	2,891	Berühmte Bäder.	223	167¼
Campan	Kangpang	3,756	1270 F. hoher Wasserfall.	217	163
Lourdes	Luhrde	3,118	Staatsgefängniß.	214	160½
Tarbes *	Tarrbe	9,706	Papierfabr.	209	156¾
Pyrénées-orientales.	Pyrenähe orientahl	157,052	Hohe Gebirgsgegend.		
Arles	Arrle	1,217	Warme Bäder. Eisenwerke.	260	195
Céret	Szehreh	3,251	Merkw. Brücke.	257	192¾
Collioure	Kolliuhr	2,186	Festung.	254	190½
Perpignan *	Perpinghan	17,114	id. Kanonengieß.	248	186
Rivesaltes	Riwesalte	3,267	Berühmt. Muskatwein.	256	192
Rhin (bas)	Rhäng (bah)	540,213	Fruchtb. Ebene.		
Barr	Bahr	4,601	Fabrik. Odilienberg.	119	89¼
Bischweiler	Bischweiler	5,106	id. Gr. Bleichen.	118	88½
Buchsweiler.	Buchsweiler	3,852	id. Bleichen.	113	84¾
Brumath	Bruhmpt	4,503	Irrenhaus: Alterth.	116	87
Erstein	Erstein	3,640	Fabriken.	123	92¼
Hagenau	Hagenau	9,662	id. Festung.	117	87¾
Molsheim	Molzheim	3,360	id.	116	87
Mutzig	Mutzig	3,422	Gr. Gewehrfabr.	119	89¼
Ober-Ehnheim	Obernähn	5,223	Viele Juden.	119	89¼
Rosheim	Roßen	3,846	id.	119	89¼
Saar-Union	Saar-Uniohn	3,624	Wichtige Fabr.	103	77¼
Saverne	Szavern od. Zabern.	5,106	Schloß, jetzt Kaserne.	110	82½
Schlettstadt	Schlettstadt	9,646	Festung. Salpetersiederei.	116	87
Strasburg *	Straßburg	49,712	Festung. Münster. Zeughaus.	119	89¼
Waslenheim	Waßlen	4,716	Pottaschsiederei.	113	84¾

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Weissenburg	Weissenburg	6,097	Festung. Fabr.	124	93
Rhin (haut)	Rhang (hoh)	424,258	Gebirg und Ebene.		
Altkirch	Altkirch	2,819	Ofenfabr.	113	84¾
Belfort	Behlfohr	5,753	Festung. Fabr.	106	79½
Colmar*	Kollmar	15,442	Viele Fabr. Pfeffel geb. 1736.	123	92¼
Ensisheim	Ensisheim	2,610	Gr. Gefangenhaus.	119	89⅛
Hüningen	Hüningen	1,116	Ehemalige Festung, geschleift 1815.	122	91½
Mühlhausen	Mühlhausen	13,218	Viele Fabr.	117	87⅝
Neu-Breisach	Neu-Breisach	2,150	Festung.	121	90⅜
St.-Amarin	Szangt Amarihn	1,835	Baumwollfabr.	107	80¼
Sainte-Marie-aux-Mines	St. Marie oh Mine od. Markirch.	9,736	Fabr. Eisen- u. Silberminen.	111	83¼
Rhône	Rohn	434,429	Hügelland.		
Condrieu	Kongdrüh	4,862	Seidenfabrik. Gute Weine.	131	98¼
Givors	Jiwohr	4,197	Glasfabr.	125	93¾
Lyon*, mit Guillotière, la Croix Rousse u. Vaise	Liong, Ghilio tiähr, Kroah-Nuß u. Wähs	165,453	Wichtige Fabriken jeder Art. Dom. Botanischer Garten. Blutbad 1793.	119	89⅛
Tarare	Tarar	9,197	Gr. Musselinfabr.	109	81¾
Villefranche	Willfrangsch	5,607	Baumwollfabr.	118	88½
Saône (haute)	Szohn (hoht)	338,910	Gebirgsgegend.		
Gray	Gräh	5,937	Eisenhämmer.	85	63¾
Luxeuil	Lückföll	3,518	Warme Bäder.	99	74¼
Vesoul*	Wehsuh	5,583	Fabr. Weinbau.	91	68⅜
Saône-et-Loire	Szohn eh Loahr	523,970	fruchtb. Hügelland.		
Autun	Ohtüng	9,921	Röm. Thore u. Alterthümer.	75	56¼
Bourbon-Lancy	Burbong Langßih	2,637	Warme Bäder. Alterthümer.	76	57
Châlons-sur-Saône	Schahlong ßürr Szohn	12,220	Viele Fabr. Falsche Perlen.	87	65¼
Charolles	Scharolle	2,984	Viele Eisenfabr.	86	64½

Digitized by Google

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Clugny	Klüngi	3,656	Abtei. Gr. Fabr.	94	70½
Louhans	Luhang	3,411	Eisenwerke.	95	71¼
Mâcon*	Mahkonng	10,998	Gr. Weinhandel. Alterthümer.	102	76½
Montcenis	Mongßehnih	1,330	Krystallfabr.	81	60¾
Sarthe	Szarrth	457,372	Ebene.		
La Flèche	La Flähsch	6,421	Gr. Militärschule.	65	48¾
Le Mans*	Le Manng	19,792	Dom. Fabr. Messen.	54	40½
Mamers	Mahmehr	5,822	Fabriken.	45	33¾
Saint-Calais	Szäng Kaläh	3,638	Vortreffl. Kleesame.	49	36¾
Seine-et-Marne	Szähneh Marrn	323,893	Größtenth. Ebene.		
Fontainebleau	Fontähnbloh	8,122	Gr. Schloß. Entsag. Napoleons 1814.	16	12
Meaux	Moh	8,537	Dom. Ourqkanal.	8	6
Melun*	Melúng	6,622	Baumwollfabr.	12	9
Provins	Proiváng	5,665	Rosenwasser.	21	15¾
Seine-et-Oise	Szähn eh Oahs	448,180	Hügelichte Gegend.		
Argenteuil	Arjangtöly	5,198	Heloise's Abtei.	4	3
Corbeil	Korbälg	3,708	Viele Fabr.	8	6
Etampes	Etampe	8,109	id.	13	9¾
Malmaison	Malmäsong	—	Josephine's Schloß.	4	3
Marly	Marrlih	1,117	Alte Wasserkunst.	5	3¾
Meudon	Möhdong	1,812	Schloß. Park.	2	1½
Montmorency	Mongmorangßi	1,736	Ermitage.	5	3¾
Pontoise	Pontoas	5,458	Schloß und Park.	7	5¼
Rambouillet	Rambulleh	3,147	id.	12	9
St.-Cloud	Szäng Kluh	3,145	Schloß. Gr. Kirmeß.	2	1½
Saint-Cyr	Szäng Sziehr	1,938	Militärschule.	6	4½
St.-Germain-en-Laye	Szäng Germäng ang Läh	10,771	Schloß und Wald.	6	4½
Sèvres	Szähver	2,468	Porzellanfabr.	2¼	1½
Versailles*	Werßalge	28,477	Gr. Schloß. Park. Herrliche Gemäldegallerie.	5	3¾

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Entfernung von Paris. Geogr. St.
Seine-Inférieure	Szähn Aengferiühr.	693,683	Ebenes Küstenland.		
Aumale	Ohmahl	2,141	Mineralquell. Viele Fabr.	42	31½
Canteleu	Kangtelöh	2,976	Ber. Aepfelwein.	46	34½
Caudebec	Kohdebeck	3,036	Viele Fabr.	43	32¼
Darnetal	Darnetall	5,850	id.	34	25½
Dieppe	Diäpp	16,016	Seebad. Fabr.	49	36¾
Elbeuf	Elböff	11,731	Gr. Tuchfabr.	30	22½
Fécamp	Feekang	9,668	Häringsfang.	52	39
Hâvre-de-Grace	Hawer de Grahs	23,816	Kriegshafen. Leuchtthurm. Fabr.	50	37½
Ingouville	Inguhwill	3,719	Schöne Landhäuser.	51	38¼
Lillebonne	Lillbonn	2,188	Röm. Alterth.	46	34½
Rouen*	Ruang	88,086	Fabr. Corneille geb. 1606.	35	26¼
Ybetot	Iwetoh	9,021	Viele Fabriken.	44	33
Sèvres (deux)	Döh Szähwer	294,850	Ebene Gegend.		
Bressuire	Bressuihr	1,475	Wollfabriken.	94	70½
Niort*	Niohr	16,175	id. Bleigruben.	107	80¼
Parthenay	Partenäh	4,024	id.	100	75
Somme	Szomm	543,704	Fruchtbare Ebene.		
Abbeville	Abbewill	19,162	Festung. Tuchfabr.	42	31½
Amiens*	Amiäng	45,001	Schöner Dom. Viele Fabr.	32	24
Doullens	Dullang	3,703	Zitadelle.	40	30
Peronne	Peronn	3,802	Festung, nie erobert.	36	27
Tarn	Tarn	335,844	Gebirgige Gegend.		
Alby*	Albi	11,665	Fabr. Albigesen im 13. Jahrhund.	169	126¾
Castres	Kaster	16,418	Gr. Wollfabr.	179	134¼
Gaillac	Gallgack	7,725	id.	174	130½
Lavaur	Lawohr	7,179	Seiden- und Baumwollfabr.	179	134¼
Sorèze	Szorahs	2,836	Kupferfabr.	184	138
Tarn-et-Garonne	Tarn eh Gharonn	242,509	Hügelland.		

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832.	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris.	
				Franz. St.	Geogr. St.
Castel-Sarazin	Kastell Sarrasäng	7,092	Wollfabr.	141	105¾
Moissac	Moassack	10,165	id.	143	107¼
Montauban*	Mongtobang	25,460	Protest. Universität. Tuchfabr.	136	102
Var	Wahr	317,501	Gebirgig.		
Antibes	Angtibe	5,966	Ueberfahrt nach Korsika.	249	186¾
Brignoles	Bringole	5,940	Starker Pflaumenhandel.	216	162
Cannes	Kanne	3,227	Napoleons Landung 1815.	245	183¾
Draguignan*	Draghingang	9,804	Fabriken. Oelbau.	228	171
Fréjus	Frehjüh	3,270	Röm. Amphitheater.	235	176¼
Grasse	Graß	12,716	Seidenfabr.	241	180¾
Hyères	Hyähre	7,772	Seesalzbereitung.	221	165¾
Lorgues	Lorghe	5,256	Gr. Oelbau.	225	168¾
St.-Maximin	Szäng Maximäng	4,207	Herrliche Kirche.	209	156¾
St.-Tropez	Szäng Tropes	3,616	Korallenfischerei.	232	174
Toulon	Tuhlong	28,419	Gr. Kriegshafen. Arsenal.	217	162¾
Vaucluse	Wohklühs	239,113	Reizende Gegend.		
Apt	Apt	5,707	Seiden- u. Wollfabr.	196	147
Avignon*	Awingong	29,889	Päbstl. Palast. Große Fabr.	181	135¾
Carpentras	Karpantrah	9,817	Dom. Fabrik. Alterthümer.	181	135¾
Cavaillon	Kawälgong	6,212	Seidenzucht. Oelbau.	192	144
L'Isle	Lihl	5,736	Seiden- u. Wollfabr.	186	139½
Orange	Orange	9,123	Seidenfabr. Röm. Alterth.	174	130½
Vaucluse	Wohklühs	700	Berühmte Sorguequellen.	187	140¼
Vendée	Wangdeh	330,350	Größtentheils Ebene.		
Bourbon-Vendée*	Burrbong Wangdeh	3,904	Unvollendete Stadt.	114	85½

Namen der Departemente und Orte.	Ausgesprochen.	Einwohnerzahl i. J. 1832	Merkwürdigkeiten.	Entfernung von Paris. Franz. St.	Geogr. St.
Fontenay	Fongtenah	7,504	Tuch- und Hutfabr.	100	75
Sables-d'Olonne	Szabel Dolonn	4,906	Seestadt.	119	89¼
Vienne	Wiänn	282,731	Ebene.		
Châtelleraut	Schatellroh	9,437	Eisenfabr.	78	58½
Loudun	Luhdüng	5,078	id.	77	57¾
Montmorillon	Mongmorilgong	3,608	Papierfabr	97	72¾
Poitiers*	Poahtieh	23,128	Fabr. Wichtige Alterthümer.	86	64½
Vienne(haute)	Wiänn (hoht)	285,130	Ziemlich gebirgig.		
Bellac	Bellack	3,407	Fabriken. Keltisches Denkmal.	92	69
Limoges*	Limoje	27,070	Dom. Viele Fabr.	97	72¾
Rochechouart	Roscheschuahr	4,382	Zinngrube.	106	79½
St.-Léonard	Säng Leonahr	6,218	Woll- und Papierfabr.	103	77¼
St.-Yrieix	Säng Iriehs	6,518	Gr. Porzellanfabr.	107	80¼
Vosges	Wohje (Wasgau)	397,987	Gebirgsland.		
Bains	Bäng	2,127	Warme Quell. Fabr.	101	75¾
Domremy	Domrehmi	1,029	Geburtsort der Jungfrau v. Orleans.	80	60
Epinal*	Ehpinall	9,070	Gemäldegaller. Fabr.	98	73½
Mirecourt	Mirekuhr	5,547	Musikinstrumente.	91	68¾
Neufchâteau	Nöffschatoh	3,524	Viele Nagelschmieden.	83	62¼
Plombières	Plongbiähr	1,472	Berühmte Bäder. Eisenfabr	98	73½
Rémiremont	Remiremong	4,686	Kirschwasser.	104	78
Saint-Dié	Säng Dieh	7,707	Baumwollfabr.	105	78¾
Yonne	Onn	352,487	Hügelland.		
Auxerre*	Ochßahr	11,439	Dom. Viele Fabr.	43	32¼
Avallon	Awallong	5,569	Starke Viehzucht.	55	41¼
Joigny	Joängih	5,537	Fabriken.	36	27
Sens	Sangs	9,279	id. Gr. Dom.	29	21¾
Tonnerre	Tonnerr	4,252	Ritter d'Eon gestorb. 1790.	48	36

Fügen wir zu vorstehender Uebersicht noch die Entfernung der vorzüglichsten Seehafen Frankreichs von denen der benachbarten Länder, womit sie den meisten Verkehr haben, und von denen seiner Besitzungen in Afrika. Die Entfernungen bestimmen wir in Seemeilen (60 auf den Grad) und in geographischen Stunden (20 auf den Grad).

Häfen der Nord- und Westküste.

					See-meilen.	Geogr. Stund.
Von Dünkerke bis				Deal . . .	50	16⅔
„	„	„		Ramsgate . .	48	16
„	„	„		Margate . .	54	18
Von Calais bis				Dover . . .	25	8⅓
„	„	„		Deal . . .	27	9
Von Boulogne bis				Dover . . .	27	9
„	„	„		Rye . . .	36	12
Von Dieppe bis				Dover . . .	81	27
„	„	„		Rye . . .	66	22
„	„	„		Portsmouth . .	105	35
Von Hâvre-de-Grace bis				Rye . .	108	36
„	„	„	„	Brighton .	93	31
„	„	„	„	Portsmouth	108	36
„	„	„	„	Southampton	102	34
Von Cherbourg bis				Portsmouth .	81	27
„	„	„		Weymouth .	72	24
„	„	„		Dartmouth .	96	32
Von Saint-Malo bis				St.-Helier (Insel Jersey) .	30	10
„	„	„		Peters-Port (Insel Guernesey)	51	17
„	„	„		Portsmouth .	144	48
„	„	„		Plymouth . .	132	44

	See-meilen.	Geogr. Stund.
Von Saint-Malo bis Weymouth .	120	40
„ „ „ Falmouth . .	168	56
Von Brest bis Portsmouth . .	261	87
„ „ „ Plymouth . .	168	56
„ „ „ Falmouth . . .	144	48
„ „ „ Penzance . . .	144	48
Von Lorient bis Portsmouth . .	330	110
„ „ „ Plymouth . .	231	77
Von Nantes bis Portsmouth . .	414	138
„ „ „ Plymouth . .	315	105
„ „ „ Falmouth . .	270	90
„ „ „ Cork . . .	438	146
„ „ „ Corunna . . .	474	158
Von La Rochelle bis Portsmouth .	471	157
„ „ „ „ Falmouth .	369	123
Von Bordeaux bis London . .	675	225
„ „ „ Rye . . .	558	186
„ „ „ Portsmouth . .	540	180
„ „ „ Plymouth . .	486	162
„ „ „ Falmouth . .	465	155
„ „ „ Cork . . .	576	192
„ „ „ Dublin . .	678	226
„ „ „ Peters-Port .	390	130
„ „ „ St.-Helier . .	399	133
„ „ „ St.-Sebastian .	186	62
„ „ „ Corunna . .	366	122

Hafen der Südküste.

Von Antibes bis Nizza . . .	27	9
„ „ „ Genova (Genua) .	219	73
Von Fréjus bis Ajaccio . . .	195	65

				See-meilen.	Geogr. Stund.
Von	Toulon	bis	Genova . . .	264	88
»	»	»	Bastia . . .	270	90
»	»	»	Ajaccio . . .	189	63
»	»	»	Algier . . .	435	145
»	»	»	Bona . . .	420	140
»	»	»	Oran . . .	564	188
Von	Marseille	bis	Genova . .	309	103
»	»	»	Livorno . .	315	105
»	»	»	Ajaccio . .	231	77
»	»	»	Nizza . . .	168	56
»	»	»	Cagliari . .	381	127
»	»	»	Napoli (Neapel) .	465	155
»	»	»	Palermo . .	513	171
»	»	»	Tunis . . .	501	167
»	»	»	Bona . . .	426	142
»	»	»	Bugia . . .	435	145
»	»	»	Algier . . .	438	146
»	»	»	Oran . . .	549	183
»	»	»	Palma . .	294	98
»	»	»	Rosas . . .	108	36
»	»	»	Barcellona . .	210	70
»	»	»	Alicante . .	426	142
»	»	»	Gibraltar . .	720	240

Armenien's und der verschiedenen Völkerschaften dieses Landes gegenwärtiger Zustand.

In der Geschichte der politischen und gesellschaftlichen Staats-Umwälzung Asiens, bietet Armenien ein eben so merkwürdiges Phänomen dar, als Judäa, mit dem es durch seine Topographie, seinen religiösen Geist, und den Kultus seiner Volksthümlichkeit eine gewiße Aehnlichkeit hat *).

Seiner Sprache nach gehört es zur großen kaukasischen Familie, deren andern Zweig es bildet. Diese feierliche, vollkräftige, an Mitlautern und Gurgel-Doppeltönen weniger reiche Sprache, als die georgische, besteht aus zwei Mundarten, oder vielmehr aus zwei von einander ganz verschiedenen Sprachen.

Die eine ist das alte Armenische, die religiöse, literarische und Handels-Sprache, diejenige, deren man im öffentlichen Verkehr mit dem unterrichteten Theile der Nation sich bedient, und welche alle armenischen Kaufleute sprechen, die in den Ländern des südöstlichen Europas und des westlichen Asiens zerstreuet sind.

Die andere Sprache, deren Gebrauch inner des Landes topographischen Grenzen beschränkt ist, und

*) Armenien ligt zwischen 30° und 46° nördl. Br., wie zwischen 27° und 41° östl. Länge (von Greenwich). Seine natürlichen Grenzen sind gegen Mitternacht das schwarze Meer und der Kur (der Kyrus der Alten) bis zu seiner Verbindung mit dem Araxes; gegen Morgen dieser letzte; gegen Mittag ein Zweig des Taurus, und gegen Abend eine vom Araxes über den Taurus bis Trapezunt gezogene Linie.

deren zahlreiche Mundarten von Provinz zu Provinz, oft von Bezirk zu Bezirk verschieden sind, ist ein aus dem alten Armenischen, dem Persischen, Türkischen, Arabischen und Georgischen zusammengesetztes Gemisch.

Während seinem alten Flor blieb das armenische Reich immer zwischen den Gränzen beschränkt, welche die Natur selbst ihm vorgezeichnet zu haben schien, und als welche man das schwarze Meer, den kaspischen See, den Kaukasus und Taurus, wie den Araxes und Euphrat betrachten kann.

In Kleinasien gehörten dazu die weitausgedehnten Hochebenen, die das große Euphrat-Becken von jenem der Flüsse scheiden, die sich in den Pont Euxin ergießen. Obgleich auf dem Wege der Eroberer gelegen, von denen Asien überschwemmt wurde, verlor es dennoch seine Unabhängigkeit nicht.

Unter Tigran wurde Armenien ein mächtiges Reich, das jedoch der Mannszucht und Tapferkeit der Heere eines Lukull und eines Pompejus nicht zu widerstehen vermochte. Als später die Parthen sich mit Rom zu messen wagten, liessen sie Armenien als Reserve hinter sich. Dies letzte blieb den Umwälzungen und Eroberungen des Kalifats beinahe gänzlich fremd. Von dem Ottomannen im 13. Jahrhundert überschwemmt, später zwischen ihnen und Persien getheilt, scheint es jetzt bestimmt, eine russische Provinz zu werden, da schon sein nördlicher Theil zu dem ungeheuern Zaaren-Reiche gehört.

Armeniens materieller Zustand ist, im Vergleich mit den es umgebenden Provinzen, immer noch blühend zu nennen. Seines Klimas Strenge ungeachtet (indem der Schnee die Gipfel seiner Berge von Ende

Auguſt bis Anfang Juli, und das ganze Land vom Oktober bis zum Mai bedeckt), wie der hohen Bergketten, die es umſchließen und durchſchneiden, hat es doch ſchöne Ebenen und herrliche Thäler.

Indeſſen ſind die Ebenen, obgleich fruchtbar, doch ganz baumlos, und wenig kultivirt. Es würde an Landwirthen nicht fehlen, wenn die Einwohner mit Sicherheit den Ackerbau betreiben, und ſich über die Ebenen zerſtreuen könnten, während ſie jetzt in befeſtigten Städten und Flecken zuſammengedrängt wohnen müſſen, wo die türkiſchen und perſiſchen Statthalter ihnen den Schutz hoch anrechnen, den ſie ihnen gegen die herumſtreifenden Horden von Kurdiſtan gewähren.

Erzerum, Armeniens Hauptſtadt, iſt auf einer der höchſten Ebenen des Landes gelegen. Die Luft iſt hier ſehr geſund, und der Boden in der Umgegend iſt äuſſerſt fruchtbar. Major Sutherland ſchlägt die Bevölkerung dieſer Stadt zu hoch an, wenn er ſie auf 100,000 Seelen berechnet. Nach Jaubert ſoll ſie deren nur 70,000, und nach der letzten Volkszählung etwa 80,000 haben, wovon 19,000 zum armeniſchen Kultus gehören.

Bajazid, am Fuße des Taurus gelegen, iſt nach Erzerum die vorzüglichſte Stadt Armeniens. In ihrer Zitadelle wurde Jaubert gefangen gehalten, als Napoleon ihn 1805 mit einem geheimen Auftrage an den Schah von Perſien geſchickt, und er den Türken in die Hände gefallen war. Die Einwohner ſind faſt durchgängig Armenier, und ihres ſcharfen Verſtandes, wie ihrer Tapferkeit wegen berühmt. Ihre Zahl

übersteigt 30,000. Unfern Bajazid ligt das berühmte Kloster des Berges Ararat.

Die übrigen bemerkenswerthen Städte sind: Hassan Kaleh, beschützt durch die stärkste Zitadelle dieser Gegend; Kars, ein von Amurath II befestigter Platz; Akaahnick, auf den Grenzen Imiretiens und Georgiens gelegen; endlich im Westen Wan, am gleichnamigen See, eine der Haupt-Festungen des türkischen Reiches gegen Persien. Man gelangt zu ihr nur auf einem schmalen Fußwege, wo zwei Personen nicht neben einander gehen können. Diese Stadt ist auf morgenländische Art befestigt, mit dicken Mauern und breiten Gräben. Die Umgegend ist sehr fruchtbar.

Armenien hat über zwei Millionen Einwohner, wovon die drei Viertel unter ottomannischer Herrschaft stehen. In Konstantinopel und in den dieser Stadt zunächst gelegenen Dörfern gibt es bei 200,000 Armenier, wovon 4000 sich zur römisch-katholischen Kirche bekennen. In Smyrna wohnen 8000 Armenier, in Rußland über 120,000, in Persien 80,000, in Indien 40,000, in Ungarn und Polen bei 10,000.

Man findet auch Armenier in den sogenannten Barbaresken-Staaten, in Aegypten, Nubien und Abyssinien. Schon seit mehreren Jahrhunderten haben sie nicht unbedeutende Handels-Häuser und literarische Anstalten in Ostindien, zu Amsterdam, Marseille, Venedig, Livorno, Triest, Petersburg, Moskau, und in mehreren andern Städten Europas.

Diese Auswanderung, die sich von den ersten Zeiten der türkischen Eroberung im 13. Jahrhundert herschreibt, griff unter Tamerlan noch mehr um sich.

Die Armenier ſahen ſich für immer ihrer Unabhängigkeit beraubt, und es blieb ihnen, wie den Israeliten, nichts als die Nationalität ihrer Religion, ihrer Literatur und ihrer Gewerbthätigkeit, welche ſie zu Zwiſchenhändlern alles Verkehrs des öſtlichen Europas mit dem weſtlichen Aſien, zu Pächtern faſt aller Krongüter in der Türkei, zu Steuer-Einnehmern in den Paſchaliks, und zu Verfertigern der am meiſten im ottomanniſchen Reiche geſuchten Gegenſtände gemacht.

Auf der großen Karavanen-Straße nach Indien gelegen, die im Mittelalter Haupt-Urſach des großen Flors von Trapezunt war, iſt Armeniens Wohlſtand gewiſſermaßen abhängig von dem dieſes berühmten Hafens, den man als den Stapelplatz eines von Donau und Euphrat genährten großen Handels betrachten kann.

Der kürzeſte Weg, für den Waaren-Transport zwiſchen Perſien und Mittel-Deutſchland, iſt die Donau, das ſchwarze Meer, die Straße von Trapezunt nach Teheran, über Erzerum, Bajazid und Tauris; und für den Transport bis zur Küſte Malabar iſt es die Donau, das ſchwarze Meer, Erz-Jnghian und der Euphrat.

Die große Frage, welche jetzt zwiſchen Rußland und dem Paſcha von Aegypten beſtritten wird, nämlich die, „unter weſſen Schutz die alten Verbindungen zwiſchen Europa und Aſien wiederherzuſtellen ſeien,“ wird unvermeidlich, und vielleicht in Kurzem, ein bewaffnetes Zuſammenſtoßen zwiſchen beiden veranlaſſen. Welches auch ihre Löſung ſei, iſt es doch von beſonderem Intereſſe, den gegenwärtigen Ziviliſationsſtand

dem Schutze der europäiſchen Geſandten ihren Amts-Verrichtungen ſich unterziehen. Hinſichts der Taufen, der Verehelichungen oder der Leichenbegängniſſe ſind ſie genöthigt den eigentlichen armeniſchen Ritus in Anſpruch zu nehmen. Zu Angora (in Natolien) ſelbſt, wo es ihrer mehrere Tauſende, und nur ſehr wenige eigentliche Eutycheten gibt, müſſen ſie dieſer Vorſchrift ſich unterziehen.

Als 1828, während den Kriegs-Rüſtungen gegen Rußland, der Großherr erfuhr, daß im letzten Kriege zwiſchen Perſien und der ruſſiſchen Macht, die perſiſchen Armenier für dieſe letzte ſich erklärt, machte er den Patriarchen verantwortlich für ſeiner Landsleute Treue. Dieſer entgegnete, daß er nur für ſeine eigentlichen Glaubens-Genoſſen, nicht aber für die römiſch-katholiſchen verantwortlich ſein könne und wolle.

Auf des Sultan's Befehl wurde ihm nun eine Liſte aller Diſſidenten in Konſtantinopel uud in ſeinen Vorſtädten überreicht, deren unmittelbare Folge war, daß ſie aus der Hauptſtadt entfernt, und nach ihrem Geburtslande verwieſen wurden. Die Verfolgung erſtreckte ſich bis nach Bajazid.

Die Anhänger der römiſch-katholiſchen Kirche ſind in demſelben Verhältniß zu den Eutycheten in den vorzüglichſten Städten Armeniens, wie in Konſtantinopel. Zu Erzerum überſteigt ihre Zahl nicht 3000, während in gewiſſen Dörfern die Jeſuiten alle Einwohner für den Katholizismus gewonnen haben.

Die Armenier, welche ſich unter der geiſtlichen Aufſicht des Patriarchen von Erzerum befinden, haben ein Seminar, deſſen Zöglinge allein die Prieſter-

schein von ihres Vaterlandes altem Ruhm. Die Dorfpfarrer beruhen sich fast immer auf sie, wenn sie predigen sollen, und begnügen sich mit den mechanischen Verrichtungen ihres Amtes.

„Zu Tebritz (Tebris) lud ein Priester der armenischen Kirche die amerikanischen Missionäre ein, dem Gottesdienste beizuwohnen. Zu ihrer Erbauung glaubte er sie auch mit einer Ermahnung regaliren zu müssen. Nach den gebräuchlichen Gebeten lies er vor den Altar einen Sitz und einen Teppich bringen, und nahm als Text seiner Rede die Nothwendigkeit, die Fasten zu beobachten. Er schien aus dem Stegreif zu sprechen, und weder seine Sprache noch seine Bewegungen hatten etwas affektirtes. Von seinem Gegenstand begeistert, erhob er sich bald und sprach mit vielem Feuer, doch mit einer zu schreienden Stimme.

„In seiner Anrede wendete er sich auch an die Chorknaben, die Tags vorher mit dem heiligen Feuer gespielt. Er beschuldigte sie, in den Augen der Fremden, welche bei der Feierlichkeit gegenwärtig gewesen, die Kirche lächerlich zu machen, und da es ihm an Ausdrücken gebrach, seinen ganzen Unwillen ihnen bemerklich zu machen, spie er gegen sie.

„Dies Begehen veranlaßte ein allgemeines Murren, machte jedoch wenig Eindruck auf die Knaben. Denn sie spielten auf eine noch lärmendere Weise, als vorher, worüber der Priester in so große Wuth gerieth, daß er sie durch derbe Peitschenhiebe zum Schweigen nöthigte.“

Die reinen Armenier und die römisch-katholischen

sind nicht die alleinigen Christen in dieser Gegend. Es gibt in ihr auch Nestorianer und Protestanten. Die ersten wohnen in ziemlicher Menge in den Thalgeländen in Nähe des Ormia-Sees. Sie behaupten nach ihrem Stifter, daß man in Jesus Christus zwei Personen, wie zwei Naturen, zu erkennen habe, und daß Maria, des Heilands Mutter, keineswegs die Mutter Gottes sei, worin sie beinahe ganz übereinstimmend mit der Lehre der armenischen Kirche sind.

In Tiflis ist eine deutsche Kolonie, die einen lutherischen Tempel hat. Der Gläubigen Andacht während Predigt und Gebet, die Salbung, mit welcher der Pfarrer auf eine eben so einfache als eindringliche Weise zu ihnen sprach, ihr feierlicher, vollstimmiger Gesang, machten einen tiefen Eindruck auf unsern Gewährsmann.

Der Sonntag ist übrigens in Armenien weniger ein zum Gebet als zu öffentlichen Belustigungen bestimmter Tag. Die Kirchen werden alsdann wenig besucht. Alle Kaufladen, mit Ausnahme derjenigen, wo Lebensmittel und starke Getränke verkauft werden, sind verschlossen. Nachmittags verbreitet sich die männliche Bevölkerung in den Straßen und auf den Spaziergängen, die ausserordentlich belebt sind. Die Frauenzimmer bleiben auf den Terrassen der Häuser, wo sie nach einer kleinen Schellentrommel tanzen. Zu Tiflis sind die Frauen, meistentheils von georgischer Abkunft, sehr schön und schlank, was, wenn sie tanzen, einen entzückenden Anblick gewährt.

Im westlichen Theile Armeniens ist das weibliche Geschlecht nicht schön, doch zeichnet es sich in den höhern Ständen aus durch die Weisse der Haut, durch

der Formen Ebenmaß und durch Zierlichkeit der Kleidung, die jener der türkiſchen Frauen ſehr ähnlich iſt.

Sie beſteht aus weiten, am Knöchel zugebundenen Beinkleidern, einer doppelten Tunika, die gut die Büſte zeichnet, mit Hilfe eines breiten, nach oben zugeſpitzten Gürtels. Ein Ueberwurf mit engen Aermeln, bedeckt ein feines Muſſelin-Oberhemd, das vorn mit bunten Edelſtein-Knöpfen verſehen iſt. Auf dem Kopfe tragen die Armenierinnen einen von Perlen-Schnüren umſchlungenen Turban, unter dem hervor ihr ſchönes Haar in langen Wellen und kurzen Locken die Schultern überfluthet.

Die weibliche Tracht der untern Stände iſt weniger maleriſch, obgleich es ihr nicht an wohlverſtandenem Reiz gebricht. Der Frauen Lage kann im Allgemeinen glücklich genannt werden. Sie beſchäftigen ſich blos mit den häuslichen Verrichtungen, und haben alle Freiheit, welche das Chriſtenthum den Morgenländern gegeben. Ihre Männer treiben entweder Ackerbau, oder ſind Weber, Schmiede ꝛc.

Die im Gebirg weit zerſtreut wohnenden Leute haben ein unglückliches Anſehen. Sie kampiren in elenden Hütten, die zum Theil gegen Felshölen gebaut ſind. Vor dem Hauſe iſt eine kleine Terraſſe, die auf übereinandergehäuften Felsbrocken zu ſchweben ſcheint, und deren Geländer aus Baumzweigen beſteht. Das Haus ſelbſt iſt aus nur oberflächlich behauenem Holze erbaut, und von Rauch geſchwärzt.

Der untere Theil iſt ein Raum von 20 bis 30 Geviertfuß, wo die Hausgeräthe aufgehängt ſind. In dem kühlſten Winkel ſteht der Käſe-Bereitungs-Apparat. In einem andern Winkel ſtößt man auf mit

Korn oder getrocknetem Gemüse angefüllte Säcke. Weiterhin ist das Butterfaß. Daneben liegt eine Kuh mit ihrem Kalbe. Im Mittelpunkte ist der Feuerherd, wenn man nämlich ein Loch, worin einige Zweige und getrockneter Kuhmist brennen, also nennen kann.

Solches ist des Gebirgs-Bewohners Hütte. Man kann sich leicht denken, wie ihre innere „Ausschmückung“ beschaffen sein muß. Die Leute in der Ebene hausen in etwas größeren, weniger verräucherten Hütten, obgleich auch sie mit ihrem Vieh in einem und demselben Raume verweilen.

Sie würden sich bei alledem glücklich schätzen, wenn sie gegen Verfolgungen und Bedrückungen gesichert wären. Leider werden sie nur zu oft heimgesucht, bald von dem Türken, dem sie Tribut zahlen müssen, bald von Kurden, die ihr Vieh oder ihre Lebensmittel rauben, und die seit langem in dem südlichen Theile Armeniens sich festgesetzt haben.

Die armenischen Bauern sind von Natur wohlwollend, doch ernst und besonnen. Gastfreundschaftlich, wie alle Morgenländer, rechnen sie es sich nicht zum Verdienst an, wie die Türken oder Kurden, wenn sie einen Fremden beherbergt haben.

Die Einigkeit, in der sie in ihren Haushaltungen leben, läßt ihnen den größten Theil ihres Elends vergessen. Diese Einigkeit wird durch des Familien-Hauptes unumschränkte Macht, die es jedoch fast nie mißbraucht, noch erhöhet. Die Hausfrau spielt eine untergeordnete Rolle. Sie beschäftigt sich ausschließlich mit den häuslichen Verrichtungen, wagt es kaum, die Augen aufzuschlagen, und würde sich schämen, mit jemand anderm zu reden, als mit ihrem Manne.

Die jungen Frauenzimmer ſtehen unter der mütterlichen Obhuth und werden ziemlich ſtrenge gehalten. Sie ſetzen ſich in Gegenwart ihres Vaters nur wenn er es ausdrücklich erlaubt, und es bedarf höchſtens eines Zeichens ſeiner Hand, um ſich augenblicklichen Gehorſam zu verſchaffen. Am Abend umringt die Familie den rauchenden Herd, aufmerkſam auf den Vater horchend, der einige Kapitel aus der armeniſchen Bibel vorlieſt, oder alte Mährchen erzählt, worin volksthümlicher Aberglaube die Hauptrolle ſpielt, während Mutter und Töchter Flachs ſpinnen, und eins der kleinern Kinder ein Meſchal, eine Art Fackel von harzigem Holze, brennend erhält.

Im Hochgebirg bereiten die armen Leute Harz oder Theer. In den offenen Thälern und in der Ebene bauen ſie Getreide-Pflanzen, vorzüglich Gerſte, Rocken, Mais und etwas Weizen. Sie kultiviren auch den Maulbeerbaum, und treiben Seidenzucht mit Erfolg. Die andern Fruchtbäume, welche in den Ebenen Armeniens am beſten gedeihen, ſind Kirſch-, Pfirſich- und Feigenbäume. Aber im Gebirg läßt des Klima's Strenge, wie des Bodens Unfruchtbarkeit, ihr Fortkommen nicht zu.

Vor dem letzten Kriege war die Ebene von Erzerum mit mehr denn hundert Dörfern bedeckt. Die meiſten ſind jetzt zu Grunde gerichtet. Sie gehören reichen Muſelmännern, und ſind ihnen vom Sultan als Ziamet, oder Lehen, überlaſſen, unter der Bedingung im Kriege eine gewiſſe Zahl Reiter zu ſtellen, und perſönlich gegen den Feind zu Felde zu ziehen. Dieſe Land-Beſitzungen werden von den Türken an

Armenier verpachtet, die fast immer zu gleicher Zeit Landwirthe und Fabrikanten sind.

Der Kurden Nähe, und die Nothwendigkeit ihren Angriffen zu widerstehen, haben bei den Armeniern, in des Landes südlichem Theile, ihrer Vorfahren kriegerischen Geist erhalten. Bei alledem sind sie nicht im Stande, inner den alten Grenzen Kurdistans jene unerschrockenen Horden zurückzuhalten, deren Geschichte und Sitten nicht minder merkwürdig sind, als die der Armenier.

Die Kurden bewohnten noch vor 80 oder 90 Jahren die westlich vom Tiger, nördlich und östlich vom Taurus begrenzte Gegend, unterhalb den Seen Ormia und Wan. Seit 30 Jahren aber kampiren sie an diesen beiden Seen, und dringen auf ihren Raubzügen bis zum Ararat und zu den Euphrat-Quellen vor. Ihre Städte sind ziemlich gut befestigt. Ihre Häuser sind mit Schießscharten versehene Thürme, wenigstens in Bidlis und in Sirt.

Bidlis oder Betlis, auf der mitternächtlichen Gränze von Kurdistan, ist in Amphitheaterform gebauet, in den Schluchten des Berges, auf dessen Gipfel die Zitadelle thront. Seine vereinzelten Häuser sind von Terrassen umgeben, die sich steil gegen den Abgrund senken, so daß jedes derselben gewissermaßen ein festes Schloß bildet. Am Fuße des Berges, und auf einigen seiner Vorsprünge, sind kleine Gärten angelegt, wo die Einwohner die nothwendigsten Lebensmittel bauen. Schwierigkeit und Gefahr der Verbindungen rauben ihnen die Hilfsmittel, welche Handel ihnen gewähren könnte.

Etwa 17 geographische Stunden südlich von dieser

Stadt ligt Sirt (das alte Tigranocerta, die Hauptſtadt Tigran's). Es iſt ein ziemlich großer Flecken, auf einem ſchmalen Bergrücken gelegen. Die Häuſer ſind ebenfalls in Form von Thürmen erbauet, mit Wall und Graben umgeben.

Gegen Mittag ligt noch eine Ortſchaft, Dziulamerk oder Dſchulamerk genannt, die man im Nothfall als Stadt betrachten könnte. Alle übrigen ſind größtentheils elende Dörfer. Unter ihnen befindet ſich Erbill, das alte Arbela, bekannt durch die Niederlage, welche Darius bei dieſem Orte erlitten.

Die Kurden ſcheinen Nachkommen der herumirrenden Volksſtämme zu ſein, die Xenophon, auf ſeinem berühmten Rückzuge der Zehntauſend beſiegte, und die er unter dem Namen Karduken bezeichnet. Ihre Anführer haben einige Aehnlichkeit mit den Clan-Häuptlingen im alten Schotland.

Im Winter verbergen ſie ſich in ihren Bergſchluchten, wie die Adler in ihren Neſten, und bereiten ſich auf neue Raubzüge vor, welche ſie mit Frühlings-Anfang beginnen. Von Jahr zu Jahr dringen ſie weiter gegen Norden vor, und legen auf den Bergen, oder an den Flüſſen Vertheidigungs-Werke an, um etwaige Angriffe mit Nachdruck zurückſchlagen zu können.

Die Kurden ſind durchgehends Muſelmänner, und gehören zur Sekte Omar's. Ihre Tracht hat ganz dieſelbe Form, wie die der Türken, doch iſt ſie leichter. Sie beſteht aus weiten Beinkleidern, einer geſtickten Jacke mit kurzen Aermeln, und einer langen rothen Tuchmütze, um die ſie einen ſeidenen Shwal von ſchreienden bunten Farben ſchlingen. Dieſe Mütze

beendet sich, wie ein spanisches Haarnetz, durch eine Menge aneinandergefügter Seidenquasten, die auf ihren Schultern flattern. Wie die Ottomannen scheeren sie den Kopf kahl. Die jungen Männer tragen Schnurbärte. Aber nur die Greise haben das Recht den ganzen Bart wachsen zu lassen.

Die Kurden stehen in Tapferkeit hinter keiner der kriegerischsten arabischen Horden zurück. Sie sind eben so gute Reiter, als die Mamelucken, und bedienen sich des Säbels und der Lanze mit gleicher Geschicklichkeit.

Sobald der Schnee geschmolzen ist, durchstreifen sie die Ebene in allen Richtungen, um Beute aufzutreiben. Jede Bande hat ihren bestimmten Sammelpunkt, wo nach und nach der ganze Stamm sich niederläßt, wenn der Ertrag ihrer Räubereien irgend ergibig zu werden verspricht. Die Punkte, welche sie vorzugsweise zu ihres Lagers Aufschlagung wählen, sind nahe an einem Bache gelegene Wiesen.

Ihre Zelte, von grobem Tuch oder Filz, sind äusserst niedrig. Jedes derselben ist von einer Schilfhecke umschlossen, der sie eine runde Form geben, inner welcher die erbeuteten Sachen und ihr eigenes Gepäck aufbewahrt werden. Andere Schilf-Umzäumungen bilden die für ihre Rindvieh-, Schaaf- oder Ziegen-Heerden bestimmten Plätze. Trägt der Raub nicht genug ein, so verkaufen sie ihr Vieh, oder tauschen es gegen die ihnen nothwendigen Gegenstände aus.

Ueberhaupt scheinen sie seit 10 oder 12 Jahren mehr und mehr den Nutzen zu erkennen, welchen Viehzucht ihnen gewähren kann, und ohne von ihren Räubereien gänzlich abzustehen, spekuliren sie auf ihr

Maſtvieh, das ſie mit bedeutendem Vortheil nach Konſtantinopel verkaufen. Jede Heerde, welche ſie dahin treiben, beſteht aus wenigſtens tauſend Stück Groß- und Schmalvieh. Die bewaffneten Hirten, deren Obhuth ſie anvertraut worden, machen große Umſchweife, verweilen oft wochenlang auf einem Punkte, und erreichen erſt nach einem oder anderthalb Jahren ihren Beſtimmungsort.

Der Kurden Feldlager haben ihren Harem, wie die der übrigen Muſelmänner. Der Frauen Tracht iſt beinahe dieſelbe, wie die der Armenierinnen. In Mitte jedes Zeltes iſt ein ziemlich tiefes Loch, das zugleich als Feuerherd und als Backofen dient. Die auſſerhalb angebundenen geſattelten Pferde verkünden, daß man bereit iſt, auf das erſte Zeichen aufzubrechen und weiter zu ziehen.

Die bei dieſen nomadiſchen Völkern noch übliche Gaſtfreundſchaft, iſt eine ihrer ſchönſten Tugenden. Sie beurkundet ſich ganz unter denſelben Formen, wie im höchſten Alterthum. Man hat die allgemeine Bemerkung gemacht, daß die Volks-Stämme, welche am meiſten zur Räuberei geneigt ſind, die Gaſtfreundſchaft auch am meiſten beobachten und ehren.

Sobald ein angeſehener Fremdling ihr Land durchreiſet, begleiten ſie ihn von Stamm zu Stamm, und führen ihn zu ihren Vorſtehern, von denen er mit freundſchaftlicher Achtung empfangen wird. Man beläſtigt ihn weder mit Fragen, noch mit zudringlichen Anerbietungen. Spricht er entweder unmittelbar oder durch ſeines Dollmetſchers Mund zu ihnen, ſo hören ſie mit Aufmerkſamkeit, und antworten auf eine gedrängte, beſtimmte Weiſe.

Ist der Fremde eine Person von hohem Stande, oder ist ihm, während seinem Verweilen in ihrer Mitte, irgend ein Ereigniß zugestoßen, so bietet das dem Dichter des Stammes Gelegenheit zu einer Romanze, die vielleicht noch lange nachher gesungen wird. Die Kurden haben eine schwermüthige, einfache Musik, deren ganzes Verdienst darin besteht, mit verschiedenartigen Modulationen einige einförmige Töne vorzutragen.

In Kriegs-Zeiten wird das Recht der Gastfreundschaft von ihnen nicht geachtet, und sie plündern ohne Unterschied alle Reisenden, gleichviel ob sie unter ihren Schutz sich begeben, oder ob sie von ihnen im offenen Felde überrascht worden.

Das südliche Kurdistan erzeugt Korn, Reis, Gerste, Sesam, krautartige Baumwolle und Taback. Pfirsich- und Mandel-Bäume tragen dort viele Früchte. Man hat auch Honig, Manna, vorzüglich Galläpfel, die über Smyrna und Alexandretta nach Europa versandt werden. Des nördlichen Kurdistan eigenthümliche Erzeugnisse sind Waizen, Rocken, Dinkel, und unter den mineralischen Substanzen Operment, Schwefel und Alaun.

Die Kurden haben eine große Vorliebe für die Bezirke Wan und Ormia, wie für die Ufer der beiden gleichnamen Seen, die in der That reizend und malerisch sind. Das Klima dieser Gegend ist sehr angenehm, und der Himmel ist fast immer heiter. Es gibt hier viele Korn- und Reis-Felder. Orangen- und Zitronen-Bäume kommen selbst im Freien fort.

Die Stadt Wan ist von Gärten umschlossen, worin

man zierliche, von herrlichen Bäumen beschattete Lusthäuschen, murmelnde Bäche und kleine Wasserfälle erblickt. Der ziemlich große Wansee (er ist 16 bis 20 Stunden lang, und 4 bis 5 Stunden breit) wird von den zwischen Musch und Betlis hin- und hergehenden Handels-Fahrzeugen beschifft. Die von Mekka nach dem nördlichen Persien über Bagdad, Mossul (dem alten Ninive) und Diarbekr gehenden Karavanen ziehen an seinen Gestaden entlang.

Der Fischfang in diesem See wirft der Stadt Wan ein jährliches Einkommen von 50,000 türkischen Piastern (48,000 fl. rh.) ab. Der Fisch, welcher am häufigsten gefangen wird, ist eine große Sardellen-Gattung, Tarick genannt. Man kann ihn nur im Frühling fangen, weil er während der übrigen Zeit des Jahres sich im Schlamm verbirgt.

Das Wasser dieses Sees, wie jenes des Ormia oder Urmia, ist ausserordentlich salzig. Der letzte ist noch größer, als der von Wan, von dem er beinahe 20 Stunden entfernt ist. Sehr hohe Berge ummauern ihn auf der Mittag- und Abend-Seite. Obgleich in seiner Nähe die ziemlich bedeutenden Städte Ormia, Selmas und Maraga liegen, wird er doch bis jetzt zur Schifffahrt nicht gebraucht. Die auf seiner Oberfläche zerstreueten malerischen Inseln sind unbewohnt und öde.

Die Ufer dieses Sees erzeugen viel Reis, Getreide und vortrefflichen Taback. Sie gehören eigentlich zum persischen Armenien, sind aber seit etwa 30 Jahren von den Kurden als ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen und besetzt worden. Sie haben

hier grade gefunden, was ihnen am liebsten ist, nämlich fette Bergweiden und sichere Zufluchtsorte.

Die muselmännischen Kurden sind jedoch nicht die alleinigen Bewohner dieser Gegend. Sie wird auch von anderen Horden, am meisten von den Geziden durchstreift, für die Raub und Mord ebenfalls Bedürfniß ist. Man behauptet von ihnen, daß sie den Teufel anbeten, und grade das thun, was göttliche und menschliche Gesetze andern Völkern verbieten.

So viel ist gewiß, daß sie sehr bösartig und grausam sind. Indessen haben sie doch einen Kultus. Sie verehren die Gottheit, und bezeugen gleiche Ehrfurcht den christlichen wie den muselmännischen Propheten. Darauf beschränkt sich jedoch ihr ganzer Glaube. Sie können weder lesen noch schreiben. Diebstahl, Raub, Todschlag oder Blutschändung werden von ihnen nicht für Verbrechen gehalten.

Sie betrachten den Teufel als den eigentlichen und einzigen Vollstrecker des göttlichen Willens. Man behauptet, daß sie ihm zu Ehren sich ganz schwarz kleiden, und halb rothe halb schwarze Mützen tragen. Niebuhr, in seiner Reise durch Arabien und Persien, wie die armenische Geschichte von Ingigian, von der Cirbied einige Auszüge bekannt gemacht, erzählen des ausserordentlichen noch vieles über diese sonderbaren Volksstämme.

Ein anderer weniger wilder Stamm ist jener der Affscharen. Seine Streifereien erstrecken sich längs dem Ormiasee, bis Selmas und Kars. Er ist immer zum Kampf gerüstet, und erkennt keinen andern Gebieter, als seinen Scheick. Er hat kein anderes Va-

terland, als sein Zelt, das er heute hier morgen dort aufschlägt. Ubi bene, ibi patria.

Der Scheick bezahlt manchmal dem persischen Schah einen Tribut, manchmal auch nicht, je mehr oder weniger er sich von ihm abhängig fühlt, oder seines Schutzes bedarf. Im Kriege zieht der ganze Stamm, mit Weib, Kind und Vieh, zu Felde. In Ermangelung des Ehrgefühls, ist Plünderungssucht der einzige Beweggrund, der ihm bei solcher Gelegenheit die Waffen ergreifen läßt.

Solches sind, nächst den Türken, den Persern und den Russen, die fremden Gäste, welche in dem alten Armenien festen Fuß gefaßt.

Wir haben vorausgesetzt, daß es nicht uninteressant sein könne, etwas genauer die verschiedenen Völkerschaften eines Landes kennen zu lernen, das vielleicht in kurzem der Schauplatz eines die morgenländischen Angelegenheiten entscheidenden Krieges zwischen der Pforte und Rußland einerseits, und dem Pascha von Aegypten auf der andern Seite, werden kann.

Rußland würde in diesem Kampfe die Ueberreste des armenischen Volkes für sich haben, während Ibrahim von den Kurden und den andern Raubstämmen unterstützt werden dürfte. Im Besitz des Landes bis zum Euphrat und Tigris, ist sein Heer von Wan nur etwa acht und von Erzerum höchstens zehn Tagemärsche entfernt, während die russische Armee, von der äussersten Grenze des Zaaren-Reiches auf dieser Seite, bis Erzerum kaum fünf Tagmärsche haben würde.

Bündniß zwischen Vortheil und Pflicht; nach Bentham's Deontologie *).

Bentham's letztes Werk, betitelt „Deontologie **), oder Wissenschaft der Moral," herausgegeben von Bowring, dem bekannten Untersucher der gegenseitigen Handels-Interessen Englands und Frankreichs, enthält eine zu gediegene Zusammendrängung der vorzüglichsten Ideen des berühmten Gesetzkundigen, über des Rechts und der gesellschaftlichen Wissenschaft natürliche Basis, daß wir unsern Lesern davon nicht einige Auszüge vorlegen sollten. Beginnen wir mit dem

„Bündniß zwischen Vortheil und Pflicht."

„Wer in einer berathenden Versammlung das Wort nimmt, stellt sich gewissermaßen ausser Reihe, und verleihet sich eine wirkliche Ueberlegenheit über seine Zuhörer. Gleichermaßen, wer in der Wissenschaften Republik unter den Schriftstellern einen Rang einnimmt, unterscheidet dadurch allein sich von der Leser-Menge, und beide nehmen eine große Verantwortlichkeit über sich.

---

*) Ohne unbedingt alles gutheissen zu wollen, was dies merkwürdige Werk enthält (das übrigens, wie alle Erzeugnisse Bentham's, auf eine schwerfällige Weise treffliche Wahrheiten in Rede stellt) begnügen wir uns mit einem treu übertragenen Auszuge, den wir unsern Lesern zur Würdigung vorlegen, und dessen Styl-Sonderbarkeiten Sie nicht uns zuschreiben mögen.

**) Abgeleitet von τὸ δέον, was schicklich ist, und λογος, Kenntniß, Rede. Also bedeutet Deontologie: Kenntniß dessen was recht und schicklich ist.

„Es besteht zwischen ihnen jedoch ein Unterschied darin, daß jeder Irthum, den der Redner begangen, augenblicklich verbessert werden kann, während bei der fingirten Zuhörer-Versammlung, welche das Tribunal der öffentlichen Meinung bildet, des Irthums Ausgleichung nicht unmittelbar möglich ist. Meistentheils gegen raschen Widerspruch gesichert, ist der Schriftsteller oft in dem Fall, mit einer Zuversicht sich auszudrücken, die seine Lage keinesweges rechtfertigen kann.

„Es gibt Beweggründe genug, die ihm nicht erlauben, seinen Lehr- und Grundsätzen die Stütze hinlänglicher Beweisführungen zu verleihen, deren Aufstellung ihm größere Arbeit verursachen, und deren Auseinandersetzung eine stärkere Uebung intellektueller Kraft veranlassen würde.

„Der ordentliche Gesetzgeber, seiner ausgedehnten Macht ungeachtet, ist weniger despotisch in seiner Sprache, als der Schriftsteller, der sich willkürlich zu des Volkes gesetzvorschreibendem Haupte macht. Er gibt Gesetze, ohne derselben Beweggründe zu erklären, und im Allgemeinen sind diese Gesetze nichts, als der Ausdruck seines unbedingten Willens und seiner individuellen Meinung.

„Es ist traurig genug, daß Menschen in die Erörterung wichtiger Fragen, mit der vorausbestimmten Entscheidung eintreten, welche sie ihnen geben wollen. Sollte man nicht meinen, daß sie sich vorläufig gegen sich selbst verpflichtet haben, gewisse Handlungen gut und andere schlecht zu finden, ohne sich die Mühe zu geben, genau zu untersuchen, ob sie wirklich gut oder schlecht sind?....

„Grundsatz der Nützlichkeit läßt solche vorausgefaßten Entscheidungen nicht zu. Bevor man ein Begehen verurtheilt, muß seine Unverträglichkeit mit der Menschen Glück erwiesen sein.

„Dergleichen Nachforschungen sind jedoch für den dogmatischen Unterrichter nicht entsprechend. Er kann sich also mit dem Prinzip der Nützlichkeit nicht vertragen. Er hat zu seinem Gebrauche ein eigenes Prinzip. Zur Unterstützung seiner Meinung, macht er aus dieser Meinung selbst ein Prinzip. „Ich erkläre, daß diese Dinge nicht gut sind," sagt er mit hinlänglicher Zuversicht; „folglich sind sie nicht gut."

„Es ist augenscheinlich, daß solch eine Art zu räsonniren, wo die Bejahung einer Meinung als Beweis und als hinlänglicher Beweggrund gilt, die überspanntesten wie die heilsamsten Ideen auf eine und dieselbe Linie stellt, und daß man künftighin die Wahrheit oder Falschheit einer Meinung nach dem Grade von Heftigkeit zu beurtheilen hat, womit sie vertheidigt wird, wie nach ihrer Anhänger Zahl.

„Wenn aber Heftigkeit ein Würdigungsmittel ist, die Intensität einer Ueberzeugung jedoch nur durch ihren Einfluß auf die Handlungen ermessen werden kann, ergibt sich daraus, daß derjenige, welcher seinen Gegner über den Haufen wirft, ein besserer Logiker ist, als der, welcher sich blos mit einem vehementen Vortrage begnügt; daß der, welcher die Gurgel abschneidet, ein noch besserer Logiker ist, und daß endlich beide demjenigen die Palme zugestehen müssen, der seinen Gegner auf die Folter spannt, bevor er ihm das Leben nimmt; dergestalt, daß die Sittlichkeit einer Meinung in direktem Sinne ist mit dem zu

ihrer Unterstützung in Anwendung gebrachten Verfolgungs-Grade, und daß der Wahrheit und Vernunft vollkommenster Typus die Inquisition sein wird.

„Hat anderseits die Menge zu entscheiden, so muß das Christenthum der Abgötterei den Platz räumen. Wahrheit und Sittlichkeit werden sich in einem Zustande beständigen Schwankens zwischen den Mehrheiten und den Minderheiten befinden, die mit allen Umgestaltungen menschlicher Dinge wechseln.

„Wer bei jeder andern Gelegenheit sagt: „Es ist, wie ich es sage, weil ich sage: es ist also," würde nicht das Ansehen haben, etwas Großes gesagt zu haben.

„Indessen hat man, in moralischem Betreff, dicke Bücher geschrieben, deren Verfasser von der ersten bis zur letzten Seite nichts thun, als daß sie dies Räsonnement wiederholen, ohne jedoch das Mindeste damit zu beweisen.

„Solcher Bücher ganze Macht, all' ihre Logik, bestehet in des Verfassers Selbstgenüglichkeit, und in der vorausgesetzten Nachgiebigkeit seiner Leser. Mit einer hinlänglichen Dosis dieser Ingredienzien, kann man alles an den Mann bringen.

„Aus dieser Autoritäts-Anmaßung ist das Wort „Obligation" entstanden, nach dem lateinischen Verbum *Obligo*, ich binde, ich verpflichte: schwankendes, unzuergreifendes Wort, dessen Dunkelheit so viele über diesen Gegenstand geschriebene Werke noch nicht zu zerstreuen vermocht, und das so lange dunkel bleiben muß, bis in diesem Chaos die Fackel der Nützlichkeit, mit ihren Annehmlichkeiten und mit ihren

Unannehmlichkeiten, mit ihren Gutheissungen und den daraus entspriessenden Beweggründen leuchten wird.

„Es ist in der That sehr unnütz von Pflichten zu sprechen. Das Wort selbst hat etwas unangenehmes und zurückstoßendes. Man spreche davon so viel man will, nie wird dies Wort eine Verhaltungsregel werden.

„Ein Mann, ein Moralist, streckt sich gravitätisch in seinem Großvaterstuhl, wonach er in pomphaften Phrasen über Pflicht und Pflichten dogmatisirt. Warum hört niemand auf ihn? Weil, während er von Pflichten spricht, jeder an „Interessen“ denkt. Es ist in des Menschen Natur, vor allem an seinen Vortheil zu denken. Jeder aufgeklärte Moralist sollte also zuerst damit beginnen. Was er auch sagen und thun mag, Pflicht wird immer hinter Vortheil zurückstehen.

„Der Gegenstand, den wir in diesem Werke in Rede stellen wollen, besteht darin, die Beziehungen herauszuheben, welche Interesse mit Pflicht in allen Umständen des Lebens vereinigen. Je aufmerksamer man den Gegenstand prüft, um so augenscheinlicher wird des Interesses und der Pflicht Gleichartigkeit.

„Jedes Gesetz, dessen Zweck in Beförderung des Glückes der Regierten besteht, muß darauf hinstreben, daß sie ihr Interesse dabei finden, zu thun, was Pflicht ihnen gebietet.

„In gesunder Moral kann eines Menschen Pflicht nie darin bestehen, zu thun, was sein Interesse ihn zu thun verhindert. Moral wird ihm lehren, eine richtige Schätzung seiner Interessen und seiner Pflichten festzustellen. Bei ihrer Erwägung wird er ihre Uebereinstimmung bemerken.

„Man sagt sprichwörtlich, daß ein Mensch seine Interessen für seine Pflichten aufopfern soll. Nicht selten hört man sogar dieses oder jenes Individuum nennen, welches dies Opfer gebracht, und man ermangelt nie, bei solcher Gelegenheit seine Bewunderung auszudrücken.

„Betrachtet man dagegen Interesse und Pflicht in ihrer ausgedehntesten Anwendbarmachung, so überzeugt man sich, daß in den gewöhnlichen Lebens-Umständen des Interesses Aufopferung für die Pflicht weder ausführbar, noch selbst wünschenswerth ist; daß dies Opfer nicht möglich ist, und daß, wenn es wirklich stattfinden könnte, es zum Glücke der Menschheit in nichts beitragen würde.

„Jedesmal, wenn es um Moral zu thun ist, spricht man gewohntermaßen unveränderlich und ausschließlich von des Menschen Pflichten. Obgleich man nun nicht streng als Prinzip feststellen kann, daß, was nicht das augenscheinliche Interesse eines Individuums sei, auch nicht seine Pflicht konstituire, kann man dennoch auf das Bestimmteste bestätigen, daß in so fern man nicht beweiset, dies oder jenes Begehen, diese oder jene Verfahrungsweise sei in eines Menschen Interesse, es verlorne Mühe sein würde, ihn überführen zu wollen, dies oder jenes Begehen, diese oder jene Verfahrungsweise sei in seiner Pflicht. Und dennoch verfährt man bis jetzt auf solche Weise in den moralischen Beweisführungen.

„„Es ist Eure Pflicht, das zu thun. Eure Pflicht ist es, dessen Euch zu enthalten.“ Man muß gestehen, daß auf solche Weise des Sittenlehrers Aufgabe nicht besonders schwer ist.

— Aber warum iſt es meine Pflicht?

Auf dieſe Frage wird ungefähr folgende Antwort ertheilt: „Weil ich es Euch geboten habe; weil es meine Meinung, mein Wille iſt.

— Sehr wohl. Wenn ich aber Euerm Willen mich nicht unterwerfen will?

„In dem Fall habt Ihr ſehr unrecht. — Was ſo viel heiſſen will, als, ich mißbillige Euer Betragen.

„Gewiß iſt es, daß jeder Menſch in ſeinem Intereſſe handelt, oder zu handeln *glaubt*. Freilich ſieht er nicht immer ſein Intereſſe da, wo es wirklich iſt. Denn dadurch würde er die möglichſt größte Summe von Wohlergeben erhalten. Wenn nun jeder, mit vollkommener Sachkenntniß in ſeinem individuellen Intereſſe handelnd, die möglichſt größte Summe Glück erzielte, würde die Menſchheit zur höchſten Glückſeligkeit gelangen, und der Zweck aller Moral, das *allgemeine* Glück, wäre erreicht.

„Eines umſichtsvollen Sittenlehrers Aufgabe beſteht alſo darin, zu beweiſen, daß eine unmoraliſche Handlung nichts als eine falſche Berechnung des perſönlichen Vortheils iſt, und daß der laſterhafte Menſch einen irrigen Anſchlag von ſeinen Vergnügungen und ſeinen Entbehrungen macht. Thut er nicht das, ſo thut er nichts. Denn, wie bereits geſagt, es iſt in der Dinge Natur, daß ein Menſch ſich bemühet, zu erhalten, was, ſeiner Vorausſetzung nach, ihm die größte Summe Genuß zuwenden kann.

„Bei Niederſchreibung dieſes Werkes beabſichtigen wir vorzüglich die Beförderung des Glückes der Menſchheit, des Glückes jedes Menſchen im beſondern, Dein Glück, Leſer, wie das *aller* Menſchen. Unſer Vor-

satz ist, des Glückes Bereich so weit auszudehnen, als ein Wesen athmet, das fähig ist, es zu genießen, und die Wirkung einer wohlwollenden Seele beschränkt sich nicht auf das Menschen-Geschlecht allein.

„Denn sobald die Thiere, die wir untergeordnet nennen, keinen Anspruch auf unsere Gleichstimmung hätten, worauf stützten sich dann die Ansprüche unserer eigenen Gattung? Der Tugend Kette umschlingt die ganze fühlende Schöpfung. Das Wohlergehen, welches wir den Thieren zuwenden können, ist eng verbunden mit dem des Menschen-Geschlechts, und jenes des Menschen-Geschlechts ist unzertrennlich von dem unsrigen.

„Wahrlich, es wäre sehr wünschbar, daß irgend ein wohlthätiger Sittenlehrer die Thiere unter seinen Schutz nähme, daß er ihre Rechte auf den Schutz der Gesetze und auf die Gleichstimmung tugendhafter Menschen geltend machte. Dieser Wunsch ist vielleicht jetzt zu vorschnell, weil selbst ein beträchtlicher Theil des Menschen-Geschlechts von der Wohlthätigkeits-Ausübung noch ausgeschlossen ist, und wie das Vieh, nicht wie Personen, sondern wie Sachen, behandelt wird.

„Wahr ist es, die Thiere haben nur einen sehr beschränkten Einfluß auf die menschliche Empfindsamkeit. Sie haben nur wenig Mittel, der Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Züchtigung, welche sie verdient, angedeihen zu lassen, und weniger noch, dem Menschen durch Mittheilung Vergnügen, Belohnung seiner Menschlichkeit und seiner Wohlthaten zu gewähren.

„Wir nehmen ihnen das Leben, und dabei kön-

nen wir uns rechtfertigen. Die Summe ihrer Leiden kommt nicht der unserer Genüsse gleich. Das Gute übersteigt das Böse. Aber warum sie quälen, warum sie martern? Es würde schwer sein, zu sagen, aus welchem Grunde sie von dem Schutze der Gesetze ausgeschlossen sein sollen.

„Die eigentliche Frage ist diese: Wissen sie wirklich was Leiden ist? Kann man ihnen Vergnügen mittheilen? Wer übernimmt es, die Scheidungslinie zu bestimmen, welche die verschiedenen Grade des thierischen Lebens trennt, beginnend beim Menschen, und hinabsteigend von Stufe zu Stufe bis zum untergeordnetsten Thiere, das noch fähig wäre, Leiden und Genuß zu unterscheiden?

„Soll die Unterscheidung festgestellt werden durch die Eigenschaft der Vernunft, oder durch die des Wortes? Aber ein Pferd oder ein Hund ist ohne Zweifel ein viel vernünftigeres Wesen, und ein viel angenehmerer Gesellschafter, als ein eintägiges, ein einwöchentliches, oder selbst ein einmonatliches Kind. Und vorausgesetzt selbst, daß es anders wäre, welche Folge könnte man daraus ziehen? Die Frage ist nicht: können sie räsonniren, können sie sprechen? sondern die: können sie leiden? —

„Von allen empfindenden Wesen aber sind die Menschen diejenigen, welche uns am nächsten stehen, und die uns am liebsten sein müssen. Und wie kann man am meisten zu ihrem Glücke wirken? Wie anders, als durch Ausübung der Tugenden, oder vielmehr jener Eigenschaften, deren Verein die Tugend bildet? Die Tugend scheidet sich in zwei Zweige, in Klugheit und Wohlwollen. Klugheit hat ihren Sitz

in der Vernunft. Wohlwollen offenbart sich vorzüglich in den Neigungen, die, stark und intensiv, die Leidenschaften bilden.

„Die Klugheit ihrerseits ist wieder zweierlei Art: die, welche sich auf uns bezieht, oder die persönliche Klugheit, wie z. B. die, welche das Urbild von Robinson Krusoe, der Matros Alexander Selkirk, in seiner einsamen Insel hätte in Ausübung bringen können; und die auf andere anwendbar gemachte, welche man die ausser-persönliche nennen kann.

„Das Wohlwollen ist entweder positiv oder negativ. Es beurkundet sich durch Handeln oder Nichthandeln. Sein Zweck besteht in einer Vermehrung des Vergnügens oder in einer Verminderung der Leiden. Damit es auf eine positive Weise sich geltend machen könne, durch Erzeugung des Vergnügens, muß es zugleich Macht und Willen haben. Wirkt es negativ, durch Nichthandeln, so ist der Wille allein erforderlich.

„Des wohlwollenden Willens Macht hat ihre Grenzen; die Macht der wohlwollenden Enthaltsamkeit hat keine solche, und die Handlungs-Enthaltsamkeit kann eben so viel Tugend oder Laster in sich umschließen, als die Handlung selbst. Es gibt Fälle, wo der Mensch, der nicht gethan, was seine Pflicht ihm gebot, um einen Mord zu verhindern, dieselbe Strafe verdient, als der Mörder selbst.

„Traurig genug, wenn man bedenkt, daß die Summe Glück, die in eines Menschen Gewalt, selbst in der des mächtigsten, steht, äusserst gering ist, im Vergleich mit der Summe Leiden, die er sich oder andern schaffen kann; nicht etwa, daß beim Men-

schen-Geschlecht das Verhältniß des Unglücks jenes des Glücks übersteige. Denn da die Unglücks-Summe größtentheils beschränkt ist durch des Leidenden Willen, stehen ihm auch fast immer die Mittel zu Gebote, seine Uebel zu vermindern.

„Aber des Wohlwollens Streben besteht darin sich immer mehr geltend zu machen. Es ist ein Schatz. Je mehr man desselben sich bedient, um seine Reichthümer allen denen, die uns umringen, mitzutheilen, um so stärker vermehren sie sich. Unsere Opulenz nimmt zu mit dem vernünftigen Gebrauch unserer Schätze. Wer sich ein Vergnügen zusichert, oder ein Leiden von sich abwendet, sichert sein Glück auf direkte Weise. Wer dasselbe thut in Bezug auf einen andern, trägt auf undirekte Weise zu seinem eigenen Glücke bei.

„Was ist Glück? — Es ist des Vergnügens Genuß, mit Abwendung aller Leiden. Es ist im Verhältniß mit der Summe des genossenen Vergnügens und der vermiedenen Leiden. Und was ist Tugend? Was am meisten zum Glück beiträgt; was das Vergnügen maximirt und die Leiden minimirt. Laster im Gegentheil ist, was das Glück vermindert und das Unglück vermehrt.

„Das erste Gesetz unserer Natur ist, unser eigenes Glück zu wünschen. Die vereinten Stimmen der Klugheit und des Wohlwollens sprechen zu uns: Schaffet am Glücke anderer. Suchet Euer eigenes Glück in dem Glücke Eures Nächsten.

„Klugheit, in der gewöhnlichen Sprache, ist der Mittel Verwendung zu einem gegebenen Zwecke. In

Moral ist dieser Zweck: Glück. Die Gegenstände, worauf Klugheit anwendbar gemacht werden soll, sind wir selbst und andere: Wir selbst als Werkzeuge; andere ebenfalls als Werkzeuge zu unserm eigenen Glück.

„Der Zweck jedes vernunftbegabten Wesens bestehet darin, für sich selbst die möglichst größte Summe Glück zu erhalten. Jeder Mensch ist sich selbst lieber, als er es irgend einem andern sein kann, und niemand kann seine Leiden wie seine Genüsse sich besser zumessen, als er selbst.

„Er muß nothwendigerweise der erste Gegenstand seiner Sorgfalt sein. Sein Interesse muß in seinen Augen vor dem jedes andern den Vorrang bewahren.

„Recht genau betrachtet ist in solchem Zustand der Dinge nichts, was der Tugend und dem Glücke hinderlich sein könnte. Denn wie könnte man das Glück aller im möglichst größten Verhältnisse erzielen, wenn jeder nicht für sich selbst den möglichst größten Vortheil davon bezöge? Woraus besteht anders die Gesammt-Summe alles Glückes, wo nicht in den individuellen Einheiten?

„Was Klugheit und Wohlwollen verlangen, Nothwendigkeit macht es zum Gesetz. Hätte Adam sich mehr um Eva's Glück bekümmert, als um sein eigenes, und hätte Eva zugleich ihr Glück dem Adams untergeordnet, würde die Schlange sich vergebene Mühe gegeben haben. Gegenseitiges Elend würde bald alles zukünftige Glück vernichtet haben, und beider Tod hätte der Geschichte des Menschen einen schnellen Schluß verliehen.

„Welche wichtige Erwägung können wir dieſen Grundſätzen entnehmen? Sind ſie unmoraliſch in ihren Folgerungen? Weit entfernt. Sie ſind im höchſten Grade philantropiſch und wohlthätig. Denn wie könnte ein Menſch glücklich ſein, wenn er nicht die Zuneigung derjenigen erhielte, von denen ſein Glück abhängt? Und wie könnte er ihre Zuneigung erhalten, wo nicht, indem er ihnen die Ueberzeugung gewährt, daß er dafür ihnen die ſeinige gibt? Und dieſe Ueberzeugung, wie kann er ſie ihnen mittheilen, wenn nicht, indem er ihnen eine wahre Zuneigung widmet, und iſt dieſe Zuneigung wahr, wird der Beweis in ſeinen Handlungen und in ſeinen Worten ligen.

„Helvetius hat geſagt: daß, um die Menſchen zu lieben, man von ihnen wenig erwarten müſſe. Seien wir alſo gemäßigt in unſern Berechnungen, wie in unſern Anſprüchen. Klugheit will, daß wir unſere Hoffnungen nicht zu weit ſich verſteigen laſſen. Denn Enttäuſchung vermindert unſere Genüſſe und unſere guten Geſinnungen gegen andere, während, wenn von ihrer Seite unerwartete Dienſte uns geleiſtet werden, die uns den Reiz der Ueberraſchung darbieten, wir ein lebhafteres Vergnügen verſpüren, und in uns die Bande ſich verſtärken fühlen, die mit andern Menſchen uns vereinigen.

„Damit das Prinzip der Nützlichkeit ſeinen Einfluß bewahre, muß man es beſtändig vor Augen behalten, und deshalb, im Ausdruck aller ihm untergeordneten Maximen, muß man ihre Beziehung mit dieſer Grund-Maxime bemerken.

„Es ist nicht hinlänglich, daß der Grund eines Begehens in sich selbst übereinstimmend sei mit diesem Prinzip, eine solche Uebereinstimmung muß auch in sich selbst der Gegenstand einer sorgfältigen Prüfung und Gegen-Verhandlung sein.

„Das ist das einzige Mittel zu verhindern, daß Personen, die nicht hinlänglich durchdrungen sind von dem Prinzip, oder die noch nicht zu der Höhe der wirklichen Nützlichkeit gelangt sind, nicht irregeleitet werden von den despotischen Lehrsätzen des Asketismus oder durch die Sympathie eines unklugen, übelgeleiteten Wohlwollens. Der Sittenlehrer sollte also unaufhörlich seine Blicke diesem Prinzip auf dieselbe Weise zuwenden, wie die Sonnenblume dem leuchtenden Sonnen-Gestirn.

Ueber des menschlichen Körpers plötzliche Entzündbarkeit und seine Selbst-Veräscherung.

Der ausserordentlichen Fortschritte ungeachtet, welche die physischen Wissenschaften seit einem halben Jahrhundert gemacht, bleiben dennoch viele Punkte zu erforschen, viele Voraussetzungen zu erörtern, viele Experimente neu anzustellen, viele Lösungen wo nicht von Grund aus umzugestalten, doch wesentlich zu mildern. In allen Verzweigungen dieser Wissenschaften sind des Menschen Scharfsinn noch große Entdeckungen vorbehalten.

Chemie und Geologie, diese beinahe erst gestern entstandenen Wissenschaften, welche Fortschritte haben sie nicht gemacht, seitdem Zergliederung und Vergleichung an der Tagesordnung sind, und was darf man in Zukunft von ihnen noch erwarten?

Die medizinischen Wissenschaften und die Physiologie sind bereits mehr fortgeschritten, weil viele ausgezeichnete Männer, beinahe seit der Gesellschaften Bildung, damit sich beschäftigt, und unter allen Gesichtspunkten sie betrachtet haben. Man möchte sagen, wenn man den langen Katalog der darüber erschienenen Werke betrachtet, daß des menschlichen Körpers Studium bis zu seiner äussersten Grenze ausgedehnt worden.

Aber befrägt man einen gewissenhaften, wahrhaft aufgeklärten Arzt, so wird man von ihm die Antwort erhalten, daß alles noch Zweifel, Irthum, falsche Andeutung ist, und daß die am klarsten dargestellten

Theorien, bei Ausübung der Kunst oft wenig oder gar nicht benutzt werden können.

Das erstaunlichste und merkwürdigste unter allen Phänomenen der thierischen Physiologie, ist unstreitig das der „plötzlichen Verbrennung des Menschen von Innen heraus.“ Kein anderes erregte, nach der Wissenschaften Wiedergeburt, eine größere Aufmerksamkeit, da man erkannte, daß es von keiner ausser der gewöhnlichen Naturordnung befindlichen Ursache herrührte, und nicht, wie man früher vorausgesetzt, eine Wirkung des Zorns oder der Rache Gottes sei.

Viele Erklärungen sind seitdem aufgestellt worden, alle in Uebereinstimmung mit den Kenntnissen der Zeit, wieder beseitigt durch die neuesten Fortschritte der Wissenschaft. Es dürfte also nicht ohne Interesse sein, eine rasche Beschreibung dieses Phänomens zu geben, nebst einer geschichtlichen Andeutung der verschiedenen Theorien, wodurch man es zu erklären sich bemühet.

Die Entzündung des menschlichen Körpers wird von Tag zu Tag seltener, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo diese entsetzliche Beendigung des menschlichen Daseins, in Folge der größeren Sittlichkeit der Massen, welche die rohesten Laster und Ausschweifungen mehr und mehr beseitigt, nur noch zu den früheren geschichtlichen Thatsachen gehören wird.

Man bezeichnet unter dem Namen der „plötzlichen menschlichen Verbrennung,“ die Entzündung und Veräscherung des menschlichen Körpers, veranlaßt durch Umstände, die keinerlei äussere Verbrennungs-Ursache annehmen lassen, weshalb man, um sie zu erklären, genöthigt ist, zur Voraussetzung eines ganz

besonderen Zustandes des Organismus seine Zuflucht zu nehmen.

Wenn man beachtet, wie schwer es ist, die meisten thierischen Substanzen zu verbrennen; wenn man sich erinnert, wie viel trockenes, harziges Holz die Alten gebrauchten, um ihre Leichen in Asche zu verwandeln; wenn man alle diese unumgänglichen Vorkehrungen den Umständen nähert, unter denen die plötzliche Verbrennung gewöhnlich sich ereignet, muß man darin wohl ein ganz besonderes Phänomen erkennen.

Lange schrieben Unwissenheit und Aberglaube es der göttlichen Rache zu. Aber für die Wissenschaft ist es nichts, als eine natürliche Wirkung, ein Ring jener beinahe endlosen Kette, die alle unsern Sinnen zugänglichen Umstände begreift, wenn gleich wir dieselben uns nicht hinlänglich zu erklären vermögen.

Einer der merkwürdigsten dieser Umstände, in der Geschichte der Verbrennung, ist der, welcher in der Plötzlichkeit bestehet. Man hat nicht immer in den das Opfer umgebenden Gegenständen, nicht etwa die „Ursach," sondern selbst die „Veranlassung" der Verbrennung, den nothwendigen Funken entdeckt, um eine Entzündung des Körpers bestimmen zu können.

Manchmal hat man freilich ein Licht, oder ein mit glühenden Kohlen angefülltes Becken in Nähe des Verbrannten gefunden. Doch hat sich nie beweisen lassen, daß diese Gegenstände der Entzündung Ursach gewesen. In mehreren Fällen hat man sogar, nach den genauesten Nachforschungen, erkannt, daß das Opfer durch keinerlei feurigen Stoff von

Aussen in Brand gesteckt worden. Nachstehende Thatsache stellt darüber ein Beispiel auf.

Eine etwa sechszigjährige Frau, in der Grafschaft Dewon, in England, legte sich eines Abends mit ihrer Tochter zu Bett, ohne vorher irgend etwas ausserordentliches verspürt zu haben, ausgenommen, daß beide, ihrer Gewohnheit gemäß, im höchsten Grade betrunken waren. Ein wenig vor Tages-Anbruch wurden mehrere in demselben Hause wohnende Personen durch einen unerträglich stinkenden Rauch geweckt. Sie standen auf, um nachzuforschen, woher er komme. In der Kammer angelangt, wo die Alte und ihre Tochter wohnten, bemerkten sie, daß der Rauch aus dem Körper der ersten komme, die von einem innern Feuer verzehrt zu werden schien. Sie war schwarz, wie eine Kohle und dampfte auf allen Seiten. Man erkannte bald, daß alles Leben in ihr erloschen sei, und obgleich man keine Flamme bemerkte, war es doch nicht leicht, eine gänzliche Veräscherung zu verhindern. Als man den Körper erheben wollte, um ihn in den Sarg zu legen, fiel er in Stücken.

Die Tochter der Verbrannten hatte von diesem ganzen Vorfall nichts verspürt, als den Geruch, der sie in demselben Augenblick weckte, als die anderen in die Kammer traten. Bis dahin war ihr Schlaf ununterbrochen gewesen. Sie war nicht im mindesten verletzt. Auch bemerkte man am Bettzeuge und an den Leintüchern keine andere Spur vom Feuer, als die vom Rauch veranlaßten Flecken und Streifen.

Alle Personen, welche diesen Umstand bescheinigt haben, und über deren Glaubwürdigkeit kein Zweifel

obwaltet, haben einstimmig versichert, daß in der ganzen Kammer nichts vorhanden war, was die Verbrennung der Alten hätte verursachen können. Man hatte dagegen bemerkt, daß sie seit einigen Tagen mehr Branntewein zu sich genommen, als gewöhnlich, und daß sie, während dieser Zeit, vom Morgen bis zum Abend betrunken gewesen.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß die in Rede stehende Entzündung nicht die Eigenschaft hat, fremden selbst ganz nahe befindlichen Körpern sich mitzutheilen, eine Eigenschaft, die jeder andern thätigen Verbrennung zusteht, welches auch ihr Ursprung sei. Man kennt die zahlreichen Feuersbrünste, die jahrein jahraus vom Blitz verursacht werden, und die Verheerungen, welche die plötzliche Entzündung von Steinkohlen-Massen, oder von Haiden und Waldungen verursacht, und demungeachtet verschont in den meisten Fällen ein von Innen brennender menschlicher Körper, der auf jeden Fall eine gewaltige Hitze enthalten muß, um sich selbst in Asche verwandeln zu können, die leicht entzündbaren Gegenstände, mit denen er in unmittelbarer Berührung steht.

Auf welche Weise man diesen Umstand zu erklären sich auch bemühen mag, ergibt sich nichts desto weniger eine auffallende Verschiedenheit zwischen der plötzlichen menschlichen Verbrennung und jeder anderen. Man kennt indessen auch Fälle, wo verschiedene entzündbare Substanzen, die in unmittelbarer Berührung mit dem entzündeten Körper standen, Feuer gefangen haben. Nachstehendes Beispiel, das Wood in seinem Methodisten-Magazin anführt, beweiset das.

O'Neil, Direktor der Wohlthätigkeits-Anstalt

zu Limerick, in Irland, wurde gegen 2 Uhr Morgens von einer Person aufgeweckt, die sehr erschrocken schien, und ihn in ihr Zimmer führte, welches sich grade unter dem einer 60 jährigen Frau, Namens Peacock, befand, die seit langem unmäßigen Gebrauch von starken geistigen Getränken machte. Man bemerkte schon in einiger Entfernung einen starken, sehr übelriechenden Dampf. Als der Direktor die Thür öffnete, sah er mitten im Zimmer einen lichterlohbrennenden menschlichen Körper, der so roth wie Kupfer war, und der von der ebenfalls brennenden Decke herabgestürzt schien. Es war in derselben eine Oeffnung gebrannt, durch welche Frau Peacock in das darunter befindliche Gemach gefallen war.

Man löschte in aller Eil das Feuer, wonach man sich bemühete, sein Entstehen zu entdecken. Aber nirgends fand man einen Gegenstand, der es hätte erzeugen können. Es war da weder Licht, noch Feuer, noch glühende Kohlen. Man untersuchte das Zimmer mit der größten Sorgfalt, und bemerkte keine andere Spur von Feuer, als in seiner Mitte, wo der Fußboden durchgebrannt war. Ein kleiner Weidenkorb und eine hölzerne Schachtel, die dicht neben der Oeffnung standen, waren vom Feuer verschont geblieben.

Führen wir noch ein anderes nicht weniger beachtungswerthes Beispiel an. Anna Nelis, Gattin eines Schenkwirths zu Dublin, wurde allgemein für eine große Säuferin gehalten. Eines Abends, als ihr Mann ziemlich spät nach Hause gekommen war, zankte sie sich lange und mit großer Heftigkeit mit

ihm. Beide waren vollkommen betrunken. Endlich wollte Nelis zu Bett gehen, und forderte seine Frau auf, ihm in ihr Schlafzimmer im ersten Stock zu folgen. Sie weigerte sich, und wollte in der Schenkstube bleiben. Er nahm also das Licht und entfernte sich.

Als am nächsten Morgen die Magd die Fensterladen öffnete, bemerkte sie in dem Lehnstuhl der Hausfrau einen sonderbaren Gegenstand. Sie glaubte anfänglich, daß die junge Nelis, welche kurz vorher eingetreten war, sich einen Spaß gemacht. Aber als sie näher trat, erkannte sie mit Entsetzen die Ueberreste der Wirthin, welche in folgendem Zustande sich befanden:

Die Frau Nelis saß in ihrem Lehnstuhl, in einiger Entfernung vom Kamin, worin das Feuer seit Langem erloschen schien. Ihr Kopf ruhete auf der rechten Hand, die sich gegen die Wand stützte. Der ganze Körper, mit Ausnahme der Gesäßtheile und der äussersten Glieder, war verkohlt, mit Einschluß der ihn bedeckenden Kleidungsstücke, während die an den oben angedeuteten Theilen verschont geblieben waren. Rückenlehne und Kissen des Stuhls hatten vom Feuer nicht gelitten, das dagegen dessen Aerme im Innern geschwärzt hatte, und zwar so weit, als der Körper sie berührt. Alle übrige Gegenstände waren vom Feuer unverletzt geblieben.

Man bemerkte einen ausserordentlich stinkenden, durchdringenden Geruch im Zimmer, der, aller angewandten Mittel ungeachtet mehrere Tage nach diesem Ereigniß nicht verscheucht werden konnte. Die Ver-

brannte war 45 Jahr alt, klein von Gestalt, aber sehr beleibt.

Befremdend genug, sagt dieses Umstandes Berichterstatter, wurde von der Obrigkeit keinerlei Untersuchung über diesen merkwürdigen Unglücksfall angestellt, und die Familie der Verbrannten beeilte sich so sehr, sie beerdigen zu lassen, daß Dr. Tuomis, Professor der Arznei-Schule, nicht einmal die Erlaubniß erhalten konnte, ihren Körper genauer zu besichtigen. „Demungeachtet," fügt er hinzu, „könne man sich auf die vollkommene Wahrheit aller angegebenen Umstände verlassen."

In den meisten Fällen plötzlicher menschlicher Entzündung und Verbrennung, hat man die davon ergriffenen Individuen bereits tod gefunden. Man hat von ihnen also keine Andeutung erhalten können, über die der Katastrophe unmittelbar vorangegangenen Phänomene. Gewöhnlich war des Körpers größter Theil in Kohlen und Asche verwandelt. Oft blieb davon nichts übrig, als einige Theile des Kopfs, oder der äussersten Gliedmassen. Einige wenige Opfer haben indessen noch lange genug gelebt nach dem ersten Anfalle, um von ihnen Angaben erhalten zu können über die der Entzündung vorangegangenen Umstände.

Nachstehende Thatsache wurde anfänglich von Bianchini bekannt gemacht, und von Cromwell Mortimer der königlichen Gesellschaft zu London mitgetheilt, in deren philosophischen Verhandlungen vom Jahre 1745 sie enthalten ist. Sie verdient besonders deshalb angeführt zu werden, weil sie zu be-

weisen scheint, daß die plötzliche Entzündung des menschlichen Körpers der Elektrizität zuzuschreiben ist.

Don Maria Bartholi, ein Mönch vom Valerian-Berge, kam, persönlicher Geschäfte wegen, zur Messe in Filetto. Er war den ganzen Tag in beständiger Bewegung geblieben, und begab sich gegen Abend nach Funil, wo er bei einem Verwandten über Nacht bleiben wollte. Er verlangte hier weder Speise noch Trank, sondern nur ein Zimmer, wo er schlafen könne. In demselben lies er sich ein Schnupftuch zwischen Rücken und Hemde befestigen, wonach er seinen Vetter verabschiedete.

Dieser war kaum zu seiner Familie zurückgekehrt, als man in dem Zimmer des Mönchs ein sonderbares Geräusch und ein ängstliches Geschrei vernahm. Man eilte sogleich die Treppe hinauf, riß die Thür auf, und sah den Pater mitten im Zimmer ligen, von einer leichten, schwebenden Flamme umringt, die von ihm wich, als man ihm näher trat, und die nach einigen Augenblicken gänzlich verschwand.

Am andern Morgen lies man den Wundarzt Battaglia, von Ponte-Basio, rufen. Dieser fand die Haut am rechten Arm beinahe durchaus vom Fleisch abgelößt. Auf der ganzen Ausdehnung, zwischen den Schultern und den Schenkeln, war die Haut eben so sehr beschädigt, als am linken Arm, wo bereits am zweiten Tage der Brand sich zeigte, der am dritten auch an den andern Körpertheilen große Fortschritte machte.

Der Kranke beschwerte sich über heftigen Durst, und litt an entsetzlichen Verzuckungen. Schwarze Erbrechungen, Irreden und Schlafsucht folgten rasch

auf einander bis zu seinem Tode, der am vierten Tage erfolgte. Bei seinem letzten Besuche bemerkte Doktor Battaglia die ausserordentlichen Fortschritte, welche die Verwesung des Körpers, der einen unerträglichen Gestank verbreitete, seit Tags zuvor gemacht. Von der linken Hand löseten sich die Nägel von selbst ab, und wenn man das Fleisch berührte, blieb eine Vertiefung darin.

Auf die an den Kranken über diesen Zufall gerichteten Fragen, entgegnete er: daß, als er sich habe zu Bett legen wollen, er im rechten Arm eine Erschütterung verspürt, wie wenn man ihm darauf einen Schlag mit einer Keule versetzt; daß in demselben Augenblicke eine kleine sehr helle Flamme hervorgesprungen, die das Hemd in Asche verwandelt, ohne jedoch seine Hände zu verletzen.

Das Schnupftuch, welches er auf die nackten Schultern sich hatte legen lassen, wurde vom Feuer nicht angegriffen, eben so wenig als seine Unterhosen. Die Nacht war frisch, ruhig und das Wetter sehr heiter. Man verspürte im Zimmer keinen brenzlichen Geruch, und bemerkte keinen Rauch. Die Lampe allein, die vorher voll Oel gewesen, war ausgetrocknet, und der Docht war ganz verkohlt.

Ein anderer neuerer Umstand, kann als Bestätigung des von Bianchini angeführten dienen. Ein Bauer aus der Grafschaft Fife, in Schottland, wärmte sich an seinem Küchenherd, als er plötzlich am ganzen Leibe zu brennen begann. Je mehr Mühe man sich gab, ihn zu löschen, eine um so größere Menge blauer Flammen, denen von Schwefelhölzchen erzeugten ähnlich, drangen überall hervor.

Bevor der Unglückliche seinen Geist aushauchte, hatte er noch Kraft genug, zu erklären, daß er in ziemlicher Entfernung vom Feuer sich befunden, als er auf einmal eine unerträgliche Glut im Magen verspürt. Gleich darauf habe er die Flammen bemerkt, die aus seinen Aermen und Beinen hervorgedrungen, und dieselben verzehrt. Er hatte die traurige Gewohnheit sich regelmäßig in Branntewein zu betrinken, und um zu beweisen, wie leicht er starke Getränke vertragen könne, hatte er oft große Gläser voll mit einem Zuge geleert.

Ein durchaus gleiches Ereigniß hat im Juli 1834 in einer Gemeinde (deren Name uns entfallen ist) im Eure-Departement, in Frankreich sich ereignet. Ungefähr drei Schritte vom Feuer sitzend, fing ein Bauer, der bis dahin ebenfalls einen übermäßigen Gebrauch von geistigen Getränken gemacht, am ganzen Leibe an zu brennen. Aller angewandten Mühe ungeachtet konnte man den Unglücklichen nicht retten, der unter den entsetzlichsten Qualen verschied.

Zu Straßburg, im niederrheinischen Departement, traf vor einigen Jahren den Holzführer Gruber ein ähnliches Schicksal. Um ihn zu löschen, verscharrte man ihn in Mist, den man mit Wasser begoß. Als man ihn wieder hervorzog, war er tod, und beinahe ganz verkohlt. Die Kleidungsstücke, womit er bedeckt gewesen, waren größtentheils unversehrt geblieben.

In derselben Stadt haben sich seit 20 Jahren sechs Fälle dieser Art ereignet, wovon 3 an Männern und 3 an Frauen. Man nennt diese gräßliche

Todesart in der genannten Stadt: „sich das Herz absaufen, oder abbrennen.“

Eines der merkwürdigsten Beispiele dieser Art ist das der Frau des Fischer Staufert, die länger als fünf Stunden gebrannt, bevor die materielle Branntweinflamme die des Lebens in ihr erstickt. Zoll-Einnehmer Dillemann und seine Frau hatten ein ähnliches Ende. Das zuletzt unterlegene Opfer der Unmäßigkeit war eine noch ziemlich junge Frau, Gattin eines Bierbrauers, die zu Anfang 1833 auf eine so schreckliche Weise ihr Leben beschloß. Der letzten und der Staufert, sagt man, habe die Flamme lichterloh zum Halse herausgebrannt. Obgleich es gelungen, sie zu löschen, sind beide doch nicht mehr zu retten gewesen.

Folgende Beobachtung ist eine der merkwürdigsten in diesem Betrachte. Ein 17jähriges Mädchen, Namens Katharina Heis, von zartem Körperbau, aber guter Gesundheit litt seit einiger Zeit an heftigen Kopfschmerzen und Schwindel, was sie nöthigte, ihren Dienst zu verlassen.

Am 21. Februar 1825 Abends, wollte sie, nachdem sie lange genähet, ein brennendes Licht vom Fenster auf den Tisch stellen, als sie plötzlich eine ausserordentliche Hitze im ganzen Körper, vorzüglich am Zeigefinger der linken Hand verspürte. Dieser Finger war von einer etwa einen Zoll langen bläulichen Flamme umgeben, die einen starken Schwefel-Geruch verbreitete.

Die Arme fuhr sogleich mit der Hand in kaltes Wasser, und wickelte nasse Leinwand um den Finger. Vergebene Mühe; die Flamme erlosch nicht. Die Be-

feuchtung schien sie vielmehr zu verstärken und weiter zu verbreiten. Katharina Heis wickelte ihre Hand in die Schürze, die zum Theil verbrannt wurde, wie einige andere Kleidungsstücke. Sonderbar genug konnte man nur im Finstern die Flamme deutlich sehen. Erst nach oftmaligem Waschen mit Milch verschwand sie, und man bemerkte nun die tiefe, schmerzliche Brandwunde, welche sie hinterlassen.

Ein Aderlas, nebst niederschlagenden und erfrischenden Mitteln, beruhigten die Kranke, die jedoch fortwährend über eine starke brennende Empfindung am linken Vorderarm sich beklagte, der lange nach Schwefel roch. Brandblasen bildeten sich 3 oder 4 Tage lang im Innern der Hand, die sehr heiß blieb, und die man nicht berühren konnte, ohne die Schmerzen der Leidenden zu vermehren.

Ein gegen diese Hand gehaltener Thermometer zeigte 25 Grad Réaumür, während er in der rechten Hand nicht über 17 Grad stieg. Man stellte viele Experimente mit brennbaren Stoffen an, die alle ohne Ergebniß blieben. Auch ein mit der Kranken in Berührung gesetzter Elektrizitäts-Messer, den man auf einen Isolier-Sessel gestellt, erzeugte durchaus keine Wirkung. Aus ihren Fingerspitzen gezogene elektrische Funken, verursachten ihr so große Schmerzen, daß man von fernerweitigen Experimenten abstehen mußte.

Alle anderen plötzlichen Entzündungen und Verbrennungen des menschlichen Körpers, die man als erwiesen und authentisch betrachten kann, haben eine große Aehnlichkeit mit den vorangedeuteten, und sind

von ihnen nur durch einzelne wenig karakteristische Umstände verschieden.

Bevor wir mit Prüfung der Theorien uns beschäftigen, welche man zur Erklärung dieses merkwürdigen Phänomens aufgestellt, sagen wir noch, unter welchen Bedingungen es am meisten sich entwickelt hat.

Selten hat man eine plötzliche Verbrennung bei starkgebaueten Personen und unter dem Alter von 60 Jahren bemerkt. Diese Vernichtungsweise scheint also, mit wenigen Ausnahmen, beinahe ausschließlich der Schwäche und einem hohen Alter vorbehalten. Jedenfalls werden bejahrte Frauen am häufigsten davon betroffen. Die meisten weiblichen Opfer dieser schrecklichen Todesart machten sich wenig oder keine Bewegung, waren fast immer sehr träg und entweder stark beleibt oder sehr mager. Sie bedienten sich berauschender Getränke im Uebermaß.

Dasselbe Phänomen zeigt auch einige besondere Umstände, die man nicht übersehen darf. Man kann nach ihnen am besten den Werth der verschiedenen zu ihrer Erklärung aufgestellten Thatsachen beurtheilen.

Der erste dieser Umstände ist die Schnelligkeit, womit die Verbrennung um sich greift. Die Flamme, welche immer bläulich ist, erhebt sich nicht hoch, scheint hin und her zu hüpfen, und läßt sich nur äusserst schwer mit Wasser löschen. Selten ergreift sie die den Körper berührenden Gegenstände, wie entzündbar und wie nahe sie ihm auch sein mögen.

Der brenzliche Geruch, den man in dem Zimmer verspürt, wo ein solcher Zufall sich ereignet hat, und ein flüssiger, fetter, sehr übelriechender Stoff, der

Es würde in dieser Theorie auch noch zu erklären bleiben, wie die den Körper des Opfers berührenden brennbaren Gegenstände, so oft verschont geblieben; warum man auf den Körpertheilen, die unverbrannt geblieben, nie Spuren von Wasserstoff oder von Gas-Entwickelung bemerkt, die nothwendigerweise sich bilden mußte; wie endlich dies Gas sich entflammen konnte, wenn man keinerlei brennende Substanz gefunden, welche eine solche Wirkung zu erzeugen vermochte?

Wohl hat man die Schwierigkeit dadurch zu umgehen gesucht, daß man gesagt: „in dem Falle, wo keine Substanz gefunden worden, welche die Entzündung hätte mittheilen können, sei diese „zufälligerweise“ durch einen elektrischen Funken, erzeugt in einem Augenblicke, wo der menschliche Körper als Leiter zwischen der Erde und einem andern mit einer verschiedenartigen Elektrizität begabten Körper diente, veranlaßt worden.“

Zur Unterstützung dieser Theorie berief man sich auf die eigene (Idio-) Elektrizität vieler Thiere, wie auf die, welche man hier und da in einem hohen Grade bei mehreren Individuen der Menschen-Gattung bemerkt. Man führte vorzüglich das Experiment des Reisenden Bridon an, dem es gelungen war, in Leyden eine Flasche mit den elektrischen Funken anzufüllen, die jedesmal, wenn sie sich kämmte, aus den Haaren einer Frau hervorsprüheten.

Die Geschichte des Pater Bartholi und die des schottischen Landmannes, scheinen diese Theorie einigermaßen zu bewahrheiten. Aber wollte man auch annehmen, daß man den Worten eines mit dem Tode

ringenden, über den ihm zugestoßenen Unfall, unbedingten Glauben schenken dürfe, und daß wirklich elektrische Funken sich gezeigt, die im Stande gewesen, einen leicht entzündbaren Gegenstand zu entflammen, würde dennoch immer anzudeuten bleiben, welches die Substanz gewesen, die von dem Funken entzündet worden. Denn dieser Gegenstand kann weder Alkohol noch brennbares Gas gewesen sein, die bei Lebzeiten beim Menschen sich entwickeln.

Selbst also wenn man die Bildung eines elektrischen Funken annehmen wollte, würde man dadurch in der gesuchten Erklärung noch nicht weiter gekommen sein.

Unter den Ursubstanzen, die zu des menschlichen Körpers Bildung gehören, ist Phosphor eine der häufigsten und entzündbarsten. Er ist in beträchtlicher Menge vorhanden in den Knochen und in mehreren Flüssigkeiten. Man findet ihn auch in Ueberfluß in der Hirnmasse und in den fetten Theilen.

Wenn Verwesung nach dem Tode die verschiedenen Elemente trennt, aus denen der menschliche Körper besteht, um andere Bildungen zu erzeugen, löset sich der Phosphor bald ab, und veranlaßt, durch seine Verbindung mit dem Wasserstoff, sehr merkwürdige Gas-Erzeugnisse.

Der mit Phosphor geschwängerte Wasserstoff vorzüglich hat die sonderbare Eigenschaft, sich von selbst zu entflammen, sobald er in Berührung kommt mit der atmosphärischen Luft. Er erzeugt alsdann ein sehr helles Licht und eine starke Hitze. Dieses Gases Bildung schreibt man die Flammen zu, die sich manch-

sie mit alle der Aufmerksamkeit beobachtet haben wird, welche ein solcher Gegenstand verdient.

Alle dergleichen Nachforschungen werden jedoch ohne Erfolg bleiben, so lange sie nur den Zeitpunkt betreffen, wo der Körper bereits fast ganz unter den Einfluß der den Stoff regierenden physischen Gesetze zurückgefallen ist.

Der Mensch ist nicht, wie man behauptet, weder eine galvanische Zurüstung, noch ein bloßer Schmelztigel, worin gewisse Körper-Theilchen-Bildungen aufeinanderfolgen. Seine Organisation, wie die der Thiere, hängt von eigenthümlichen, unabhängigen, oft ganz anderen Gesetzen ab, als die der übrigen materiellen Welt. Die Gesammtheit dieser eigenthümlichen Gesetze konstituirt das Leben, und der Arzt kann ihrem tiefen Studium mehr wirksame Ergebnisse zur Ausübung seiner Kunst entnehmen, als dem der physischen und chemischen Wissenschaften, worauf das medizinische Studium gegenwärtig beschränkt ist.

Ueber die bevorstehende Bildung einer durchaus freien Handels-Kolonie in Australien.

Es beurkundet sich in der Völker allgemeinem Leben ein doppeltes abwechselndes Phänomen, demjenigen ziemlich ähnlich, welches die Physiologen beim einzelnen Menschen bemerkt, und das sie das Ernährungs- und das gegenseitige Beziehungs-Leben genannt haben.

Eine Nation konzentrirt sich und dehnt sich aus. Sie erzeugt und treibt Handel. Sie wirkt nach innen wie nach aussen, und wenn die Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Verrichtungs-Ordnungen nicht fortbesteht, tritt Uebelbefinden, Schwäche, Erschlaffung ein.

Solches scheint grade jetzt Englands Zustand zu sein. Seit etwa 20 Jahren ist in ihm die innere Bewegung viel beträchtlicher, als die äussere, welche scheinbar große Entwickelung sie auch gewonnen haben mag. In Folge eines ausserordentlich merkwürdigen gesellschaftlichen Umstandes, leidet es eben so sehr durch seinen Ueberfluß von Kapitalien, als durch den seiner Bevölkerung.

Der erste Fall erklärt sich durch die Schwierigkeit neuer Anwendbarmachungen. Der letzte entsprießt aus durchaus physischen Ursachen. Der Arzneiwissenschaft Fortschritte haben des menschlichen Daseins mittlere Dauer bedeutend verlängert, und Tag für Tag rechnet man drei Geburten für einen Todesfall.

Sollte der Stockungs-Zustand, der seit einigen Jahren in Handel und Verkehr herrscht, noch lange dauern, würde dadurch eine Aufhäufung entstehen, deren nachtheilige Folgen sich ziemlich genau vorausberechnen lassen.

Welchem Gewerbe kann ein Vater seine Kinder widmen, mit der gegründeten Hoffnung, ihre Zukunft dadurch zu sichern? Alle Fächer, alle Industriezweige sind gewissermaßen überladen. Auf allen Gelehrten-Schulen wimmelt es von Lehrern und Zöglingen. Nie wird es genug häusliche oder bürgerliche Zwistigkeiten, nie genug körperliche Hinfälligkeiten geben, um alle die Kandidaten zu beschäftigen, die in den Tempeln Aeskulaps und der Themis sich drängen.

Alle Stände der Gesellschaft reiben sich auf eine unangenehme Weise aneinander. Fabrikanten und Werkmeister leben in beständigem Kriege, geringer Vortheile wegen, während die Arbeiter höchst unzufrieden sind, und gegen ihre Unternehmer sich verbünden.

Der Kaufmann, der, um von der auf allen Seiten ihn bedrängenden Ueberhäufung sich zu befreien, seine Waaren ausführt, sieht auf den fremden Märkten den Preis seiner Artikel durch Konkurrenz herabgesetzt. Vergebens spähet der Fabrikant in den entlegensten Gegenden nach Absatz; er stößt überall auf in gleicher Absicht ausgegangene Mitbewerber.

Nach welchem Hafen soll der Schiffs-Ausrüster seine Fahrzeuge senden? Wo ist die Rhede, auf welcher die englische Flagge nicht schon wehet? Kleinhändler und Krämer sehen ihre Vortheile von Jahr zu Jahr sich vermindern, weil der Kapitalist, um

seine Summe mit Nutzen anzulegen, dieselben Gegenstände billiger verkauft, und mit geringerem Gewinn sich begnügt.

Auf allen Seiten nichts als Kampf der Interessen mit den Interessen. Die stärksten behaupten die Oberhand; doch nicht lange, weil sie bald von noch stärkeren überflügelt werden.

Es hat sich seit einigen Jahren eine Seher-Sekte gebildet, die sich den Namen „Philosophen" beilegt, und die ein ganz einfaches Mittel gegen die eben angedeuteten Mißbestände gefunden zu haben glaubt. Sie stellte als Grundsatz fest, daß alle Uebel, welche ein Land zu erdulden hat, von einer zu raschen Bevölkerungs-Vermehrung herrühren, weshalb es nur darum zu thun sei, diese Vermehrung in ihrer Quelle zu hemmen. Das zu diesem Zwecke angedeutete Mittel, besteht in weiser Enthaltsamkeit, oder mit andern Worten in strenger Beobachtung des Zölibats.

Diese Sekte erwarb sich, gleich bei ihrem Entstehen viele Anhänger, die mit Worten und durch ihr Beispiel predigten. Glücklicherweise war die Natur stärker, als Malthus und seiner Schüler Beweisführungen. Die Neigung zum Ehestande hat sich nicht vermindert, und die Bevölkerung hat sich unaufhörlich vermehrt.

Auffallend genug ist grade das, was man in England als ein Uebel betrachtet, der Ueberfluß an Geld und an Bevölkerung, ein Zeichen des öffentlichen Wohlergehens in anderen Ländern. Der Beweggrund, welcher eine so unrichtige Ansicht aufstellen läßt, scheint allein davon herzurühren, daß man diesen Ueberfluß an Geld und Bevölkerung noch nicht zweck-

mäßig genug zu verwenden verstehet. Statt sich zu bemühen, seine Reichthümer allein auf sein beschränktes Bereich zu konzentriren, sollte Großbritannien vielmehr darauf hinstreben, sein Bereich verhältnißmäßig mit seinem Reichthum zu erweitern.

Wohlverstandene, auf einer breiten Basis festgestellte Kolonisirung, scheint ihm dazu das beste und sicherste Mittel darzubieten. Nichts ist entsprechender für ein Land, als dergleichen Abzugs-Kanäle zu haben, in die man sich aller überflüssigen Individuen entledigen kann, welche in ihrer Heimath mit beständiger Noth zu ringen haben, und die in fernen Kolonien im Ueberfluß leben können, während sie durch Sprache, Sitten, Gebräuche und Interessen lange, vielleicht immer in den innigsten Beziehungen mit dem Mutterlande bleiben.

Erfahrung hat überdem bewiesen, daß es keinen vortheilhafteren Handel gibt, als den mit einem neugeschaffenen Volke. Aller Verkehr, den man mit andern Ländern haben kann, ist lange nicht so einträglich, als der mit den Kolonien; wenigstens was die Englands betrifft. Um von dieser Verschiedenheit sich zu überzeugen, braucht man nur zu beachten, welches die Ausfuhr Englands einerseits nach Europa, anderseits nach den Vereinstaaten Nordamerikas und nach Westindien gewesen.

Des europäischen Festlandes Bevölkerung beläuft sich auf 200 Millionen Seelen. Die Gesammt-Summe aller Ausfuhr Englands für diese ganze ungeheure Menschenmenge hat nicht 25 Millionen Pfund Sterl. (300 Million. fl. rh.) im J. 1829 überstiegen.

Die vereinigte Bevölkerung der nordamerikanischen

Union und der westindischen Kolonien, betrug in demselben Jahre 14 ½ Millionen Seelen, und der Werth der aus England dorthin gesandten Waaren wurde auf 12,200,000 Pf. Sterl. (146,400,000 fl. rh.) berechnet.

Betrachtet man also die Vereinstaaten als eine Kolonie, der Beschaffenheit ihrer Beziehungen mit Europa wegen, so ist die dorthin gerichtete Masse der Ausfuhr Englands sechsmal beträchtlicher gewesen, als die für ganz Europa bestimmte.

Sind die britischen Besitzungen in Afrika und in West-Indien zurückstoßend für den Europäer, ihres ungesunden Klimas wegen, erschrecken ihn Kanada und Neu-Braunschweig durch ihre strengen Winter, so steht doch die ungeheure Insel Neu-Holland in nichts hinter die schönsten Gegenden Europas zurück.

Die Luft ist dort gesund, der Wärmestand mild und gleichmäßig, der Boden von ausserordentlicher Fruchtbarkeit. Schiffbare Ströme sichern die Verbindung des Innern mit der Küste. Das Meer selbst ist in den Umgebungen reich an großen Seethieren, so daß auch auf dieser Seite der Handel sich große Vortheile versprechen darf.

Zu den Vortheilen, welche das Klima Australiens darbietet, gesellen sich auch die, welche aus seiner geographischen Lage sich ergeben. Zwischen beiden Halbkugeln der Erde gelegen, scheint es bestimmt, ein Zwischenpunkt für den Handel des westlichen Amerika mit dem südlichen Asien, mit fast dem ganzen Afrika, und mit Europa zu werden, wenn die Landenge Suez endlich durchstochen, und man nicht mehr genöthigt sein wird, ganz Afrika zu umschiffen.

Man werfe einen Blick auf die Karte, und man wird bemerken, daß Australien im Mittelpunkte des ungeheuern Beckens ligt, das sich vom Kap Horn bis zur Behringsstraße einerseits, und von der Halbinsel Malakka bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung anderseits ausdehnt. Von allen Ländern der Erde ist folglich Australien für die größten Festländer und Nationen am bequemsten gelegen.

England konnte so ausserordentliche Gedeihlichkeits-Elemente nicht unbenutzt lassen. Kaum war Neu-Holland entdeckt, so benutzte es diese entfernte Gegend zur Vollbringung eines öffentlichen Nützlichkeitswerkes. Man weiß, wie Neusüdwales, das anfänglich nur mit dem Auswurf der Gesellschaft bevölkert worden, allmählig eine blühende Kolonie, der Mittelpunkt eines lebhaften Handels und einer thätigen Industrie geworden, und wie bereits eine benachbarte Insel, Van Diemensland, ihre Fortschritte wie ihren Erfolg theilt. Hobart-Town, dieser Insel Hauptort, wird ganz nach denselben Grundsätzen verwaltet, und gehorcht denselben Kolonial-Gesetzen, als Sidney, der ganzen Kolonie Hauptstadt.

Man denkt jetzt in England daran, ein Kolonisirungs-System im größten Maßstabe auf Neuholland anwendbar zu machen. Es ist die Rede davon, alle Auswanderungen nach dem fünften Erdtheil, auf eine direkte Weise zu begünstigen, indem man besonders alle den irländischen Landleuten, welche dahin sich begeben wollen freie Ueberfahrt, und nach ihrer Ankunft unentgeldliche Zugestehung einer gewissen Menge Morgen Landes, Korn und andere Früchte zur Aussaat, einiges Groß- und Kleinvieh, nebst den

erforderlichen Lebensmitteln für einige Monate zugestehet, unter der Bedingung, daß sie nach 10 oder 15 Jahren eine geringe Entschädigung dafür zu zahlen haben.

Auch andere bemittelte und wohlhabende Auswanderer begeben sich aus Großbritannien und Irland von Jahr zu Jahr in größerer Menge nach Australien, wo sich ihnen, in Betreff der Ansiedelung, bedeutende Vortheile darbieten, wenn gleich die Berührung, in welche sie dort nothgedrungen mit vielen sittenlosen und gefährlichen Menschen, mit den dahin gebrachten Verurtheilten, kommen müssen, mehr zurückstoßend als anziehend ist.

Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß diese aus den drei Königreichen verbannten Verbrecher in Neusüdwales sich gebessert haben. Um das möglich zu machen, müßte ein Wunder geschehen. Die Sitten-Entartung ist im Gegentheil verhältnißmäßig nirgends allgemeiner, Lug und Betrug sind nirgends mehr an der Tagesordnung, Todschläge und Diebstähle werden nirgends häufiger verübt, als in Australien.

Aus diesem Grunde sind Vermögen und Leben der rechtschaffenen Leute in dieser Kolonie fast beständigen Gefahren ausgesetzt. Eine sehr achtungswerthe und wohlhabende Frau in Sidney, Mütter zweier jungen Töchter, hatte in ihrem Dienste zwei Männer und eine Frau. Der eine der ersten war eines freiwillig verübten Todschlags, der andere eines mit Einbruch verübten Diebstahls wegen zur Deportation verurtheilt worden. Die Frau hatte sich der Bigamie schuldig gemacht. Wie sollte, mit solchen Dienstboten, eine

Mutter nicht bloß für die Sitten, sondern selbst für das Leben ihrer Kinder besorgt sein?....

Solche leider nur zu begründete Besorgnisse sind den Fortschritten der Kolonisirung Australiens mehr hinderlich, als dieses Landes große Entfernung. Viele rechtliche Familien wandern deshalb lieber nach Neu-England aus, obgleich weder das dortige Klima so angenehm, noch der dortige Boden so fruchtbar ist, als in Neusüdwales.

Derselbe traurige Umstand verhindert auch alle näheren Beziehungen zwischen diesem Lande und Ostindien. Man weiß wie nachtheilig für der Europäer Gesundheit dieses letztern Klima ist. Die Beamten der Gesellschaft senden gewöhnlich ihre Kinder, manchmal selbst ihre Frauen, nach Europa; weshalb sie, der großen Entfernung wegen, mehrere Jahre, oft ihres Lebens ganzen Ueberrest, von ihnen getrennt sein müssen.

Würde es nicht viel angenehmer sein für die Bewohner von Bombay, von Madras und Kalkutta, ihre Familien nach Neuholland schicken zu können, das ihnen fast dieselbe Temperatur darbietet, als Europa, und wo sie nur durch eine 5 bis 6wöchentliche Schifffahrt von ihnen getrennt wären? Wie leicht könnte man Kranke und Invaliden dahin schaffen?

Schon haben mehrere englisch-ostindische Familien in Sidney, Cape-Town und Hobart-Town sich niedergelassen. Aber keine dieser Städte bietet den Fremden, welche sie ohne einen bestimmten Interessezweck besuchen, jene Annehmlichkeit des geselligen Lebens dar, welche man in gewissen Ständen als eine Nothwendigkeit zu betrachten sich gewöhnt hat. Diese Familien bieten einen eigentlichen Kolonisirungskern

dar, der von Jahr zu Jahr immer mehr ſich verſtärken wird.

Ueberdem kann das auſtraliſche Feſtland, deſſen Oberfläche beinahe der Europas gleichkommt *), Raum genug zu allen Anſiedelungs-Unternehmungen darbieten. Die europäiſche Bevölkerung überſteigt noch nicht 60,000 Seelen, alſo kaum mehr als 2 Einwohner auf die Geviertmeile, und ſelbſt dieſe Bevölkerung iſt größtentheils auf des Landes ſüdlichen Theil, Neuſüdwales genannt, zuſammengedrängt.

Davon ſind ungefähr 7300 freie Eingewanderte, 10 bis 12,000 in der Kolonie geborne Kreolen, 8000 freigewordene Deportirte, 1200 Begnadigte und über 16,000 ihre Strafe noch erleidende Verbrecher, deren Unterhalt, zu 13 Pf. St. 6 Schl. 6 D. (159 fl. 47 kr.) für jedes Individuum berechnet, eine jährliche Ausgabe von mehr als 220,000 Pf. Sterl. oder 2.640,000 fl. rh. nothwendig macht.

Das Küſtenland dieſes Erdtheils iſt ausgedehnt genug, um die Anlegung einer durchaus freien Kolonie, in einer ziemlich großen Entfernung von Botany Bay, möglich zu machen. Auswanderer und Kapitaliſten Europas würden dann gewiß nicht mehr anſtehen, dort ihre Mittel geltend zu machen. Der Weg wäre gebahnt, und mit ſolchen Elementen würde die Ziviliſation ſchnelle Fortſchritte machen in der neuen Kolonie.

Schon einmal hatte man einen ſolchen Plan, bei Gründung der Niederlaſſung am Schwanfluß, auf

*) Das europäiſche Feſtland (ohne die Inſeln) hat eine Oberfläche von 165,000 Geviertmeilen. Neuholland allein hat eine ſolche von 147,000 G.M.

Neuhollands westlicher Küste. Man darf ihren Verfall nicht der Wahl des Ortes zuschreiben, die nicht besser hätte getroffen werden können, sondern allein den innern Mängeln der Unternehmung, die nicht vorsichtig genug berechnet war, um gelingen zu können.

Es hat sich ganz neuerdings in England eine Auswanderungs-Gesellschaft gebildet, die sich den Namen der „südaustralischen" beigelegt, und die den Theil Neuhollands zwischen dem 132 und 141 Grade östlicher Länge (von Greenwich) zu ihren Unternehmungen gewählt. Port-Lincoln würde der neuen Kolonie Mittelpunkt sein.

Diese Landstrecke begreift einen Flächenraum von 420,000 englischen Geviertmeilen oder 270 Millionen Morgen. Die Küsten-Ausdehnung, nebst jener der Känguruhs-Insel und des Alexandrinasees, bietet eine Entwickelung von 2150 Meilen oder 717 Stunden dar. Ueberall sind vortreffliche Häfen, und der von Lincoln würde, durch seine Größe und seine Sicherheit, bald der Zentral-Handelsplatz Australiens werden, weil er den europäischen und indischen Schiffen eine Ersparung von 10 Tagen gegen Port-Jackson, Sidney und Botany-Bay gewährt.

Ueber die Gesundheit und Annehmlichkeit dieses Landstrichs ist nur eine Stimme. Während den heissesten Tagen steigt der fahrenheitsche Thermometer nicht über 76° (24° 44 R.). Nirgends bemerkt man ein giftiges oder schädliches Thier. Gräbt man nur einige Fuß tief, so findet man gutes Trinkwasser. Die schönen Waldungen, welche die Küste bedecken, und sich weit in des Landes Inneres erstrecken, sind ein sicheres Anzeichen von des Bodens Fruchtbarkeit. Auf

den unbewaldeten Stellen wächst ein fetter Rasen, der des Landes Gesammt-Anblick sehr malerisch macht.

Bis sie im Stande ist, sich selbst zu genügen, wird die entstehende Kolonie nicht jene Entbehrungen zu leiden haben, die anfänglich beinahe nicht zu vermeiden sind bei allen neuen Ansiedelungen. Nur sechs Tagreisen von Hobart-Town, und 12 von Sidney gelegen, kann sie in jeder Jahreszeit über Meer von dorther die zu ihrem Gebrauch erforderlichen Gegenstände und Lebensmittel beziehen. Deuten wir kürzlich an, zu welchem Preise dergleichen Gegenstände auf den Märkten von Neusüdwales und Vandiemensland verkauft werden:

	In Sidney.		In Hobart Town.	
	fl.	kr.	fl.	kr.
Englisches Bier (das Faß) .	60	—	60	—
Kolonial Bier — .	36	—	36	—
Ein zweipfündiges Brot . .	—	3½	—	9
Ein Mastochs	33	—	33	—
Eine Kuh	18	—	18	—
Ein Kalb	3	36	7	12
Ein Hammel	3	36	7	12
Ein Schwein	4	12	4	48
Ein Dutzend Eier	—	36	—	14½
Ein Sch. Korn, Mais, Reis, ꝛc.	1	48	2	24
Englisches Malz (das Faß) .	102	—	108	—
Ein Pfund Ochsenfleisch . .	—	2	—	2
id. Hammelfleisch . .	—	3	—	3½
id. Schweinfleisch .	—	5½	—	5½
Ein Stück Geflügel	1	12	2	24
Ein Pfund Zucker	4	48	4	48
id. Taback	—	14½	—	14½
Ein Klafter Holz	2	24	2	24
12 Flaschen Portwein . . .	21	—	21	—

Gemüse jeder Art ist sehr wohlfeil. Nähert man diese Preise denen Neu-Englands und der Vereinstaaten Nordamerikas, so sieht man, daß man in Australien um die Hälfte wohlfeiler leben kann, als in diesen beiden Ländern, wohin die meisten europäischen Auswanderer sich begeben.

Zu den anderweitigen Vortheilen, welche die neue Kolonie darbietet, gehören besonders folgende:

Die ungeheuern Schieferlager auf der Känguruhs-Insel, die leicht gebrochen, und deren Ertrag mit großem Vortheil abgesetzt werden könnte.

Die Steinkohlen, die in großer Menge vorhanden sind, und die Ostindien, Java, Kanton, Singapur und die Morizinsel jetzt aus England beziehen.

Das zu Tischler-Arbeiten ganz vorzüglich geeignete Holz, das von China und Europa sehr gesucht werden dürfte, um so mehr, da der australische Gummibaum schon jetzt sehr geschätzt wird.

Verschiedene Rinden, besonders die des Mimosa, die zum Gerben vortrefflich ist.

Gummi jeder Art, vorzüglich arabischer Gummi und Manna, welche die Bäume in großer Menge ausschwitzen.

Salz, das auf der Känguruhs-Insel häufig und sehr schön ist.

Gesalzene Fische und andere eingesalzene Gegenstände, die in China und Indien, oder an vorüberseglende Schiffe, verkauft werden können.

Der Wallfischfang, der sehr einträglich sein, und viele fremde Schiffe anziehen kann.

Getreide und Mehl, die in Sidney und auf der Moritz-Insel (Ile de France) immer sichern Absatz finden.

Wolle, die in Auſtralien ſehr fein wird.

Wein, der mit der Zeit, des milden Klimas wegen dem vom Vorgebirg der guten Hoffnung zur Seite geſtellt werden dürfte.

Hanf und Flachs, die man von Neuſeeland, wo ſie herrlich gerathen, hierher verpflanzen kann.

Baumwolle, die einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel bilden würde.

Eben ſo gut können auch Mandeln, Honig, Wachs, Koſchenille, Koriander, gedörrte Früchte, Hopfen, Anis, Baumöl, Zitronen, Orangen, Seide, ꝛc. Abſatz-Gegenſtände von beſonderer Wichtigkeit werden.

Es iſt zu wünſchen, daß der Entwurf der auſtraliſchen Geſellſchaft mit Umſicht und Beharrlichkeit in Ausführung gebracht werde. Bei ſo vielen ſich darbietenden Vortheilen würde es ſehr zu bedauern ſein, wenn er abermals fehl ſchlagen ſollte.

Erinnerungen vom Hofe zu Lissabon.

Ein britischer Diplomat, W. Beckford, der am alten Hofe zu Lissabon eine gewisse Rolle gespielt, hat so eben „Skizzen über Portugal (Sketches of Portugal)“ herausgegeben. Es ist manches Treffende, manches Vertraute darin, was nur durch innige Beobachtung erforscht werden konnte. Theilen wir unsern Lesern einige Auszüge davon mit.

Verfasser reisete mit dem Marquis * * * von Lissabon nach Cintra. Es ist dies ein hübsches Städtchen, am Fuße der gleichnamigen romantischen Berge, welche durch das Vorgebirg da Roca in den atlantischen Ozean hinausragen. Der Ort wird durch viele Landhäuser und Gärten angenehm. Nächst dem königlichen Schlosse hat er eine Einsiedelei, das sogenannte Kork-Kloster, dessen in den Felsen gehauene Zellen mit Korkholz getäfelt sind, um Feuchtigkeit abzuwenden. In der Nähe sind die Ueberreste eines Mauren-Kastells auf einem Gipfel, von dem man eine weite Aussicht hat über Land und See.

Beckford hatte die Ehre die Equipagen der Königin, aus 4000 Maulthieren und 2000 Pferden (eine hübsche Kavalkade) bestehend, zu begleiten. Die Etappen waren vorausbestimmt, und in einer Stunde wechselte man viermal die Maulthiere.

Es war 10 Uhr vorüber, als man in Ramalhat, Villa, unter dem Pyramidal-Felsen von Cintra gelegen, anlangte. Die dortigen Gemächer sind groß und luftig. Man hat den Blick aufs Meer. Das Schloß hat nur einen einzigen Rauchfang, den der Küche.

Der Garten war in guter Ordnung. Gemüſe wuchs neben Orangen- und Zitronen-Bäumen. Die Macht der Sonne und des Bodens Kraft iſt ſo ſtark, daß einige Kap-Pflanzen, welche Beckford mit aus England gebracht, bald herrliche, mit Blumen überdeckte Stauden-Gewächſe wurden.

Von Ramalhat fuhr man nach dem Landhauſe des Marquis * * *, das er ganz neuerdings hatte aufführen laſſen, und das ihm mehrere tauſend Pfund Sterling gekoſtet. Vor fünf Jahren war der Ort, wo es ſich erhob, ein öder mit Kieſelſteinen bedeckter Abhang. Jetzt bot er den Anblick einer reizenden Villa, und eines heitern, zierlich geſchmückten Pavillons dar. Ein mit Bildſäulen beſetztes Parterre, einige laufende Brunnen, ſchattige Baumgänge, Lorbeer-Gebüſche, kleine Kaskaden, hübſche Ruheplätze machten den Ort eben ſo entzückend, als er früher wild und traurig geweſen.

Man ſpeiſete in einem guten reinlichen Gaſthauſe in Cintra. Aus ſeinen Fenſtern erblickt man tiefe Schluchten, mit Wald bekleidete Abhänge, Heiden mit großen Granitbrocken und alten Kaſtanien-Bäumen bedeckt, denen die Zeit kaum noch einige Blätter gelaſſen.

Gegen Sonnen-Untergang brach man nach Collaris auf. Man beſuchte daſelbſt die Villa eines franzöſiſchen Kaufmanns, die einen weiten Geſichtskreis beherrſcht. Die Umgegend iſt großartig und maleriſch. Man glaubt ſich in die Alpen verſetzt. Unzählbare Quellen murmeln unter Lorbeer- oder Zitronen-Geſträuch, und ergieſſen ſich in weiſſe Marmorbecken. Die Gärten können nur mit denen des Al-

cinous verglichen werden. Die Bäume schienen unter der Last der sie bedeckenden Früchte zu erliegen.

Dies Landhaus hat einen künstlichen Wasserfall, dessen Tritonen und Delphine in allen Richtungen Wasser-Strahlen ausspeien. Hinter der Villa erheben sich in Wellenform übereinanderschlagende Hügel. Seitwärts sind große Obstbaum-Wälder, welche die Seewinde brechen. Kein Ort ist von Natur mehr begünstigt, von Kunst wohlverstandener geschmückt.

Auf dem Wege nach der Villa Marialva gewahrt man in der Ferne das Kloster Mafra, das mehr ein riesiges Zauber-Schloß als eine Mönchs-Wohnung schien. Die Umgegend ist wild und traurig. Der Pavillon von Collaris ist in dem Geschmack fantastisch sich gegen einander neigender indischer Bäume erbauet, zwischen deren künstlich verschlungenen Zweigen man hier und da durch eine Oeffnung den Himmel gewahrt. Aus dem Rachen eines an der Decke schwebenden Drachen senkt sich ein prächtiger Kronleuchter, der von 50 Wachslichtern erleuchtet wurde, und einen blendenden, diamantähnlichen Glanz verbreitete.

Man blieb in diesem Saale bis ziemlich tief in die Nacht. Dann setzte man die Reise fort.

„Pagen, im gestreckten Galopp," sagt der Brite, „eilten uns voran mit brennenden Fakeln, deren Funken und Rauch der Wind uns ins Gesicht schlug. Ich war ganz verwirrt, auf dem Punkte, meinen Verstand einzubüßen. Vielleicht verspürte ich die Regungen eines Neulings in Zauberei, der sich zum ersten Male hinter einer Hexe auf einem Besenstiel reitend erblickt. (!)

„In weniger denn einer Stunde legten wir zwölf

Meilen zurück, bald auf rauhem, ungleichem Steinpflaſter galoppirend, bald ſteile Hügel anſteigend, oder uns hinabſenkend; aber immer mit unglaublicher Schnelligkeit. Ich glaubte jeden Augenblick hinzuſtürzen. Glücklicherweiſe ſtolperten die Maulthiere nicht ein einziges Mal. Oberhalb dem Ajuida war die Luft ſcharf und durchdringend. Befremdend genug, daß man in Portugal im Monat Juli über Froſt ſich beklagen muß.“

Beckford begleitete Marialva nach ſeiner Villa. „Alhambra ſelbſt,“ ſagte er, „iſt weniger mauriſch in ſeinem Bau, als dieſe verworrene Maſſe, die von dem Felſen, auf deſſen Gipfel ſie ſchwebt, ausgeworfen zu ſein ſcheint. Wie kläglich, daß man dieſe ehrwürdigen, ehemals ſo glänzenden Mauern weiß übertüncht, daß man eine Reihe Bogengänge verſchloſſen, und eines der Auſſenenden des ungeheuern Vorraumes in kleinliche Gemächer verwandelt, die das Anſehen von Theater-Kuliſſen haben.

„Fenſter, in morgenländiſchem, ſeltſamem Styl, von Marmor-Säulen getragen, die ſich gegenſeitig verſchlingen, bieten eine Ausſicht auf ſteile Felſen und auf Cintra dar. Mehrere unregelmäßige Höfe, in deren Winkeln ſich viereckige Thürme erheben, haben fließende Brunnen von Marmor oder vergoldeter Bronze, die unaufhörlich und im Ueberfluß das reinſte, wohlſchmeckendſte Waſſer ausſchütten.“

Auf der Platteform einer der 150 Fuß hohen Terraſſen befindet ſich ein köſtlicher Blumen-Garten, hier und da mit ſchattenſpendenden Bäumen beſetzt. Daneben iſt ein viereckiger Thurm mit einem großen, mit glänzenden Ziegelſteinen bekleideten Saale, über

den sich ein sonderbar geformter Dom erhebt. Zwischen dem in einander verschränkten Blätterwerk, womit er geschmückt ist, bemerkt man die Wappen der vorzüglichsten adelichen Familien Portugals. Das des unglücklichen Hauses Tavera ist weggenommen, und der Rahmen, den es ausfüllte, ist leer geblieben.

Nicht minder bemerkenswerth, als des Palastes Ueberrest, ist die Kapelle. Die wenig gewölbte Kuppel ist in dem Styl einer Moschee. Sie ist ganz mit Vergoldungen und barbarischen Malereien bedeckt. Dieser befremdenden Szene originelle Wirkung wird noch vermehrt durch den Rauch der seit Jahrhunderten auf dem Altar brennenden Lampe.

Vor diesem Altar kniend war es, wo der eifrige, ritterliche Sebastian vom „Himmel“ die Weisung erhielt, auf jene unglückliche Expedition nach Afrika zu verzichten, die ihm Krone, Leben und jenen unsterblichen Ruhm kostete, welcher der Lohn gelungener Unternehmungen ist.

Die für die Königin und die Infanten zubereiteten Zimmer waren gut gelüftet und bequem eingerichtet. Die nackten Wände wurden mit prächtigen Seidenstoffen bekleidet. Nachdem der Marquis die von der Königin ihm gewordenen Aufträge besorgt, kehrte er mit dem Briten nach Ramalhat zurück.

Die Kapelle der Königin von Portugal war, hinsichts der Musik, eine der ersten in Europa. Es befanden sich mehrere sehr ausgezeichnete Musiker in ihr. Sie folgte der Morarchin überall, sei es, daß sie auf die Falkenjagd nach Salvaterra ging, oder daß sie zu Caldas badete. Zwischen himmelhohen Felsen und im wildesten Gebirg, war sie immer von

entzückenden Sängern umringt, „die durchgängig fett wie Wachteln, und melodiſch wie Nachtigallen waren,“ ſagt unſer Gewährsmann.

Von dem Prior von Avix eingeladen, ihn zum Erzbiſchof zu begleiten, wo die Wiederholung eines in Beiſein der Königin gehaltenen Raths ſtattfinden ſollte, begab ſich Beckford dahin. Eines ſtarken Windes ungeachtet, reiſete man um 9 Uhr ab. Die von dem Briten bewohnte Villa war 14 Meilen (4 ⅔ Stunden) von Mafra entfernt.

Die Gegend iſt öde, unfruchtbar. Nur hier und da erblickt man einige Windmühlen und ſeltene Dörfer. Die Kontraſte der bewaldeten Abhänge und der ſteilabgeriſſenen Felſen um Cintra, machen eine ziemlich angenehme Wirkung. Man reiſete ſchnell und in fünf Viertelſtunden befand man ſich am Fuße der hohen Mauer, die ſich über Hügel und Thalſchluchten hinwegzieht, und den Park von Mafra umſchließt.

Man gewahrt jetzt die Marmorthürme und den Kloſterdom, der ſich auf des Ozeans dunkeln Azur zeichnet. Von Zeit zu Zeit verbirgt er ſich hinter hochſchwellenden mit dichten italieniſchen Tannen und ſpitzigen Zypreſſen bedeckten Hügeln. Man folgt eine gute Strecke weit den Schwenkungen des Parks, bevor man des Gebäudes Dächer bemerkt. Eine Abtheilung Laienbrüder wachte am Eiſengitter. Seitwärts war ein zum Theil niedergebrannter Wald. Man findet hier eine große Heerde Dammhirſche, die beim Anblick der fremden Gäſte mit flüchtigem Fuße davoneilte.

Iſt man einige Zeit der großen Garten-Mauer gefolgt, und kommt man um eine vorſpringende Ecke,

so erblickt man auf einmal dicht vor sich eine der ungeheuern Seiten des Klosters, das weniger einem solchen, als mehreren zusammenhängenden Palästen ähnlich ist. Fenster und Thüren sind von sonderbarer, obgleich streng verhältnißmäßiger Form.

Jenseits dem hohen viereckigen Pavillon, der das Gebäude überragt, sieht man endlich die Hauptseite vor sich. Sie ist 800 Fuß lang. Ihr Mittelpunkt wird durch den Säulengang der Kirche gebildet, der mit den schönsten Marmor-Reliefs verziert ist. Auf beiden Seiten dieser Façade erheben sich 200 Fuß hohe Thürme, die in demselben Geschmack erbauet sind, wie der von St. Paul in London, d. h. in Gestalt einer hohen Kuppel, die einen runden Thurm beendet.

Diese Thürme sind von sehr schönen, luftigen Säulen umschlossen, die im Aether zu schweben scheinen. Bei alle dem gebricht es ihrem Styl, der in etwas dem einer Pagode nahe kommt, an großartiger Würde. In ihnen befinden sich sehr große Glocken, und ein berühmtes Glockenspiel, das viele tausend Kruſados*) gekostet hat. Die Plattform und die zum äussern Säulengange führende Freitreppe sind sehr schön, und der über dem Gipfel des Portikus sich erhebende Dom, zieht den Blick an durch seine zierliche, leichte Form.

Vor dem kolossalen Hauptgebäude, dessen Marmor-Schimmer den Blick ermüdet, befinden sich mehrere

*) Die Kruſade (Cruzada) ein Goldstück von 480 Reis, hat den Werth von 1 fl. 32 kr. rhein. Die neue Silber-Kruſade von 480 Reis gilt nur 1 fl. 22 kr. Tausend Reis sind gleich 2 fl. 50 kr. rh.

weisse Häuser, die man anfänglich kaum bemerkt, weil sie von des Klosters ungeheurer Masse erdrückt werden. In der Nähe gesehen sind sie bedeutend genug.

Von der Platteform gewahrt man nichts sonderlich bemerkenswerthes. Sie beherrscht die Dächer eines gewöhnlichen Dorfes, und einförmige, sandige Gipfel, die ein unbeschränktes Meer bespült. Zur Linken wird die Aussicht durch das Cintra-Gebirg beschränkt. Rechts erblickt man den Tannenwald, der zu den großen Gartenanlagen des Grafen de Ponte de Lima gehört.

Der Kirche Eingang hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der Peterskirche in Rom. Er ist mit Bildsäulen von Heiligen und Märtirern, alle vortrefflich gearbeitet, geschmückt.

Auf den ersten Blick ist das Innere der Kirche sehr imposant. Man bemerkt zwei rothe Marmor-Säulen, jede aus einem einzigen Stück. Sie befinden sich zu beiden Seiten des Hauptaltars, dessen Vordertheil von Trevisani mit Meisterhand gemalt ist. Er stellt den heil. Antonius in seiner Zelle vor, wie er mit Begeisterung das ihm in göttlichem Glanze erscheinende Jesuskind betrachtet.

In den Neben-Kapellen sind viele durch korrekte Arbeit merkwürdige Basreliefs. Die Kapellen stehen durch mit schwarzem und gelbem so schön polirtem Marmor, daß man darin wie in einem Spiegel sich sehen kann, bekleidete Säulengänge in Verbindung. Die Wände, die Wölbung, der Dom, Alles ist mit dieser prächtigen Steinart bedeckt. Rosen und Palmzweig-Guirlanden von weißem Marmor ziehen sich

darüber hin. Es ist unmöglich, sich etwas schöneres zu denken.

Die Bibliothek ist ausserordentlich groß. Sie besteht aus einem 300 Fuß langen Saale. Ihre Fensterbogen sind bewunderungswürdig. Sie ist mit weissen und rothen Marmor-Platten gepflastert. Die Bücher-Sammlung übersteigt nicht 6000 Bände. Sie enthält mehrere afrikanische und römische Werke, mit sehr gut erhaltenen Malereien.

Auf dem Gipfel des Klosters ist eine große Terrasse, von einem prächtigen Geländer umschlossen. Man überblickt hier alle seine Gebäude, mit ihren vielen Gärten und Höfen. Die Ansicht ist sehr interessant. Im Mittelpunkte der königlichen Spaziergänge erhebt sich der Dom, einem majestätischen Tempel ähnlich. Er ist viel schöner gezeichnet, als des Gebäudes Ueberrest, und kann als das zierlichste aller in Europa vorhandenen Bauwerke dieser Art betrachtet werden.

Beckford, der die Einladung des Abtes zum Mittagessen abgelehnt, begab sich zum Hauptmann Mor, Oberaufseher des Parks und Distrikts von Mafra. Er bezog 8000 Kruſaden (10,933 fl.) Gehalt, und hatte eine geschmackvolle Wohnung. Der Boden war mit den schönsten Teppichen bedeckt. Alle Thüren waren durch rothe Damast-Vorhänge verborgen. Die Betten hatten mit goldenen Franzen besetzte Atlas-Decken. Die Speisen waren vortrefflich, der Nachtisch fast eben so kostbar, als auf der Mönchs-Tafel. Mor nahm alle Schüsseln aus den Händen der Diener, und setzte sie selbst seinen Gästen vor.

Gleich nach dem Mittagessen begab man sich in

die Kirche, um der Veſper beizuwohnen. Alle Kapellen waren hell erleuchtet. Die Fremden nahmen auf der königlichen Tribüne Platz. Gleich darauf erſchienen die Mönche in einer langen Prozeſſion. Ihr Abt ſchritt ihnen voran, und ſetzte ſich auf ſeinen Thron. Die Chorherrn hielten ſich zu ſeiner Linken, die Sakriſtane blieben vor ihm. Die Gewänder aller Anweſenden ſtarrten von Gold. Der Geſang war ernſt und feierlich. Sechs Orgeln von ungeheurer Größe miſchten ihre vollen, durchdringenden Töne der menſchlichen Stimme bei.

Nach des Gottesdienſtes Beendigung führte man die Reiſenden auf einer herrlichen Treppe zum Palaſte. Die Ausdehnung der Gemächer iſt 800 Fuß lang, und die Fernſicht, welche ihre offenen Thüren darbieten, iſt erſtaunlich. Bei alledem ſind die Zimmer traurig und unbequem. Sie ſind ſich alle gleich, ſowohl in der Form als in der Größe. Die Möbel ſind nach Liſſabon gebracht, ſo daß man nichts als die nackten Wände ſieht. Tags darauf kehrte der Brite nach Cintra zurück, wo er um 5 Uhr Abends ankam.

Er wohnte ſpäter der Beerdigung einer reichen Engländerin bei, die in dem Hauſe einer katholiſchen Irländerin gewohnt, auf deren dringendes Zureden ſie, kurz vor ihrem Tode, ſich zur „alleinſeligmachenden Kirche“ bekehrt. Man drängte ſich vor der Thür. In dem Saale, wo die Leiche aufgeſtellt war, machte man einen ſo gewaltigen Lärm, daß man ſein eigenes Wort nicht verſtehen konnte. Eine Menge Menſchen ſangen und beteten laut, wie um ſich gegenſeitig zu überbieten. Es war ein zehnmal ärgeres Durcheinan-

der, als in einer Synagoge. Beckford begab sich zu dem in einer Fenster-Vertiefung stehenden Groß-Prior, der indem er sich das Ansehen gab, als lese er sein Brevier, heimliche Verwünschungen über den in seiner Andacht so ungestümen Pöbel murmelte.

Er theilte dem Briten mit, daß seine, mit der vollkommenen Ueberzeugung ihres Seelenheils gestorbene Landsmännin, während der schönsten Zeit ihres Lebens nicht den erbaulichsten Wandel geführt. Einige Jahre war sie mit einem englischen Bakkalaureus herumgestreift; sodann, in mehr und mehr sich verkürzenden Perioden, mit fünf oder sechs andern Freunden, verheirathet auf einige Monate, selten auf ein Jahr. Das Ende von dem Allem war eine Auszehrung gewesen, die sie richtig, mit Hilfe ihrer irländischen Wirthin und der Messigniori Maskarenhas und Acciadi, ins — Paradies geführt.

„Die Ankunft einer Bande Priester und Küster," mit brennenden Kerzen und Kreuzen, erzählt Beckford, „rief uns auf den Schauplatz zurück. Nach Bildung der Prozession, wurde der mit einem weissen Leintuche bedeckte Körper in einen rosenroth angestrichenen, mit silbernen Handgriffen versehenen Sarg gelegt. Voran schritt M...., der nichts so sehr fürchtet, als den Anblick eines Leichnams. Er war roth, wie ein gesottener Krebs und hätte um Alles sich gern entfernt, was jedoch nicht zulässig war. Er mußte seinen Widerwillen bemeistern, und eine der Handhaben des Sarges ergreifen. Ein Notar San Vicenti faßte die zweite, der alte Graf von San Lorenzo die dritte, der Vikomte Assica die vierte. Die fünfte und sechste wurden dem Hauptmann Mor

von Cintra und einem langen Richter, von zurückſtoßender Geſtalt, vorbehalten.“

Nach Beendigung der Zeremonie verfügte ſich der Brite, mit Mascarenhas und Acciadi, auf die Höhen von Pintra-Verde, wo man glacirte Früchte und ſehr leckerhaftes Eingemachtes genoß. Der Abend wurde auf die luſtigſte und lachendſte Weiſe beſchloſſen.

Tags darauf begab er ſich mit dem Groß-Prior zum Erzbiſchof-Beichtvater. Beide wurden in ſein Sanctum sanctorum eingeführt, das ziemlich klein war, und durch eine verborgene Treppe mit den Gemächern der Königin in Verbindung ſtand. In Erwartung der Ankunft ſeiner Eminenz, wurden ſie von einem wohlbeleibten Laienbruder, eine Art Hofnarren, auf eine recht beluſtigende doch wenig ſchickliche Weiſe unterhalten.

„Wer vorausſetzen wollte, daß der Groß-Inquiſitor von Portugal ein blaſſes, mageres, ſtrenges und drohendes Geſicht haben müſſe, würde ſich ſehr täuſchen,“ ſagt unſer Gewährsmann. „Selten findet man einen lachendern, einnehmendern Ausdruck, als den bei unſerer Vorſtellung in ſeinen Zügen herrſchenden. Ich glaube nicht ohne Unrecht vermuthen zu dürfen, daß ich bei ihm gut angeſchrieben war.

„Während wir, am Fenſter ſitzend, eine militäriſche Muſik anhörten, erblickten wir Joao Antonio de Ceistra, den ſinnreichen Mechaniker, der eine neue Erleuchtung für die Straßen Liſſabons erfunden, nebſt 2 oder 3 feierlichen Dominikanern in Zeremonien-Kleidern, und wie zum Spott mit Bändern und

Kreuzen geſchmückt, die zum großen Audienzſaale führende Treppe hinanſteigen.

„Eh, he,“ ſagte der Laienbruder, dem über Alles die Anbringung eines Witzwortes erlaubt war, „dreierlei Art Leute haben immer Zutritt im Palaſt: „Perſonen von auſſerordentlicher Geſchicklichkeit, Narren und Heilige. Die talentvollen Männer beharren bei ihrer Liebe für das Talent, die Heiligen werden Märtirer, die Narren allein werden dick und feiſt.“

„Dergleichen Bemerkungen ſchienen immer des Erzbiſchofs Beifall zu haben. Als ich mich beurlauben wollte, hielt er mich zurück. „Bleiben Sie, ſagte er. Sie können mich in den Schwanenſaal begleiten, wo der ganze Hof mich erwartet. Ich will gern wiſſen, was Sie von unſern großen Fidalgos denken.“

„Er führte mich, an den Fingerſpitzen mich haltend, durch mehrere dunkle Säle und lange Gänge, in einen großen Raum, wo, meines Erachtens, die Hälfte aller Groß-Würdeträger des Königreiches verſammelt war. Man ſah hier Biſchöfe, Vorſteher geiſtlicher Orden, Miniſter, Generale, Kammerherren, Hofleute von jeder Gattung, alle ſo prächtig und impoſant, als ihre Uniformen, ihre Sterne, Kreuze und Goldſchlüſſel ſie immer machen konnten.

„Der Gruppen Erſtaunen bei unſerm unerwarteten Eintritt war wirklich komiſch. Einige knieten nieder, indem ſie Bitt- oder Denkſchriften überreichten. Andere bewarben ſich um Aemter, oder um Beförderung. Noch Andere baten den Erzbiſchof um ſeinen Segen, mit dem er keineswegs geizig war. Er ſchien alle dieſe herabwürdigenden Bezeugungen krie-

cherischer Heuchelei mit verachtender Ruhe zu behandeln, und lies sich durch die sich ihm entgegenstürzende Menge Bahn brechen. Er nahm die Glückwünsche und Schmeicheleien des ihn umringenden Höflings-Kreises mit sichtbarer Nichtachtung auf, näherte seinen Sitz dem meinigen, und sagte zu mir laut genug, um von den ihm Zunächststehenden gehört zu werden.

„„Mein lieber Engländer, alle diese Leute sind elende Speichellecker. Glauben Sie nicht ein Wort von allem, was sie ihnen sagen werden. Nicht Alles was glänzt ist Gold. Ich kenne sie sehr genau. Sehen Sie da, fuhr er fort, indem er meinen Rockschoos ergriff, einen Beweis von der Klugheit Ihrer Nation. Dieser kleine Knopf, der Ihre Tasche verschließt, ist eine herrliche Vorsichtsmaßregel, vorzüglich in guter Gesellschaft. Glauben Sie mir, nehmen Sie keine unserer Moden an. Sie würden es zu spät bereuen.“

„Dieser Ausfall wurde von denen, gegen die er gerichtet war, mit der größten Gelassenheit aufgenommen. Ich meinerseits war vor Erstaunen außer mir, und konnte kaum meinen Sinnen trauen, als ich sah, daß alle Anwesende den so harten Worten des Groß-Inquisitors vollkommen beizustimmen schienen.

Bald darauf trat der Kammerherr der Königin herein, der in ihrem Namen den Beichtvater einlud, sich unverweilt zu Sr. Majestät zu begeben. Er erhob sich, und rief mir, bevor er sich entfernte, über die Schulter zu:

„In einer halben Stunde bin ich zurück. Sie speisen mit mir.“

— Mit Sr. Eminenz speisen! rief die ganze Ver-

sammlung wie aus einem Munde. Eine solche Ehre ist noch keinem aus unserer Mitte widerfahren. Wie glücklich Sie sind; welche schmeichelhafte Auszeichnung Ihnen zu Theil wird!"

Neueste Entdeckungen von Dr. Faraday im Bereiche der elektrischen Phänomene.

In seinen Nachforschungen über ein allgemeines und wichtiges Gesetz der elektrisch-chemischen Wirkung, worin er genöthigt war, genau die von Zersetzung des Wassers und einiger andern Substanzen dargebotene Gas-Menge zu messen, ist der gelehrte Dr. Faraday zu der Beobachtung eines merkwürdigen Umstandes geleitet werden, der bis jetzt nirgends angegeben war, und dessen frühere Kenntniß viele Irthümer und Fehlgriffe seiner Folgerungen, während den ersten von ihm angestellten Experimenten, hätten ersparen können.

Dies Phänomen, auf dessen Entdeckung er eine große Wichtigkeit legt, ist die Wieder-Zusammensetzung der Wasser-Elemente, die vorher durch die Wirkung der volta'schen Säule getrennt worden, wenn man sie in Berührung läßt mit den Drathen oder den Platina-Platten, die als Pole gedient. Denn unter solchen Umständen bemerkt man, daß die Gase allmählig sich vermindern, daß das Wasser von neuem sich bildet, und daß endlich alle Gase verschwinden.

Es war indessen nicht genügend, den Umstand der Wieder-Zusammensetzung der Gase ausser Zweifel ge-

stellt zu haben, man mußte auch noch davon die Ursach zu erspähen suchen, die nicht in der galvanischen Wirkung liegen konnte, weil diese Wieder-Erzeugung erst dann stattfand, wenn sie gänzlich vorüber war.

Vor allem überzeugte sich Faraday, daß die Vereinigung der Wasser-Elemente vorzüglich herrührte von der Wirkung des Platina-Stückes, das als positiver Pol gedient. Sodann bemerkte er, daß dasselbe Platinastück eine ähnliche Wirkung hervorbringe auf jede andere Mischung von Sauerstoff- und Wasserstoff-Gas, welches auch das chemische Mittel sei, wodurch man es erhalten.

Später entdeckte er durch neue Forschungen, daß die Platina, welche als negativer Pol gedient, dieselbe Wirkung hervorbringen könne. Endlich erkannte er, daß die alleinige unumgängliche Bedingung, welche dem Platina diese Eigenschaft zu geben vermöge, darin bestehe, daß er vollkommen hell sei, und daß die gewöhnlichen mechanischen Mittel, ihn zu reinigen, genügend sind, ihn weicher zu machen, ohne daß man dazu der Wirkung einer Batterie bedürfe.

Platina-Platten gereinigt mit einem Korkpfropf, ein wenig Schmirgel und Wasser oder Schwefelsäure, haben sehr wirkende Eigenschaften. Die kräftigsten von allen sind jedoch, wenn man die Platten in einer starken Auflösung ätzenden Laugensalzes erwärmt, sie zuerst, um das Laugensalz wegzunehmen, in Wasser, und sodann in heißes Vitriolöl taucht, wonach man sie 10 oder 15 Minuten lang in destilirtem Wasser läßt.

Solchergestalt zubereitet, werden die Platina-Platten in Röhren gethan, die mit einem Gemisch

von Wasser- und Sauerstoff-Gas angefüllt sind, wo sie die allmählige Zusammensetzung dieser Elemente veranlassen. Die Wirkung ist anfänglich langsam; sie wird jedoch stufenweis schneller, und die durch diese Zusammensetzung erzeugte Wirkung ist so stark, daß sie oft Entzündung und Explosion erzeugt.

Faraday stellt dies Phänomen in die Kategorie der von Davy entdeckten in der glänzenden Platina, und von Dobereiner in der schwammigten Platina, wenn es auf einen Wasserstoff-Strahl in der atmosphärischen Luft wirkt. Er nähert es auch den von Dülong und Thénard durch zahlreiche und merkwürdige Experimente bestätigten.

In seinen Erörterungen über diese jedenfalls sehr beachtungswerthe Wirkung, stellt er einige neue Ideen auf über die Elastizität einer Masse gashaltiger von festen Oberflächen umschlossener Substanzen. Er betrachtet der Gase Elastizität als abhängig von der gegenseitigen Wirkung der Theilchen, besonders derjenigen, welche aneinanderstoßen. Aber diese Gegenseitigkeit der Wirkung, oder wenn man will der Zurückstoßung, existirt nicht mehr auf den äussern Seiten der Theilchen, welche mit der festen Substanz in Berührung sind.

Sodann über das von Dalton festgestellte Prinzip räsonnirend, daß die Theilchen der verschiedenen Gase unempfindlich gegeneinander sind, schließt er daraus, daß die Kügelchen eines Gases, oder einer Mischung von Gas, die der Platina, oder jedem andern festen Körper, von einer von der ihrigen verschiedenen chemischen Beschaffenheit, nahe sind, die Oberfläche dieses Körpers eben so innig berühren, als derjenige,

wodurch die Theilchen eines festen oder flüssigen Körpers sich gegenseitig reiben.

Diese Nähe der Theilchen, verbunden mit der direkten Anziehungskraft der Platina, oder jedes andern festen Körpers auf die gashaltigen Theilchen, ist seines Erachtens hinlänglich, um die Aehnlichkeit, welche die Sauerstoff- und Wasserstoff-Theilchen unter sich haben, wirksam zu machen. Denn in der That kommen diese Bedingungen einer Temperatur-Erhöhung oder anderen Umständen gleich, wovon man bereits weiß, daß sie im Stande sind, die Aehnlichkeits-Stärke zu vermehren, welche diese Substanzen schon durch sich selbst haben.

Es gibt jedoch einige Umstände, welche die Wirkung der Platina verhindern, und die Faraday durch viele äusserst merkwürdige Experimente ausser allen Zweifel gestellt. So verhindert eine kleine Menge Kohlen-Halbsäure oder ölichtes Gas, mit Sauerstoff- und Wasserstoff-Gas vermischt, die eben angedeutete Wirkung vollkommen; während eine große Menge Kohlensäure oder halbsaures Salpetergas darauf keine Wirkung macht.

Bemerkt zu werden verdient noch, daß das erste dieser Gase die Wirkung der Platina-Platten nur dann verhindert, wenn sie mit ihm in Berührung sind. Denn sobald man die Platten dieser Mischung entnimmt, und sie mit reinem Sauerstoff oder reinem Wasserstoff in Berührung bringt, fließen nothwendigerweise diese Elemente zusammen.

Allgemeine kritische Uebersicht des Werkes: „Die Erde und ihre Bewohner, ein Lehr- und Lesebuch für Schul und Haus, von K. F. V. Hoffmann.“

Eines der nützlichsten, der umfassendsten und gediegensten Werke, in Betreff der geographisch-statistischen Wissenschaft, ist unstreitig das von Vollrath Hoffmann herausgegebene, betitelt: „Die Erde und ihre Bewohner.“

Es ist darin eine so große Summe positiver Kenntnisse, eine so richtige Scheidung des Wahren vom Falschen oder Zweifelhaften, eine so klare Ansicht des wirklichen Bestandes aller in Rede gestellten Gegenstände vorherrschend, daß man nicht anders, als mit Vergnügen und Bewunderung, eine Arbeit betrachten, erwägen, zergliedern kann, die ein schönes Denkmal wirklicher Gelehrsamkeit, beharrlichen Fleißes, tiefdurchdachter Umsicht genannt werden kann.

Doch verschwenden wir mit leerem Lobe nicht einen Raum, der besser und würdiger durch Beweise dessen ausgefüllt werden kann, wovon unsere Worte nur schwache Umrisse, nicht den innern, soliden Gehalt darzubieten vermögen.

Hoffmanns Werk beginnt mit einem raschen Ueberblick des Weltalls. Der Fixsterne erster Größe gibt es, ihm zufolge, nur 20, wovon im März 14 in Deutschland über dem Gesichtskreise stehen. Fixsterne zweiter Größe zählt er 65, dritter Größe 205, vierter Größe 485, fünfter Größe 648, sechster Größe bei 1500. Die hellsten aller Fixsterne sind: der Si-

rius auf unserer, und der Kanopus auf der südlichen Erdhälfte. Der Sternbilder Zahl beläuft sich jetzt auf 103. Zu den nördlichen gehören: der große Bär, 85 Sterne, und der kleine Bär, mit dem Polarstern; zu den südlichen: der Orion, 78 Sterne, und der große Hund, 31 Sterne, worunter der Sirius. Der Kometen oder Haarsterne kennt man ungefähr 4000. Haupt-Planeten unsers Sonnensystems gibt es 11, und Neben-Planeten oder Trabanten (Monde) 18. Solches ist bis auf den heutigen Tag der astronomischen Kenntnisse Bestand und Ergebniß.

Unsere Sonne ist 20,666,800 deutsche Meilen von der Erde entfernt. Die Entfernung des Merkur von diesem leuchtenden Gestirn beträgt nur 7,987,000 Meilen, und die der Venus (Hesperus, Luzifer) 15 Millionen Meilen; dagegen ist die des Mars 31,812,792, die der Vesta 49,319,050, die der Juno 55,628,847, die der Pallas 57,751,975, die des Jupiter 108,495,777, die des Saturn in der Sonnen-Nähe 187,719,120 und in der Sonnen-Ferne 210,249,152, endlich die des Uranus (Herschel) in der Sonnen-Nähe 380,233,449 und in der Sonnen-Ferne 415,745,061 deutsche Meilen von der Sonne.

Eine immer mit gleicher Schnelligkeit (d. h. 600 Fuß in jeder Sekunde) fliegende Kanonenkugel, abgeschossen auf der Sonne, würde brauchen um von dort

bis zum Merkur zu gelangen . .	9 Jahre.
bis zur Venus	18
bis zur Erde	26½
bis zum Mars	38
bis zum Jupiter	130

bis zum Saturn 238
bis zum Uranus 479

Um bis zum nächsten Fixstern zu gelangen, würde eine von der Erde abgeschossene Kanonenkugel 700,000 Jahre nöthig haben.

Die Sonne ist 1,440,000 mal größer als unsere Erde, während der Merkur 22 mal kleiner ist als diese. Er hat ungeheure Berge, deren Höhe sich nicht genau bestimmen läßt. Der Venus-Durchmesser ist nur 41 Meilen geringer, als der unserer Erde. Dieser Planet ist also höchstens um $\frac{1}{10}$ kleiner als der unsrige. Er ist mit Bergen bedeckt, von denen einige 7 Meilen hoch sein sollen. Man bemerkt an ihm ähnliche Lichtgestalten (Viertel) wie am Mond. Dieser ist in seinem mittlern Abstande 51,240 Meilen von uns entfernt. Er ist 50 mal kleiner als die Erde. Sein Licht ist 360,000 mal schwächer wie das der Sonne. Er ist mit bis 30 Fuß hohen Trichter-Gebirgen bedeckt.

Die Größe des Planeten Mars übersteigt nicht $\frac{1}{5}$ deren unserer Erde. Er hat ebenfalls hohe Gebirge.

Vesta ist beinahe siebenzig mal kleiner als unser Mond. Ihr Licht ist dagegen viel stärker, als das irgend eines Planeten. Die Größe der Juno, wie die der Ceres, ist bedeutend geringer, als die des Monds, während die der Pallas mit der unsers Trabanten beinahe übereinstimmend ist. Jupiter ist 1474 mal größer als die Erde. Er hat 4 Monde. Saturn ist fast 200 mal größer als die Erde. Er hat einen Ring und 7 Monde. Des Uranus Größe ist 83 Mal bedeutender, als die unserer Erde. Er hat (so viel bis jetzt bekannt ist) 6 Monde.

Durchmesser, Umfang, Flächen- und Körper-Inhalt der Erde sind allgemein bekannt. In ihrem Laufe um die Sonne legt sie in jeder Sekunde 4, in jeder Minute 240, in jeder Stunde über 14,800, in jedem Tage 355,000, und in einem Jahre 129,853,000 Meilen zurück.

Die Aussichtsweite auf der Erd-Oberfläche beträgt 2¾ deutsche Meilen, wenn der Standpunkt 100 Fuß hoch ist, 3⅞ Meilen bei 200 Fuß Höhe, 4¾ M. bei 300 F. Höhe, 5½ M. bei 400 F., 6⅙ M. bei 500 F., 8⅔ M. bei 1000 F. Höhe, 10½ M. bei 1500 F., 12¼ M. bei 2000 F., 13¾ M. bei 2500 F., 15 M. bei 3000 F., 17⅔ M. bei 4000 F., 19⅓ M. bei 5000 F., 21¼ M. bei 6000 F., 23 M. bei 7000 F., 24½ M. bei 8000 F., 26 M. bei 9000 F., 27½ M. bei 10,000 F., 30 M. bei 12,000 F., 32½ M. bei 14,000 F., 34⅔ M. bei 16,000 F., 37 M. bei 18,000 F., 39 M. bei 20,000 F., 41½ M. bei 24,000 F. Höhe.

Merkwürdig ist ebenfalls die Uebersicht von der Größe der Parallel-Kreise und der Abnahme der Längen-Grade, nicht minder die der Licht-Vertheilung auf der Erde und die der übrigen unsern Planeten als Himmelskörper betreffenden Gegenstände. Wir sehen uns gezwungen, leicht hinwegzugehen über alle diese Punkte, weil sonst dieser Aufsatz zu einem Buche anschwellen, und wir doch größtentheils nur ausschreiben würden. Fahren wir vielmehr bloß erörternd fort.

Des Werks zweite Abtheilung umfaßt: „Die Erde als Welt für sich.“ Verfasser handelt zuerst vom Lande, von seiner Oberfläche, von deren Form und Bildung; sodann vom Wasser und den eigenthümlichen Benennungen, welche Bedürfniß und Zivilisation,

sowohl in Hinsicht dieses letzten als des ersten, geltend gemacht. Folgt die Vertheilung von Land und Wasser, ein höchst wichtiges und belehrendes Hauptstück, das wir nicht umständlicher in Rede stellen zu können sehr bedauern.

In dem Abschnitt „die Luft“ befindet sich eine Uebersicht des mittlern Wärmestandes verschiedener Orte der Erde, von Nain (in Labrador), wo sie — 3 °, 1 ist, bis Kumana, wo sie + 27 °, 7 berechnet wird. Alles übrige die Luft betreffende ist sehr befriedigend.

Das fünfte Hauptstück: „Natur-Erzeugnisse“ spricht von Mineralien (Erden) und Gewächsen (Vegetabilien); das sechste: „Thierreich,“ von den Würmern, den Insekten, den Fischen, den Amphibien (beidlebigen Thieren), den Vögeln, den Säugethieren; das siebente handelt vom „Menschen.“

Hr. Hoffmann sondert die Menschen-Gattung in folgende Rassen: 1. die afrikanische; 2. die neuholländische; 3. die malaische, bestehend aus der östlichen rein malaischen und der westlichen oder ozeanischen; 4. die chinesische; 5. die skithische; 6. die der nördlichen Polarländer (Lappen, Samojeden, Korjäken, Jakuten, Tschuktschen, Tungusen, Eskimos, ꝛc.); 7. die kaukasische, bestehend aus den gegenwärtigen Kaukasus-Bewohnern, denen des südöstlichen Europa's, den Kelten-Nachkommen, denen der Deutschen (wozu Engländer, Dänen, Schweden, Holländer, zum Theil auch Schweizer, Tiroler und Franzosen gehören), den Slaven, den Nachkommen der Araber und den Hindus; 8. die nordamerikanische; 9. die Südamerikanische.

Aus Vermischung verschiedener Menschen-Rassen entstehen: Mulatten, Mestizen, Metisen, Zamben, Kasken, Terzeronen, Griffen, Kastizen, Tresalven, Zambaigen, und Scholen.

Die Menschenzahl auf der ganzen Erde berechnet der Verfasser auf 974½ Millionen, nämlich für Asia 500 Millionen (unsers Erachtens zu wenig), für Europa 232½ Millionen, für Afrika 200 Millionen (nach unserm Dafürhalten zu viel), Amerika 40 Millionen, Australia 2 Millionen.

Sehr beachtungswerth ist die „für Mittel-Europa giltige Sterblichkeits-Ordnung," laut welcher von einer Million Menschen nach Verlauf eines Jahres noch leben 767,525, nach 10 Jahren noch 551,122, nach 20 Jahren 502,216, nach 30 Jahren 438,183, nach 40 Jahren 369,404, nach 50 Jahren 297,070, nach 60 Jahren 233,567, nach 70 Jahren 117,656, nach 80 Jahren 34,705, nach 90 Jahren 3830, nach 100 Jahren 207, nach 109 Jahren nur noch einer.

Der §. 6. dieses Abschnitts betrifft die verschiedenen Sprachen, der folgende die gesellschaftlichen Verbindungen, der achte die Wohnungen und Beschäftigungen, der neunte die bevölkertsten Städte der Erde, unter denen Jeddo (in Japan) mit 1,680,000 Einw. obenansteht.

Der §. 10 gedenkt der religiösen Meinungen, und stellt auf: Fetisch-Anbeter, Budhisten 180 Millionen (wir glauben wohl 160 bis 170 Millionen mehr), Bramanen 130 Millionen, Lamatten 60 Millionen (vielleicht die Hälfte zu viel), Juden, geschieden in Koraiten und Talmudisten, 10 Millionen (3 Millionen zu viel), Christen 250 Millionen, wovon römisch-

katholische 147 Millionen, griechische 48 Millionen, evangelische 62 Millionen. — Der eilfte Paragraph handelt von den verschiedenen Staats-Verhältnissen.

In der dritten Abtheilung finden wir die „Beschreibung der einzelnen Erdtheile.“ In Hinsicht auf auf Europa berichtigt der Verfasser mehrere geographische Irthümer, die seit Langem als festgestellte Wahrheiten gelten. So ist unsers Erdtheils südlichster Punkt nicht das Vorgebirg Matapan, sondern die Spitze von Tarifa, die 5 deutsche Meilen südlicher reicht als jenes. Der nördlichste Punkt unsers Festlandes ist die Spitze Nordkünn. Das höher ligende Nordkap ist auf einer Insel. Einige kleine Vorgebirge Irlands sind die westlichsten Spitzen, und der in das Eismeer sich ergießende Karastrom bezeichnet die östlichste Grenze Europas, dessen Gesammt-Umfang auf 7600 deutsche Meilen berechnet werden kann. Seine größte Länge beträgt 750 (nicht 900 wie meistentheils irrig angegeben wird) und seine größte Breite 523 Meilen. Sein Flächen-Inhalt beläuft sich auf mehr denn 177,000 deutsche Geviertmeilen, wovon $\frac{1}{20}$ auf die Inseln kommt.

Vergleicht man Europa mit den andern Erdtheilen oder mit dem Monde, oder mit der Sonnen-Oberfläche, so bietet sich folgendes Verhältniß dar:

Europa ist groß	=	17½	
Australia „	=	16	
Afrika „	=	54½	
Nordamerika	=	34	} 66
Südamerika	=	32	
Asia „	=	78	

Das trockene Land der Erde beträgt: 232
Die ganze Mond-Oberfläche „ 723
Die ganze Sonnen-Oberfläche „ 11,809,300
Sie ist also 674,530 mal größer als Europa.

Der Abschnitt über die Alpen ist mit vieler Sachkenntniß geschrieben. Dies Gebirg, das mächtigste unsers Erdtheils, bedeckt einen Flächenraum von 6000 d. Geviertmeilen. Es ist 150 Meilen lang und 20 bis 40 Meilen breit. Seine Hauptrücken erheben sich zwischen 5000 bis 10,000 Fuß über die Meeres-Fläche. Einzelne Gipfel sind 2000 bis 4000 Fuß höher. Die Grundfläche der Hauptäste hat eine Breite von 6000 bis 18,000 Fuß. Im Durchschnitt verhält sich die Höhe des Alpen-Gebirgs zu seiner Grundlinie, wie 1 zu 3.

Unter den höchsten Gipfeln der Alpen hat Verf. einige übersehen, die wohl genannt zu werden verdient hätten, wie z. B. Dent-Blanche (Evolenathal, K. Wallis), 13,740 Pariserfuß; Augsthorn (Matterthal, K. Wallis), 13,580; Dôme du Goûté (Montblanc-Kette), 13,360; Jazzi (Saas-Rosathal, K. Wallis), 13,240; Gletscherhorn (Matterthal, K. Wallis), 12 990; Aiguille de Trélatète (Trois-Tètes), südwestl. vom Mont-Blanc, 12,990; Weishorn (Turtmanthal, K. Wallis), 12,860; Ferpeclehorn (Evolenathal, K. Wallis), 12,500; Jorasse (Montblanc-Kette), 12,380; Aiguille Verte (ebendaselbst) 12,060; Breithorn (Matterthal, K. Wallis), 11,990; Moine (Montblanc-Kette), 11 880; Weißzechhorn (ebendaselbst), 11,770; Saashorn oder Fee (Saas-Rosathal, K. Wallis), 11,760; Aig. de Bletière (Montblanc-Kette), 11,350; Crepon (ebendas.), 11,300; Aig. du Plan

(ebendaſ.), 11,270; Pointe du Glacier (Montblanc-Kette), 11,270; Zynalhorn (Einſiſchthal, K. Wallis), 11,240, und mehrere niedrigere.

Der Fee (ſ. oben) iſt unrichtig zu 12,882 F. berechnet, eben ſo die Aiguille d'Argentière (nicht Argentier) in der Montblanc-Kette, zu 12,564 F. Sie iſt nur 11,440 F. hoch. Auch das Breithorn, im Matterthal (ſ. oben), iſt mit 12,012 F. zu hoch. Dagegen iſt der Drû (Montblanc-Kette) mit 11,682 F. zu niedrig. Er mißt 11,720 F. Die Aiguille oder der Dôme du Goûté (unter dieſer letzten Bezeichnung mehr bekannt) hat eine Höhe von 13,360 und nicht von 11,442 F. Die Blümlisalp (Kanderthal, K. Bern) iſt nur 10,900, nicht 11,393 F. hoch.

Nicht der Mont-Cenis hat eine Höhe von 11,058 Fuß, ſondern die daneben aufragenden Gipfel haben: Roche-Melon 10,750, Rocher de Ronche 10,580, Pointe de Lamet 9740. Der Bergübergang, welcher den Namen Mont-Cenis trägt, iſt auf ſeinem höchſten Punkte nur 6360 F. ü. M. Die Frau, deren Höhe ganz richtig auf 10,896 F. angegeben worden, iſt derſelbe Berg als die Blümlisalp. Das Geſpaltenhorn mißt nicht 10,874 ſondern 10,810 F., eben ſo der Col de Géant nicht 10,578 ſondern nur 10,520 F. Der Iſeran, 10,200 F., fehlt. Er verdient bemerkt zu werden, weil die Iſère an ihm entſpringt. Der Mont-Velan (Sonnenberg), am großen Bernhard, iſt 10,470 nicht 10,350 F. hoch, und der Wildſtrubel (Adelbodenthal, K. Bern) nicht 10,300 ſondern 9390 F. Die Höhe des Titlis iſt, genau gemeſſen (von Ingenieur Müller in Engelberg, K. Unterwalden), 10,710 und nicht 10,000 F.

Hr. Hoffmann nennt keinen einzigen der Gotthard-Gipfel, des so äusserst wichtigen Punktes in den Alpen, wo alle Zweige dieses Gebirgs sich in einem einzigen Knoten vereinigen. Von dem 6650 F. ü. M. erhöheten Gotthards-Uebergange erheben sich östlich: Orsino oder Urserenspitz 9940, Luzendro 9730, Fieudo 9470 und Fibia 9370; westlich: Tritthorn 8760, Gospis oder Gotthardshorn 8700, Prosa 8360, Stella 8330 und Schipsius 8240. In größerer Entfernung gegen Osten (südlich vom Furka-Uebergange) erhebt sich das 8950 F. hohe Mutthorn und daneben das 9220 F. hohe Weißhorn. Gegen West sind die Gipfel des Oberalpstock 8790, des Petersberges 8540, des Sixmadun 8850 und des Badus 9170 F.

Unter den fahrbaren über die Hochalpen führenden Straßen, nennt Verf. die des großen Bernhardsberges. Indessen ist diese Straße auf der Schweizer-Seite nur bis St.-Pierre-Monjoux, 2¾ Stunden, und auf der piemontesischen Seite nur bis St.-Rémy, 2¼ Stunden unterm Hospiz, für kleine Wagen fahrbar. Die Strecke von 5 Stunden, von St.-Pierre bis St.-Rémy, kann nur zu Pferde oder zu Fuß zurückgelegt werden. Uebrigens befindet sich das Hospiz des großen Bernhard 7680 und nicht 7548 F. ü. M., während jenes des kleinen Bernhard 530 F. unter dem höchsten Uebergangspunkte, folglich nicht 6750, sondern nur 6250 F. ü. M. ligt. Die Gotthardstraße steigt bis auf 6650 und nicht bis auf 6400 F.

Bei Anführung der Pyrenäen-Gipfel bezeichnet Hr. Hoffmann den Pic de Nethou als höchsten Punkt der Maladetta. Das ist ein Irthum. Ohne Zweifel ist der Nethou, eigentlich Malahite genannt,

Das baltiſche (d. h. das weiſſe) Meer heißt eigentlich Oſtſee. Seine Oberfläche beträgt 7500 d. Geviertmeilen. Bei Bornholm iſt es 480 im Durchſchnitt jedoch nur 300 F. tief. Die Tiefe im Sund iſt nicht über 80 F. Tauſend Pfund Oſtſeewaſſer enthalten nur 12 Pfund Salztheile. Das Waſſer in allen Haffen (Strandſeen) längs der Küſte, iſt ſüß.

Der britiſche Kanal hat zwiſchen Dover und Calais eine Tiefe von 25 Faden (150 F.); mehr weſtwärts ſogar nur 21 Faden. Gegen den atlantiſchen Ozean ſteigt die Tiefe allmählig bis auf 70 Faden (470 F.). An der franzöſiſchen Küſte erhebt ſich in ihm die Flut zwiſchen 18 bis 25 Fuß.

Der atlantiſche Ozean bietet in der Nähe unſers Erdtheils, mit Ausnahme ſeiner ſtarken Einſtrömung in das mittelländiſche Meer, nichts beſonders Bemerkenswerthes dar. Dies letzte iſt ſehr tief, vorzüglich längs der afrikaniſchen Küſte, wo ſich Stellen von 850 Faden (5100 F.) Tiefe befinden. Zwiſchen Genua und Korſika deutet das Senkblei 4200, zwiſchen Neapel und Sardinien 4800, und bei der öſtlichen Mündung der Meerenge von Gibraltar ſogar 5800 F. Tiefe an. Zwiſchen Sizilien und der Küſte Afrikas zeigt ſich eine Untiefe, was anzudeuten ſcheint, daß dieſe beiden Punkte ehemals zuſammengehangen. Eine Rückſtrömung aus dem mittelländiſchen in das atlantiſche Meer (wie man früher behauptet) exiſtirt nicht, eben ſo wenig als ein unterſeeiſches Zuſammenhängen der Alpen mit dem korſikaniſchen Gebirg. Auf der Strecke, wo angeblich dieſe Verbindung beſtehen ſollte, iſt das Meer durchgehends 2800 F. tief. In tauſend Pfund ſeines Waſſers findet man 41 Pfund Salz-

gend, ironiſch das Paradies genannt, 5760 F. ü. M. Sein Quell iſt etwa 4 Fuß breit. Er nimmt die Bäche vom Bernhardin, vom Valſerberg und vom Splügen in ſich auf, wird in der romantiſchen Gegend, Roffla genannt, bedeutend durch die aus dem Aversthale kommende Farrera verſtärkt, bei deren Mündung er noch 3220 F. ü. M. und etwa 138,000 F. von ſeiner Quelle entfernt iſt. Seine Breite mißt 15 Fuß.

Er durchſtrömt nun das Schamsthal und die ſchauerliche Via Mala, wird oberhalb dem Flecken Thuſis durch die gewöhnlich ſehr unbedeutende, manchmal aber hochanſchwellende Nolla getrübt, und nimmt, eine halbe Stunde weiter unten, bei Sils, die Albula (mit dem Davoſer Landwaſſer und dem Oberhalbſtein-Rhein) in ſich auf. Er iſt hier noch 2240 F. ü. M., 56,000 F. von der Roffla entfernt, und bereits 120 F. breit.

Bei dem der Familie Planta gehörigen Schloſſe Reichenau verbinden ſich Vorder- und Hinderrhein (der erſte von Weſtſüdweſt aus dem ſogenannten Oberlande, der letzte von Süd aus dem Domleſchg kommend) zu einer einzigen bedeutenden Waſſermaſſe, die hier 1830 F. ü. M., und bei 140 F. breit iſt.

Von der Glenner-Mündung bis Reichenau iſt der Vorderrhein ungefähr 66,000 F., und der Hinterrhein von der Albula-Mündung bis ebendahin, etwa 46,000 F. weit geſtrömt. Die ganze Länge des Vorderrheins, von ſeiner Quelle im Tomaſee bis Reichenau, beträgt alſo beiläufig 288,000 (vom Skurſee 294,000) F., und die des Hinterrheins, von ihrer Quelle bis Rei-

chenau, 240,000 F. Der Fluß heißt von hieran Rhein.

Eine halbe Stunde nordwestlich von Chur, nimmt er die aus dem Schanfigthal kommende Plessur auf. Er wendet sich von diesem 1780 F. ü. M. erhöheten Punkte, wo er 130 F. breit ist, nach Nord, empfängt bei der obern Zollbrücke die wilde aus dem Prättigau herströmende Landquart, deren Mündung 1550 F. ü. M. ist. Der 160 F. breite Rhein hat von Reichenau bis hierher eine Strecke von 92,000 F. durchlaufen. Die von hier bis zur Ill-Mündung mißt etwa 175,000 F. Er ist hiernach 1380 F. ü. M. und wenigstens 350 F. breit. Weiter oben, bei Ragaz, nimmt er die ziemlich wasserreiche, aus dem Kalfeuserthale kommende, ungestüme Tamina in sich auf.

Von dem Ill-Einflusse beim Hirschensprung, bis zu der Mündung des Rheins in den Bodensee, nahe bei dem Dorfe Altrhein, berechnet man die Entfernung auf 122,000 F., und des Stromes Breite bei der Mündung auf 300 F. Die größte Länge des Rheinlaufes bis hierher würde also ungefähr 677,000 Fuß, oder 40 geographische Stunden, betragen.

Der Wasserspiegel des Bodensees ist 1220 F. (Hr. Hoffmann gibt 3 Fuß mehr an) erhöhet. Er hat 26¼ Meilen im Umfang. Seine größte Länge, von Bregenz bis zur Mündung der Stockach, in der Bucht von Bodmen, beträgt 193,200 F., oder 12 Stunden 54 Minuten (Verf. gibt 8 3/10 Meilen, und bis Konstanz 6¼ M. an). Sie ist also um 19,800 F. geringer, als die größte Länge des Genfersees. Seine größte Breite von Arbon bis Lindau mißt nur 54,000

F. oder 3 St. 19 Minuten (11,100 F. mehr als die größte Breite des Genfersees). Die Breite von Rorschach bis Lindau wird auf 44 100 F. oder 2 St. 43 M. berechnet. Hr. Hoffmann gibt die (schräge) Breite von Rorschach bis Friedrichshafen (Buchhorn) auf 2½, und die von Arbon bis Friedrichshafen auf 2 Meilen an. Des Sees Oberfläche umfaßt beinahe 8½ Geviertmeilen. Seine mittlere Tiefe ist 320, und seine größte Tiefe bei Mörsburg 846 (nicht 964) F. Der Bodensee hat im Sommer eine Art Ebbe und Fluth, Ruhs genannt. Dies Phänomen wird dem Drucke atmosphärischer Säulen auf die große Wasserfläche zugeschrieben.

Bei Konstanz verläßt ein Fluß, den man ebenfalls Rhein nennt, den Bodensee, den er jedoch keineswegs direkt durchströmt, wie man irrig behauptet hat. Die Strecke von der Rheinmündung in den See, bis dahin, wo bei Konstanz der Fluß wieder zu strömen beginnt, mißt in grader Linie 117,000 F. oder 7 geogr. Stunden, und von Konstanz bis zur Mündung des Rheins in den Unter- oder Zellersee etwa 12,000 F. Er ist hier 220 F. breit und 1190 F. ü. M.

Die Entfernung von hier bis zur Brücke von Schaffhausen wird auf beinahe 140,000 F. berechnet. Der Fluß ist noch 1150 F. ü. M. und etwa 270 F. breit. Unterm Fall bei Lauffen beträgt seine Breite 240 F., seine Höhe übers Meer 1070 F. und die Distanz von Schaffhausen etwas mehr als 11,000 F. Bei der Vereinigung der Thur mit dem Rhein ist er 1030 F. ü. M. und 310 F. breit. Bei der Töß-Mündung ist seine Meerhöhe 1010 F. und seine Breite

380 F. Auf dem Punkte, wo er bei Rheinsfelden die Glatt in sich aufnimmt, ist er 990 F. ü. M. und beinahe 420 F. breit.

Bei seiner Vereinigung mit der Aar, bei dem Dorfe Koblenz, wird die Höhe auf 920 F. und die mittlere Strombreite auf 570 F. berechnet. Die Entfernung vom Rheinfall bei Lauffen, bis hierher, beträgt, dem eigentlichen Thalwege des Flusses nach, ungefähr 200,000 F. Unterm Fall bei Lauffenburg ist der Rhein noch 830 F. ü. M., 310 F. breit und etwa 60,000 F. von der Aar-Mündung entfernt. An der Birs-Mündung bei Basel beträgt die Breite 760 und die Meerhöhe ebenfalls 760 F. Endlich bei Vereinigung der Wiesen mit dem Rhein, bei Klein-Hüningen, ist dieser noch 740 F. ü. M. und 850 F. breit. Die Strecke von Lauffenburg bis hierher mißt 193,000 F. Die ganze Länge des Rheinlaufes auf und längs dem Schweizer-Gebiet, würde demnach (die Wasserstrecke durch den Bodensee mit inbegriffen) auf 1,410,000 F. oder 85 geogr. Stunden anzunehmen sein.

Nach Hoffmanns Berechnungen ist der Rhein bei Basel 765 F. ü. M. 750 F. breit und 55 ¼ deutsche Meilen von seiner Quelle entfernt. Bei Breisach ist er 614 F. ü. M. und 3000 F. breit; bei Saßbach 579 F. ü. M.; bei Kehl 424 F.; bei Mannheim 284 F. ü. M. und 1200 F. breit; bei Mainz 256 F. ü. M. und 2500 F. breit; bei Bingen 235 F. ü. M. und 3000 F. breit; bei Bonn 138 F. ü. M. und 1340 F. breit; bei Köln 112 F. ü. M. und 1500 F. breit. Seine Breite bei der Sternschanze beträgt 2000 F. Er theilt sich hier in 2 Aerme, die Waal und den

Rhein. Bei seiner Mündung in die Nordsee ist er 190⅛ Meilen von seiner Quelle entfernt.

Dieses Flusses Tiefe ist in seinem obern Laufe, von der Quelle bis zum Bodensee, 3 bis 10 Fuß; von Konstanz bis Basel 7 bis 20 Fuß; von Basel bis Kehl 3 bis 12 Fuß; von Kehl bis Mainz 5 bis 24 F.; von Mainz bis Bonn 6 bis 30 F.; von Bonn bis Köln 6 bis 22 F.; von Köln bis Düsseldorf 7 bis 27 F.; bei dieser letztern Stadt 51 F.; von dort bis zur Sternschanze 6 bis 36 F. Die Fahrzeuge von Basel bis Kehl laden bis 600 Zentner, von Kehl bis Mainz bis 2500 und weiter unten bis 3500 Zentner. Bis Köln kann der Rhein mit Seeschiffen befahren werden. Die Dampfschiffahrt geht im Sommer stromaufwärts bis Kehl (Straßburg).

Es würde uns zu weit führen, wollten wir über die vorzüglichsten in den Rhein sich ergießenden Gewässer, wäre es auch nur über Aar, Reuß und Limmat, auf eine ähnliche erörternde Weise uns aussprechen. Herrn Hoffmanns Angaben in dieser Hinsicht sind, wenn auch sehr kurz, doch im Allgemeinen richtig. Nur ist der Neuenburger-See nicht 1305, sondern 1340 F. und der Vierwaldstätter-See 1350 F. ü. M. Die Birs entspringt am Fuße des Felsen, durch den das berühmte Thor Pierre-Pertuis gebrochen ist. Die Rench-Quelle ist nicht am Kniebis sondern am Roßbühl bei der Schwedenschanze. Der Main entspringt am Ochsenkopf, im Fichtelgebirg, 3000 F. ü. M. Sein Lauf ist 80 Meilen lang. Jener der Mosel beträgt 80½ Meilen.

Ueber die Rhone (von Herrn Hoffmann Rone geschrieben) äussert Verf. sich sehr kurz. Vielleicht

hätte er darüber manches Beachtungswerthe einem, im Jahrgange 1826 der Hertha befindlichen Aufsatze, über „Lauf und Fall der Rhone, von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung in das mittelländische Meer," entnehmen können.

Bei ihrer Quelle am Rhonegletscher ist die Rhone (deren Name von Rotten oder Rothe abgeleitet werden muß) 5130 F. ü. M. Bei Brieg, nach einem Laufe von 187,160 F., 2050 F.; bei ihrer Mündung in den Genfersee nach einem Laufe von 464,090 F., 1150 F.; bei Lyon, auf eine Strecke von 633,280 F. (den Genfersee mit inbegriffen), 480 F. Von Lyon bis zum Meere mißt die Entfernung, dem Hauptthalwege des Flusses nach, 1,023,340 F. Der ganze Lauf der Rhone, von ihrer Quelle bis ins Meer, beträgt also 2,499,570 F. oder 150 geogr. Stunden.

Als wirkliche Donauquelle gibt Verf. die auf dem Schwarzwalde, bei der Martins-Kapelle, zwischen dem Roßeck und Briglrain, ¾ Meilen nordwestlich von Furtwangen entspringende Brege (Breeg), und nicht den unbedeutenden Abfluß des fürstlichen Schloßbrunnens in Donaueschingen, an. So wird eine Abgeschmacktheit beseitigt, die mehr als lächerlich war.*)

Die Wolga (d. h. die Große), der wasserreichste Fluß Europa's, entspringt in Sümpfen des Wolchonsky-Waldes, 1070 F. ü. M., fließt sehr langsam, und ergießt sich unterhalb Astrakhan in den kaspischen See. Sie ist fast durchgehends 15 bis 16 F. tief, trägt große Fahrzeuge, ist ausserordentlich fisch-

*) M. s. die Note auf Seite 115 und 116 in dem Aufsatz: „Reise auf dem Mississipi," im vierten Theile des Jahrgangs 1833 unsers Werkes.

reich, und befruchtet durch Ueberschwemmungen, wie der Nil, mit seinem Schlamme das Land.

In der „Uebersicht der vorzüglichsten Ströme, ꝛc. Europas“ bemerken wir, daß Hr. Hoffmann weder die Oder, noch Schelde, Memel, Newa, Reuß, Limat, Tajo, Guadiana, Garonne und einige andere eben so bedeutende, genannt. In seiner Vergleichung der Flüsse Europas mit denen anderer Erdtheile, gedenkt er bei Amerika des Missisipi und seiner gewaltigen Zuströmungen nicht. Bei Asien läßt er Ganges und Indus unbeachtet. Bei Afrika nennt er nur den Nil. — Ueber die Seen geht er leicht hinweg.

In dem Abschnitt „Klima Europas,“ deutet Verf. die mittlere Jahrestemperatur der verschiedenen Zonen an. Wir finden hier beinahe dieselben Angaben, als in der S. 61 befindlichen Uebersicht des mittlern Wärmestandes in verschiedenen Gegenden der Erde; nur daß der kälteste Punkt in Europa nicht so hoch gegen den Pol, und der wärmste natürlich nicht so nahe am Gleicher (Aequator) ligt.

Enontekis, im russischen Lapplande, unter 68° 30′ nördl. Breite, 1356 F. ü. M., hat eine mittlere Jahrestemperatur von — 2, 24°, und Palermo, unter 38° 7′, 48 F. ü. M. eine solche von + 13,87°. Das Mittel zwischen diesen beiden Extremitäten ist Kiöpnhavn (Koppenhagen), unter 55° 41′, mit + 5,933°. — Zu Breslau, unter 51° 7′ 385 F. ü. M. ist die mittlere Jahres-Temperatur + 6,40°; zu Zürich, unter 47° 22′, 1290 F. ü. M., + 6,682°; zu Göttingen, unter 51° 32′, 447 F. ü. M., + 7,50°: zu Basel, unter 47° 33′, 770 F. ü. M., + 7,7°; zu Stuttgart, unter 48° 46′, 760 F. ü. M., + 8,10°;

zu Paris, unter 48° 50′, 222 F. ü. M., + 8,28°; zu St. Malo, unter 48° 39′, + 9,84°; zu Mailand, unter 45° 28′, 390 F. ü. M., + 10,56°; zu Marseille, unter 43° 17′, + 11,49°; zu Rom, unter 41° 53′, + 12,195°, ꝛc.

Die Ostwinde sind kalt, weil sie über die rauhen, eisigen Steppen Sibiriens wehen. Die heissen Sandwüsten Afrikas erzeugen eine ganz entgegengesetzte Wirkung beim Südwind. Den wenigsten jährlichen Niederschlag an Thau, Regen, Reif, Hagel und Schnee zusammengenommen, bemerkt man zu Upsala, wo er nicht 14½ Zoll übersteigt. Der stärkste ist zu Tolmezzo, in der Lombardei, wo er 82⅔ Zoll beträgt. Der mittlere, mit 34 Zoll würde demnach in Pisa sein. Berlin hat 20 Zoll, Zürich 32, Bern beinahe 40 Zoll Niederschlag. Im Durchschnitt regnet es auf der nördlichen Seite der Alpen im Sommer 71 Zage, im Herbst 51 Tage, im Winter 33 Tage und im Frühling 30 Tage.

Wichtig ist der Abschnitt: „Natur-Erzeugnisse Europas.“ Das Mineralreich liefert in unserm Erdtheil jährlich über 17 Millionen Zentner Eisen, 350,000 Zentner Kupfer, 1,300,000 Zentner Blei, 120,000 Zentner Zinn, 330,000 Zentner Zink, 10,000 Ztr. Antimon, 100 Ztr. Wismuth, 21,000 Ztr. Kobalt, 27,000 Ztr. Quecksilber, 1118 Ztr. (223,700 Mark) Silber, 110 Ztr. (22,000 Mark) Gold *). Die Platina-Menge läßt sich nicht gut bestimmen. Steinkohlen gräbt man über 500 Millionen Zentner

*) Amerika liefert jährlich bei 18,000 Zentner Silber und 340 Zentner Gold.

jährlich, wovon in dem alleinigen Großbritannien über 400 Mill. Ztr., Schwefel 28,000 Ztr., Arsenik bei 9000 Ztr. (allein in Deutschland), Salz über 36 Millionen Ztr., Vitriol über 100,000 Ztr., Alaun über 90,000 Ztr. — Die Mark Gold kostet in Europa 390 fl. rhein., die Mark Silber 24 fl. 8 kr.

Nicht minder interessant ist der das Pflanzenreich betreffende Abschnitt. Den jährlichen Weinertrag in Europa berechnet Verf. auf 10 Millionen Eimer, die den ungeheuern Werth von 3630 Millionen rhein. Gulden haben. Dazu liefert Frankreich über 47,300,000 Eimer, Oesterreich 35 Millionen, Spanien 8 Millionen, Portugal 1,377,000, Baiern 1,256,000, Preußen 420,000, Baden 216,000, Würtemberg 127,000 Eimer, ꝛc.

Hinsichts des Thierreichs hat Europa über 26 Millionen Pferde und Maulthiere, mehr als 3 Millionen Esel, über 70 Millionen Rinder, 176 Millionen Schafe, 43 Millionen Schweine, 7 Millionen Ziegen, Hunde und Katzen in großer Menge, Kameele nur im äussersten Osten, Rennthiere nur im höchsten Norden.

Die Menschenzahl in Europa berechnet Hr. Hoffmann für 1831 auf 235,017,618, vertheilt auf 179,458 Geviertmeilen. Davon hat

	GM.	Einw.
das europäische Rußland auf	100,638	58,973,000
Schweden und Norwegen .	13,783	3,940,000
Oesterreichische Staaten . .	12,156,5	33,000,000
Frankreich	10,080	32,850,000
Türkei mit Griechenland . .	9,800	9,500,000
Spanien	8,447	14,200,000

	GM.	Einw.
Großbritannien und Irland .	5,761	23,994,000
Preußische Staaten	5,054,5	13,073,000
Beide Sizilien	1,987	7,680,000
Portugal	1,722	3,300,000
Baiern	1,389	4,120,000
Sardinische Staaten . . .	1,310	4,500,000
Niederlande mit Belgien . .	1,187,6	6,375,000
Dänemark ohne Island . .	1,047	2,037,000
Kirchenstaat	812,5	2,600,000
Hannover	695	1,578,000
Toskana	383	1,318,000
Würtemberg	360	1,580,000
Baden	279,7	1,190,000
Sachsen	272,96	1,497,568

Uebergehen wir die kleinern Staaten. Verf. gedenkt als eines solchen der Schweiz im Ganzen nicht, sondern führt einzeln alle ihre Kantone als besondere Staaten an. Erforderlich wäre es jedenfalls, zu sagen daß die Schweiz im Ganzen auf 696 1/3 GM. (nach seiner eigenen Berechnung auf Seite 319) 2,037,000 E. habe.

Uebrigens scheint uns die Bevölkerung mehrerer Länder für 1831 zu hoch angegeben. So hatte Frankreich Ende 1832 noch nicht die berechnete Seelenzahl, sondern, nach der offiziellen Angabe, erst 32,569,223. Auch Oesterreich konnte damals noch nicht 33 Millionen Seelen haben.

Es ist dasselbe in der Uebersicht der vorzüglichsten Städte Europas. Vor den Juli-Ereignissen hatte Paris wohl 890,000 E., nach denselben aber nur 774,338, und nach der neuesten offiziellen Angabe

785,000. Mit 380,000 E. scheint Konstantinopel viel zu niedrig berechnet. Der Stadttheil Pera allein hat über 150,000 E., Galata wenigstens 80,000, Topana 40,000, der Fanar 30,000, ꝛc. Man kann die Gesammt-Bevölkerung der Hauptstadt des türkischen Reiches, unsers Erachtens, auf 550,000 bis 600,000 Seelen anschlagen. Dublin hatte 1831 nicht 300,000 sondern nur 275,600 E. Amsterdam hat gewiß nicht 236,000 E. sondern höchstens 210,000. Lissabon mit 180,000 ist zu niedrig. Es hat bei 225,000 Einw. Manchester hat 271,000 nicht 170,000 E., Glasgow 202,400, statt 160,000, Liverpool 185,200, statt 144,000, Edinburgh 162,000, statt 140,000, Birmingham 147,000, statt 110,000, u. s. w Alle diese „Varianten" sind im Grunde unbedeutend, und schmälern den trefflichen Gehalt des Ganzen keineswegs.

Es ist unsere Absicht nicht, in der einzelnen Länder geographisch-statistische Beschreibung umständlicher einzutreten. Begnügen wir uns mit dieser Gesammt-Erörterung. Unsere Leser werden daraus schon zur Genüge entnommen haben, wie reich, wie umfassend, wie positiv das Werk: „die Erde und ihre Bewohner" ist, wie sehr es empfohlen, wie gut aufgenommen zu werden es in vollem Maße verdient.

Mannigfaltigkeiten.

Die Neger-Kolonie in Liberia.

Schon mehrmals in den frühern Jahrgängen unsers Werkes, besonders in denen von 1831 und 1832, haben wir der von der nordamerikanischen Union auf der Westküste Afrika's gegründeten Neger-Kolonie Liberia Erwähnung gethan. Bekanntlich besteht sie aus Schwarzen, die in den Vereinstaaten unter der Bedingung freigelassen worden, auf Kosten des Staats sich nach Afrika, ihrem eigentlichen Vaterlande, zu begeben, dort sich ein Haus zu bauen, Ländereien urbar zu machen, und auf solche Weise zur allmähligen Zivilisirung der in Nähe der Kolonie wohnenden eingebornen Neger-Stämme beizutragen. Sagen wir nun, in welchem Zustande diese interessante Kolonie sich gegenwärtig befindet. Wir entnehmen unsere Angaben einem Schreiben Michlins, ehemaligen amerikanischen Statthalters von Liberia.

Die Kolonie ist jetzt bereits mächtig genug, so wohl durch ihre Bevölkerung, als durch die übrigen ihr zu Gebote stehenden intellektuellen und materiellen Mittel, daß sie sich selbst genügen kann. Der Einfluß, welchen sie auf die benachbarten Stämme ausübt, ist sehr bemerklich. Im Anfang ist sie gezwungen gewesen, gegen derselben Angriffe sich zu vertheidigen. Jetzt lebt sie mit ihnen im besten Einverständnisse. Die Kolonie kann 500 wohlbewaffnete Männer ins Feld stellen, folglich einer Armee von 2000 übelbewaffneten Eingebornen wohl die Spitze bieten. Indeß benehmen die letzten sich jetzt so freundschaftlich, und kommen so zutrauensvoll nach Monrovia, Hauptstadt der Kolonie, daß man von ihnen nichts mehr zu besorgen hat, und sie zum Theil schon als Arbeiter gebraucht. Ihre Kinder sind in den Häusern der Kolonisten beschäftigt, und erhalten denselben Schulunterricht wie die der letztern.

Die öffentliche Verwaltung von Liberia ist republikanisch,

obschon sie unter Aufsicht eines von der Regierung der Vereinstaaten ernannten Statthalters steht. Richter und Geschworne (denn man hat auch die Geschwornen-Gerichte eingeführt) sind Neger. Die Rechtspflege ist streng, aber gerecht. Eine Menge schwarzer Neger-Sklaven sind vor kurzem aus Amerika angekommen. Man hat ihnen sogleich Ländereien angewiesen, welche sie mit so vielem Fleiß bebauen, daß sie sich bereits neue Kleider haben anschaffen können. Einige haben sich mit Frauen aus der Stadt verheirathet, weil ihnen die der Eingebornen nicht gut genug waren, und sie mit dergleichen Bären (wie sie ihre eigentlichen Landsleute nennen) nicht leben könnten.

Die Einwohner von Monrovia treiben mehr Handel als Ackerbau; die der andern Ortschaften dagegen beschäftigen sich fast ausschließlich mit diesem letzten. Es kommen oft Neger aus dem Innern, vom Stamme der Krahmen, nach der Kolonie, die noch immerfort Sklavenhandel treiben, und die Gefangenen, welche sie durch Ueberfälle gemacht, größtentheils an spanische und brasilianische Schiffer verkaufen. Sie kennen die Küste sehr genau, und dienen fremden Fahrzeugen oft als Lotsen. Ihre Wildheit ist so groß, daß wenn sie ihre Gefangenen nicht losschlagen können, sie denselben, nachdem sie 14 Tage oder 3 Wochen auf Käufer geharret, die Kehle abschneiden, um sie nicht länger ernähren zu müssen.

Neueste Mittheilungen über die Farör-Inseln.

Südwestlich von Island, unter 62° nördl. Breite und 9° östlicher Länge befinden sich 25 Inseln, wovon 17 bewohnt sind. Man nennt sie die Faröer. Es sind größtentheils nackte Felsen, von wildem, traurigem Ansehen, nur hier und da mit etwas fruchtbarem Erdreich bedeckt. Der sie umschließende Ozean ist fast nie ohne Stürme. Heftige Windstöße sind auf ihnen so alltäglich, daß man sie kaum bemerkt. Sie erzeugen weder Bäume noch Gesträuch. Die

Zur Sammlung der Archive der ehemaligen Republik Venedig in einem einzigen Gebäude hat die Regierung 500,000 Lire (230,000 fl.) bestimmt, und zwar zu dem Zwecke, um Nachforschungen zu erleichtern, und die sorgfältige Erhaltung dieser kostbaren Aktenstücke zu erleichtern. Sie befinden sich in dem weitläufigen Kloster Frari, und in der dazu gehörigen Kirche, die beinahe ganz neu ausgebaut worden. Zwei Jahre sind hinlänglich gewesen zur Ausführung dieses großen Unternehmens, und die Stadt Venedig hat jetzt die beträchtlichsten und ältesten Archive in ganz Europa.

Diese Anstalt, Archivio Generale genannt, besteht aus 298 Sälen und Gängen, deren Wände von oben bis unten mit Schränken bedeckt sind, worin die Aktenstücke niedergelegt werden sollen. Ständen diese Schränke dicht neben einander, würden sie eine Linie von 77,238 Fuß, oder von beinahe 5 geographischen Stunden einnehmen.

Demungeachtet hat man noch nicht hinlänglichen Platz gefunden, um die 8,664,709 Bände oder Hefte, welche die Gesammtmasse der Aktenstücke dieser Anstalt bilden, aufzustellen, weshalb sie noch zum Theil in 1890 verschiedenen Archiven zerstreuet sind. Man würde nicht weniger als tausend Schreiber brauchen, die täglich acht Stunden arbeiten müßten, um diese Aktenstücke in Zeit von 734 Jahren, oder 22 Menschenleben, abzuschreiben.

Vorausgesetzt, daß jeder Band oder jedes Heft nur 80 Blätter enthalte, und jedes Blatt 16 Zoll lang und 9 Zoll breit sei, würden die 8,664,709 Bände aus 693,176,720 Blättern bestehen. Würden alle diese Blätter aufgeschlagen

---

und Verkehrs der Stadt Venedig ausgegeben, belaufen sich (ohne die 800,000 Lire für den Hafen Malomocco, welcher der eigentliche Haupthafen Venedigs ist) nach Balbi's Berechnung, welche er offiziellen Aktenstücken entnommen, auf 21,733,254 österreichische Lire, oder 8,917,034 fl. rh.

und aneinandergefügt, könnte man daraus ein 1,444,800,000 Fuß langes und 16 Zoll breites Band bilden.

Da nun nach Littrow's Berechnung, in seinem vortrefflichen Werke: „Der Himmel, seine Welten und Wunder, oder populäre Astronomie,“ *) die Erde längs dem Aequator einen Umfang von 123,345,700 Pariserfuß hat, würde jenes Papierband der Archive von Venedig 11 1/30 mal die Erde umschlingen.

Die in Rede stehenden Dokumente geben nicht weniger als 1,386;400 Ries Papier von 16 Zoll Länge, 9 Zoll Breite und 6 Zoll Dicke. Man könnte davon eine Pyramide aufführen, von der jede Seite am Fuße 68 Fuß lang und die 428 Fuß hoch sein würde. Sie würde also dieselbe Höhe haben, wie die von Cheops, das größte Denkmal dieser Art, welches die Menschen je aufgeführt haben.

Länge und Größe der chinesischen Mauer.

Dr. Gutzlaff, derselbe, welcher als Arzt an der „Reise längs den Küsten Chinas, zur Anknüpfung näherer Handels-Verbindungen zwischen Großbritannien und diesem Lande,“ (wovon wir in den Theilen XI und XII des Jahrgangs 1833 unsers Werkes Rechnung abgelegt) thätigen Antheil genommen, äussert sich folgendergestalt über Größe und Beschaffenheit der vor etwa 2000 Jahren zum Schutz gegen die Mogolen und Tataren erbauten merkwürdigen chinesischen Grenzmauer:

„Ihre Grundlagen bestehen aus ungeheuern Felsblöcken, die mit einem sehr festhaltenden Kitt verbunden sind. Der über die Erde emporragende Theil der Mauer dagegen ist von Backsteinen erbauet. Umschließt sie Felsen, die sich zu Pferde nicht ersteigen lassen, so ist sie nur 15 bis 20 Fuß

*) M. s. die kritische Revue im eilften Theile des Jahrgangs 1834 unsers Werks.

hoch, durchschneidet sie dagegen Thalgelände oder Flüsse, so erhebt sie sich bis auf 30 Fuß, und ist noch überdem mit großen viereckigen Thürmen besetzt.

„Ein schotländischer Gelehrter, Barrow, hat berechnet, daß sie 1500 Meilen (500 geogr. Stunden) lang sei, und so viel Baustoff enthalte, daß man damit eine eben so große Menge Häuser, Kirchen, Paläste ꝛc. aufführen könnte, als gegenwärtig in Großbritannien vorhanden sind. Um die Richtigkeit seiner Berechnung zu beweisen, sagt er: Es gibt in England und Schottland 1,800,000 Gebäude, wovon jedes im Durchschnitt aus 2000 Fuß Mauerwerk besteht. Die chinesische Mauer bietet eben so viel dar, als die ganze obige Summe, ihre Thürme nicht einmal mit inbegriffen, aus denen man eine eben so große Stadt, als London, erbauen könnte. Mehr noch, verminderte man die Höhe der chinesischen Mauer auf 12 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke, könnte man damit den ganzen Erdball, längs dem Gleicher (Aequator) umschließen!!“

Der große kaiserliche Kanal, in China, ist in seiner Art eben so ungeheuer, als jene Mauer. Er übersteigt alle die zahlreichen Hindernisse, welche auf der vorgezeichneten Linie sich ihm entgegengestellt, und dringt mehr als 200 Stunden weit in des Landes Inneres. Dr. Morrison versichert, daß mehr als 170,000 Menschen zu seinem Bau gebraucht worden sind.

Mittlere Temperatur in Lissabon, Madrid und Rom.

Diese drei Städte, die nicht unter derselben Breite, sondern in steigendem Verhältniß die eine von der andern immer anderthalb Grad höher ligen, bieten durch ihres Klimas Gleichförmigkeit (mit Ausnahme des Wärmestandes in einem Theile des Winters, ein merkwürdiges Temperatur-Phänomen dar, das bemerkt zu werden verdient.

Der mittlere Wärmestand in	Lisboa,	Madrid,	Rom,
ist unter	38°43′	40°25′	41°53′
im Winter	11,7°	6,5°	7,7°
im Frühling	15,5	14,3	14,3
im Sommer	21,9	24,3	24,0
im Herbst	16,9	14,5	17,1
Mittlere jährliche Wärme	16,5	14,9	15,8
im heißesten Monat . .	22,5	25,6	25,0
im kältesten	11,0	5,9	5,7°
Verschiedenheit zwischen dem heißesten u. kältesten Monat	11,5	19,7	19,3

Bevölkerung und Verkehr von Singapur.

Die erst 1818 gegründete, und 1824 von der niederländischen Regierung der englischen abgetretene Kolonie Singapur, bestehend aus der Stadt dieses Namens, und ihrer Umgebung, ligt am äussersten mittäglichen Ende der Meerenge von Malakka, unter 1° 17′ 22″ nördlicher Br. und 103° 50′ 45″ östl. L. von Greenwich. Die Insel ist 9 Stunden lang und 5 Stunden breit. Sie hat eine Oberfläche von 270 englischen Geviertmeilen. Die Herrschaft der Briten erstreckt sich jedoch nur über 100 Geviertmeilen. Es gehören dazu noch 50 unbebauete Eilande. Singapur ist vom Festlande durch die schmale Meerenge gleiches Namens geschieden, die nirgends über fünf Minuten breit ist. Ehemals war dieser Kanal die Hauptstraße, welche die von Indien nach China gehenden Schiffe verfolgten. Südlich von Singapur, in einer Entfernung von drei Stunden zieht sich eine Reihe unbebauter Inseln hin, die von einem wilden Stamme, dessen Namen man bis jetzt nicht einmal kennt, bevölkert werden. Durch diesen breiten Kanal geht jetzt die Schiffahrt, die sehr bedeutend ist.

Die Stadt Singapur hat regelmäßige Straßen, aber

Häuser von allen Formen. Nach ihrer Gründung wurde sie anfänglich von Malaien bewohnt, die zugleich Fischfang und Seeräuberei trieben. Bei der Uebergabe an England bestand ihre Bevölkerung aus 10,689 Seelen. Die Zählung von 1827 gab 13,732 Individuen, wovon nur 187 Europäer (169 Männer und 18 Frauen). Unter den übrigen Einwohnern waren die Chinesen die zahlreichsten, nämlich 6088 (5747 Männer und 341 Weiber). Malaien zählte man 4790 (2501 Männer und 2289 Weiber. Der Ueberrest bestand aus 88 eingebornen Christen, 19 Armeniern, 18 Arabern, 777 Malebaren, 244 Hindus, 7 Siamern, 1242 Bughis, 267 Jawaner und 5 afrikanischen Negern. — Am 1. Januar 1830 belief sich die Bevölkerung auf 16,634 Personen, wovon 12,213 männlichen und 4421 weiblichen Geschlechts.

Das Klima von Singapur ist warm aber gesund. Der Stand des Thermometers von Fahrenheit ist gewöhnlich zwischen 71 und 89 Grad (17^0 32′ — 25^0 31 Réaumur). Da die Entfernung vom Gleicher (Aequator) nur 27 Stunden beträgt, ist der Jahreszeiten Wechsel wenig bemerklich. Man hat weder Sommer noch Winter, sondern beinahe durchgehends dieselbe Witterung. Die Regengüsse dauern nicht lange, treten auch nicht regelmäßig ein, sondern haben viele Aehnlichkeit mit unsern Gewittern. Die vorzüglichsten Kaufleute sind Briten: es gibt jedoch auch einige gute chinesische Handlungshäuser. Fast alle Krämer und Handwerker sind Chinesen. Die jährliche Einwanderung aus China besteht im Durchschnitt aus 5000 erwachsenen Personen, wovon jedoch nur etwa 1000 in Singapur bleiben, während die übrigen sich nach anderen in der Nähe befindlichen niederländischen, englischen und malaiischen Niederlassungen begeben. Die Malaien sind entweder Fischer oder Zimmerleute. Es werden täglich zwei Märkte gehalten, auf denen man Früchte, Gemüse Getreide, Fische, lebendige Schweine und grüne Schildkröten feilbietet.

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neueſten Weltkunde“ erſcheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei ſolcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang beſteht alſo aus vier ſtarken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man ſich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlaſſen. Man abonnirt ſich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Poſtämtern in ganz Deutſchland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neueſten Weltkunde beſtehen darin, raſch, treu, wahr, unparteiiſch in ihren Rahmen Alles zu umfaſſen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges ſich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu ſtellen, was bei allen ziviliſirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Intereſſe erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt iſt unter folgenden Rubriken begriffen:

Philoſophie. — Moral. — Geſchichte im ausgedehnteſten Begriff. — Reiſen und geographiſche Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortſchritte der Ziviliſation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft. — Statiſtik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbeſſerungen. — Naturgeſchichte. — Wiſſenſchaft in allen ihren Verzweigungen (Aſtronomie, Phyſik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literariſche Abhandlungen. — Ausländiſche Literatur. — Kunſt-Erzeugniſſe. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google